
Wissenschaftskolleg
zu Berlin
Jahrbuch 1984/85

WISSENSCHAFTSKOLLEG

- INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY -
ZU BERLIN

JAHRBUCH 1984/85

SIEDLER VERLAG

Inhaltsverzeichnis

PETER WAPNEWSKI

Das vierte Jahr

9

Antike Philosophie

JONATHAN BARNES

The Logical Investigations of Chrysippus

19

JACQUES BRUNSCHWIG

Aristotle on Arguments without
Winners or Losers

31

MICHAEL FREDE

Zum Begriff der Philosophiegeschichte

41

GUNTHER PATZIG

Wilhelm von Humboldts
»kopernikanische Wende« in der
Sprachbetrachtung

55

Drama

PETER JELAVICH

Satiriker in der Sackgasse

- Das Berliner Kabarett der Weimarer Ara -

71

HERTA SCHMID

»Zwei zu eins« -

eine charakteristische Dialogkonstellation im absurden
Theater, untersucht an Mrozeks *Na peiny m morzu* und
Pinters *The Birthday Party*

85

LAURENCE SENELICK
A False Tradition? Chekhov and the
Moscow Art Theatre
105

JURIJ STRIEDTER
Erwartung und Bildung in Cechovs
»Drei Schwestern«
115

Thermodynamik

JOSEPH KESTIN
Irreversible Thermodynamics
131

JOHN M. PRAUSNITZ
Thermodynamics of Complex Fluid
Mixtures
151

R.S. RIVLIN
On Constitutive Functionals
163

KRZYSZTOF WILMANSKI
Thermodynamics of Non-Newtonian
Fluids
179

Politische Ökonomie

KLAUS FOPPA und BRUNO S. FREY
Menschliches Handeln:
Entscheidungsvorbereitung und
subjektiver Möglichkeitsraum
203

BRUNO S. FREY und HANNELORE WECK-HANNEMANN
Entwicklungshilfe und Internationale
Politische Ökonomie
215

DOUGLAS A. HIBBS, Jr.
Macroeconomic Policies and Performance
in the United States During President
Reagan's First Four Years
227

LEON N. LINDBERG
Political Economy, Economic
Governance, and the Coordination of
Economic Activities
241

Bach-Jahr

LUDWIG FINSCHER
Bach im 18. Jahrhundert
259

WOLFGANG RIHM
Musikalische Freiheit
277

ALEIDA und JAN ASSMANN
Der Nexus von Überlieferung und
Identität
Ein Gespräch über Potentiale und Probleme des
Kanon-Begriffs
291

LAWRENCE M. FRIEDMAN
Legal Culture and Expectations of Justice
303

JERZY HOLZER
Der Weg ohne Ausweg.
Politische Konzeptionen des
polnischen Judentums 1918-1939
315

F. W. KORFF
Wie kann man Propellerlärm verringern?
325

PETER MACHINIST
The Assyrians and Their Babylonian
Problem: Some Reflections
353

CHRISTIAN MEIER
Die Griechen und die Andern
365

HENNING RITTER
Das Weltbild eines Virtuoso
John Aubrey (1626-1697)
381

JUTTA SCHERRER
Zur politischen Kultur der »linken Bolschewiki«
393

ERIC STEIN
Uniformity and Diversity in the American
Federal System: a Pattern for Analysis
409

JAN SZCZEPANSKI
Gesellschaft - Person - Individualität
423

PERCY H. TANNENBAUM
The Mass Media as Vicarious Experience
Or If a Tree Falls in the Forest and It is not Shown
on Television, Did the Tree Really Fall?
431

EDNA ULLMANN-MARGALIT
Opting: The Case of »Big« Decisions
441

NIKE WAGNER
Vom Künstler und seiner Gräfin
Zur Typologie des Hohen Paars
455

AUTOREN des Bandes
473

Peter Wapnewski
Das vierte Jahr

I. Das Allgemeine

1) Das Wissenschaftskolleg wächst allmählich heraus aus der juvenilen Phase der diskutierenden Selbstbefragung, Sinnerörterung, Zweckbegründung, und sein Selbstverständnis nähert sich dem Selbstverständlichen und seiner pragmatischen Solidität. Das aber heißt, das Resümee eines Jahres und Jahrgangs kann sich dispensiert fühlen von der Pflicht zu beharrlicher Grundsatzzerwägung und sich konzentrieren auf den sachlichen Bericht. Denn das >Problematische(ist hinreichend abgehandelt in den Einleitungen zu den Jahrbüchern eins bis drei, und es hat mittlerweile ein gut Teil seiner Probleme abgestreift oder aber sie als zum Wesen einer solchen Institution gehörig anerkannt.

2) Die Zahl der Fellows hat sich wieder gesteigert, so wollte es die Planung, die für das vierte Jahr 35 Stipendiaten vorsieht. Zu ihnen sind noch einige Gäste zu zählen, - ihr Status unterscheidet sich von dem des regulären Fellows vor allem dadurch, daß sie dem Kolleg nicht für die volle Zeit des akademischen Jahres angehören, ihm im übrigen aber gebend und nehmend verbunden sind nicht anders als ihre Fellow-Kollegen. Gliedert man auf nach der Nationalitäten-Statistik, so ergeben sich die folgenden Zahlen:

Es dominieren die Bundesdeutschen (13) und die US-Amerikaner (12). Die übrigen Gruppen schließen sich dem auf unerwünschte Weise disproportioniert an• nämlich drei Polen; und je ein Repräsentant der Wissenschaft Großbritanniens, Israels, Frankreichs, Österreichs und der Schweiz. Daß der Nahe und Ferne Osten, daß Südamerika bisher so spärlich vertreten sind, widerspricht durchaus der Absicht unserer Planungen und entzieht sich weitgehend rationaler Erklärung. Das Gleiche gilt für einige europäische Nationen wie Spanien oder Griechenland. Zu den negativen Posten dieser Bilanz zählt wiederum die Ergebnislosigkeit unserer Bemühung um Kollegen aus der DDR, auch aus anderen osteuropäischen Ländern. Wir werden weiter beharrlich um sie werben.

3) Eine andere Statistik gilt dem Alter; die dritte dem Geschlecht der Fellows. Wir sind nachdrücklich bestrebt, auch junge Wissenschaftler zu gewinnen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß in vielen Fällen ihre Reputation verständlicherweise noch nicht fixiert, das Urteil der Fachgenossen

Was die Fellow-Wohnungen angeht, so ist der gegenwärtige Zustand insofern mißlich, als sie verstreut und dem Kolleg nicht immer nah genug gelegen sind. Damit verzichtet unser Institut notgedrungen auf die Vorzüge eines Campus, die in dem nicht forcierten sondern selbstverständlich herbeigeführten Kontakt aller mit allen bestehen. Das soll sich zum Besseren wenden, denn wir dürfen hoffen, daß zu den neu geschaffenen Arbeitsplätzen (Studios) im Nachbar-Neubau noch im gleichen Jahre 1986 ein Wohnkomplex entsteht, der es erlaubt, nahezu sämtliche Fellow-Familien in einer Distanz von Fünf-Gehminuten zum Mutterhaus in der Wallotstraße anzusiedeln.

Doch streifen diese Überlegungen bereits das Kapitel zum »Besonderen« und, da das erwähnte Wohnungs-Projekt nur zustandekommen kann dank dem helfenden Entgegenkommen der Senatsdienststellen, auch das Kapitel »Ausblick«.

II. Das Besondere

1) Die wissenschaftliche Arbeit und damit die *raison d'être* des Kollegs wurde im vierten Jahr stärker noch als in den Jahren zuvor akzentuiert durch Gruppenbildung, das heißt durch die sich um bestimmte und lang vorausgeplante Schwerpunkte und Interessensfelder sammelnden forschenden, diskutierenden, referierenden Aktivitäten. Dabei handelte es sich um die folgenden Gruppen:

Antike Philosophie; Thermodynamik; Politische Ökonomie; Musik (vor allem im Bach-Jahr); sowie Geschichte und Wesen des europäischen Dramas.

Diese Arbeitskreise setzten sich aus drei bis fünf Teilnehmern zusammen, im einzelnen fluktuierte die Zahl gemäß der Fluktuation der Interessen. Aus ihrer Mitte bildeten sich wie schon in früheren Jahren und gewissermaßen mit organischer Notwendigkeit Pläne für Symposien (Konferenzen, Work-Shops, Colloquien), die sich in Realität umsetzen konnten, - nicht zuletzt dank der Förderungswilligkeit von Stiftungen und dem Kolleg wohlgesonnenen Institutionen. An ihnen nahmen neben den sie initiiierenden Fellows viele Fachkollegen von den Berliner Universitäten, aus der Bundesrepublik und dem Ausland teil. Im einzelnen handelte es sich um (in Klammern die Namen der vorbereitenden und die Tagung leitenden Wissenschaftler):

»Kanon und Zensur« (Aleida und Jan Assmann).

»Menschliches Verhalten. Möglichkeiten und Grenzen einer ökonomischen und psychologischen Betrachtungsweise und die Chancen einer Integration« (Klaus Foppa, Bruno Frey).

also zurückhaltend ist. Zum andern ist es eben die desolate Situation im Bereich der akademischen Karriere, die junge Wissenschaftler hindert, sich für ein Jahr im Wissenschaftskolleg zu entscheiden: ihre Abwesenheit könnte dazu führen, daß man sie an ihrem bisherigen Arbeitsplatz verdrängt oder vergißt. Unter solchem Aspekt muß das vierte Jahr als ein relativ >junges< gewertet werden: vier der Fellows waren unter 40, weitere neun unter 45, sie drückten den statistischen Durchschnitt auf 49 Jahre.

Wenn ich schließlich bedauere, daß nur fünf der Fellows weiblichen Geschlechts waren, so möchte ich dem hinzufügen, daß wir bei der Auswahl vergleichbaren (und möglicherweise auch in den Motiven ähnlichen) Schwierigkeiten gegenüberstehen wie bei der Suche nach Nachwuchs-Wissenschaftlern. Auch in dieser Sache werden unsere Bemühungen nicht nachlassen und wir haben den Ehrgeiz, wenigstens in unserem kleinen Bereich die erbärmliche Relation weiblicher und männlicher Professoren an den deutschen Universitäten zu konterkarieren.

Schließlich sei angemerkt, daß zehn der Fellows mit ihren Familien gekommen sind, und häufig belebten und erfreuten zwanzig meist sehr kleine Kinder in heiterer Unschuld mittags oder abends die ihnen mit wohlwollender Aufmerksamkeit zugewandte Tafelrunde.

4) Die Finanzierung des Kollegs ist nach wie vor nicht dauerhaft gesichert, das heißt, es ist nicht gelungen, einen Platz auf der sog. »Blauen Liste« zu erringen, die jene wissenschaftlichen Institutionen aufführt, zu deren Finanzierung sich Bund und Länder gemeinsam verpflichten. Den Zugang zu diesem ersehnten Status hat der Bundesfinanzminister aus an sich nicht unverständlichen Erwägungen grundsätzlich gesperrt. Um so mehr Anlaß besteht, dem Senat des Landes Berlin und dem Bundesministerium für Forschung und Technologie dankbar zu sein für ihre das Kolleg und seine Arbeit tragenden Zuwendungen. Mit ihnen können wir auch in Zukunft rechnen.

5) Die räumlichen Gegebenheiten des Kollegs sind zwar nicht bedrängend aber doch nach wie vor unzulänglich. Und zwar sowohl, was die Arbeitsmöglichkeiten der Fellows und der Mitarbeiter, wie was die Wohnungen angeht. Auch hier aber ist Grund, sich zuversichtlich zu äußern. Der nachbarliche Neubau Wallotstraße 21 wächst sichtlich und eindrucksvoll, die Belästigung durch den Arbeitslärm hält sich in den Grenzen des Zumutbaren, und wir dürfen mit der Fertigstellung im Sommer des Jahres 1986 rechnen. So daß der nächste Jahrgang dann bereichert wird durch drei weitere Appartements, achtzehn Studios und einen Konferenzraum. Außerdem wird es der Arbeit des Hausmeisters und also der Wohlfahrt der Fellows zugute kommen, daß er in dem neuen Haus seine Wohnung bezieht.

»Dramatische und theatralische Kommunikation: Text - Konkretisation - Situation« (Peter Jelavich, Herta Schmid, Laurence Senelick, Judi Striedter).

»Das Buch Z der Metaphysik des Aristoteles« (Michael Frede, Günther Patzig).

»Economists as Policy Intellectuals« (Leon Lindberg).

»Comparing Legal Cultures« (in Zusammenarbeit mit der FU: Lawrence Friedman, Hubert Rottleuthner).

»Miatherm 85 Berlin - Meeting on Interdisciplinary Aspects of Thermodynamics« (in Zusammenarbeit mit der TU: Joseph Kestin, Wolfgang Muschik, John M. Prausnitz, Ronald Rivlin, Krzysztof Wilmanski).

»Bach in der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts« (in Zusammenarbeit mit den BachTagen Berlin: Ludwig Finscher, Joshua Rifkin, Wolfgang Rihm, Günther Wagner).

»Morphologie des Verhaltens« (Arbeitstagung der Wilhelm Wundt-Gesellschaft: Klaus Foppa).

2) Gemäß tradiertem Brauch hielten überdies 25 Fellows einen Vortrag, der je nach Wunsch und Temperament des Vortragenden einer unbegrenzten oder auf Fachkollegen begrenzten Öffentlichkeit zugänglich war und sich als abgeschlossenes Referat oder als Werkstattbericht präsentierte. Darüber hinaus wurde unser Programm bereichert durch eine Reihe von Gastvorträgen uns besuchender Wissenschaftler.

Womit schon der Schritt getan ist, der die eher der Askese zugeneigte forschende Ebene verbindet mit einer der geselligen und gesellschaftlichen Lebenszugewandtheit. Nicht wenige illustre Gäste ehrten das Haus durch ihren Besuch, unter ihnen der japanische Staatsminister Nakanishi, der sich im Gespräch orientieren wollte in Sachen des zu gründenden deutsch-japanischen Zentrums. - Der Komponist Josef Tal, Fellow des zweiten Jahrgangs, stellte seine im Kolleg konzipierte Autobiographie (»Der Sohn des Rabbiners«) vor. Eines seiner Werke wurde anlässlich der Buchpräsentation von Catherine Gayer gesungen. - Auch war es uns eine Ehre, dem Philosophen Carl Hempel (ebenfalls Fellow des zweiten Jahrgangs) ein Essen zu geben anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die FU. - Lothar Ledderose, Fellow des dritten Jahrgangs, war der verantwortliche Planer und wissenschaftliche Organisator der als sensationell gewerteten China-Ausstellung im Gropius-Bau (»Schätze aus der verbotenen Stadt«), von deren Glanz auch ein Strahl auf die Wallotstraße fiel. Schließlich krönte zum Ende des Sommers der Besuch des Bundespräsidenten dieses Jahr: Am 22. Juli empfing aus seiner Hand und geehrt durch eine ebenso private wie wiederum kompetente Laudatio Leo Löwenthal, Professor der Soziologie in Berkeley und letzte Säule der Frankfurter Schule, das Große Bundes-

verdienstkreuz. Was dem Bundespräsidenten Gelegenheit gab, anschließend das Mittagessen mit den Fellows einzunehmen und sich inmitten der intellektuell-humanen Atmosphäre des Hauses wohlfühlen.

3) Schließlich sei erwähnt, daß das Wissenschaftskolleg - wann immer möglich - seine Räume für Sitzungen und Tagungen externer wissenschaftlicher Institutionen und administrativer Gremien zur Verfügung zu stellen sich nicht scheut. Doch muß mit gebotener Behutsamkeit angedeutet werden, daß es in diesem Jahr zuweilen ein Übermaß an Besuchern und Gästen gab. Wir müssen Sorge tragen, daß wir uns nicht verausgaben mit Konzessionen dieser Art, die schließlich dazu führen können, daß anlässlich mancher Mahlzeit die >echten< Hauszugehörigen in der Minderzahl sind, - was den sozialen Sinn des gemeinsamen Essens aufhebt.

Hochwillkommen sind uns immer die Altfellows. Sie haben sich mittlerweile zu einem e.V. zusammengeschlossen (was aus rechtlich-finanziellen Gründen unvermeidbar war) und einige von ihnen besuchten, freudig wiedererkannt, das den akademischen Jahresabschluß markierende Sommerfest (am 12. Juli).

4) Fortgesetzt wurde auch unser bescheidener aber nicht unwichtiger Beitrag zu einer die bildenden Künste fördernden hausinternen Kulturpolitik: Wieder stellten einige junge Berliner Maler in den nach solcher Ergänzung verlangenden Räumen der Wallotstraße 19 ihre Bilder aus: Detlev Friedrich, Kurt Hoffmann und Sigrid Truetsch.

III. Veränderungen

1) Es waren nicht nur die äußeren Gründe wechselseitiger zeitlicher Abstimmung, die es uns nahelegten, den Stiftungsrat wie die Mitgliederversammlung des e.V. zu Sitzungen am gleichen Tage einzuladen (20. Juni). Auf diese Weise trafen sich die für das Kolleg Verantwortlichen zu Gesprächen auch außerhalb der Tagesordnung, sie konnten überdies die Mitglieder des »Freundeskreises des Wissenschaftskollegs zu Berlin« kennenlernen, einer Kongregation, die sich auf die dankenswerte Initiative der Stiftungsratsmitglieder E.H. Bernhard Plettner und Edzard Reuter zusammengefunden hat, um dem Kolleg Förderung zugute kommen zu lassen, die von der Öffentlichen Hand nicht gewährt werden kann. Am Vorabend ergab sich Gelegenheit, am nach außen hin sichtbaren geistigen Leben des Hauses teilzunehmen durch den Besuch des Vortrags, den der Althistoriker Christian Meier »Zur anthropologischen Dimension der Geschichte« hielt unter dem Thema: »Die Griechen und die Andern«.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Gremien des Kollegs (Mitgliederversammlung des e.V.; Stiftungsrat; Wissenschaftlicher Beirat; dazu der Freundeskreis und die Altfellows) ihm immer wieder Anlaß geben zur Dankbarkeit für die nicht nur Loyalität beweisende sondern durchaus Sympathie und Freundschaft manifestierende, beratende, stützende und ermutigende Hilfe. Ein Dank, der nicht minder den offiziellen Instanzen gilt, vor allem dem Senator für Wissenschaft und Forschung und seinen Mitarbeitern.

2) Die aus der Sicht des Rektors - und gewiß nicht nur der seinen - wichtigste Veränderung betraf die innere und administrative Struktur des Kollegs in Form der Mitarbeit eines zweiten Permanent Fellow. Wolf Lepenies hat dieses Amt im September 1984 angetreten, seine Präsenz hat das innere Leben der Institution in entscheidendem Maße geprägt und dafür gesorgt, daß ihr Zentrum das wissenschaftliche Gespräch blieb, und daß dieses Zentrum wesentlich zunahm an Intensität und Ausstrahlung.

Es bestand die solide Hoffnung, im Laufe dieses Jahres nun auch das dritte Ständige Mitglied definitiv zu gewinnen. Von Albrecht Dold, Heidelberg, hatten wir uns die Stärkung und Konsolidierung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Ambitionen des Kollegs erhofft, doch entschloß er sich zu unserer Enttäuschung, den Ruf an das Kolleg und den des Senators an die FU schließlich abzulehnen.

Das Haus wird also eine andere Wahl vornehmen müssen, bis dahin wird die naturwissenschaftliche Seite abgedeckt durch eine Verstärkung der Einladungen aus diesem Bereich und durch die Beratertätigkeit, die der Biologe Gunther Stent (Berkeley) - in den nächsten drei Jahren für mehrere Monate regelmäßiger Gast am Wissenschaftskolleg - ausüben wird, eine Regelung, die der Wissenschaftsrat in seinem Gutachten 1982 vorgeschlagen hatte.

IV Probleme

1) Die Colloquien, bisher in schon zur Gewohnheit gewordener Regelmäßigkeit am Mittwoch-Abend abgehalten, verfolgen nicht einen sondern mehrere Zwecke, die sich, wie die Erfahrung zeigt, nicht leicht vereinbaren lassen. Zum einen wollen sie Werkstattbericht sein, ein Fellow versucht, den anderen Fellows vorzuführen, was sein Fach, sein Thema, der gegenwärtige Stand seiner Forschung ist. Zum andern aber hat das intellektuelle Berlin ein lebhaftes und uns ehrendes Interesse daran, an dieser Arbeit teilzunehmen. So war es denn bisher Brauch, zu den Colloquien die (nicht nur fachgelehrte) Öffentlichkeit einzuladen. Was den Vortragenden immer wie-

der dazu verleitete, einen perfekten Vortrag anzubieten, der zwischen der Scylla der Expertenformel und der Charybdis populärer Aufklärung seinen gefährdeten Kurs suchte. Das konnte nicht immer gut gehen, und wir wollen demgemäß unser Konzept ändern: wollen die allgemeinen Veranstaltungen (auf die Berlins akademische Öffentlichkeit Anspruch hat) auf eine vernünftige Zahl beschränken, wollen stattdessen die internen Colloquien vermehren und ihnen die ihnen gebührende Arbeitsatmosphäre der intimen gelehrten Debatte geben.

2) Es ist dem vierten Jahrgang zu danken, daß er mein Resümee von der Aufzählung weiterer Probleme entbindet: Es gab sie nicht. (Sieht man ab von Schwierigkeiten im Einzelfall, die keine generelle Erwähnung verdienen und keine Generalisierung erlauben). Daß die deutlich bezeugten wechselseitigen Sympathien und Freundschaften unter den Fellows auch zu lebhafter Reisetätigkeit - gelegentlich in kleinen Gruppen - ermutigte, wird uns Gelegenheit geben, die Präsenz-Pflicht und ihre Handhabung erneut zu überdenken.

V. Ausblick

1) Im kommenden - fünften - Jahr wird die im Planungskonzept vorgesehene Endzahl erreicht sein: 40 Fellows. Es wird diese Größe den einen als überzogen, anderen als angemessen oder gar noch steigerungsfähig erscheinen: wir werden mit ihr leben.

Diese Fellows werden aus vierzehn Ländern zu uns kommen, und endlich wird auch die sog. zweite und dritte Welt merklich vertreten sein.

Die Einladungen gruppierten sich gemäß den Vorstellungen des Wissenschaftlichen Beirats um die folgenden Schwerpunkte:

Naher Osten. - Soziale Gerechtigkeit und soziale Verteilung. - Architekturgeschichte (im Wechselbezug zur Internationalen Bauausstellung - IBA - Berlin). Ferner eine Gruppe von Biologen und Medizinern, eine andere von Literaturwissenschaftlern, - und schließlich, wie gewohnt und bewährt, eine Anzahl >freischwebender< Gelehrter unterschiedlicher Disziplinen.

2) Auch für das Akademische Jahr 1986/87 hat der Wissenschaftliche Beirat (er besteht z.Zt. aus 16 Mitgliedern, sie kommen aus neun Nationen) seine Zeichen gesetzt. Als Forschungsfelder zeichnen sich ab: Oil Wealth and State Formation. - Theorie des Materials. - Nonlinear Dynamics. -

In den dann folgenden Jahren sollen behandelt werden:

Culture of Science 1860-1930. - Biorhythmen. - Entstehungsgeschichte der Erde. - Ethik der Medizin. - Quantenmechanik und Wissenschaftsgeschichte.

3) Das Wissenschaftskolleg zu Berlin hat, das festzustellen ist nach dem vierten Jahr erlaubt - mittlerweile seinen festen und einsehbaren Platz in der akademischen Welt und der Scientific Community. Diese Feststellung gibt ihm keinen Anlaß zu Überheblichkeit, bescheidenes Recht zu schlichtem Stolz und die Chance zur schönen Pflicht der Dankbarkeit.

Antike Philosophie

Es war ein durchaus »fruchtbringender« Gedanke, den die Leitung des Wissenschaftskollegs faßte, nämlich einen größeren Schwerpunkt für antike Philosophie für das Jahr 1984/85 zu bilden, als feststand, daß M. Frede (Princeton) und ich in dieser Zeit dort versuchen wollten, gemeinsam einen Kommentar zum - zentralen - Buch Z der »Metaphysik« des Aristoteles zu schreiben. Eingeladen wurden J. Barnes (Oxford) und J. Brunschwig (Paris). Gisela Striker (Göttingen), die auch eingeladen war, konnte leider nicht kommen. J. Barnes wollte die Zeit in Berlin vor allem für seinen Beitrag über stoische Logik für die »Cambridge History of Hellenistic Philosophy« nutzen, J. Brunschwig seine 1967 begonnene Edition der Aristotelischen »Topik« abschließen. Neben der normalen Arbeit am je eigenen Schreibtisch entwickelten sich aus der Natur der Sache schnell geeignete Kooperationsformen: Der Metaphysik-Kommentar wuchs in vier bis fünfwöchentlichen Sitzungen der beiden Autoren heran; Jonathan Barnes und Michael Frede saßen regelmäßig mit Vergrößerungsgläsern über Handschriften von Galens »Institutio logica«; und jeden Dienstag nachmittag trafen sich alle Mitglieder des Schwerpunkts zu Sitzungen, in denen reihum Probleme und Ergebnisse der täglichen Arbeit besprochen wurden, öfters mit Gästen (u.a. Marjorie Grene, André Laks, Paul Moraux*, Gisela Striker, Dan Morrison, Theodor Ebert). Diese Sitzungen waren Höhepunkte unseres Jahres am Kolleg: Manchmal gelang es mit vereinten Kräften, ein besonders dorniges Problem einleuchtend aufzulösen, in jedem Fall war der Einblick in Gegenstand und Methoden der Arbeit der Kollegen, Werkstattgespräch also im besten Sinne, lehrreich, oft geradezu faszinierend.

In der ersten Juni-Woche konnten Michael Frede und ich die Erstfassung unseres Kommentars auf einem Symposium zur Diskussion stellen, das die Deutsche Forschungsgemeinschaft großzügig finanzierte. Neben der »Kolleg-Mannschaft« nahmen acht weitere Experten aus fünf Ländern teil. Die Ergebnisse dieser Diskussion sind natürlich für unsere Endfassung des Textes höchst förderlich gewesen.

So haben wir in gleichsam wachsenden Ringen gearbeitet und kommuniziert; der äußere Ring war das Gremium aller Mitglieder des Kollegs. Auch hier machten wir die Erfahrung, daß die täglichen Gespräche mit kompetenten Fachleuten aus vielen Disziplinen und Ländern die eigene Arbeit am konkreten Gegenstand, die doch immer die Hauptsache bleibt, in vielfacher, freilich nicht vorprogrammierbarer Weise beflügeln.

Wir sind dem Wissenschaftskolleg dankbar, daß es den Gedanken interessant fand, das Kolleg für ein Jahr zu einem Zentrum der Forschung auch für antike Philosophie zu machen, dankbar auch den Mitarbeitern, vor allem der Bibliothek und des Sekretariats dafür, daß sie für ideale Arbeitsbedingungen sorgten. Wie wir sie genutzt haben, darüber werden andere urteilen, wenn die Ergebnisse des Jahres gedruckt vorliegen.

* Von dessen plötzlichem und allzu frühem Tod im September 1985 wir mit Betroffenheit und Trauer erfahren haben.

Unsere Beiträge zum »Jahrbuch« gehen auf keine Verabredung zurück, passen aber doch recht gut zusammen: Jonathan Barnes legt etwas vor, das auf einer denkwürdigen Dienstag-Sitzung Verhandlungsgegenstand war. Jacques Brunschwigs Beitrag gibt eine klare Vorstellung davon, worum es Aristoteles in der »Topik« gegangen ist. Michael Fredes grundsätzliche Reflexionen über Philosophiegeschichte skizzieren einen Begriffsrahmen, in den sich alle unsere Arbeiten sollten einzeichnen lassen. Mein Vortrag über Humboldts Sprachphilosophie liegt freilich thematisch außerhalb unseres Schwerpunkts; immerhin ist er in Berlin geschrieben und im Schloß Tegel gehalten worden; und diese »hommage à Humboldt« war mehr als eine Kalenderpflicht für jemanden, dessen Neigung zur griechischen Philosophie auf einem humanistischen Gymnasium (auch in Berlin) zuerst geweckt wurde.

Günther Patzig

Jonathan Barnes

The Logical Investigations of Chrysippus

Chrysipp (3. Jh. v. Chr.), der Dritte der stoischen Schule, war einer der bedeutendsten Logiker der griechischen Antike. Seine vielen Bücher sind alle verlorengegangen, und unsere heutige Kenntnis der chrysippeischen bzw. stoischen Logik rührt von verschiedenen Quellen her: elementaren Einführungen in die Logik, allgemeinen Berichten (die oft oberflächlich sind), polemischen Anspielungen, fragmentarisch erhaltenen Zitaten oder Bruchstücken. Unter den wichtigsten Fragmenten befindet sich eine Papyrusurkunde, deren dreizehn Spalten einen Teil von Chrysipps *Logischen Untersuchungen* wiedergeben. Der Papyrus ist lückenhaft und schwer zu lesen. In den letzten beiden Spalten, die relativ gut erhalten sind, kann man die Überreste einer detaillierten Diskussion von Problemen der Logik tier Befehlssätze erkennen. Diese Problematik, an sich für die heutige Philosophie höchst interessant, ist bezeichnend für das weit- und tiefgehende Interesse der stoischen Logiker. Zudem geben die Spalten wichtige Auskünfte über die Grundlagen der chrysippeischen Logik.

In the third century BC the Stoics developed a subtle logical theory. The chief architect of the theory was Chrysippus, the third head of the School: if the gods needed logic, it was said, then they would use the logic of Chrysippus. There have been three giants in the history of logic: Aristotle, Chrysippus, Frege.

Chrysippus wrote more than three hundred books on logical subjects. All are lost. Lost too are all the works written by Chrysippus' Stoic successors. Modern attempts to reconstruct the logic of Chrysippus rely on three kinds of evidence: first, there are the few fragments of Chrysippus' own works, some preserved on papyrus and others surviving as quotations in later authors; secondly, there are various handbooks and summaries (Galen's *Institutio logica*, the account of Stoic logic in Diogenes Laertius' *Lives of the Philosophers*); finally, there are critical and polemical notices and discussions in later texts (for example, in Alexander's commentary on Aristotle's *Prior Analytics*).

The difficulties which any reconstruction must meet and overcome are daunting. Two of these are often overlooked and deserve particular mention. There is first the problem of dating the information we find in our sources. Although Chrysippus was indisputably the greatest figure in the history of Stoic logic, so that we may properly speak of Chrysippean logic, nevertheless his followers were not mere parrots. We know that some of them in some respects modified his views or added to them. Thus when a

late source speaks of 'the Stoics' - and such indeterminate forms of reference are the rule - it is often quite uncertain whether he is reporting old Chrysippean doctrine or adverting to some subsequent theory. In general, scholars are too prone to ascribe things to Chrysippus.

Secondly, there is a difficulty caused by the gross disparity between the handbooks and summaries on the one hand and the fragments and polemical discussions on the other. The summary material is introductory, superficial, uninspiring: the fragments and the discussions indicate something sophisticated, detailed, profound. Scholars tend to put too much emphasis on the summary material. And it is in any case hard to combine evidence of two such disparate types and to form a convincing story of Chrysippus' original logic. It is as though our understanding of Shakespeare's plays depended on a handful of quotations and a Guide to *Hamlet* of the sort produced for American college students'.

The surviving fragments of Chrysippus, spare and sparse though they are, thus assume an enormous importance. And the most important single fragment is the battered papyrus text of Chrysippus' *Logical Investigations* which was discovered in the lava of Herculaneum. What follows here is a preliminary discussion of two columns of that invaluable and puzzling papyrus². I offer an English translation and a brief commentary. The Appendix prints the Greek text which the translation presupposes; to the Appendix are relegated a few notes on matters of detail.

(A) *Translation:*

XII ... such cases too, for example: "Walk - otherwise sit down". For everything falls under the command, but it is not possible to take any
15 predicate in its place; for no object is exhibited by such a thing as "He is walking - otherwise sitting down".

20 Now we *use* such things, for the sake of brevity, fore. g. "Walk, but if you don't do that, sit down", and e. g. "Please walk, but if you don't do that, sit down". And this can be extended still further - indeed, it
25 ends (?) ... (?) "He is walking - otherwise sleeping", and "He is most probably doing this - otherwise this - otherwise this". (?) ...
30 (?) was commanded (?) ... (?) that he is walking - otherwise sitting
35 down...

XIII ... commanded not to do it. But such cases - "Either walk or sit
down" - will be used ambiguously: in one sense (?) ... (?) is corn-
10 manded; in the other, this: "This - otherwise this".

15 Then shall we say this - or should we assert that here too what is commanded does indeed exist (in the way in which there is a statement of the sort "Dio is walking - otherwise sitting down"), and that

- 20 it is plausible that there is a predicate of the sort *to be walking- otherwise sitting down*, and that if this is so it is also plausible that things of this sort are commanded?
- 25 Next, there is another matter of this sort worth attention: perhaps those who command in the following way - "Take whichever of these", and "Take any one of these" - command nothing. For it is not possible to find any predicate that is being commanded, nor anything else of that sort at all.

(B) *Commentary:*

The Stoic theory of *texrâ* or `sayables' distinguished between complete and incomplete sayables. The latter included predicates or *xarr7YoQr77zara*. The former came in a variety of sorts - statements, questions, commands, oaths, etc. We find eight lists of complete *lexrâ*, no two of them identical, in the ancient sources. The *iricoua* or statement was naturally the most important of the complete *2exrâ* from the point of view of logical theory, but there is evidence that the old Stoics also discussed the logical properties of other types of complete sayables - for example, oaths (Stobaeus, *Anthology I* xxviii 18). The Greek grammarians took the Stoic list to be tantamount to a list of the grammatical *moods*. Modern scholars tend to treat it rather as a list of *speech-acts*. Neither interpretation is wholly satisfactory, but it is not my intention to discuss these general issues here.

Columns XII-XIII of Chrysippus' *Logical Investigations* deal with a particular problem within the logic of commands. (The command, *MQoataxrt-xbv*, features in most of the lists of complete *Aexrâ*.) The problem is discussed in terms of the imperative utterance:

- (1) Walk - otherwise sit down.

But it is raised generally by all imperatives of the form "Do this - otherwise do that".

The end of column XIII introduces a new problem of the same sort. One of the problematical imperatives here is:

- (2) Take whichever of these.

The problem raised by (2) is plainly stated. Sentence (2) appears to be a perfectly intelligible imperative; yet there is here no predicate which is commanded. For *to take whichever of these* does not seem to be a predicate at all, inasmuch as the putative indicative sentence "He is taking whichever of these" makes no intelligible assertion.

The problem with (1) is entirely analogous. Sentence (1) appears to be an intelligible imperative - it is in use (XII 20). Yet "it is not possible to take any predicate in its place" (XII 15-17), since *to walk - otherwise sit down* does not seem to be a predicate. And this does not seem to be a predicate because the

putative indicative sentence "He is walking - otherwise sitting down" does not 'exhibit an object' (XII 17): it fails to signify a $\tau r Q \hat{a} y, u a$ or a $I g x z b v$ and hence makes no intelligible assertion.

This exposition of the problem raised by (1) and (2) implicitly invokes two semantic principles. First, it is assumed that if " $!_O(a)$ " commands anything, then to_O is a predicate. (I use " $!P$ " to represent the imperative sentence "Let it be the case that P". " $!_O$ you walk" represents "Walk") The thought is surely this: a command is issued only if there is something which counts here as obedience (or disobedience); but to obey a command expressed by the imperative " $!_O(a)$ " is to bring it about that a possesses the predicate to_O . Hence commands presuppose corresponding predicates: the predicate can indeed be said to be what is commanded. Secondly, it is assumed that if to_O is a predicate, then the indicative sentence " $\phi(8)$ ", where " 8 " is a demonstrative, can express a statement or $\hat{a} 4 i w, u a$. For every predicate " O " there is a corresponding definite statement " $O(a)$ ".

Both these semantic principles seem eminently reasonable. Given the two of them, the imperative sentences (1) and (2) must come to seem puzzling.

Chrysippus' answer to the problem raised by sentence (1) occupies the central portion of column XIII (lines 15-24): at all events, the phrase "or should we assert that .. ?" appears intended to introduce his solution. Between the statement of the puzzle at XII 12-19 and the statement of its solution at XIII 15-24 occur two puzzling sections of text. It is unfortunate that the end of column XII and the beginning of column XIII are both mutilated beyond repair.

XII 20-36 divides at line 25. In the latter section ("And this can be ..:'), Chrysippus seems to be contemplating an extended version of the problematical sentence. As well as "rp - otherwise yr" we may find " O - otherwise $y r$ - otherwise x ", and so on. In lines 29-32 it is probable that there is mention of the putative indicatives which would correspond to such extended imperatives; and in lines 35-36 it is possible that Chrysippus referred to the putative predicates which would be commanded or asserted by the extended imperatives or indicatives. But the text here is fragmentary. It is not clear what role the extended cases play in the argument - whether they require and receive a special solution, whether they are thought to help with the simple case, and so on.

Nor are things much clearer with XII 20-25, where the text contains gaps at crucial points and where the grammar of what can be read is highly uncertain. Two different interpretations of these lines seem possible.

First, the point of the lines may simply be to insist that the imperative (1) has an intelligible use: it is a short form of the imperative:

(1*) Walk - but if you don't do that, then sit down.

Since (1*) is surely acceptable, and (1) is merely a short version of (1*), then (1) must - whatever the problems it raises - be an intelligible imperative and hence it must somehow command something.

That interpretation is unexciting, but it fits the lines into their context and it may well be correct. It is nonetheless worth sketching a second and more ambitious interpretation; for whether this interpretation is right or wrong, it will help to elicit a further aspect of the puzzle case. We might be tempted to see in XII 20-25 a proffered solution to the problem - a solution which may seem initially plausible but which Chrysippus himself does not accept. For if (1) is a short version of (1*), then we shall have dissolved the problem which (1) appears to raise if we can show that there is no genuine problem with (1*). And it might well be thought that (1*) is not at all problematical.

Sentence (1*) is a complex complete. *Iexrbv*. Its form is perhaps exhibited by the formula: "(! rp (*a*)) and (if not $\epsilon\alpha$ (*a*), then ! yr (*a*))". That is a conjunction. It will be unproblematical if each of its conjuncts is unproblematical. The first conjunct is plainly non-problematical: it is a command, and the predicate commanded is *to* $\epsilon\alpha$. The second conjunct is a conditional. Its first member is a statement which embeds the predicate *to* $\epsilon\alpha$, and its second member commands the predicate *to* yr. There is no difficulty here in finding the predicates which legitimate sentence (1*) and show how it is intelligible.

Thus it remains true that there is no (single) predicate commanded by (1). But that is because (1) is, so to speak, a disguised conjunction. Once the disguise is removed, the apparent difficulty disappears with it.

This solution is certainly suggested by XII 20-25 even if the original point of the lines was not to advance it. It is not the solution which Chrysippus eventually gives. Why did Chrysippus reject it? (Or why would he have rejected it?) And should it be rejected?

At XII 13-15 Chrysippus says that in the case of (1) "everything falls under the command". This remark contains two important points. First, the whole content of (1) must be construed as being commanded. In our notation (1) has the form "! P", where the command operator governs the whole sentence. Secondly, sentence (1) expresses a single command - in our notation it will be expressed by means of a single "!". Neither of these things is true of sentence (1*) as we have construed it: it is neither a single command nor nothing but a command. Hence (1*), so construed, cannot express the same thing as (1), and the fact that (1*) is unproblematical does not show that (1) is unproblematical.

The Chrysippean objection to the proposed solution seems correct. At all events, it is implausible to construe (1) as issuing *two* conjoined commands - the more so in that the two cannot be simultaneously obeyed. In fact (1*), construed as we have construed it, begins itself to look very strange once we reflect upon it: if it is indeed synonymous with (1), then it must be

understood by way of our understanding of (1) and it cannot be used to shed light on (1). It is precisely the fact that (1) issues a *single* command which is puzzling: it surely does issue a single command - and yet there appears to be no single predicate which it commands.

It might be thought that the problem with (1*) is that it is conjunctive. Perhaps we should replace it by a disjunctive imperative? That, it seems, is the suggestion which was canvassed at the beginning of column XIII. Line 14 ("Then shall we say this .. 7) refers back, with implicit dismissal, to a preceding attempt at solving the puzzle. From line 9 it is clear that the solution had something to do with the disjunctive imperative:

(1**) Either walk or sit down.

The simplest way of discovering a putative solution in (1**) is this: sentence (1) is synonymous with (1**); but (1**) is unproblematical; hence the apparent problem with (1) is only apparent. (Sentence (1**) is evidently unproblematical if it is construed as having the form "(! $\zeta\phi$ (a) or (! ψ (a))", for then it involves the two predicates *to ϕ* and *to ψ* . It is also unproblematical if it is taken as "(! (rp (a) or yr (a))"; for then we have the disjunctive predicate *to y or v* available if it is needed.)

Chrysippus' rejection of this solution involved the objection that (1**) will turn out to be ambiguous. One sense of (1**) is given at XIII 13: (1**) will have the sense of (1). The other sense was explained in the illegible lines 9-12. That sense must surely have been the *normal* sense of (1**), the sense in which it conveys a simple disjunction of commands (or perhaps a disjunctive command). If that is what Chrysippus had in mind, then it constitutes a rejection of the proposed solution of the puzzle. For if (1) is not synonymous with (1**) in its *normal sense*, then nothing is gained by appealing to a synonymy between the two sentences; for any puzzles which (1) may raise will equally be raised by (1**) when it is construed in its non-standard sense.

And it is plain that (1) is not synonymous with (1**) in its normal disjunctive sense. For example, (1**) is equivalent to:

Either sit down or walk.

But (1) does not convert in that way. Equivalently, you satisfy (1**) equally well by walking and by sitting down, but that is not the case with (1). It is in this difference between (1) and (1**) that the unity or singleness of (1) consists.

There remains Chrysippus' own suggested solution to the puzzle. What he thinks emerges without ambiguity from the text. Sentence (1) *does* express a command (XIII 15-16, 22-24). There *is* a predicate of the form *to walk- otherwise sit down* (XIII 19-22). There is a statement of the form "Dio is walking - otherwise sitting down" (XIII 17-19). And it is clear that this does, in a way, constitute a solution to the problem raised by (1). The prob-

lem arose because there seemed to be no predicate commanded by (1): Chrysippus now decides that there is an appropriate predicate - and the problem disappears.

In another way, this must seem to be no solution at all. Why does Chrysippus now think that there is a predicate of the relevant sort? How is it that the difficulties with such a putative predicate have suddenly vanished? For a solution, we need more than Chrysippus' bland assertion that, after all, the predicate is there to be commanded.

It is, of course, possible that Chrysippus said more in some lost part of the papyrus - perhaps after his discussion of the analogous problem which is raised at XIII 24. And it is tempting to think that XIII 15-24 contains a hint or two toward the content of Chrysippus' hypothetical explanation of his solution. For strictly speaking Chrysippus does not say that there *is* a predicate of the sort in question - he says that *it is plausible* that there is such a predicate. And, secondly, the statement corresponding to the predicate is not a 'definite' statement ("This man is walking - otherwise sitting down") but an 'intermediate' statement ("Dio is walking - otherwise sitting down"). Perhaps these two facts are hints?

The second of the two semantic principles presupposed by the puzzle was this: if $to \phi$ is a predicate, then the definite indicative sentence " ϕ (δ)" can express a statement. Perhaps Chrysippus is now hinting at a weaker version of this principle: if $to \phi$ is a predicate, then some intermediate indicative sentence of the form " ϕ (a)" - where " a " is a proper name - can express a statement. Now even though "This man is walking - otherwise sitting down" does not express anything, "Dio is walking - otherwise sitting down" does express a statement, and hence it is at least plausible that there is a predicate of the form *to walk - otherwise sit down*.

If this was Chrysippus' line of thought, then he must have seen a crucial difference between the definite sentence:

This man is walking - otherwise sitting down,
and the intermediate sentence:

Dio is walking - otherwise sitting down.

Now we know that the Stoics did think, correctly, that there were important logical differences between definite sentences of the form " ϕ (δ)" and intermediate sentences of the form " ϕ (a)". But I have been unable to think of any sensible way of applying these differences to the case before us: I do not see how, in this case, the difference between definite and intermediate statements is, or could be thought to be, of any significance.

If that is right, then the use of an intermediate sentence at XIII 18-19 is of no importance. And when Chrysippus says that it is plausible that a predicate of the required sort exists, he means just what he says: given that (1) seems to be an intelligible single command, then there surely must some-

how be a predicate which it commands. Perhaps it is difficult to see what this predicate could be; but exist it plausibly will. On this view of the text, Chrysippus is not really purporting to solve the puzzle raised by (1). The *Logical Investigations* are, after all, *c7)rimara* and not *Aûogiiç*. The goal is the raising of problems and their discussion - it is not, save incidentally, their solution.

Finally, it might sanely be wondered if there is really a problem here to be solved. Both Chrysippus' semantical principles may well seem sound; yet together they only raise a problem with sentence (1) if we are inclined to believe that *to walk - otherwise sit down* is not a genuine predicate, and that "He is walking - otherwise sitting down" is not an intelligible indicative sentence. But why should we be suspicious about the predicate or the sentence? They are, perhaps, a little odd; but that is not to say that the predicate does not exist and the sentence signifies nothing.

I am inclined to think that Chrysippus was right to see a small puzzle here. We might well think that we can understand an imperative sentence only if we grasp the conditions under which it is obeyed. (Obedience conditions stand to imperatives as truth conditions stand to indicatives.) Yet it is curiously difficult to express the obedience conditions of sentence (1) - and if it has no obedience conditions, then it is not a genuine command. If you address (1) to me and I go for a walk, then I have clearly obeyed you. And equally, if I do not go for a walk but sit down, I have obeyed you. But there is clearly more to the command than just that. (Compare the advice: "Fly *via* Hannover - or better fly direct". If I fly direct, I have taken your advice. So too if I fly *via* Hannover. Yet that is not all there is to the advice, and someone who knew only that it could be taken in either of these two ways would not have understood it.) It is what the command has over and above these two features which gives it its unity and which constitutes the problem which Chrysippus addresses.

Appendix

- XII 12 *xa[i ro:]o[6]uov oi[o]v ne-
ptnâre[i, ei (3)]è /sr/, xçfiY[ou]. nav-
ra /lè[v y]à[p] tin[d] rily [n]pôa-
15 raçrtv ninre:, xarriydrip[
dè] /seradaßeiv oini[èv] t æ-
rrv. où\$èv yâp è,ccva[ive:] ro:-
ôuro npâypa, oiïroç [ne]p:na-
r[e]i, ei dè /d/, x&:%7ra:. [èa]r:v
20 y' i/ xpeia ro:a6r77 d:à [r]où
[rà]xouç)6') oiov nep:nC:re:, è-
àv dè roâr[o /s]tj èxno:[p, x]&-
i3ou, xa7 oiov /tâ.l:ara [c]èv ne-*

- pitâtei*, èàn dè ToúTO [p]r7 èx-
 25 *nolt*), xáaov. diivazai [d'] eif
td xai èni [7f].1éov èxt[eNeo-
aaí xai ín] dia{v} xaranava
t..... mTOUTWV..e.
 . . ev[nepi]nazéè, ei d[è pr~,
 30 xaaevde[i], xai páPio]ta [Woi]et
ram, ei dè [p]i), T011[TO nolci, Ei dè
 flT), mÚr[o . . .] oijTWÇ
O. vorv [o]úrnyç
 . pay np[oa]Teraxévai
 35 toi][T]ov We[pzHateiV, ei Sè
 pr), xaaí)aa[ai . . .] ev(pa

- XIII 6 Wpoa-
tâ[tT]e[a\$]ai pt) n[oiei]v. tô dè
 TOIOUTO d[I]x(Wf p7a1)a[e]tat, ïl
 nepznCTe[i]) xüü[OU], Wv TÓ p[èV
 10 èa[zi]
fi[e]] OUTWVriEV [. . .
pe[. . . t]poatâttecaai, t[d
dè [toioút]o, toúto, ei dè pri, [to]ú-
 TO. Hót[e]pov otiv TanTa .lè[çro-
 15 *mev ni priTéov xávraúaa ei-*
va[i d]r/ td tpo[a]Tarrópevon,
dv tpóHov è[o]zi Toioáto áef-
npa, nepzta-rel diWv, ei dè
pi), xCaviral, xai xat>[yóp>)-
 20 *p]a nia[a]vón eival Toioútro,*
nepitateiv, ei Sè pf], xa19r!je-
aaí . ei dè toúto, xai npoaTCÉT-
teca]ai t[oi]oúzo niaavón ei-
val. Merà Sè Taúta xai [etÉ-
 25 *pa èariv ènictaaic TO[i]aú-*
t>), priHOre xai oi oÚ2-cog npoa-
rattpVTeç, O ETUxe TOUmV
.laβé, xai ðHoiovo[úv Tod]rnn
~aβé, oúa[e]v HpoσTiczpovov.
 30 *oÚTe yap xatpuyólipá Ti ëa*
πiv ellpeiv TÓ [W]poi]arr6p[e-
VOV OÚTe rozOÚzOv OÚ-
 aÉV.

XIII 12-13: The old texts read o[úroç]; Frede and I conjectured olov, and Marrone has now read o[i]o/v. The two verbs in the example could be restored in the

- indicative, *neptnarei* and *xat9Yirat*. But the run of the argument makes the imperative reading far more likely.
- 15-16: The old texts read *xarr7Yopria*], but *xarriyôpriatç* is otherwise unknown. Marrone sees no sign of a sigma but possible traces of *amu*. She tentatively suggests *xarr7Yop4u[aroç I ôiè]*.
- 17: I construe *rotoiro* as subject and *ornltèv npâyma* as object of *kittpaivet* (which then has the same sense as *aripaIvet*, as often in e. g. Apollonius Dyscolus); *oûroç xr2* is then in apposition to *rotoi ro*. This is not easy. Frede has wondered if *ki.ivaivei* can be taken in a middle sense ("No such object as *o&roç xr2* reveals itself"). On any account the *npaypa* is (as often in Stoic texts) a 2.exr6v.
- 20-21: Reading and sense are obscure. I have supposed that the scribe wrote *ô' oiov* by mistake for *oiov*, and I have construed the sentence as a brachylogy, But I have no confidence in this.
- 30: *xat?evôe*[t is indicative; hence *nepurarei* is better than *nepinaret* in line 29, and Chrysippus is providing a putative example of the sort of indicative which would parallel the problematical imperative. Some have thought that the verb is wrong: why should we suddenly change from *xa\$rirat* to *xaÛeûôet*? But since Chrysippus is talking here about the extended examples of the puzzle case, we should in fact expect a new verb. We might indeed desire something like: "He is walking - otherwise sitting - otherwise lying down".
- 32: The old texts read *eîç ânetpov* here, and suggested that Chrysippus was imagining an indefinitely extended imperative of the form "Do this - otherwise this - otherwise this - otherwise this - ..". Marrone's reading makes this reconstruction impossible. But her new reading at line 27 (*xaranaua I r*] for the earlier *xarrix[... I r*]) may suggest the introduction of essentially the same thought. (Perhaps the text read: "And indeed it ends never")
- 36: The infinitive, *xabiim* [at, will express the predicate, *to sit down*. It is tempting to suppose, after Crönert, that the letters *evtpa* hide some form of the verb *epçoaivety*.
- XIII 9-12: The text is wholly uncertain. The readings offered by earlier editors differ vastly from one another. Marrone's new readings unfortunately leave us with too little to build on.
- 14: Where I print *2éleo I pry* others prefer *2é[yo I pry* or *2é[yw I pry*.
- 20: Editors take *rn avôv* as an adjective with *xarriyôpriµa*: grammatically that is possible - but it is hard to know what a 'plausible predicate' might be. In line 23 *wtûavov* must be taken as "it is plausible that .. 7: the same construal is therefore probable in line 20.

Notes

1 During my months in the Wissenschaftskolleg the chief object of my research was Stoic logic. The results of this work will eventually appear in the *History of Hellenistic Philosophy* which Myles Burnyeat, Tony Long and I are editing for the Cambridge University Press. The present paper is no more than a preliminary report of 'work in progress': further study will certainly modify some of the suggestions tentatively advanced here, and - more importantly - it will set the subject in the larger context of Hellenistic logical theory.

I should like to record here my profound gratitude to the Wissenschaftskolleg for electing me a Fellow, and for providing ideal conditions in which to work. I owe a particular debt to the Library, whose staff were unfailingly helpful, and to the Sekretariat, whose patience and skill were unsurpassable.

It was remarkably pleasant to have as colleagues in Berlin my friends Jacques Brunschwig, Michael Frede and Günther Patzig. Our regular Tuesday meetings were always profitable and often thrilling. They were, for me, one of the most enjoyable features of a wholly enjoyable sojourn in Berlin. The topic of the present paper was discussed on a Tuesday afternoon, and the paper itself essentially reflects a collaborative effort to understand a difficult text.

2 The papyrus has been published more than once. In many places the different published versions print puzzlingly different readings. I rely principally on the composite text in K. Hülser, *Die Fragmente zur Dialektik der Stoiker* (Konstanz, 1982). Livia Marrone is shortly to publish a new text of the whole papyrus, and a definitive account of the columns I discuss here must wait upon this edition. She has, however, already made public a number of important new readings ('Nuove Letture nel PHerc. 307 (Questioni Logiche di Crisippo)', *Cronache Ercolanesi* 12, 1982, 13-18), and in correspondence with me she has answered a number of questions about disputed passages in the two columns: without her generous advice I should not have attempted to write anything on this subject.

Jacques Brunschwig
 Aristotle on Arguments without
 Winners or Losers*

Die *Topik* des Aristoteles wird häufig als ein Lehrbuch der dialektischen Methode verstanden; dank ihrer Hilfe, so mag sich mancher Leser erhoffen, wird er, unabhängig vom Gegenstand, aus allen Diskussionen als Sieger hervorgehen. Dieses Bild ist in verschiedener Hinsicht zu korrigieren: 1) die Gruppe von Problemen, die Aristoteles für dialektisch diskutierbar hält, ist durch eine Anzahl von Punkten eingeschränkt; 2) die dialektische Debatte, so wie er sie versteht, folgt strikten Regeln, von denen die wichtigste die Rollenteilung in Fragenden und Antwortenden ist. So bestimmt, stellt sich die dialektische Debatte grundsätzlich als eine akademische Übung dar, jenseits aller Leidenschaften und Aggressionen. Ein Vergleich mit der sokratischen Praxis des Dialogs erlaubt es, die Beschreibung der von Aristoteles unternommenen Bemühung um die Entdramatisierung der Dialektik zu verdeutlichen. Eine kursive Untersuchung des Buches VIII der *Topik* offenbart schließlich die Sorgfalt, mit der Aristoteles, trotz der inhärenten Schwierigkeit seines Projekts, versucht hat, die Dialektik von jeglicher »agonistischen« Dimension zu befreien und der dialektischen Debatte den Status einer Diskussion ohne Sieger und Besiegten zu verleihen.

Duo, duellum, bellum, bis:
 la guerre, c'est ce qu'on
 fait quand on est deux.
 Charles Péguy.

Aristotle's *Topics* have a mainly practical purpose: they aim at imparting to their reader a general ability to discuss any subject whatsoever, rather than any specific knowledge about a particular subject. »The purpose of the present treatise,« Aristotle says at the very beginning, »is to find out a method on the basis of which we shall be able to reason, from accepted premisses, about any subject which might occur, and also, when standing up for some assertion, we shall avoid saying anything which might be contrary to

* In preparation of this paper I have greatly benefited from comments on an earlier draft by Günther Patzig, and from discussion with members of the audience (particularly Gisela Striker, Konrad Cramer and Michaël Frede) in response to a longer version delivered at the University of Göttingen in June 1985. Percy Tannenbaum kindly helped me to make my English better, or less bad. I am grateful to them all.

it«. This sounds attractive: everybody would be delighted to be the winner in any discussion he might take part in. However, it would be a mistake to think that any reader of this handbook of dialectical training, in whatever time and place he may live, could extract from it the all-embracing dialectical ability he might expect from Aristotle's words. There are a number of reasons why it is so.

First, the range of problems to be discussed on the basis of Aristotle's method is not as totally unlimited as he says. An initial limitation is that he only considers problems with general terms: mainly universal problems (of the type: is it the case that all As are B - or that no A is B?), subsidiarily particular problems (of the type: is it the case that some A's are B - or that some A's are not B?). Problems concerning individual subjects, such as those we often passionately discuss in everyday life, are practically excluded, probably because Aristotle took such problems as matter-of-fact questions, to be settled one way or the other by empirical inquiry, not by rational discussion. Accordingly, the major divisions of the *Topics* correspond to the most general kinds of predicates which may be attributed to such general subjects, namely »accident« (i. e. predicate of no specified type), »genus« (general kind), »property« (to be construed strictly speaking, i. e. as a »proprium« of the subject), and »definition«. This 'set, traditionally called the set of »predicables«, does not include species, and understandably so: statements having species-terms as their predicates would have names of individuals as their subjects. As a result, the topics with which the *Topics* are concerned are general items like »man«, »pleasure«, »science«, as may be seen from Aristotle's examples. The statements made about them are timeless generalities, suited to be discussed in a rather dispassionate mood; such discussions take place at what Chekhov's characters would call a »philosophical« level.

Another limitation works to the same effect. Aristotle explicitly says that one should only discuss problems worth the trouble of discussing them (105 a 4); he means that one should leave out of discussion perceptual and moral evidences (at least so-called evidences). If somebody asked whether snow is white or not, he should be referred to his own senses; if he asked whether gods should be honoured or parents cherished, he should just be rebuked as calling into question that which goes without saying. This constraint rules out the burning debates which usually arise about sceptical or cynical paradoxes and are likely to make the debaters passionate, angry and aggressive. Paradoxes are admitted to discussion, according to the Aristotelian rules, only if they have been held by some well-known expert or philosopher: in this case, the social respectability of the spokesman compensates, we might say, for the indefensible character of the speech. In the same context, Aristotle also says that statements should not be put into discussion when they are either too easy or too difficult to establish: it would not be fair

game either to their opponent or to their defender, and the prejudiced party is always likely to react unpredictably.

This leads to a second reason why we should not look into the *Topics* for a universal, trans-historical method of all-efficient discussion. In the debates Aristotle has in mind, there are two debaters with completely different roles, namely (as the above quotation has already shown) a questioner and an answerer; each of them has rights and duties of his own. The *Topics* do not legislate for informal discussions, in which each participant has a personal thesis to support and randomly expresses both arguments in favour of his own thesis and objections against the other one's. Rather, they are restricted to organized, codified, almost ritualized debates, where the main rules are such that, once the subject of the discussion is fixed (*»p* or *not-p?*) and the answerer's position declared (say, *»p*), the questioner has to build an argumentation such that (i) its conclusion is *»not-p*, and (ii) all its premisses are not directly laid down by himself, but put into questions addressed to the answerer, and assumed only if the latter gives them his agreement.

Several important consequences result from this division of roles: for instance, the questioner must put only questions which can be answered by yes or no, and the answerer must say either yes or no, except in a few specified cases where he is allowed to say: *»What do you mean?»* or *»Do you mean this or that?»* (160 a 17-34). These regulations are obviously meant (as are others of the same kind) to ensure that, if the questioner succeeds in proving *»not-p* on the basis of premisses explicitly accepted by the answerer, the latter has no reason to complain of the former: the conclusion has not been imposed on him nor extorted from him.

A noteworthy consequence of this situation is that the questioner, when choosing his premisses, is inclined to select those which, when put into questions, are most likely to receive an affirmative answer. In order to be as undeniable as possible, they will be borrowed from the treasure of generally admitted opinions (*endoxa*), which cannot be easily rejected, under pain of social blame; that is why Aristotle characterizes dialectical argumentation as *»proceeding from accepted premisses»* (*ex endoxôn*). Such opinions may be true, of course (and in Aristotle's view, they have a good chance to be true); but it is not their truth, as such, which is of interest to the dialectician, but rather their social undeniability. This is the main reason why Aristotle considers dialectic as an opinion-level, not science-level discipline (contrary to Plato who, for reasons of his own, takes it to be the queen of sciences).

Such regulations are likely to be respected only under strictly determined conditions. In order to guarantee that the debate rules are respected by both parties, a third man or umpire, endowed with unquestioned authority, must be present; and since the main place where authority can be found in intellectual matters is a school, the normal organizer of dialectical debates is

the schoolmaster. He does not act himself as a party within such a debate; when he happens himself to teach by way of questions and answers, the rules of this *didactic* dialogue are importantly different from those governing the *dialectical* one (155 b 3-16, 159 a 25-37). On the other hand, when two students are invited to open a dialectical debate with one another, they do not use what they learned from the master as matters of scientific knowledge: for the reasons already mentioned, they employ exoteric, common opinions as their premisses. The dialectical debate, in its purest form, is thus an inside-school exercise using outside-school material. This borderline position might explain the diversity of functions Aristotle ascribes to dialectic. The first function is merely scholastic: it is a matter of intellectual training, a sort of mental gymnastic. The second function of dialectic is to make possible peaceful »encounters« (*enteuxeis*) with ordinary people outside the school, and to lead them, on the basis of their own presuppositions, to abandon their erroneous convictions (101 a 28-34, 161 a 29-37). I leave aside a third, properly philosophical function of dialectic, which Aristotle mentions in this context, and which is of course supremely important in respect of his general method and doctrine; but it is not prominent in the *Topics*, to say the least. I would rather suggest that there are some interesting discrepancies within what Aristotle says about the second, non-scholastic use of dialectic. Sometimes, he presents it as normal and helpful; but elsewhere, he says that dialectical deduction (*sullogismos*) should be employed only with trained dialecticians, whereas induction is better suited to ordinary people (105 a 16-19, 157 a 18-21). Now the official subject of the *Topics* is the dialectical *sullogismos* (100 a 23-24). Hence, the *Topics* teach how to do with well-trained dialecticians, not with ordinary people. Towards the end of the treatise, Aristotle even declares that it would be unwise to start a dialectical debate with »the first comer«: the discussion might easily grow bitter (164 b 8-15). These inconsistencies seem to show that he is somewhat uneasy about using dialectic with ordinary people outside the school. The dialectical method loses its irritating sting only within the school walls.

A very famous man had already experienced the dangers of open air dialectic: Socrates compared himself with a horsefly, unceasingly teasing this noble but lazy big horse, the Athenian *demos*. This behaviour did not please everybody, and Socrates eventually had to drink the hemlock. Aristotle certainly meditated upon this example; but it did not raise in him any call for martyrdom. Shortly before the end of his life, when the news of Alexander's death came to Athens and made the anti-Macedonian party raise its head anew, he left the city and said (so the story goes) that he did not want to give the Athenians an opportunity for sinning once more against philosophy. It is impossible to know whether, when writing the *Topics*, an early work of his, he had in mind to eradicate dialectic of its perilous pun-

gency, so dramatically illustrated by Socrates' fate. But it is possible to pick out some significant features, which seem to show that he was unclear about the extent to which his concept of dialectic was indebted to Socrates' example.

Socrates is rarely mentioned in the *Topics*, and then only occasionally as an example of individual man (as we still do). Elsewhere, when talking about the original contributions we may ascribe to Socrates, Aristotle mentions universal definitions and inductive reasonings, but not dialectic (*Metaph.* 1078 b 28); and when talking about the discovery of dialectic, he names Zeno, not Socrates, as its first inventor (*Sophistes*, fr. 1 Ross). On the other hand, Socrates is mentioned in the *Sophistici Elenchi* (rightly regarded as an appendix to the *Topics*); and there a very important role is ascribed to him, namely that he used to ask questions, and never to answer, because he claimed to know nothing (183 b 7-8). So one of the main features of dialectical reasoning - i. e. the fact that its premisses are not just posited but put into questions and obtained from the answerer's agreement - is connected with Socratic ignorance.

To extend this line of discussion, it is well-known that Socrates' favourite device was to dismantle any claim to knowledge, just by asking questions on the exact nature of the object claimed to be known; in so doing, especially in public, he of course aroused the anger of the so-called experts he submitted to this trial. Aristotle has a name for this sort of procedure, namely *peirastikè*, putting to the proof (*peira*) some claim to knowledge without claiming any knowledge for oneself. It is probably significant that he has no constant and definite conception about the relationship between *peirastikè* and *dialektikè*. As Paul Moraux says in summing up a long discussion, »sometimes *peirastikè* is a branch of *dialektikè*, sometimes it is a sister-art to it, and sometimes it seems to be identical with it«. These shifts, I take it, show how difficult it was to Aristotle to locate his own conception of dialectic in relation to Socrates' practice. *Peirastikè* was, or could be, a dangerous business; but he did not want dialectic to be a dangerous business.

Of course, Socrates did not *intend* to make people angry and aggressive. As Plato depicts him, he was eager to distinguish his own way of discussing matters from verbal dispute, resulting in the triumph of the winner and the humiliation of the loser; his *dialektikè* meant to be miles away from *eristikè*, contentious and sophistical argument. But he thought that, in order to avoid eristic, it was enough to lead the discussion in a spirit of benevolence (*eunoia*) and to appeal to the common love of truth. This proved insufficient: to say to people, however mildly, »Let us work together in search of truth« presupposes that they do not know it, a presupposition which may profoundly displease them if they claim to do so. Moreover, Socrates' prediction for ethical subjects, such as virtues, had the effect that it was difficult

for his partners to de-personalize the debate as Socrates asked them to do. If it turned out that they were ignorant about the virtues they claimed to know, this amounted to convicting them of leading their whole lives in the wrong way. In any case, Socrates was ready to admit that there could be an unsolvable conflict between a peaceful life within the city and the requirements of the quest for truth, since he eventually declared himself willing to sacrifice the former in the interest of the latter.

Conceiving primarily of dialectic as a school exercise, Aristotle could easily strip it of such dramatic overtones. In the debates for which he legislates, the meaning of life is no longer in question; the concern for truth retreats to the background, and the debaters are no longer tempted to identify themselves with the theses they are supporting. But the spirit of quarrel and contentiousness does not necessarily vanish within the walls of a school, as we all know only too well. When two people are arguing for and against the same proposition, all the conditions are met for a contest (*agôn*) to take place. If we remember how much the Greeks were fond of *agôn*, whether in the stadium or in the theater, it is striking to see how anxious Aristotle is to draw a firm line between dialectical and »agonistic« discussions.

This distinction is both clear and easy to overlook. The main data for it are contained in *Top.* VIII, a book which has been studied by Paul Moraux in a careful and detailed paper I have already referred to. The only questionable thing in this paper, I think, is the title: »La joute dialectique d'après le huitième livre des *Topiques*«. Etymologically, a »joust« (from the Latin *juxta*) is a sporting close combat. The adoption of this term thus implies an agonistic view of the dialectical debate; such a view is openly supported, in Paul Moraux's text, by a number of military and sporting metaphors. Now metaphors of this kind are remarkably missing in Aristotle's text, precisely at places where it is only too natural to introduce them in the commentary, and even in the translation. For instance, Aristotle rarely designates the two debaters under specific labels, and when he does so, he employs purely descriptive terms, like »the questioner«, »the answerer«; more often, he refers to them with an unspecified »he«, and it is up to the reader to understand who is who (a rather difficult task at times). Modern translators are understandably tempted to be more definite, introducing terms such as »the opponent«, »the attacker«, »the defender«, and thus giving a clearly agonistic twist to the description. Another example: Paul Moraux writes that dialectical discussion must be distinguished from that which is »purely agonistic, i. e. viewed as a struggle«, a wording which implies that dialectical debates are agonistic as well, but not »purely«. It is of course a very *natural* way to look at the matter: in many competitive games or sports (like chess or tennis, at least at the amateur level), each player tries to win, *and* both of

them try to have fun and to play a good game. But it is not, I think, the way Aristotle looks at the matter: paradoxically, perhaps mistakenly, and certainly without a full success, he tried to suppress the agonistic component of dialectic.

The crucial passage in this regard runs as follows: »Since, as a rule, he who hinders the common task (*to koinon ergon*) is a bad companion, such is clearly the case in arguments as well (*kai en logo p*. For here also (*kai en toutois*) there is a common objective, except for those of an agonistic mood. Those ones cannot both aim at the same end; for it is impossible for more than one to be the winner« (161 a 37 - b 1). Here we have to be careful: in some modern translations, the text seems to mean that both debaters have a common objective *in addition to* their personal, antagonistic objectives. But the context clearly shows that Aristotle's meaning is that they have a common objective, *as well as* other people involved in some non-verbal common enterprise. Thus either the aim is common and it is a case of dialectic, or each debater has his own aim and it is a case of agonistic. Elsewhere, Aristotle makes clear that there is no overlap: »peevish people (*duskolainontes*)«, he writes, »make the talks agonistic, not dialectical« (161 a 23-24). Dialectical arguments should not be described as »agonistic but not purely so«: they are not agonistic at all. They are arguments without winners or losers.

This sounds paradoxical, to say the least. The paradox is *not* that two people might have a »common task«, though having quite *different* jobs to do. This is a quite common situation: just think of two musicians playing a violin and piano sonata. The paradox is that two people are here said to have a common task, though having *opposite jobs* to do, in the sense that each of them can only do his own job properly, so it seems, to the detriment of the other and against the will of the other.

Aristotle himself seems to have trouble in sticking to his paradox, when he describes the strategy which the questioner should adopt (*Top.* VIII 1-3). The questioner's task is to build an argument, the conclusion of which is determined beforehand. To this extent, he is exactly in the same situation as anyone else looking for the proof of a given proposition. But dialectic is a *pros heteron* business (155 b 10) - an expression significantly ambiguous between »in relation to someone else« and »against someone else«. The conclusion to be proved by the questioner is not any conclusion but the contradictory of the answerer's thesis; and nevertheless the premisses must be conceded by the answerer himself. This double constraint is not easy to satisfy: obviously the answerer is not ready to grant premisses which lead to the ruin of his own position. So the questioner cannot just ask for all the premisses and only the premisses he needs for his arguments: he would run the risk of seeing them flatly rejected. He must ask more questions than strictly

needed, partly to make more difficult the rejection of those premisses which really matter, partly to disseminate them within a flood of questions so that the main ones are not all that obvious. What Aristotle has to say about this latter technique, which he calls *krupsis tou sumperasmatos* (concealment of the conclusion), is especially interesting. On the one hand, he says that those questions which only aim at concealing the conclusion are *agônos charm*, for the sake of contest; this, it would seem, should exclude them from dialectical practice. But on the other hand, he adds that it is necessary to make use of such questions as well, because the whole of dialectic is *pros heteron*, in relation to and against someone else (155 b 26-28). Here he seems to admit that unavoidably there is some agonistic component in dialectic, and that, as Péguy says, »war is what people do when they are two«. And this is not an isolated slip: elsewhere Aristotle allows his questioner a number of tricks which I cannot here enumerate, but which look much like war-stratagems. If the questioner, using such stratagems, succeeds in getting his conclusion, will not his achievement have all the characteristics of a victory after all? One might be tempted to say that Aristotle has been forced, by the logic of the dialectical situation, to reintroduce the *agôn* dimension into dialectic, in spite of his official intention to expel it out of dialectic.

Before drawing this conclusion, however, let us proceed with care. Suppose the questioner succeeds in getting his conclusion. This situation could be described as a victory for the questioner if and only if it could also be described as a defeat for the answerer. But this makes sense only if we could say what it would be for the answerer to be a winner; and this is not an easy matter. Of course, the answerer can choose to block all the other one's moves by saying no at every question, even when he thinks the right answer would be yes; but this will hardly count as a victory, because there has been no real contest. On the other hand, if the answerer gives each question the answer he honestly takes to be the right one, then the questioner will probably carry his point, except in three possible cases: (i) the statement he has to establish is utterly implausible; (ii) he does not put the right questions; (iii) he does not reason correctly. But these would be cases of self-defeat for the questioner, rather than cases of victory for the answerer.

As a matter of fact, Aristotle gives the answerer detailed instructions (chapters 4-10); he appears to be quite proud to be the first to do so (159 a 25-37). This might account for the fact that those instructions are emphatically permeated with »cooperative« values, whereas in his instructions concerning the questioner Aristotle had to concede something to the traditional »competitive« values (in the terms of A.W.H. Adkins; see his survey of the development of Greek ethics, *Merit and Responsibility*, Oxford, 1960). According to Aristotle, the answerer can be, and must be, neither peevish (*duskolos*) nor simpleminded (*euèthès*). This he can do, provided he per-

suades himself that to be a good answerer is *not* to prevent the questioner from getting to his conclusion, but rather to prevent him from doing so in a way which would not be the best available one, given this conclusion. Roughly speaking, the strategy Aristotle recommends to the answerer is the following: when you have to answer a given question, do not consider only the question itself (you could be led unnecessarily to grant premisses dangerous for your thesis); do not consider, either, only your thesis and what is dangerous or not dangerous for it (you could be led unjustifiably to reject quite plausible premisses); but consider always both the question and the thesis, and their respective degrees of plausibility. If the premiss asked from you has no relevance in regard to the thesis, then grant it, whether plausible or not. If the premiss *is* relevant, then grant it only if it is plausible, or at least more plausible, or less implausible, than the conclusion the questioner himself is aiming at. Thus, either the questioner will not succeed in establishing his conclusion, but this is not because you denied him the most appropriate tools for that; or he will succeed, but not to your detriment, since you knowingly granted him those tools.

So it turns out that the best way of standing for *pis* to force the champion of *not -p* to argue for *not -p* in no other way than the best available. The notion of a task common to both partners now takes a more precise meaning: *p* has a certain degree of plausibility, *not -p* another one, usually higher or lower; now, given *p* and *not p*, given their respective degrees of plausibility, given the set of generally accepted opinions (*endoxa*), the question is whether the discussions will bring out a good way of arguing for *not -p* on the basis of such opinions. It depends on *p*, on the questioner's ability to find out a good argument, and on the answerer's ability to prevent the questioner from offering a bad one. The fact that *p* and *not -p* have not necessarily, nor usually, the same degree of plausibility is crucial, I think: that is what makes misleading the analogy with tennis or chess (or we should imagine a game in which one of the players has a better racquet, or more chessmen, than the other).

That is why the right question to raise at the end of a dialectical debate is not »Who won?«, but »Was it a good discussion?«. The answer is not a matter of taste; it comes within the competence neither of the questioner nor of the answerer, but of a third character on the dialectical stage, the master or the audience. The *epitimèsis logou* (criticism of the discussion) is an essential part of the dialectical debate; Aristotle devotes three special chapters (11-13) to this aspect of dialectical skill, after the sections concerning the questioner and the answerer, thus graphically illustrating the triangular structure of dialectical activities as he sees them.

It appears from these chapters that the judgement passed on a dialectical debate cannot be a clear-cut one, such as a report of victory and defeat

would be; it has to take a number of considerations into account. Of course, the argument itself may have defects of its own: it may have been invalid, incomplete, pleonastic, unclear, or even »false« in various senses of this word. But even so, it must be considered in connection with the problem it was all about and with the constraints of the dialectical genre. An argument can be praiseworthy or blameworthy in itself, and deserve the opposite qualification in regard to the problem discussed, because within the frame of dialectical rules, it was possible, or impossible, to find a better one. The argument must also be viewed in the concrete context of this particular debate, involving those debaters and no others. One should accordingly distinguish between the judgement passed on the debate and the judgement passed on the debaters. Consistently with his notion of a »common task«, Aristotle points out that it is not within the power of only one of the debaters to achieve it. Therefore, if one of them fails to contribute to this achievement, the other one cannot be made responsible for the result, which might have been better with another partner. When both of them have done their job at the best of their possibilities, given the problem, they can both get good marks, whatever the apparent »result« of the apparent »joust«.

Arguments without winners or losers: in spite of paradoxes and difficulties, Aristotle consistently tried, I think, to build up a concept of dialectic which implies such arguments. This is a dialectic without tears, without drama, with no serious concern for truth, no involvement in the tragedies of life, no connection with the conflicts among persons, no hidden part to play in the struggle for domination. This conflict-free view of rational discussion - probably linked with Aristotle's conception of *theôria* as a purely speculative, disinterested activity - may seem over-idyllic and unrealistic to us, who are living after Hegel and contemporaneously with Karl Popper. Perhaps this was the price to be paid in order to concentrate on the *formal* aspects of reason and reasoning. But that would be another story.

Literature

For a general survey of Aristotle's *Topics*, I take the liberty of referring to the *Introduction* of my critical edition of this treatise, with French translation and notes, vol. I, pp. vii-cxliii, Paris, Les Belles Lettres, 1967 (Budé Series). On the special subject of the above paper, two articles are particularly important: Eric Weil, *La place de la logique dans la pensée aristotélicienne*, in *Revue de Métaphysique et de Morale* 56 (1951), pp. 283-315 (English translation in J. Barnes, M. Schofield, R. Sorabji, eds., *Articles on Aristotle*, vol. I, London, 1975, pp. 88-112), and Paul Moraux, *La joute dialectique d'après le huitième livre des Topiques*, in G.E.L. Owen, ed., *Aristotle on Dialectic*, Oxford, 1968, pp. 277-311.

Michael Frede

Zum Begriff der Philosophiegeschichte

Wenn man betrachtet, was unter dem Titel »Geschichte der Philosophie« oder »Philosophiegeschichte« geschrieben und gelehrt wird, dann sieht man, daß unter dieser Überschrift die verschiedensten Formen der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie zusammengefaßt werden, die in ganz verschiedenen Absichten verfolgt werden.

Mein unmittelbares Ziel ist einfach dies, diese verschiedenen Formen der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie mit den dazugehörigen Voraussetzungen, Zielen und Methoden einerseits zu unterscheiden und andererseits auf ihren systematischen Zusammenhang hin zu untersuchen. An dieser Stelle geht es mir freilich zunächst nur darum, eine bestimmte Form der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie, die ich »Philosophiegeschichte« nennen will, von anderen Formen zu unterscheiden, weil ich glaube, daß diese Form der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie einen privilegierten Status hat.

Eine solche Untersuchung scheint mir aus verschiedenen Gründen nützlich zu sein, von denen ich nur einige anführen will. (i) Ein mangelndes Bewußtsein von der Verschiedenheit der Formen der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie führt leicht zu einer zu engen einheitlichen Vorstellung davon, wie man sich mit der Geschichte der Philosophie beschäftige oder zu beschäftigen habe, die dann zu Mißverständnissen und unangemessener Kritik an Formen der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie führt, die nicht zu dieser unreflektierten und undifferenzierten Vorstellung passen. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Art und Weise, in der Aristoteles oft dafür kritisiert wird, wie er seine Vorgänger behandelt. (ii) Ein mangelndes Bewußtsein von der Vielheit und Eigenart der verschiedenen Formen führt auch zu einer Fülle von Arbeiten, die sich gleichsam über ihr eigenes Genre nicht im klaren sind. Ein schönes und bekanntes Beispiel dafür ist das Jaegersche Aristotelesbuch. Man kann die verschiedenartigsten Studien über die aristotelische Philosophie anstellen. Man kann auch den Zusammenhang zwischen dieser Philosophie und der Biographie des Aristoteles untersuchen. Man muß sich aber dann theoretisch über die Form und die Grenzen eines solchen Erklärungsversuchs für die aristotelische Philosophie im klaren sein, sich an die Form halten und die Grenzen ausschöpfen. (iii) Bestimmte Formen der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie, vor allem solche, die Philosophen nicht interessieren, werden ungebührlich vernachlässigt, wodurch ein sehr

unvollständiges Bild von der Geschichte der Philosophie entsteht. (iv) Diskussionen über den Nutzen, vor allem den philosophischen Nutzen einer Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie leiden oft unter einer Unklarheit darüber, wovon eigentlich die Rede ist.

Auf längere Sicht hoffe ich auch, daß Untersuchungen über die systematische Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie und ihren Gegenstand Licht auf allgemeinere Fragen über Geschichte und Geschichtswissenschaft werfen können. Solche Fragen werden von Historikern und Philosophen in der Regel mit Blick auf die allgemeine Geschichte behandelt. Dabei gelangen sie oft zu weitreichenden Folgerungen über das Wesen der Geschichte und die Natur der Historiographie. So besteht eine starke Tendenz, zu meinen, so etwas wie die Geschichte gäbe es nicht, sondern nur eine Fülle von Geschichten, die man erzählen kann. Es besteht die Neigung, zu meinen, welche Geschichte man erzähle, hänge in erster Linie von unseren Meinungen und Interessen ab. Es ist eine verbreitete Ansicht, daß Historiographie wesentlich anachronistisch ist, eben Historiographie aus unserer Sicht. Mir scheint es alles andere als klar zu sein, daß diese Folgerungen auf die Geschichte der Wissenschaften oder die Geschichte der Philosophie zutreffen. In jedem Fallschien es mir bei solchen Diskussionen von Nutzen zu sein, wenn man auch die verschiedenen Spezialgeschichten und deren Historiographie berücksichtigte. Das aber setzt im Fall der Philosophie voraus, daß man erst einmal größere Klarheit über ihre Historiographie erreicht.

Daß man sich nun auf ganz verschiedene Weise mit der Geschichte der Philosophie beschäftigt und beschäftigen kann, scheint mir aus einem doppelten Grund offenkundig zu sein.

(i) Wenn man die Geschichte der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie zurückverfolgt, so reicht sie fast so weit zurück wie die Geschichte der Philosophie selbst. Fast durchweg aber wird, bis in die jüngste Zeit, diese Beschäftigung von einem philosophischen Interesse an den philosophischen Positionen getragen, die im Laufe der Geschichte vertreten worden sind. Es geht um philosophische Positionen, die wahr sind, die aber einer Klärung oder Erläuterung bedürfen, oder um philosophische Positionen, die ein Stück der Wahrheit enthalten, oder um philosophische Positionen, die einen Schritt auf die Wahrheit hin darstellen, oder um philosophische Positionen, die eine bedenkenswerte Antwort auf eine philosophische Frage darstellen, oder um philosophische Positionen, die als klassische Versionen einer bestimmten Art von philosophischen Theorie gelten, oder um philosophische Positionen, die ein Lehrbeispiel dafür abgeben sollen, wie man Philosophie betreibt. Und entsprechend werden diese Positionen dargestellt und erklärt.

Auf die Tatsache, daß es sich bei der in Frage stehenden Position um eine

Auffassung handelt, die von einer bestimmten Person in einer ganz bestimmten historischen Situation vertreten worden ist, kommt es bei dieser Art der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie nicht an.

Noch ist es für diese Art der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie wesentlich, daß die behandelte Position historisch genau identifiziert wird. Das sieht man schon daran, daß wir in der Regel eine systematisch geschönte Version dieser Position erhalten, eine Version, die uns zeigen soll, was der Philosoph gemeint hätte, wenn er seinem eigenen Ansatz konsequent gefolgt wäre, eine Version, die von Widersprüchen und für diese Auffassung unwesentlichen Fehlern gereinigt ist, oder gar eine Version, die der Philosoph vielleicht vertreten hätte, wenn er bereits mit unseren philosophischen Auffassungen vertraut gewesen wäre.

Aber offenkundig kann man es sich nicht nur zur Aufgabe machen, geschönte Versionen von historischen Positionen zu rekonstruieren und diese Positionen philosophisch zu erklären. Man kann es sich auch zur Aufgabe machen, diese Positionen historisch exakt zu rekonstruieren und die historische Tatsache zu erklären, daß sie von einer bestimmten Person in einem bestimmten historischen Zusammenhang vertreten worden ist. Auf diese Weise beschäftigt sich die Philosophiegeschichte aus einem historischen Interesse mit der Geschichte der Philosophie. Und diese Form unterscheidet sich deutlich von den erwähnten Weisen, in denen Philosophen sich aus einem philosophischen Interesse heraus mit der Geschichte der Philosophie beschäftigen.

(ii) Aber es gibt noch einen weiteren Grund, aus dem es klar ist, daß man verschiedene Formen der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie zu unterscheiden hat, unter denen die Philosophiegeschichte nur eine besondere Form darstellt. Denn die Tatsache, daß ein bestimmter Philosoph eine bestimmte Position in einer bestimmten historischen Situation vertritt, ist außerordentlich komplex. Und die Philosophiegeschichte, jedenfalls so wie ich sie verstehe, geht auf diese Komplexität nur zu einem Teil, wenn auch zu einem wesentlichen Teil, ein. Sie betrachtet das Auftreten von philosophischen Auffassungen nämlich nur insoweit, als es sich durch philosophische Erwägungen, die man den Vertretern dieser Auffassungen zuschreiben kann, erklären läßt.

Aber das Auftreten von philosophischen Positionen ist nicht nur von philosophischen Erwägungen bestimmt. Denn was für philosophische Fragen gestellt werden und wie sie beantwortet werden, hängt auch von konkreten Bedingungen ab, unter denen Philosophie betrieben wird und die sich nicht aus philosophischen Erwägungen erklären lassen. Dazu gehören solche Faktoren wie Tradition und Autorität in der Philosophie, aber auch die Form ihrer Institutionalisierung. Vor allem aber gehören zu diesen konkreten Bedingungen, unter denen Philosophie betrieben wird, auch geschicht-

liche Entwicklungen außerhalb der Philosophie, die auf den Gang der Geschichte der Philosophie auf die vielfältigste Weise Einfluß nehmen, ohne notwendig in die philosophischen Erwägungen selbst einzugehen.

Denn wir dürfen z. B. annehmen, daß die spanischen Philosophen der frühen Neuzeit, die Vorstellungen über das Naturrecht und das Kriegsrecht entwickelten, ganz konkrete politische und moralische Probleme und, vor aller philosophischer Theorie, eine bestimmte Art von Lösung dieser Probleme im Auge hatten. Und eine Art der Erklärung, nicht ihrer Theorien, sehr wohl aber der Tatsache, daß sie diese Theorien vertraten, besteht sicherlich in dem Verweis auf die Tatsache, daß sie auch diese praktischen Anliegen hatten.

Die Philosophie scheint aus einem einfachen Grund auf diese Weise für den Einfluß von Entwicklungen in der Geschichte im allgemeinen offen zu sein.

Viele Spezialdisziplinen verdanken ihren Fortschritt u. a. der Tatsache, daß sie sich erfolgreich darum bemüht haben, die Lösung ihrer Probleme und die Beantwortung ihrer Fragen soweit wie möglich von der Beantwortung von außerfachlichen Fragen unabhängig zu machen. Die Folgerungen des Mathematikers mögen zwar weitreichende Konsequenzen für die Beantwortung nicht-mathematischer Fragen haben, aber das hat keinen Einfluß auf die Art und Weise, wie der Mathematiker seine mathematischen Fragen beantwortet, wenn es auch offenkundig einen Einfluß darauf haben kann, welche mathematischen Fragen er sich stellt. Bei der Philosophie dagegen ist das, jedenfalls bis in die jüngste Vergangenheit, anders. Denn traditionell erhebt die Philosophie den Anspruch, gewisse umfassende und fundamentale theoretische und praktische Fragen zu beantworten. Und es ist nicht nur so, daß es in ihrer Absicht liegt, daß die Beantwortung dieser Fragen weitreichende Konsequenzen für die Beantwortung speziellerer und konkreterer theoretischer und praktischer nicht-philosophischer Fragen hat, auf die es oft schon eine nicht-philosophische Antwort, unter Umständen sogar eine wissenschaftliche Antwort gibt, sondern es ist, zum Teil gerade deshalb, auch umgekehrt so, daß Philosophen auf diese nicht-philosophischen Meinungen bei der Beantwortung philosophischer Fragen auf die verschiedenste Weise Rücksicht nehmen und sich durch sie beeinflussen lassen. Hier gälte es, diese verschiedenen Weisen sorgfältig zu unterscheiden. Aber ein wesentlicher Unterschied wird der sein, daß bisweilen diese außerphilosophischen Meinungen in die philosophischen Erwägungen selbst eingehen werden, in anderen Fällen aber nicht. Und im letzten Fall wird man zwischen solchen Meinungen zu unterscheiden haben, die auf illegitime Weise die philosophische Folgerung beeinflussen, die allein aus philosophischen Erwägungen gar nicht verständlich würde, und solchen Meinungen, die zwar die Folgerung bestimm-

men, aber nicht auf solche Weise, daß die Folgerung nicht auch schon aus den philosophischen Erwägungen heraus völlig verständlich wäre.

Es liegt also im Wesen der Philosophie, jedenfalls so, wie sie traditionell verstanden worden ist, daß das Auftreten von philosophischen Meinungen nicht nur durch philosophische Erwägungen, sondern auch durch nicht-philosophische Meinungen und Faktoren, welche diese Meinungsbildung bestimmen, verursacht sein kann, und dies entweder auf völlig legitime oder auf illegitime Weise.

Daraus ergibt sich eine Verflechtung unter anderem zwischen der Geschichte der Philosophie und der Geschichte im allgemeinen, die man systematisch studieren kann. Man kann etwa der Frage nachgehen, welchen Einfluß philosophische ethische Theorien auf die moralischen Ansichten und die Moral gehabt haben, oder aber der Frage, welchen Einfluß moralische Ansichten und die Moral auf die Bildung von ethischen Theorien gehabt haben. Und aus einer solchen Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie könnten sich nicht nur gewisse philosophische Folgerungen über die Ethik, sondern auch Verallgemeinerungen ergeben, die am besten im Rahmen einer Sozialwissenschaft abgehandelt werden.

Jedenfalls sollte klar sein, daß die Form der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie weder eine philosophische, noch eine philosophisch-geschichtliche zu sein braucht, weil das Auftreten von philosophischen Meinungen durch eine Fülle von Faktoren bestimmt sein kann, und die Bestimmung durch einige dieser Faktoren weder Sache der Philosophie, noch Sache der Philosophiegeschichte ist, die Geschichte der Philosophie sich aber nicht völlig ohne diese Faktoren erklären läßt.

Wir haben gesehen, daß das Auftreten philosophischer Meinungen unter Umständen überbestimmt sein kann, einmal durch rein philosophische Erwägungen, zum anderen aber durch nicht- oder vor-philosophische Meinungen. Warum nun sollte man darauf insistieren, daß es eine Form der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie geben muß, nämlich die Philosophiegeschichte, die darauf besteht, das Auftreten von philosophischen Positionen, so weit wie möglich, aus philosophischen Erwägungen zu erklären, wenn es, zumindest in einigen Fällen, auch andere Formen der Erklärung gibt?

Dafür lassen sich wenigstens drei Gründe anführen:

- (i) Philosophen treten in der Regel mit dem Anspruch auf, ihre Meinungen aus philosophischen Erwägungen heraus zu vertreten. Die Moral gebietet es, diesen Anspruch ernst zu nehmen und kritisch zu prüfen. Wir haben keinen Anlaß, diesen Anspruch global zurückzuweisen. Hätten wir Anlaß dazu, hätten wir auch Anlaß dazu, uns nicht weiter mit der Geschichte der Philosophie oder der Philosophie zu beschäftigen.
- (ii) Das Auftreten von philosophischen Meinungen dürfte zwar auch von

anderen Faktoren bestimmt werden, aber wir dürfen bezweifeln, daß diese Faktoren auch im Einzelnen die philosophischen Erwägungen erklären, die vom Philosophen angeführt werden, um sein Eintreten für seine Meinung zu erklären. Wenn wir uns mit der Geschichte der Philosophie beschäftigen, dann wollen wir aber gerade auch diese Erwägungen verstehen. Sonst könnten wir uns die Lektüre von philosophischen Werken weitgehend sparen.

(iii) Es ist zu bezweifeln, daß das Auftreten von philosophischen Meinungen durchweg anders als aus philosophischen Erwägungen heraus erklärt werden kann.

Worin aber besteht nun im Einzelnen die Aufgabe der Philosophiegeschichte, wenn es darum gehen soll, das Auftreten von philosophischen Meinungen aus philosophischen Erwägungen heraus zu erklären?

Die Philosophiegeschichte hat vier Dinge zu tun, von denen die ersten beiden ihr nicht spezifisch, die letzten beiden aber charakteristisch für sie sind.

- (1) Sie hat die in Rede stehende Meinung historisch exakt zu identifizieren,
- (2) sie hat diese Meinung philosophisch zu erklären,
- (3) sie hat die Tatsache zu erklären, daß der in Rede stehende Philosoph diese Meinung hat, und schließlich
- (4) sie hat die Tatsache zu erklären, daß der Philosoph diese Meinung vertritt.

Da das für die Philosophiegeschichte Charakteristische nicht in der Art der Identifizierung von philosophischen Positionen, sondern in der Form der Erklärung der Tatsache, daß sie vertreten worden sind, liegt, will ich auf die Frage der Identifizierung nur kurz eingehen.

Es lohnt sich nicht, auf die hinlänglich bekannten praktischen Schwierigkeiten hinzuweisen, denen man sich bei der Identifikation von philosophischen Positionen gegenübergestellt sieht. Eher würde sich schon lohnen, auf die Prinzipien einzugehen, denen man bei der Identifikation folgt, etwa dem Prinzip, dem Philosophen die bestmögliche Ansicht zuzuschreiben, die man ihm angesichts der Zeugnisse zuschreiben kann. Hier will ich nur kurz auf eine theoretische Schwierigkeit eingehen. Man könnte meinen, es sei uns gar nicht möglich, die Positionen, die in einer bestimmten historischen Situation vertreten worden sind, genau zu bestimmen, weil diese Positionen mit Hilfe einer Begrifflichkeit formuliert sind, die unauflöslich an diese historische Situation gebunden ist, und wir nicht anders können, als diese Position mit Hilfe unserer Begrifflichkeit zu identifizieren, die an unsere historische Situation gebunden ist, womit wir unweigerlich die zu identifizierende Position verfälschen.

Nun ist es ohne Zweifel so, daß sich das Begriffssystem im Laufe der Geschichte der Philosophie erheblich verändert hat und daß sich daraus die

größten praktischen Schwierigkeiten bei der Identifikation von philosophischen Meinungen ergeben. Aus den folgenden Gründen aber hätte ich die größten Bedenken, daraus irgendwelche weitreichenden theoretischen Folgerungen über die Philosophiegeschichte und ihren Gegenstand abzuleiten:

(1) Wir haben keinerlei theoretische Schwierigkeiten, die philosophischen Meinungen zu identifizieren, die in der letzten Ausgabe des »Journal of Philosophy« vertreten werden, obschon diese nicht mehr und nicht minder Teil der Geschichte der Philosophie sind als die Meinungen, die in Platons Dialogen vertreten werden. Zugegebenermaßen wird es im Großen und Ganzen schwieriger, je weiter man in der Zeit zurückgeht. Aber wenn es sich um eine theoretische Schwierigkeit handelte, dann sollte wirklich die Zahl der Jahre nichts ausmachen.

(2) In Wirklichkeit besteht oft, selbst bei Philosophen, die weit in der Zeit zurückliegen, nicht die geringste Schwierigkeit, ganz genau die Meinung zu identifizieren, die sie vertreten haben.

(3) Es ist zwar vielleicht wahr, daß das tatsächliche Vertreten einer Meinung sich nicht aus dem historischen Kontext herauslösen läßt, in dem sie vertreten wird; aber wenn wir von der Meinung reden, die vertreten worden ist, und von den Begriffen, die in diese Meinung eingehen, dann sprechen wir von Abstraktionen; und es ist keineswegs offenkundig, daß diese Abstraktion nicht eben die Folge hat, daß die Meinung zu etwas wird, was in dem einschlägigen Sinne nicht mehr an den historischen Zusammenhang gebunden ist, in dem sie vertreten worden ist.

(4) Zwar ändert sich auch die Begrifflichkeit selbst, aber diese Veränderung läßt sich ebenfalls bestimmen. Daß es uns praktisch schwerfällt, mit so veränderten Begriffen umzugehen und die Folgen dieser Veränderung zu übersehen, ist noch kein theoretisches Hindernis, die Meinung selbst historisch exakt zu bestimmen.

(5) Es trifft vermutlich gar nicht zu, daß der Philosophiehistoriker die Meinungen der Philosophen einfach mit Hilfe unserer Begrifflichkeit identifiziert. Zwar kann er nicht umhin, von unserer Begrifflichkeit auszugehen, aber vielleicht ist es so, daß er bei seiner Arbeit eben genau die Begrifflichkeit entwickelt, die nötig ist, um unter anderem die zu identifizierende Meinung exakt zu bestimmen.

Hier scheint also, daß man zumindest sehr wohl wissen und verstehen kann, was ein Philosoph gemeint hat, der eine bestimmte Auffassung vertreten hat, selbst wenn es uns verborgen bleiben sollte, was genau es für ihn und seine Zeit bedeutet hat, diese Auffassung zu vertreten.

Zweitens hat die Philosophiegeschichte die philosophische Meinung zu erklären, d. h. zu erklären, auf welchen Voraussetzungen diese Meinung beruht, welche Konsequenzen sie hat, unter welchen Umständen man sie sich selbst zu eigen machen würde.

Hierzu sei nur kurz Folgendes gesagt. Eine solche Klärung ist notwendig, weil man ja verstehen will, was der Philosoph gemeint hat, und weil man nur so die Gründe richtig einschätzen kann, die er selbst für seine Meinung gehabt hat.

Ein guter Teil philosophiegeschichtlicher Bemühungen scheitert an dem Umstand, daß ein solches philosophisches Verständnis der vertretenen Meinung unter Umständen ein großes Maß an philosophischer Fertigkeit verlangt.

Entscheidend für die **Bestimmung** der Philosophiegeschichte aber ist die Art der Erklärung, die dafür gegeben wird, daß ein Philosoph eine bestimmte Meinung vertreten hat.

Hier scheint es mir nun so zu sein, daß die Tatsache, daß jemand eine Meinung vertritt, ganz allgemein zwei Aspekte hat, die sich zwar praktisch oft nur schwer unterscheiden lassen, theoretisch aber klar unterschieden sind: (i) um eine Meinung zu vertreten, muß man erst einmal eine Meinung haben; (ii) wenn man eine Meinung hat, heißt das noch lange nicht, daß man sie vertritt; man hat beliebig viele Meinungen, aber in der Regel keinen Anlaß, sie zu vertreten; es gibt keinen Grund, sie zu äußern, geschweige denn einen Grund, für sie in der Weise einzutreten, wie Philosophen es in der Regel tun; manche von uns mögen davon überzeugt sein, daß ein bestimmtes Theorem von Ramsay wahr ist, aber nie Anlaß dazu haben, diese Meinung kundzutun, geschweige denn, sie zu vertreten.

Entsprechend teilt sich die Erklärung der Tatsache, daß jemand eine philosophische Meinung vertritt, in zwei Erklärungen auf: in eine Erklärung der Tatsache, daß er diese Meinung hat, und in eine Erklärung der Tatsache, daß er diese Meinung vertritt. Im einfachsten Fall wird die Erklärung der Tatsache, daß er diese Meinung vertritt, die Form annehmen, daß man sagt, er habe gute Gründe gehabt, zu meinen, seine Vorgänger irrten sich in einem wichtigen Punkte und er habe sie korrigiert.

Wenden wir uns aber zuerst dem ersten Teil der Erklärung zu: wie erklären wir, daß ein Philosoph eine bestimmte Meinung hat? In der Regel werden wir, wie bereits oben angedeutet, davon ausgehen, daß Philosophen Gründe für ihre Meinungen haben und daß sie ihre Meinungen haben, weil sie die Gründe, die sie für ihre Meinungen haben, für gute Gründe halten. Es gibt Ausnahmen von dieser Regel, die ich aber hier unbeachtet lassen will, weil sie als Ausnahme von der Regel zu verstehen sind, also die Regel voraussetzen.

Es gilt also für den Philosophiehistoriker zunächst einmal, diese Gründe zu identifizieren. Wenn sich nun die Meinungen, jedenfalls prinzipiell, identifizieren lassen, dann gilt das auch für die Gründe. Denn diese sind nur weitere Meinungen. Es gibt eine Fülle von praktischen Schwierigkeiten bei ihrer Identifikation, aber diese seien hier übergangen.

Um nun die Tatsache zu erklären, daß ein Philosoph dieser Meinung ist, reicht es nicht, die Gründe zu identifizieren. Denn wir verstehen erst, warum der Philosoph dieser Meinung ist, wenn wir verstehen, warum er diese Gründe für gute Gründe hält. Das verstehen wir im einfachsten Fall, wenn wir selbst diese Gründe für gute Gründe halten. Damit aber hätten wir dann auch verstanden und erklärt, warum er dieser Meinung ist.

Erst in dem Fall, in dem uns die Gründe nicht hinreichend zu sein scheinen, müssen wir nach einer komplexeren Erklärung suchen, nämlich nach einer Erklärung dafür, daß der Philosoph seine Gründe fälschlich für gute Gründe hielt, nach einer Erklärung für seinen Irrtum. Der kann entweder darin liegen, daß eine oder mehrere Annahmen, die ihm als Gründe dienten, falsch sind, oder aber darin, daß diese Annahmen keinen hinreichenden Grund für seine Meinung darstellten.

Dieser Fehler kann nun von zweierlei Art sein: es kann sich um einen trivialen Fehler handeln oder um einen signifikanten Fehler. Triviale Fehler sind solche, die keiner weiteren Erklärung bedürfen, weil sie jedem von uns unterlaufen können und wir keinen Grund sehen, hinter diesem Fehler eine systematische Entgleisung des Denkens zu vermuten. Es könnte jedem von uns unterlaufen, aus Versehen den Satz von der Nichtunterscheidbarkeit des Identischen falsch zu fassen, und es könnte jedem von uns passieren, daß wir aus Versehen einen Trugschluß begehen.

Wenn wir uns davon überzeugen können, daß dem Philosophen aus Versehen ein trivialer Fehler unterlaufen ist, dann verstehen wir, warum er seine Gründe für gute Gründe hielt, obschon sie keine sind, und damit verstehen wir auch, warum er dieser Meinung ist.

Aber nicht alle Fehler, die Philosophen begehen, sind von dieser trivialen Art, die keiner weiteren Erklärung bedarf. Es gibt auch Fehler, die nicht von ungefähr unterlaufen und die deshalb ihrerseits einer Erklärung bedürfen. Diese sind entweder durch die Person des Philosophen oder durch seine historische Situation bedingt. Zunächst in Betracht kommen Fehler, die durch die historische Situation bedingt sind. Es sind also Fehler von der Art, daß man aus der historischen Situation heraus verstehen kann, warum der Philosoph seine Gründe für gute Gründe hielt. Der einfachste Fall hier ist der, daß der Philosoph entweder Annahmen machte, die zwar nicht annehmbar sind, seiner Zeit aber annehmbar erscheinen konnten, oder aber, daß er einem Gedankengang folgte, dem man nicht folgen kann, der aber seiner Zeit als folgerichtig erscheinen konnte.

In diesem einfachsten Fall werden wir wiederum zunächst an den Stand der Philosophie zu Zeiten des Philosophen zu denken haben und eine Erklärung aus der Geschichte der Philosophie heraus versuchen. Es mag sein, daß sich der Philosoph auf philosophische Annahmen verläßt, die falsch sind, die aber von seinen Zeitgenossen akzeptiert werden, so daß es

nicht weiter verwunderlich ist, daß unser Philosoph diese Annahmen teilt. In diesem Fall bedarf der allgemeine Stand der Philosophie zur Zeit unseres Philosophen einer weiteren Erklärung.

Es kann aber auch so sein, daß der Philosoph bei seinen philosophischen Erwägungen aus den anfangs erwähnten Gründen nicht-philosophische Annahmen berücksichtigt, die von den betreffenden Fachleuten oder ganz allgemein geteilt werden, die sich aber als falsch oder zumindest als unbegründet erwiesen haben. In diesem Fall bedarf der allgemeine Stand des Wissens oder die allgemeine Meinung zur Zeit des Philosophen einer weiteren Erklärung.

In beiden Fällen aber verstehen wir aus der historischen Situation heraus, warum dem Philosophen seine Gründe als gute Gründe erschienen, und damit, warum er dieser Meinung war.

Falls solche Erklärungsversuche fehlschlagen, kann man wiederum eine Erklärung aus den damaligen Ansichten *und* trivialen Fehlern versuchen.

Aber es kann sein, daß auch dieser Versuch fehlschlägt, zu verstehen, warum der Philosoph seine Gründe für gute Gründe hielt. Erst an dieser Stelle mag uns nichts anderes übrigbleiben, als die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß sich die Tatsache, daß der Philosoph seine Gründe für gute Gründe hielt, nur durch nicht-philosophische Motive erklären läßt. Und diese können in der Person des Philosophen oder aber in der allgemeinen gesellschaftlichen Situation begründet sein.

Aber dazu ist zweierlei zu bemerken. Auf diese Art der Erklärung können wir in der Philosophiegeschichte erst dann zurückgreifen, wenn wir alle vorausgehenden Erklärungsmöglichkeiten ausgeschöpft haben, da jene durch diese Art der Erklärung vorausgesetzt werden. Zweitens ist zu beachten, daß immer noch ein formaler Unterschied zwischen dieser Art der Erklärung und konkurrierenden Arten der Erklärung psychologischer, anthropologischer oder soziologischer Natur besteht. Denn es handelt sich immer noch um eine Erklärung aus philosophischen Erwägungen und Gründen.

So in etwa also sieht eine philosophiegeschichtliche Erklärung der Tatsache aus, daß ein Philosoph einer bestimmten Meinung ist.

Daran scheint mir Folgendes bemerkenswert zu sein. Die Tatsache, daß ein Philosoph einer bestimmten Meinung gewesen ist, läßt sich häufig allein aus seinen Gründen, bzw. aus seinen Gründen und einem trivialen Fehler erklären, ist also häufig, unabhängig von dem historischen Zusammenhang, in dem die Meinung vertreten worden ist, in sich verständlich. Es mag oft große historische Gelehrsamkeit verlangen, die Meinung und die Gründe zu identifizieren, aber das besagt nichts über die historische Bedingtheit der Tatsache, daß der Philosoph dieser Meinung gewesen ist.

Selbst in den Fällen, in denen diese Tatsache in dem Sinn historisch

bedingt ist, daß wir zu ihrer Erklärung auf die historische Situation des Philosophen zurückgreifen müssen, stellt diese Art der historischen Bedingtheit jedenfalls theoretisch noch kein Hindernis für unser Verständnis dar.

Man mag meinen, daß unsere eigene Erklärung historisch bedingt ist, weil wir von unseren eigenen Vorstellungen davon ausgehen, was gute Gründe sind, welche Annahmen wahr, welche Schlüsse folgerichtig sind, und dies umso mehr so, als wir von dem Interpretationsprinzip ausgehen müssen, unseren Philosophen so gute Gründe wie möglich zuzuschreiben.

Aber dagegen ist zweierlei einzuwenden. Die Philosophiegeschichte betrachtet die Tatsache, daß wir etwas für gute Gründe halten, nicht als etwas Gegebenes und setzt sich nicht einfach über die Tatsache hinweg, daß zu anderen Zeiten anderes als gute Gründe und als vernünftig gezählt haben, sondern sie setzt sich in jedem einzelnen Fall mit dieser Tatsache philosophisch auseinander, ist bereit, die eigenen Vorstellungen von guten Gründen zu revidieren, und gelangt so zu einer Vorstellung von guten Gründen, die an der Geschichte der Philosophie erprobt ist.

Wenn wir in vielen Fällen keinen Anlaß haben, die Annahme vergangener Philosophen, ihre Gründe seien gute Gründe, als bloß historisch bedingt zu betrachten, dann haben wir erst recht keinen Anlaß, davon auszugehen, daß unsere eigenen Vorstellungen von guten Gründen historisch durch unsere Situation bedingt sind. Anlaß haben wir allenfalls zu der Annahme, daß sich unsere Vorstellung in vielen Fällen als historisch bedingt erweisen wird. Aber das ist etwas grundlegend anderes.

Besonders bemerkenswert scheint mir die Tatsache zu sein, daß die Erklärung durchweg eine Erklärung aus philosophischen Erwägungen ist, und zwar häufig genug aus Erwägungen, die wir immer noch für annehmbar halten oder die man zur Zeit des Autors für annehmbar gehalten hat, oder aber eine Erklärung aus solchen Erwägungen *und* trivialen Fehlern. Denn es gibt immer wieder Versuche, etwa Jaegers Aristoteles oder Farringtons Epicurus, die Ansichten eines Philosophen aus seiner psychologischen oder sozialen Lage heraus zu erklären. In der Philosophiegeschichte haben solche Erklärungen keinen Platz. Allenfalls einen Platz hat ein Verweis auf die psychologische und soziologische Lage da, wo die Gründe eines Philosophen für seine Meinung so schlecht sind, daß man ohne einen solchen Verweis nicht mehr verstehen kann, warum er sie für gute Gründe gehalten hat.

Schließlich haben wir, zumindest noch kurz, auf den zweiten Teil der Erklärung der Tatsache einzugehen, daß ein Philosoph eine bestimmte Meinung vertritt. Man hat oft in der Geschichte der Philosophie gemeint, daß schon eine Meinung zu haben eine Tätigkeit sei oder eine Tätigkeit voraussetze, nämlich das sich diese Meinung zu eigen machen, das ihr zustimmen. Folglich hat man auch gemeint, daß man für diese Tätigkeit, wie für

jede Tätigkeit, seine besonderen Gründe brauche. Sicher ist, daß das Vertreten einer Meinung eine Tätigkeit ist und daß der, der eine Meinung vertritt, wie für alles, was er tut, seine Gründe haben muß. Dies gilt umso mehr, als, wie wir bereits gesehen haben, es keineswegs selbstverständlich ist, daß man seine Meinung auch vertritt. Die historische Situation muß so beschaffen sein, daß sie einen Anlaß dazu gibt, diese Meinung zu vertreten.

Es gibt nun eine Fülle von Arten von Gründen, aus denen sich ein Philosoph dazu bewegen lassen mag, eine Meinung zu vertreten. Er mag etwa meinen, eine wichtige neue philosophische Ansicht entwickelt zu haben, oder eine bessere Begründung für eine alte Ansicht liefern zu können. Was immer die Gründe sein mögen, sie scheinen sich wesentlich auf den geschichtlichen Stand der Philosophie zu beziehen und aus diesem zu erklären zu sein. Auf ihn wird sich der Philosoph explizit oder implizit beziehen, wenn er seine Vorgänger oder Zeitgenossen kritisiert oder die Gründe für seine Ansichten so formuliert, daß er die beabsichtigte Wirkung erzielt.

Es ist also auch Aufgabe der Philosophiegeschichte, diese weiteren Gründe, die einen Philosophen zum Vertreten seiner Meinung bewegen, zu identifizieren und zu erklären, indem er sie als gute Gründe darlegt, und aber erklärt, warum sie als gute Gründe betrachtet werden.

Wichtig daran scheint mir das Folgende zu sein. Während die Tatsache, daß jemand eine philosophische Meinung hat, nicht historisch bedingt zu sein braucht, ist die Tatsache, daß jemand eine philosophische Meinung vertritt, notwendig historisch bedingt, weil sie notwendig auf eine bestimmte historische Situation bezogen ist und sich nur aus dieser erklären läßt. Erst auf diese Weise fügen sich die Fakten, mit denen es die Philosophiegeschichte zu tun hat, zu einer Geschichte zusammen, eben der Geschichte, welche die Philosophiegeschichte im Detail rekonstruieren und erklären soll. Um aber diese Geschichte zu rekonstruieren und zu erklären, brauchen wir nichts weiter als die bereits angeführten Erklärungsformen.

Nun ist klar, daß es sich bei der von der Philosophiegeschichte so rekonstruierten Geschichte um eine Abstraktion von der Geschichte der Philosophie handelt. Deshalb handelt es sich ja bei der Philosophiegeschichte auch nur um eine Form der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie. Denn zur Geschichte der Philosophie gehören auch all die Philosophen, die ihre Meinungen, vielleicht aus guten Gründen, nicht vertreten haben, ebenso diejenigen, die zwar ihre Meinungen vertreten haben, die aber für die Geschichte der Philosophie so uninteressant sind und deren Begründung so uninteressant ist, daß es sich nicht lohnt, sie in der Philosophiegeschichte zu behandeln. All unsere philosophischen Zeitgenossen gehören bereits der Geschichte der Philosophie an, aber ob sie Platz in der Philosophiegeschichte finden, bleibt noch offen.

Aber die von der Philosophiegeschichte rekonstruierte Geschichte ist noch in anderen Hinsichten eine Abstraktion von der Geschichte der Philosophie. Es scheint mir offenkundig zu sein, daß die Tatsache, daß jemand eine philosophische Meinung vertritt, etwa indem er ein Buch schreibt, eine überaus komplexe Tatsache mit überaus komplexen Gründen und Ursachen sein muß, von denen die, auf welche die Philosophiegeschichte eingeht, nur eine Art von Grund darstellen, die freilich nicht dadurch aufhören, eine Erklärung zu liefern, daß es daneben noch eine Fülle von andersartigen Gründen auf den verschiedensten Ebenen gibt, etwa Gründe psychologischer, wirtschaftlicher oder sonst sozialer Art.

Dies scheint mir nicht nur für die Tatsache, daß jemand eine Meinung vertritt, klar zu sein, sondern auch für die Tatsache zu gelten, daß jemand eine Meinung hat, auch wenn das hier in der Regel weniger deutlich zu Tage liegt.

Zumal in der praktischen Philosophie aber drängt sich der Gedanke oft genug geradezu auf, daß ein enger Zusammenhang zwischen der psychologischen oder sozialen Lage des Philosophen und der von ihm vertretenen Meinung besteht. Das schließt aber keineswegs aus, daß er die besten philosophischen Gründe für seine Meinung hat, vielleicht eben deshalb, weil ihm die Sache aus anderen Gründen so wichtig ist. Und in der Philosophiegeschichte geht es um diese Gründe, ihre Identifizierung, ihre kritische Prüfung und ihre Erklärung.

Da aber die Philosophiegeschichte auf diese Weise von unter Umständen wichtigen Aspekten der Tatsachen, mit denen sie es zu tun hat, absieht, erhält man ein volles, dichtes Bild der Geschichte der Philosophie erst dann, wenn man auch den erwähnten anderen Formen der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie nachgeht.

Folglich bin ich zwar der Auffassung, daß man sich zunächst einmal mit der Geschichte der Philosophie auf philosophiegeschichtliche Weise in dem oben charakterisierten Sinn beschäftigen muß, aber ich bin auch der Auffassung, daß es an der Zeit ist, sich auf wissenschaftliche Weise den anderen Formen der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie zuzuwenden, die bisher noch nicht einmal eine halbwegs klare Form angenommen haben.

Man mag sich fragen, von welchem Nutzen, und erst recht von welchem philosophischen Nutzen eine solche umfassende Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie sein soll. Mir scheint, daß wenn man sich dafür interessiert, was Philosophie wirklich ist, was es wirklich heißt, ein Philosoph zu sein, dann könnte es hilfreich sein, anhand der Geschichte festzustellen, was Philosophie und was Philosophen bis auf den heutigen Tag tatsächlich gewesen sind. Das mag zwar nicht von philosophischem Nutzen sein, aber ich bin sicher, daß es von Nutzen für den Philosophen sein kann.

Günther Patzig

Wilhelm von Humboldts »kopernikanische Wende« in der Sprachbetrachtung*

Im Jahre 1836, ein Jahr nach Wilhelm von Humboldts Tod, erschien sein sprachphilosophisches und sprachtheoretisches Hauptwerk, an dem er die letzten Jahre seines Lebens, seit 1830, gearbeitet hatte.

Der volle Titel lautet: »Über die Kawi-Sprache auf Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts«.

Herausgeber des dreibändigen Werks war Wilhelms Bruder Alexander von Humboldt, der in seinem Vorwort die unvergeßliche Formulierung gebrauchte, geschrieben sei das Buch »auf einem freundlichen Landsitze, wo der Verewigte einsam, in der Nähe eines Grabes, von dem Hauche alter Kunst umweht, seinen ernstesten Studien lebte«.

Das klassische Dokument der sprachtheoretischen Reflexion Humboldts ist eben die *Einleitung* zu diesem Werk; sie umfaßt - in der späteren Akademie Ausgabe - 344 Seiten. Man fragt sofort, welche Gründe Humboldt bewegen haben könnten, seine gleichermaßen ins Weite ausgreifenden und in die Tiefe dringenden Erörterungen über die Sprache als Organ des menschlichen Geistes einer spezialistischen Untersuchung des *Kawi*, einer Regionalsprache auf der Insel Java, der Adels- und Dichtersprache einer versunkenen Epoche, voranzustellen. Eine Erklärung gibt der Autor selbst: In der Kawi-Sprache haben wir den interessanten Fall vor uns, in dem eine einheimische Sprache, das Malayische, von der indischen Kultur und ihrem sprachlichen Medium, dem Sanskrit, tiefgreifend beeinflusst wurde, ohne daß die resultierende Sprache ihre eigentümliche Natur verloren hätte. An diesem Einzelfall faszinierte Humboldt offenbar besonders die allgemeine Erscheinung, daß Sprachen die Fähigkeit haben, sich mit Elementen anderer kultureller Traditionen anzureichern und diese in ihren eigenen Zusammenhang kraft ihrer »inneren Sprachform« einzuschmelzen. Eine so komplexe Sprache forderte dazu heraus, alle methodischen Feinheiten anzuwenden, die Humboldt sich in langen Jahren des Studiums der verschiedensten Sprachen (des Griechischen, des Lateinischen, des

* Vortrag, gehalten zum 150. Jahrestag von Humboldts Tod im Schloß Tegel bei Berlin am 14.6.1985.

Sanskrit, des Chinesischen und Japanischen, des Baskischen, des Ägyptischen, des Mexikanischen, der nordamerikanischen Indianersprachen und natürlich der modernen europäischen Sprachen) erworben hatte. Insofern könnte man sagen, daß sein hinterlassenes Werk nach beiden Seiten der Beschäftigung mit der Sprache und den Sprachen die Summe zog: Die Untersuchung der Kawi-Sprache bildet den Höhepunkt seiner sprachwissenschaftlichen Analysen konkreter Sprachen; die umfassende Einleitung gibt die gründlichste Version seiner philosophischen Reflexion über die Sprache als Medium menschlicher Existenz.

Es ist meine Hoffnung, mit meinen Ausführungen am heutigen Abend, die vielleicht in demselben Raum vorgetragen werden, in dem Humboldt sein Werk verfaßt hat, in einigen von Ihnen das Interesse rege zu machen, diese berühmte Einleitung einmal zu lesen.'

1. Bevor wir zu den bedeutenden Inhalten dieses Textes kommen, muß noch etwas über Humboldts Stil gesagt werden. Die Kommentatoren pflegen seine Darstellungsweise einhellig »schwer verständlich« und »dunkel« zu nennen. In der Tat strebt Humboldt nicht die Präzision und Nüchternheit einer wissenschaftlichen Untersuchung an; in schwebender, von eindrucksvollen Bildern beleuchteter und belebter Redeweise versucht er vielmehr, den Grundphänomenen der Sprache näherzukommen. Offenbar will er die Gefahr vermeiden, durch scharfe Einteilung etwas zu zerreißen, das nur als komplexer Zusammenhang, in dem alles auf alles einwirkt und zurückwirkt, richtig verstanden werden kann. Diese in unübertrefflicher Weise durch zarte Andeutungen das Nachdenken des Lesers anregende Verfahrensart hat freilich auch ihren Preis: Was genau Humboldt eigentlich mit den zentralen Grundworten der »inneren Sprachform« oder der »Weltansicht«, die sich in einer Sprache ausdrücken, gemeint hat, ist bis heute in der Literatur umstritten und ist von vielen Lesern offensichtlich mißverstanden worden. Und die schwebende, mehr andeutende Darstellungsart Humboldts hat mit dazu beigetragen, daß Vertreter grundverschiedener Ansätze der späteren Sprachtheorie und Linguistik, bis hin zur generativen Transformationsgrammatik N. Chomskys, sich auf Passagen bei Humboldt berufen und ihn als Ahnherrn oder wenigstens Vorläufer der jeweils eigenen Auffassungen in Anspruch nehmen konnten.

Jedenfalls aber ist die Dunkelheit des Humboldtschen Stils, die immer wieder beklagt wird, weder, wie einige Interpreten behaupten, die vornehme Nachlässigkeit des Aristokraten, dem jede pedantische Genauigkeit zuwider ist, noch ist sie gar auf einen Mangel an Sprachkraft zurückzuführen. Auch dies wird in der Literatur öfters behauptet. Aber das erste, die grandseigneurale Attitüde, die sich aus Vornehmheit mit Einzelheiten nicht abgibt, stünde im klaren Widerspruch zu der Hingebung, mit der

Humboldt gerade bei seinen sprachwissenschaftlichen Studien auf das feinste Detail einzugehen pflegt; die zweite Erklärung, durch Hinweis auf sprachliches Unvermögen, wird durch jede Zeile des Textes widerlegt, der für jeden dafür Empfänglichen die deutlichsten Zeichen trägt, daß hier ein Autor von hohem Rang, in der Tat ein Dichter, seine Redeweise in vollem Bewußtsein dem Sachgebiet angepaßt hat, über das er spricht. Ich werde genug Stellen im Wortlaut des Autors zitieren, um Ihnen die Möglichkeit zu geben, einen eigenen Eindruck von dieser besonderen Art wissenschaftlicher Prosa zu gewinnen. Mir, so gestehe ich, ist es oft geradezu eine Erholung, von dem ermüdenden technischen Jargon vieler unserer progressiven Sprachwissenschaftler gelegentlich zu Humboldts Deutsch zurückzukehren. (Ich nehme dabei gern in Kauf, daß man diese Präferenz auch als Symptom des »Postmodernismus« und der »Nostalgiewelle« deuten könnte.)

Wenn man sich nach Vorbildern umsieht, denen Humboldts Stil verpflichtet sein könnte, wird man zunächst *Goethes* naturwissenschaftliche Schriften nennen; es scheint mir unverkennbar, daß Humboldt in der Tat von Goethes Texten zur Naturwissenschaft tiefbeeindruckt und beeinflusst gewesen ist. Denn auch bei Goethe, den Humboldt verehrte und den er persönlich gut kannte, finden wir diese mehr andeutende als scharf zupackende, den Urphänomenen ehrfürchtig sich nähernde, jede Gewaltbarkeit der Begriffsbildung scheuende Darstellungsweise. Und man darf ebenfalls vermuten, daß Humboldt das Sprachvermögen des Menschen in ähnlicher Weise als ein »Urphänomen« aufgefaßt hat, wie Goethe in der Farbenlehre das Licht und die Farben.

Soviel zur Darstellungsart, die Humboldt gewählt hat; wir kommen nun zu der Sache, um die es ihm ging. Dazu muß ich allerdings etwas ausholen.

2. Es ist eine in mehrerer Hinsicht interessante Tatsache, daß in den Sachgebieten, in denen die griechische Philosophie auf der Stufe der Naivität stehengeblieben war, auch in der Neuzeit der Durchbruch zur vollen Radikalität und Tiefe der Fragestellung erst spät gelingt. So ist es im Bereich der Ethik, in der erst David Hume 1741 den Kardinalpunkt zur Diskussion gestellt hat, wie eigentlich aus Tatsachen mit logischer Bündigkeit Normen und damit moralische Forderungen sollen folgen können. Damit war jener in der Antike allgemein akzeptierte und durch die Neuzeit hin ebenfalls angewandte Argumentationsansatz hinfällig, nach dem die Frage, wie man sich verhalten solle, z.B. aus Einsichten über die Natur des Menschen oder die Natur der Welt beantwortet werden kann.

Ähnlich liegen die Dinge in der Sprachbetrachtung: Platon und Aristoteles blieben noch im Vorhof der Frage nach dem Wesen der Sprache stehen, indem sie die Sprache als ein Zeichensystem auffaßten, das die als Dinge immer schon vorausgesetzten Gegenstände der Wirklichkeit erfäßt, so daß

die Worte in unserem Sprechen und Denken diese Dinge vertreten können. Die Sprache ist für sie Medium der Darstellung und Repräsentation von Wirklichkeitsbeständen. Ein Problem war nur, ob die sprachlichen Zeichen den Dingen von Natur (physei) oder rein konventionell durch Verabredung (thesei) zugeordnet seien. Gibt es einen sachlichen Zusammenhang zwischen dem sprachlichen Ausdruck und dem, was er bedeutet? Dies war die Hauptfrage, mit der sich die Sprachphilosophen in der Antike auseinandersetzten.

Solche Voraussetzungen kommen in einer *Aristoteles-Stelle*, nämlich in der Schrift »Über die sophistischen Scheinbeweise«, klar zum Ausdruck: *kiwi yàp ovx éçzv àûra τὰ η̄ρçyπατα SicolÉyeuûaz rpépovραç, à la roi'ç ðvô-paazv npaypcirwv xp6.e0a vvpβô,l ozç, rd avEzβai"vov ézri rWv ðvo-w&rww xai rtvv irpaypcirwv ityovpeûa avpβaivew, ...* (De soph. el. 165a6-9). Auf deutsch: »Da es nicht möglich ist, zu unseren Diskussionen die Dinge selbst, über die wir reden wollen, mitzubringen, benutzen wir vielmehr die Worte als Symbole anstelle der Dinge. So werden wir zu dem Glauben gebracht, die Eigenschaften der Worte seien auch Eigenschaften der Dinge, die sie bezeichnen.«

Man sieht sofort, daß hier einige Voraussetzungen gemacht werden, die wenigstens problematisch sind: Jedes Wort bezeichnet eine Sache, deren Zeichen und Stellvertreter es ist; die bezeichneten Dinge können wir zwar nicht immer bei uns haben, aber sie sind doch von der Art, daß wir sie im Prinzip mitbringen könnten (oder, wenn es sich um Immobilien - im Wort-sinn - handelt, in deren Nähe wir uns begeben könnten, so daß wir in ihrer Anwesenheit, auf sie zeigend, uns ihrer Eigenschaften versichern könnten).

Das Wort ist Repräsentant des Gegenstandes, der auch ohne Wort schon vorhanden ist, ja dasein muß, wenn das Wort Sinn haben soll. Außerdem werden sprachliche Zeichen vor allem zur Informationsvermittlung, im Sinne eines Meinungs- und Erfahrungsaustausches, gebraucht. Keine dieser Voraussetzungen ist wirklich erfüllt: denn nicht jedes Wort bezieht sich, wie ein Eigenname, auf einen Gegenstand (*Irpàyua*), nicht einmal auf jeweils eine Art von Gegenständen, wie allgemeine Begriffe wie »Baum«, »Mensch«, »Lebewesen«. Worte wie »und«, »nur«, »leider«, »wahrscheinlich« funktionieren anders als Symbole für Sachen funktionieren. Und selbst die Worte, die Gegenstände oder Arten von Gegenständen bezeichnen oder charakterisieren, bedeuten nur in besonderen Fällen etwas Greifbares, das man vorzeigen könnte. Die Zahl 2, der Nordpol, ein Naturgesetz, ein Intelligenzquotient; das kann man nicht sehen oder anfassen, geschweige denn mit sich herumtragen - auch nicht »im Kopf«, wie vielleicht die meinen, die, wiederum naiverweise, denken, daß unsere Gedanken und ihr Inhalt in unserem Kopf lokalisiert werden könnten, da doch unser Gehirn in unserem Kopf untergebracht ist (was natürlich wahr ist)

und unsere Gedanken in unserem Gehirn sein müssen (was eine unsinnige Redeweise ist), weil wir mit unserem Gehirn denken (was zwar wahr ist, aber nichts darüber impliziert, wo denn nun die Gedanken sein sollen).

Die Einseitigkeit der von Aristoteles mit allen griechischen Autoren geteilten Sprachauffassung ist die Fixierung auf die theoretische, wirklichkeitsvermittelnde Seite der Sprache. Dies ist zwar ein wichtiger, aber keineswegs der einzige Bereich, in dem die Sprache unentbehrlich ist, wie wir seit kurzem insbesondere durch die Sprechakttheorie z.B. J. Searles deutlicher vor uns sehen. Die Sprache dient der menschlichen Kommunikation in einem viel umfassenderen Sinne als der bloßen Vermittlung von Informationen. Und die Naivität der aristotelischen Auffassung liegt vor allem darin, daß nicht gesehen wird, wie die Sprache, selbst wenn wir einmal nur ihre informationsvermittelnde Funktion betrachten, die Gegenstandswelt, die sie abbildet, nicht unbeeinflußt läßt, ja daß sie diese in gewissem Sinne erst erschafft. Es ist diese Naivität, auf die Humboldt als einen Grundfehler der bisherigen Sprachtheorien immer wieder hinweist:

»Die zunächstliegende, aber beschränkteste Ansicht der Sprache ist die, sie als ein bloßes Verständigungsmittel zu betrachten ... Die Sprache ist aber durchaus kein bloßes Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht des Redenden; die Geselligkeit ist das unentbehrliche Hilfsmittel zu ihrer Entfaltung, aber bei weitem nicht der einzige Zweck, auf den sie hinarbeitet, der vielmehr seinen Endpunkt doch in dem einzelnen findet, insofern der einzelne von der Menschheit getrennt werden kann.«²

Und ferner:

»Man muß die Sprache nicht sowohl wie ein totes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahieren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittlung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der inneren Geistestätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluß zurückgehen.«³

Und gleich darauf folgt die berühmte Stelle, die immer wieder als Humboldts »Definition der Sprache« in Anspruch genommen worden ist: »Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daß man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.«⁴

Dieser Prozeß der geistigen Arbeit, den wir Sprache nennen, ist nun frei-

lich ein dialektischer: Der Gedanke prägt den sprachlichen Ausdruck und die Möglichkeit sprachlicher Artikulation, und die Sprache prägt ihrerseits den Gedanken und damit die Erfassung der Wirklichkeit. Diese schwierige Komplexität wird Humboldt nicht müde, in immer neuen Ansätzen und Bildern zu betonen. Immer wieder weist er darauf hin, wie oberflächlich es wäre, zu meinen, die Sprache erfasse nur eine als solche schon vorausgesetzte Wirklichkeit. Freilich erzeugt sie nicht die Welt im idealistischen Sinne; aber sie prägt sie von Grund auf, und verschiedene Sprachen leisten dies in verschiedener Weise.

»Wie, ohne diese (scil. die Sprache), kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äußere nur vermittelt des Begriffes für sie vollendete Wesenheit (wir würden sagen: Bestimmtheit) erhält.«⁵ »Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur« (ebd.). Diese Redeweise von einer sprachlichen »Zwischenwelt«, auf die spätere Sprachforscher, die an Humboldt angeschlossen, z.B. L. Weisgerber, so große Bedeutung gelegt haben, scheint mir den Humboldtschen Intentionen nicht wirklich angemessen zu sein. Sie legt die Vorstellung eines Verhältnisses von drei Elementen nahe: des sprechenden Menschen, der ihm gegenüberstehenden »Natur« oder Wirklichkeit und jener »Zwischenwelt«, die die menschliche Sprache zwischen den Menschen und die Wirklichkeit gleichsam aufspannt. Recht betrachtet ist aber die Sprache nicht eine Zwischenwelt, die zwischen den Menschen und die Wirklichkeit tritt, sondern sie bestimmt die Art und Weise, in der jene Wirklichkeit dem Menschen faßbar, denkbar und sprachlich artikulierbar wird. Die Sprache ist mehr die Art, in der der Mensch sich die Wirklichkeit sprachlich zugänglich macht.

So »liegt in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht«(ebd.). »Weltansicht«, das ist etwas wesentlich anderes als »Weltbild«, also als ein Inbegriff dessen, was man, vielleicht aufgrund wissenschaftlicher Informationen, für die Realität hält; etwas anderes auch als eine »Weltanschauung« im ideologischen Sinne (so verstanden einige Exponenten des Nationalsozialismus Humboldt, wohl mit einiger Absicht, falsch). Es ist vielmehr die besondere Art, die Unendlichkeit der auf uns einströmenden Umweltreize und die Gegebenheiten unserer Innenwelt zu gliedern und zu vergegenständlichen.

»Durch denselben Akt, vermöge dessen er (der Mensch) die Sprache aus sich herausspinnt, spinnert er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht sein und ist es in der Tat bis auf

einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Teils der Menschheit enthält.«⁶

3. Mit diesem Satz (in der Doppelbedeutung des Wortes »Satz«) war Humboldt über die gesamte bisherige Tradition der Sprachreflexion hinaus; und sein neuer Ansatz kann ebenso eine »kopernikanische Revolution« der Sprachbetrachtung genannt werden, wie Kant seine eigene Vernunftkritik eine »kopernikanische Revolution der Metaphysik« genannt hatte. Das Begründungsproblem der bisherigen Metaphysik - wie wir nämlich ohne Rückgang auf Erfahrung, d.h. apriori, universale und notwendige Eigenschaften der Dinge sollen erkennen können - wollte Kant durch Umkehrung der Fragestellung einer Lösung zugänglich machen: Anstatt vorauszusetzen, daß sich unsere Erkenntnis nach den Gegenständen richtet, wollen wir einmal zusehen, wie weit wir mit der Voraussetzung kommen, daß sich die Gegenstände (freilich die Gegenstände »möglicher Erfahrung«) nach unserer Erkenntnisart von ihnen richten müssen: Die Gegenstände sind für Kant wesentlich dadurch bestimmt, daß sie die Produkte oder Projektionen unserer Art sind, Gegenstände aufzufassen. Es ist kein Zweifel daran möglich, daß Humboldt diesen bahnbrechenden Gedanken Kants aufgenommen und auf die Sprache angewandt hat: In jeder Sprache drückt sich, wie er sagt, eine besondere Weltansicht aus, d.h. eine spezifische Zugriffsart, die alles erst umprägt, was wir als Gegenstand wahrnehmen und sprachlich erfassen können.

Es handelt sich aber durchaus auch um eine *Radikalisierung* des Kantischen Ansatzes; nicht, wie bei Kant, ein transzendentes Subjekt, für jedes erkennende Wesen, das auf Wahrnehmungen angewiesen ist, in gleicher Weise wirksam, bestimmt unsere Auffassung der Wirklichkeit mit Hilfe der Anschauungsformen Raum und Zeit und der reinen Verstandesbegriffe oder Kategorien als verschiedenen Formen, in denen die Mannigfaltigkeit der Phänomene zur Einheit des Gegenstandes gebracht werden kann: Nach Humboldt muß es so viele verschiedene Weltansichten geben, als es Sprachen gibt; und als Mitglieder einer Sprachgemeinschaft sind wir durch unsere geschichtliche Situation im Ablauf der Sprachentwicklung auch in unserer Wirklichkeitserfassung vielfältig bestimmt.

Jede Revolution hat freilich ihre Vorstadien, und ohne vielfältige Vorbereitung pflegen auch wissenschaftliche Revolutionen nicht einzutreten. Man hat mit Recht auf Hamann und Herder hingewiesen, die gerade die vollkommene Vernachlässigung der prägenden Kraft der Sprache bei Kant und dessen reiner Vernunftlehre entschieden kritisiert hatten. Die Humboldt-forschung ist nicht sicher, wie weit Humboldt von Herder angeregt wurde, den Humboldt nirgends ausdrücklich erwähnt. Auf diese gelehrte Diskussion kann ich hier nicht eingehen; ich möchte nur soviel sagen, daß ich mir

nicht denken kann, man könne Humboldt die Kenntnis der Hamann-Herderschen Auffassungen absprechen. Sicherlich wird er aber der entschiedenen Kant-Polemik beider Autoren eben als Anhänger der Kantischen Philosophie mit Reserven gegenübergestanden haben. Die Lehre von der sprachlichen Prägung unserer Weltauffassung brauchte Humboldt aber nicht erst von diesen beiden deutschen Vorläufern zu übernehmen: Schon das dritte Buch von John *Lockes* »Enquiry concerning Human Understanding« (1690) und insbesondere *Condillacs* »Essai sur l'origines des connaissances humaines« (1746) enthielten wichtige Erörterungen, die in die gleiche Richtung weisen.¹

Wie immer es aber mit diesen Vorläufern und Einflüssen stehen mag: Die Radikalität und Klarheit der Position Humboldts, und ihre Fundierung in einer sonst von niemandem erreichten Einsicht in den Bau der verschiedensten Sprachen haben die Diskussion auf ein bis dahin nicht erreichtes Niveau transponiert, so daß wir mit vollem Recht Humboldts Schrift als die Geburtsurkunde oder jedenfalls eine Geburtsurkunde neuzeitlicher Sprachtheorie ansehen dürfen.

Jedoch hat der Nachweis von Vorläufern Humboldts im 17. und 18. Jahrhundert eine gewisse Bedeutung auch für unser Verständnis Kants. Ich glaube, daß man Kants auffallende souveräne Vernachlässigung der Sprache und der Verschiedenheit der Sprachen im Rahmen seiner Vernunftkritik nicht mehr, wie auch ich es bisher geneigt war zu tun, als eine bloße Wahrnehmungslücke aufgrund mangelnden Interesses gerade für sprachliche Phänomene bei Kant interpretieren darf. Es sieht jetzt eher so aus, als hätte Kant mit voller Absicht an der Sprachunabhängigkeit der menschlichen Vernunft festhalten wollen und sich gegenüber den »Weltansichts«-Theoretikern der Sprache geradezu *abgeschirmt*. Denn wenn die Art, die Wirklichkeit zu gliedern und aufzufassen, tatsächlich sprachabhängig und sprachrelativ wäre, wie sollte man dann noch an der Einheit des Kategoriensystems für alle erkennenden Wesen, jedenfalls für alle Menschen, festhalten können? Kant sah sich hier einem neuen Skeptizismus gegenüber, der ebenso gefährlich für sein Unternehmen einer philosophischen Rechtfertigung objektiver Wissenschaft hätte werden können, wie es Humes Skeptizismus gewesen war, den er doch beanspruchte, durch seine transzendentalen Erörterungen prinzipiell (»aus dem Grunde«) widerlegt zu haben.

4. »Innere Sprachform«

Nachdem wir ein gewisses Vorverständnis dessen gewonnen haben, was Humboldt vor Augen hatte, wenn er die Sprache nicht »ergon« sondern »energeia«, nicht ein »Erzeugtes«, sondern »Erzeugung« nannte, und wenn er von der »Weltansicht« sprach, die jeder Sprache eingepreßt ist, wollen wir

uns nun dem weiteren Kernbegriff seiner Sprachtheorie, dem der »inneren Sprachform«, zuwenden. Die dafür wichtigsten Abschnitte des Werks sind die Paragraphen 21, 22 und 24 (eigentümlicherweise fehlt der Paragraph 23, ohne daß die Herausgeber das erklären oder auch nur vermerken); freilich ist diese Konzeption so fundamental, daß zu ihrem vollen Verständnis der ganze Text die notwendige, vermutlich aber noch nicht einmal hinreichende Vorbedingung ist. Die schon in den einleitenden Bemerkungen charakterisierte Dezenz und Diskretion Humboldts geht hier so weit, daß z.B. in dem Abschnitt 21, dessen Überschrift »Innere Sprachform« lautet, der Ausdruck »innere Sprachform« im Text nirgends auftritt; im Abschnitt 22, »Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform«, kommt der Ausdruck »innere Sprachform« nur einmal vor, und im Paragraphen 24, »Genauere Darlegung des Sprachverfahrens«, fehlt er wiederum gänzlich. Ist es nicht erstaunlich, daß der Begriff der inneren Sprachform, den die späteren Betrachter der Humboldtschen Sprachtheorie mit Recht als ihren Zentralbegriff eingestuft haben, in dem Werk, in dem Humboldt seine Ansicht vorträgt, tatsächlich nur ein einziges Mal auftritt?

Kein Wunder denn, daß sich unter den Humboldt-Nachfolgern und Humboldt-Interpreten kein Konsens darüber hat erreichen lassen, was eigentlich Humboldt unter der »inneren Sprachform« verstehen wollte; und es wäre aussichtslos, den Versuch zu machen, die bisher vorliegenden Erklärungen zu durchmustern und gegeneinander abzuwägen. Daher werde ich nur meine eigene Auffassung vortragen, die mir plausibel, wenn auch nicht evident scheint, und ich werde zu zeigen versuchen, daß die Schwierigkeiten der Interpretation jedenfalls zum Teil daher rühren mögen, daß Humboldt unter dem Begriff der »inneren Sprachform« Sachverhalte subsumiert hat, die miteinander in einer gewissen Spannung zu stehen scheinen oder tatsächlich in einer solchen Spannung stehen.

»Lautform« und »Innere Sprachform« stellt Humboldt als wesentliche Momente des Prozesses, der die Sprache ist, einander gegenüber. Wir erinnern uns, daß er die Sprachen als die »Arbeit des Geistes« bezeichnete, »den artikulierte Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen«. Die Verschiedenheit der Sprachen geht für Humboldt vor allem darauf zurück, daß die Tendenz zur Produktion einer Vielfalt von artikulierten Lauten und die geistige Kraft zur Einbindung dieser Lautfülle in eine gehörige und durchsichtige Ordnung in verschiedenen Proportionen auftreten können. Reichtum an Lauten und phonetischem Material kann einen »ästhetisch befriedigenden« Überschuß an Ausdrücken für dieselbe Sache oder Funktion hervorbringen; die geistige Kraft sorgt dafür, daß hinreichend wichtige Unterschiede in den Dingen und in ihren Beziehungen auch ihren adäquaten Ausdruck finden. Die Sprachen haben eine ihnen einwohnende Tendenz, einen Zustand zu erreichen, in dem sich Ausdrucksfülle

und Funktionalität im Gleichgewicht befinden. Aus manchen Andeutungen Humboldts, der im allgemeinen sehr vorsichtig ist, Sprachen in eine »Rangordnung« zu bringen, ergibt sich, daß er wohl im klassischen Griechischen einen solchen Gleichgewichtszustand annähernd realisiert sah.

Hören wir wieder ihn selbst: »Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher Lautformen, auch verbunden mit dem regesten Artikulationssinn, bleiben aber unvermögend, dem Geiste würdig zusagende Sprachen hervorzubringen, wenn nicht die strahlende Klarheit der auf die Sprache Bezug habenden Ideen sie mit ihrem Lichte und ihrer Wärme durchdringt.«⁸

Die Sprachgesetze, die der »rein intellektuelle Teil« der Sprache sind, bzw. diesen faßlich machen, sollten untereinander und mit den »Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens« übereinstimmen. Insofern nun die »Gesetze des Anschauens, Denkens und Fühlens« für alle Menschen gleich sind (so jedenfalls denkt Humboldt, in der Nachfolge Kants), sollte man erwarten, daß die innere Sprachform in allen Sprachen dieselbe wäre. Aber hier räumt Humboldt ein, daß eine erhebliche Variationsbreite besteht, da auch auf die geistige Kraft der Sprachbildung bei den verschiedenen Nationen zu verschiedenen Zeiten kontingente Kräfte und Umstände einwirken, die eine unübersehbare Mannigfaltigkeit von individuellen Sprachbildungen möglich machen, ja erzwingen. Selbst im gleichsam logischen Kernbereich finden sich Verschiedenheiten, die nun aber fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Kombinationen hervorgehen sollen. Ein Beispiel dafür sieht Humboldt im Konjugationssystem der Verben im Sanskrit gegenüber dem Griechischen, da die Modi des Verbs, wie Indikativ, Konjunktiv, Optativ und Imperativ im Sanskrit nicht rein vom Tempus, also der Zeitstufe, getrennt waren, so daß die Modi nicht in allen Zeitstufen durchgeführt seien. (Ich glaube, daß ein heutiger Sprachwissenschaftler hiergegen einwenden würde, daß die sogenannten Tempora auch im Griechischen zunächst nicht Zeitstufen, sondern Aktionsarten ausdrücken sollten, so z.B. das sogenannte »Imperfekt« die Dauer und Wiederholung einer Handlung, der Aorist den Anfang oder den Abschluß einer Handlung, das Perfekt einen durch Handlungen oder Leiden erreichten Zustand.)

Dies sind nur sehr allgemeine Züge der inneren Sprachform. Bei genauerer Aufmerksamkeit würde man auch in anderen Gebieten der Sprachkonstitution prinzipielle Unterschiede finden, in der Art, wie Benennungen von Gegenständen entwickelt werden, oder wie ein Wortfeld »besetzt« wird, ob weitmaschig oder eng. Der Ausdruck »Wortfeld«, der ja eine ganze Richtung der semantischen Forschung unserer Tage bestimmt hat, läßt sich in Anlehnung an Humboldts Formulierung »oft läßt sich (für bestimmte Wörter) nur gleichsam die Stelle andeuten, die sie in dem Gebiete, zu dem sie gehören, einnehmen« an Humboldts Auffassungen unmittelbar anschlie-

ßen. Einen weiteren Unterschied der inneren Sprache kann es ausmachen, ob die Sprache mehr der sinnlich wahrnehmbaren Realität (wie nach Humboldt das Griechische) oder mehr den subjektiven Erlebnisschattierungen (wie das Deutsche) Aufmerksamkeit widmet.

Ich sagte schon, daß Humboldt als das Ideal einer solchen Sprachbildung das Gleichgewicht zwischen Lautform und innerer Gestaltung ansah. Er sagt: »Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwicklung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch wird der Laut in wuchernder Üppigkeit über das schöne Bedürfnis des Gedanken hinaus walten.«⁹

In diesem Zusammenhang ist nun für Humboldt auch die Unterscheidung der Sprachtypen wichtig, die zwar nicht er, sondern schon August Wilhelm Schlegel eingeführt hatte. Aber Humboldt hat sie durch Aufnahme in seine Schriften zu größerer Breitenwirkung geführt, indem er sie auch als Ausdruck größerer oder geringerer geistiger Kraft bei der Sprachbildung deutete. Die Einzelheiten müssen wir hier beiseite lassen. Humboldt hielt es für notwendig, in jeder Sprache zwischen solchen Ausdrücken zu teilen, die etwas *bezeichnen* (sachhaltige Ausdrücke), und solchen, die nur Beziehungen zwischen diesen Ausdrücken der ersten Ordnung und anderen Ausdrücken oder die Beziehung der Dinge, die bezeichnet werden, zum Sprecher *andeuten*. Im Hinblick auf die Art, in der diese Aufgabe gelöst wird, unterscheidet Humboldt die isolierenden Sprachen, von denen das Chinesische der Paradefall ist, von den nicht-isolierenden, wobei diese in die Gruppe der flektierenden, der agglutinierenden und der einverleibenden Sprache sich gliedern lassen.

Das Chinesische reiht die sachbezeichnenden Ausdrücke unverbunden nebeneinander und überläßt es dem Hörer, sich die Beziehungen, die verstanden werden sollen, hinzuzudenken. Die flektierenden Sprachen, von denen das Sanskrit und das Griechische besonders deutliche Beispiele sind, drücken die Beziehungen zwischen den bezeichnenden Ausdrücken durch Modifikation der Wurzel dieser bezeichnenden Ausdrücke oder durch Suffixe, Anhängsel oder Vorsilben aus, die bloße Funktionsausdrücke sind und keine eigene Sachbedeutung (mehr) haben. Besonders deutlich ist die **flektierende Tendenz der Sprache im Ablaut**, so im Griechischen: Ae *ἔρω*, *ἔειπεν*, *ἔειπε* (Präsens, Aorist und Perfekt von *airō*, »ich lasse«), oder im Deutschen: »laufe«, »lief«, »gelaufen«, sind paradigmatisch für Flexionen: Das zeitliche Verhältnis der Handlung zur Zeit des Sprechens wird durch Modifikation des Wurzelvokals des bezeichneten Ausdrucks kenntlich gemacht. »Agglutination« ist eine schwächere Form der im Prinzip vergleichbaren Lösungsstrategie: Das bezeichnende Wort wird mit anderen Wortteilen verknüpft, die in dieser Verwendung einen Beziehungsausdruck bilden.

Humboldt war Sprachkenner genug zu erkennen, daß gerade die flektierenden Sprachen in ihrer Entwicklung die Tendenz haben, die Fülle der Hilfsmittel, mit denen die Beziehungen angedeutet werden, später wieder einzuschränken und abzuschleifen. So sagt man im Deutschen nicht mehr »morgen werde ich kommen«, sondern »ich komme morgen«, weil das Zeitadverb »morgen« schon hinreicht, deutlich zu machen, daß es sich um ein Ereignis in der Zukunft handelt. Freilich sagen wir noch nicht »ich komme gestern«, obwohl der Fall hier analog liegt. Das Englische ist in der Vereinfachung, wie auch Humboldt bemerkte, am weitesten fortgeschritten: »Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er in eignen Verbindungen und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut.«¹⁰

Jedoch ist offenkundig, daß der Sprecher einer Sprache zu solchen Unterscheidungen aus dem Zusammenhang nicht fähig wäre, hätte die Sprache nicht in ihrer früheren Entwicklungsstufe durch Bereitstellung eigener Ausdrucksmittel die Basis für die Erfassung solcher Beziehungen vermittelt.

Auch eine in diesem Sinne sich vereinfachende Sprache bleibt daher im Prinzip flektierend, so sehr ihr Bild einer isolierenden Sprache sich nähern mag. Die innere Sprachform bleibt also erhalten, auch wenn sich in der Lautform keine volle Entsprechung mehr für ihre gedankliche Struktur findet. In dieser Entwicklung sieht Humboldt eine Kurve, die von den isolierenden Sprachen wie dem Chinesischen ausgeht, sich zur Höhe der Flexionsprachen wie des Sanskrit und des Griechischen aufschwingt, um danach wieder einfacheren Formen zuzustreben, ohne aber an Reichtum möglicher Nuancierungen zu verlieren.

Ich muß hier abbrechen mit der Entwicklung des Gedankenganges Humboldts und möchte zunächst einige kritische Bemerkungen anschließen: Zu dem soeben Gesagten ist als Faktum nachzutragen, daß die moderne Sprachwissenschaft nicht mehr glaubt, die chinesische Sprache sei von Anfang an eine isolierende gewesen; vielmehr scheint es auch für das Chinesische flektierende Vorstufen gegeben zu haben. Auch das Chinesische hätte dann seine uns bekannte Form durch Vereinfachung, wie die modernen europäischen Sprachen, erreicht. Zweitens bin ich keineswegs so sicher, ob nicht die »innere Sprachform« einer flektierenden Sprache bei entsprechend eingreifender Simplifizierung der sprachlichen Ausdrucksmittel doch verändert wird. Manchmal befürchte ich, daß z.B. der Verlust des Konjunktivs der indirekten Rede im Deutschen und ähnliche Obsoleszenzen auch den Umfang des Gedankenrepertoires derer, die diesen restringierten Code übernehmen, einschränken müssen. Wie beruhigend wäre es, wenn Humboldt hier recht hätte!

Ein weiterer wichtiger Einwand muß, so denke ich, gegen Humboldts These erhoben werden, daß es eigentlich nur eine einzige angemessene »ideelle Sprachform« geben könne, die Sprachen nur mehr oder weniger verfehlen können.' »In der Betrachtung der Sprache an sich muß sich eine Form offenbaren, die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt, und man muß die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem Grade beurteilen können, in welchem sie sich dieser Form nähern«. ¹² Kein Wunder, daß Humboldt sogleich auch meint, die sanskritischen, also die indoeuropäischen Sprachen, wie sie heute heißen, näherten sich dieser Form am meisten. Aber: Wenn die Sprache das Denken bestimmt wie das Denken die Sprache, muß dann nicht jemand, der in einer bestimmten Sprachgruppe aufgewachsen ist, geradezu zwangsläufig meinen, die naturgemäße Sprachform sei die, innerhalb derer er selbst denken gelernt hat? Es scheint hier wenigstens die Gefahr eines Zirkelschlusses vorzuliegen.

Drittens wird man die Redeweise vom »Volksgeist«, der sich in einer Sprache ausdrückt, als bestenfalls metaphorisch ansehen dürfen. Humboldt geht gelegentlich so weit, zu vermuten, daß Kinder z.B. deutscher Eltern eine durch Abstammung vermittelte Erbanlage zur leichteren Erlernung eben der deutschen Sprache besitzen könnten (dies übrigens eine Hypothese, die heute auch bei N. Chomsky gelegentlich erwogen wird). Es scheint aber keinerlei Anhaltspunkte dafür zu geben, daß im Genom deutscher Kinder ein Gen für Deutsch, bei französischen Babys eines für Französisch, bei japanischen Kindern - entsprechend vielleicht zwei? - Gene für Japanisch zu finden wären. Freilich ist die Anlage zur Erlernung einer Sprache überhaupt sicherlich vererbt; wie weit diese Anlage auch schon strukturelle Prägungen hinsichtlich der Art von Sprachen, die als Menschensprachen auftreten können, enthält, ist eine einstweilen noch offene, sehr wichtige Frage.

Aber diese Einwände, so bin ich überzeugt, treffen nicht das Wesentliche an Humboldts Reflexionen. Ich konnte Ihnen nur einen Ausschnitt dieses Gedankengeflechts vorlegen; selbst wenn ich noch mehr Zeit gehabt hätte, hätte ich doch nur einen Ausschnitt geben können, schon weil ich nicht behaupten könnte, das Ganze dieses faszinierenden Gewebes von Argumenten hinreichend zu überblicken. Aber ich hoffe, das Vorgetragene reicht schon aus, um Ihnen deutlich zu machen, wie reizvoll es sein kann, mit Humboldt über das nachzudenken, was dieser in der Schrift »Über den Dualis« einmal, mit einem kühnen Ausdruck, »die Verwandlung der Welt in Sprache« genannt hat.

Anmerkungen

- 1 Ihre wichtigsten Abschnitte enthält der von Michael *Böhler* in Reclams Universal-Bibliothek 1973 herausgegebene Sammelband »Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprache«; vollständig ist sie im dritten Band der von *A. Flitner* und *Klaus Giel* besorgten Studienausgabe der Werke Humboldts in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft (1963) enthalten.
- 2 Über den Dualis (1827), Reclam-Ausgabe S. 21, Flitner-Giel III, 134 ff.
- 3 Reclam Ausgabe S. 34, Flitner-Giel III, 416, Akademie-Ausgabe VII, 45.
- 4 Reclam S. 36, Flitner III, 418, Akademie-Ausgabe VII, 46.
- 5 S. 53, IH, 433; VII, 60.
- 6 S. 53/54; III, 434; VII, 60.
- 7 *Hans Aarslefh* hat in seinem Beitrag zu *Th. Sebeoks* »Historiography of Linguistics« - *Current Trends in Linguistics* 13, 1975, S. 383-479, bes. S. 430-433 - gute Argumente dafür vorgetragen, daß Humboldts ziemlich plötzlicher Wechsel seines wissenschaftlichen Interesses von der Anthropologie im umfassenderen Sinne zur Sprachtheorie und Sprachphilosophie, den wir während seines Parisaufenthaltes 1797-1801 nachweisen können, vermutlich durch die Bekanntschaft gerade mit den Schriften *Condillacs* bewirkt sein könnte.
- 8 82/83; III, 463; VII, 86.
- 9 S. 92; IH, 473; VII, 95.
- 10 S. 196; III, 683; VII, 240.
- 11 S. 84; III, 465; VII, 87.
- 12 S. 201; III, 652; VII, 253.

Drama

Der Schwerpunkt »Drama« wurde bereits in einer sehr frühen Phase des Wissenschaftskollegs - noch vor Einzug des ersten Fellow-Jahrgangs - im Wissenschaftlichen Beirat vorgeschlagen, beraten und beschlossen. Wegen seines Doppelcharakters als Literatur und Theater, als sprachlicher Text und szenische Aufführung, ist das Drama in seiner Analyse, Theorie und Geschichte in besonderem Maße auf die Zusammenarbeit von Experten unterschiedlicher Erfahrungsbereiche, Disziplinen und Methoden angewiesen. Um bei einer solchen Ausfächerung sinnvolle wissenschaftliche Zusammenarbeit zu gewährleisten, empfahl sich eine zeitliche und räumliche Begrenzung. Als gemeinsamer (und zusammenhängend nur unzureichend erforschter) Materialbereich wurde der slavische und deutsche Sprachraum in der Zeit zwischen Jahrhundertwende und 1930 gewählt. Innerhalb dieses Rahmens aber wurde sogar innerhalb der kleinen Kerngruppe von nur vier Fellows auf Vielfalt Wert gelegt: Ein amerikanischer Kulturhistoriker mit Arbeiten zum Berliner Kabarett und zum Münchner Theater (Peter Jelavich), eine Münchner Slavistin spezialisiert auf Cechov und semiotische Dramentheorie (Herta Schmid), ein deutsch-amerikanischer slavistisch-germanistischer Komparatist mit Analysen russischer Dramen (Jurij Striedter) und ein amerikanischer Professor für Drama, selbst auch Schauspielautor, Regisseur und Schauspieler, mit Studien zur Geschichte des Moskauer Künstlertheaters (Laurence Senelick).

Diese Mischung der Erfahrungs- und Arbeitsbereiche (und der Temperamente) erwies sich als äußerst anregend, sowohl für die Projekte, an denen jeder selbständig arbeitete, als auch für die Diskussionen innerhalb der Gruppe (gelegentlich erweitert durch interessierte andere Fellows und Gäste) und nicht zuletzt für die Planung und Durchführung des Kolloquiums »Dramatische und theatralische Kommunikation. Text - Konkretisation - Situation«, das vom 24.-27. April 1985 im Wissenschaftskolleg stattfand. Unter Beibehaltung des gleichen Materialbereichs und der gleichen generellen Problemstellungen eröffnete das Kolloquium die Möglichkeit zu einer interdisziplinär und international erweiterten Diskussion unter Einschluß von Wissenschaftlern aus verschiedenen west- und osteuropäischen Ländern und von Dramaturgen führender deutscher Bühnen. Dennoch wurde die Zahl der Teilnehmer bewußt relativ klein gehalten (12 auswärtige Teilnehmer und 6 aktiv beteiligte Fellows), und der Umfang der Präsentationen wurde so begrenzt, daß genügend Zeit zu eingehender wissenschaftlicher Diskussion blieb. Das ist von allen Beteiligten geschätzt und genutzt worden, da gerade diese Art Informations- und Gedankenaustausch in diesem Bereich ebenso dringlich wie rar ist und von den häufiger stattfindenden, stärker auf die Öffentlichkeit bezogenen Theater-Diskussionen nicht in gleicher Weise wahrgenommen werden kann. Das Kolloquium erwies sich denn auch als so stimulierend, informativ und substantiell, daß eine Publikation der Beiträge als Sammelband vorgesehen wurde und demnächst erscheinen wird.

Die Offenheit in der Zusammensetzung und Arbeitsweise des Schwerpunktes spiegelt sich auch in den anschließenden vier Beiträgen zum Jahrbuch, die teils aus den »Mittwoch Vorträgen«, teils aus dem Drama-Kolloquium hervorgegangen sind oder auch neue Themen behandeln, die über den zeitlichen und räumlichen Rah-

men des Schwerpunktes hinausgehen. Generell war der Schwerpunkt »Drama« für die Teilnehmer ein Beweis dafür, daß auch in den Geisteswissenschaften Schwerpunkte dieser Art möglich, sinnvoll und förderlich sind, indem sie Fellows, die in gleichen oder benachbarten Material- und Problembereichen forschen, für längere Zeit zusammenführen, ohne sie an ein gemeinsames Forschungsprojekt zu binden. Das gilt auch und ganz besonders in Verbindung mit thematisch korrespondierenden, nicht zu großen Kolloquien, die aus der Tätigkeit des Schwerpunktes hervorgehen und sie ergänzen können. Die dadurch gegebene Kombination von persönlichem Forschungsvorhaben und Diskussion im Schwerpunkt mit anderen anwesenden Fellows und im Rahmen eines Kolloquiums hat unseren Aufenthalt am Wissenschaftskolleg in dankenswerter Weise bereichert - und auch - hoffentlich - die Erforschung des slavischen und deutschsprachigen Dramas, Theaters und Kabarets im ersten Drittel unseres Jahrhunderts als eines Teilbereichs der Geschichte, Analyse und Theorie dramatischer Kunst.

Juni Striedter

Peter Jelavich

Satiriker in der Sackgasse

- Das Berliner Kabarett der Weimarer Ära -

Die Widersprüche der Weimarer Republik boten den linken und links-liberalen Künstlern und Intellektuellen zwei Handlungsmuster an. Einerseits konnten sie eine Art Satire anwenden, die das ganze politische Spektrum der Weimarer Zeit kritisierte, und sich allmählich zum Zynismus entwickelte. Andererseits konnten sie eine agitatorische, auf radikale und revolutionäre Veränderungen gerichtete Kunst schaffen, deren Ziele aber in den gegebenen sozialen und politischen Zuständen des Weimarer Staates nicht verwirklicht werden konnten. Beide Handlungsmuster sind künstlerisch fruchtbar, jedoch politisch steril gewesen; und gerade diese Verbindung von kultureller Fruchtbarkeit und politischer Frustration ist ein bedeutendes Merkmal der Weimarer Ära. Diese Problematik kommt im Bereich des Kabarettts besonders prägnant zum Ausdruck. Ich gehe davon aus, daß die Widersprüche, die zur Entstehung der sogenannten »negativistischen« Tendenzen der Weimarer Kultur führten, schon bei der ersten Vorstellung des ersten bedeutenden Kabarettts der Weimarer Zeit in Erscheinung traten - also im Dezember 1919, bei Max Reinhardts Schall und Rauch in Berlin.

Der Ton der ersten Weimarer Kabarettts war weitgehend geprägt von den tragischen Bedingungen der Geburtsstunde der Weimarer Republik. Der verlorene Krieg, die zaghafte Revolution und die mit mehr Schlüssigkeit durchgeführte Konterrevolution im Winter und Frühjahr 1918/1919 bestimmten nicht nur das politische, sondern auch das kulturelle Klima. Weimar wurde oft eine Republik ohne Republikaner genannt, obwohl Carl von Ossietzky mit gleichem Recht von Republikanern ohne Republik sprechen konnte. Die mit übermäßiger Gewalt seitens der sozialdemokratischen Reichs- und Länderregierungen durchgeführten Auseinandersetzungen im Frühjahr 1919 - die Märzwoche in Berlin, die Niederschlagung der Räterepublik in München Anfang Mai - führten nicht nur zu einer unüberbrückbaren Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung, sondern auch zu einer Verfremdung vieler progressiver, demokratischer und republikanischer Künstler und Intellektuellen. Zur selben Zeit, als die sozialdemokratischen Regierungen die Truppen der alten Reichswehr und der neuen Freikorps gegen die Linke in Bewegung setzten, trat die alte Ordnung auch an anderen Stellen wieder in Erscheinung. In den Behörden und erst recht in den Gerichtssälen konnten die alten, von den antidemokrati-

schen Werten der Vorkriegszeit immer noch geprägten Beamten und Richter sich wieder behaupten. Da das Wesen der Satire darin besteht, die Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit bloßzulegen, bildeten die Widersprüche der Weimarer Republik ein breites Feld, das die Satiriker ohne allzu große Mühe ernten konnten.

Geerntet wurde zumeist im Kabarett. Das erste künstlerisch bedeutende Berliner Kabarett der Weimarer Zeit war Max Reinhardts Schall und Rauch, das am 8. Dezember 1919, dreizehn Monate nach Ausrufung der Republik, seine Eröffnung feierte. Zwei Wochen zuvor hatte Reinhardt sein Großes Schauspielhaus - den ehemaligen Zirkus Schumann am Schiffbauerdamm, mit 3500 Sitzplätzen - mit einer Aufführung der *Orestie* eröffnet. Er beschloß, auch ein Kabarett zu gründen, um seine seriösen Aufführungen zu ergänzen und sogar zu parodieren. Die Hauptnummer bei der Eröffnungsvorstellung von Schall und Rauch in den Kellerräumen des Großen Schauspielhauses war deshalb ein politisch-satirisches Puppenspiel, nämlich *Einfach klassisch! Eine Orestie mit glücklichem Ausgang*.

Dieser Übergang von seriöser zu kabarettistischer Schauspielkunst war eine Umkehrung des Weges, den Reinhardt in der Vorkriegszeit beschritten hatte. Reinhardt war nämlich der Gründer eines der ersten Berliner Kabarets der Wilhelminischen Zeit, ebenfalls Schall und Rauch benannt. Bis zur Eröffnung des ersten Schall und Rauch im Januar 1901 war Reinhardt Schauspieler in modernen, d.h. zumeist naturalistischen Stücken. Seine Flucht ins Kabarett war die konsequente Folge seiner Unzufriedenheit mit dem naturalistischen Theater, welches bekannterweise eine möglichst genaue Wiedergabe der realen Welt anstrebte. Für Reinhardt war der Naturalismus viel zu »untheatralisch«, die Naturalisten verneinten die vielfältigen visuellen und gestischen Ausdrucksmöglichkeiten der Bühnenkunst. Diese von den Naturalisten abgelehnte Theatralik lebte aber weiter im Varieté, wo Sketche, Lieder, Tanznummern und andere Klein- und Kleinstkünste zusammengewürfelt wurden. Reinhardts Wende zur populären Theatralik hatte darüber hinaus auch einen pragmatischen Grund. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts lockte das Varieté ein größeres, zunehmend aus bürgerlichen Schichten stammendes Publikum an als die literarischen Schaubühnen. Reinhardt und die anderen Schriftsteller und Schauspieler, die die Kabarettbewegung der Jahrhundertwende lancierten, hofften, einen Teil dieses Publikums zurückzugewinnen, indem sie anspruchsvolle Literatur in varieté-artige Formen verpackten; sie versuchten, die populäre Theatralik des Varietés mit den Themen des ernsten, vom liberalen Bürgertum geschätzten Dramas zu vereinen. Das Resultat war nicht nur eine Wiederbelebung der Lyrik und des Kunstliedes, sondern auch der politischen Satire und der künstlerischen Parodie.

Obwohl Reinhardt mit seinem ersten Schall und Rauch-Kabarett viel

Erfolg hatte, wandte er sich bald wieder dem Drama zu, diesmal jedoch auf ganz besondere Art. Ab 1902 spielte seine Kabarettgruppe, jetzt als Schauspielensemble umgebildet, klassische und moderne Dramen mit weitaus mehr Vitalität und »Theatralik« als alle anderen Bühnen der Zeit. Mit anderen Worten: nachdem er ein Jahr lang versucht hatte, das Varieté zu veredeln, strebte Reinhardt jetzt umgekehrt eine Popularisierung des literarischen Dramas an. Die Werke Shakespeares, Goethes, Schillers und anderer wurden durch Pantomime, Lieder, Tanz und andere Kleinkunstformen des Varietés belebt. Diese Verschmelzung von dramatischen Texten und populärer Theatralik war äußerst erfolgreich, Ruhm und Reichtum waren Reinhardts Lohn. Seine Suche nach einer dem modernen Massenpublikum adäquaten Theaterform gipfelte in den ersten Arena-Aufführungen der Neuzeit. 1910 und 1911 inszenierte Reinhardt *Ödipus* und die *Orestie* in Ausstellungs- und Zirkushallen in München und Berlin. Als er 1919 den Zirkus Schumann in Berlin erwarb und eine Wiederaufnahme der Orestiezustände brachte, erweckte er zugleich das Kabarett zu neuem Leben, das 1910 den Ausgangspunkt seiner Retheatralisierung des Theaters bildete. Während die *Orestie* oben in der ehemaligen Zirkusarena gespielt wurde, fanden die Aufführungen des neuen Schall und Rauch unten in den Kellerräumen statt, da, wo sich früher die Tierkäfige befanden.

Der Ton des im Dezember 1919 neueröffneten Schall und Rauch entsprach anfangs dem aus der Wilhelminischen Zeit bekannten Kabarett: Pierrot-Lieder, literarische Parodien und dergleichen waren zu hören. Eine neue Note entstand mit der Vorführung des Zeichentrickfilms, »Ein Tag im Leben des Reichspräsidenten.« Diese Parodie auf Friedrich Ebert begann mit der Nachahmung eines berüchtigten, in der *Berliner Illustrierten Zeitung* veröffentlichten Photos von Ebert und Gustav Noske in Badehosen. Danach sang Paul Graetz, später einer der bekanntesten Kabarettisten der Weimarer Zeit, ein Lied von Kurt Tucholsky, welches unter anderem Noske kritisierte. In den ersten Jahren der Republik war es überhaupt unter linksliberalen Satirikern *de rigueur*, den sozialdemokratischen Reichswehrminister, der Soldaten gegen Arbeiter einsetzte, an den Pranger zu stellen.

Den Höhepunkt des Abends bildete das Puppenspiel *Einfach klassisch*, womit die *Orestie* auf den neuesten Stand gebracht wurde. Agamemnon erschien darin als König, der eher aus dem preußischen als aus dem griechischen Fürstentum stammte: die klassische Verzierung seines Helms und seiner Gewänder wurde von seinem preußischen Offiziersmantel, seinem Monokel und seinen Duellschmissen in den Schatten gestellt. Im ersten der drei Akte wurde Agamemnon von Aegist entthront, der die Republik aufruft und sich selber zum Präsidenten ernennt. Aegist wurde als »Literat und Berufsethiker« dargestellt, eine Anspielung auf Kurt Eisner, den idealistischen Ministerpräsidenten Bayerns, der im Februar 1919 ermordet wurde.

Ermordung ist auch das Schicksal von Aegist, der im zweiten Akt von Orest - einem »Offizier eines attischen Freikorps,« der » alte Ordnung schaffen« will - umgebracht wird. Im dritten und letzten Akt droht Woodrow Apollon - im Personenverzeichnis als »ständig in Yankeeadress, lebt nur in höheren Sphären« beschrieben - mit der Wiedereinführung der Demokratie. Die naive Gutmütigkeit und politische Wirkungslosigkeit des Amerikaners erlauben Orest jedoch, wieder auf die Beine zu kommen. Am Ende führt Orest sein Freikorps nach den baltischen Ländern, wo die westlichen Alliierten in der Tat bewaffnete deutsche Einheiten zuließen, um die bolschewistische Gefahr aus Sowjetrußland zu bekämpfen. Zu den Nebenfiguren im Stück gehören u.a. ein Trio von liberalen, konservativen und sozialistischen Zeitungsredakteuren (als das moderne Äquivalent des griechischen Chors dargestellt), und eine äußerst geschmacklose »Electra von der Heilsarmee,« die für »hungernde Antisemiten« sammelt und »handelt nebenbei mit Apparaten/Für Kulturnationen zum Judenbraten.«

Diese kurze Beschreibung des Inhalts des Puppenspiels genügt vielleicht um anzudeuten, daß das Stück dahin tendiert, die wichtigsten Personen fast aller politischen Richtungen in den Jahren 1918-1919 - den Kaiser, die Generäle, die Freikorps, Ebert, Eisner, Wilson, die Antisemiten - auf einem gemeinsamen Niveau der Lächerlichkeit und Albernheit plattzudrücken. Diese Trivialisierung der Politik wird explizit gemacht in einem Monolog, den Aegist vorträgt, während er einen Punchingball schlägt:

Meine Herren und Damen! Sehr einfach zu lachen.
 Aber besser machen! besser machen!
 Überhaupt, haben Sie schon mal regiert?
 Bald wird man von links, bald von rechts sekkiert,
 Bald steht man im Morgenblatt blutbeschmiert,
 Im Beiblatt von Zille karikiert,
 Wird visitiert, persifliert, ausspioniert.
 Und dabei fehlt der Sache jede Romantik,
 Die Heldenpose, die Jambengigantik.
 Man krönt nicht mehr und man thront nicht mehr.
 Mit einem Worte: Es lohnt nicht mehr.
 Ob man Werfel oder Romain Rolland heißt,
 Sicher ist, daß auf Geist keine Katze mehr anbeißt.
 Hält man's mit den Intellektuellen,
 Gleich putschen die Dadaisten-Rebellen ...
 Schließlich merkt man betäubten Angesichts:
 Mit der Güte der Menschen war's wieder mal nichts.

Die Anspielung auf die Dadaisten war sehr apropos, da Dada die Quintessenz der Abwertung der deutschen Politik verkörperte. Tatsächlich war

Einfach klassisch selber eine Art Dada-Aufführung: der Text stammte von Walter Mehring, die Puppen wurden von George Grosz entworfen und von John Heartfield hergestellt, die Musik wurde von Friedrich Holländer komponiert. Alle vier gehörten zu den wichtigsten Repräsentanten dessen, was später als »Weimarer Kultur« betrachtet wurde: Grosz als verbitterter Karikaturist der Weimarer Politik und der bürgerlichen Gesellschaft, Heartfield als Bahnbrecher der linksradikalen politischen Photomontage, Mehring als Produzent vieler sozialkritischer Kabarettlieder und Holländer als Komponist zahlreicher Lieder und Chansons für Kabarets, Revuen und Filme. Drei dieser vier Künstler - Mehring, Grosz und Heartfield - nahmen schon in den letzten Kriegsmonaten an der Berliner Dada-Bewegung aktiv teil. Dada entstand als Protest gegen den Wahnsinn einer scheinbar zivilisierten Welt, die das längste und fürchterlichste Gemetzel der Neuzeit unternahm. Diese dadaistische Empfindung des Wahnsinns und der Absurdität der Politik wurde durch die Ereignisse der Nachkriegszeit gestärkt, als eine angeblich sozialdemokratische Regierung mit den militärischen Eliten der Vorkriegszeit konspirierte, um allen Forderungen nach radikalen Veränderungen in Politik, Wirtschaft oder Gesellschaft gewaltsam entgegenzutreten. Deshalb wurden sozialdemokratische Führer wie Ebert und Noske sowie die wiederhergestellten Institutionen der wilhelminischen Vergangenheit - die Kirche, die Justiz, die Armee - in Mehrings Liedern, in Grosz' Zeichnungen und in Heartfields Photomontagen geißelt.

Solche Angriffe nahmen in den Prozessionen, Ausstellungen und kabarettistischen Aufführungen der Dadaisten von 1918 bis 1920 immer provokantere Formen an. Den Höhepunkt ihrer Travestie der Politik bildete das Verhalten von Johannes Baader, der eine Sitzung der Weimarer Nationalversammlung unterbrach, indem er Flugblätter von einem Balkon auf die Delegierten hinunterwarf, in denen er sich zum Oberdada und Präsidenten des Erdballes erklärte. Nicht ohne bittere Ironie war dabei die Tatsache, daß Baader die Versammlung während der Abstimmung über Artikel 118 der Weimarer Verfassung unterbrach - demjenigen Artikel, der die Zensur abschaffte. Baader verhöhnte also den bürgerlichen Parlamentarismus gerade zu dem Zeitpunkt, als er den Künstlern, zu denen die Dadaisten gehörten, mehr Freiheit gewährte, als sie früher besaßen, und erst recht mehr, als sie in nicht Abu ferner Zukunft besitzen würden.

Während die Dadaisten die Politiker aller Richtungen von der Sozialdemokratie bis zu den äußersten Rechten verunglimpften, schenkten sie ihren Beifall nur der kommunistischen Linken. John Heartfield, sein Bruder Wieland Herzfelde, George Grosz und der junge Theaterdirektor Erwin Piscator wurden sogar kurz nach der Parteigründung Anfang 1919 Mitglieder der KPD. Die Ausbeutung und Unterdrückung der Arbeiterklasse bildeten die Hauptthemen der literarischen, künstlerischen und theatri-

schen Arbeiten dieser Gruppe. Wichtig ist aber die Tatsache, daß Grosz, Heartfield und Herzfelde in den Anfangsjahren der Weimarer Republik darauf verzichteten, die Errungenschaften der Arbeiter zu verherrlichen und die versprochene kommunistische Zukunftsgesellschaft zu verkünden. 1925 schrieb Gertrud Alexander in der *Roten Fahne* über George Grosz: »Allerdings hindert ihn das ... rein negative Element ... noch heute, seiner ätzenden Kritik der bürgerlichen Fratze *das positive Element der heutigen Gesellschaft*, den Kampf, das Heldentum des Proletariats entgegenzustellen, - ein Mangel übrigens, der nicht nur George Grosz, sondern den deutschen revolutionären künstlerischen Manifestationen überhaupt eigen ist «

In Anbetracht dieses Vorwurfs des »Negativismus« seitens der KPD mußten Grosz, Heartfield und ihre Kollegen sich entscheiden, inwiefern sie sich der kommunistischen Politik verpflichten würden. Heartfield und Herzfelde blieben der Partei treu und widmeten sich der politischen Journalistik und Photomontage für die kommunistische Presse. Gustav von Wangenheim, der am Eröffnungsabend von Schall und Rauch äußerst nostalgische Pierrot-Lieder gesungen hatte, trat 1923 in die KPD ein und wurde die führende Persönlichkeit in der Arbeiter-Sprechchor-Bewegung. Noch berühmter wurde Erich Weinert, der anfangs als Satiriker in bürgerlichen Kabaretts auftrat, ab 1924 aber einer Aufforderung der Redaktion der *Roten Fahne* folgte, vor Arbeiterversammlungen aufzutreten. Schon 1926 sagte sich Weinert in einem Aufsatz über die »Politische Satire« von seiner »bürgerlichen,« »negativistischen« Haltung los:

Mit dem Wort Satire wird heute reichlich Unfug getrieben. Seit es Mode geworden ist, gespenstert ein gewisser Literatentypus durch die bürgerlichen Kabarette, der sich geschwollen als politischer Satiriker plakatiert, frisierte Pointen ins Publikum wirft, wie der liebe Gott von oben runter Weltanschauungsgegensätze überkleistert und niemandem wehe tut.

Diese Witzböldchen wissen jedoch nicht, daß es keinesfalls der Beruf des Satirikers ist, durch konziliante Nettigkeiten nach allen Seiten ausgleichend zu wirken, sondern, im Gegenteil, die gesellschaftlichen Gegensätze mit aller Deutlichkeit aufzuzeigen, Natur gegen Unnatur, Unterdrückte gegen Unterdrücker, Vorwärts gegen Rückwärts zu stellen. Die Kabarethumoristen mit >satirischem< Einschlag kitzeln gelegentlich den rudimentären Revolutionsnerv beim guten Bürger, aber sie stürzen nichts um.

In politischer sowie künstlerischer Hinsicht am interessantesten war die Entwicklung Erwin Piscators. Diesem Veteran des Berliner Dada war es gelungen, kabarettistische Formen in den Dienst der politischen Agitation zu stellen. Im Hinblick auf die Reichstagswahlen vom Dezember 1924 forderte die KPD Piscator auf, eine satirische und agitatorische Revue zu

schreiben und auf die Bühne zu bringen. Diesem Auftrag folgend, kreierte Piscator die Revue Roter Rummel, die Ende November und Anfang Dezember vierzehn Mal in verschiedenen Arbeitervierteln Berlins gespielt wurde. In einer Reihe kurzer, das Kabarett und das Varieté nachahmender Sketche wurden Themen der Tagespolitik aufgegriffen - die Wahlkampagnen der bürgerlichen Parteien wurden als Zirkusnummern dargestellt; die Versuche von Stinnes, den Acht-Stunden-Tag zu verlängern, wurden durch ein Jonglierspiel parodiert; und in einer als Boxkampf gestalteten Parodie auf den Wahlkampf kämpften Ludendorff gegen Stresemann und Wilhelm Marx gegen Noske. Die letzte und längste Szene zeigte eine Revue innerhalb der Revue: ein bürgerliches Kabarett wurde dargestellt, um die Geschmacklosigkeit und Verworfenheit der bürgerlichen Unterhaltungskale bloßzulegen. Auf diese Weise hat die Revue Roter Rummel ihr eigenes bürgerliches Vorbild zugleich vorgeführt und abgelehnt.

Der enorme Erfolg der Revue Roter Rummel führte unmittelbar zur Entstehung der Roten Rummel- und Agitprop-Bewegung. Ab 1925 entstanden Agitproptruppen in verschiedenen deutschen Städten, zumeist unter der Leitung des Kommunistischen Jugendverbands. Berlin besaß verständlicherweise die größte Anzahl solcher Truppen, die in einer bunten Reihe von Sketchen und Liedern Themen der internationalen, nationalen und auch Berliner Lokalpolitik auf kritische und - dies muß auch gesagt werden - äußerst naive Weise darstellten. Auf Agitpropbühnen in ganz Deutschland reimte sich »Sowjetunion« auf »Revolution« und »Amerika« auf »Bourgeois«, aber nur an der Spree reimte sich »Berlin« auf »Lenin«. (Vielsagend ist die Tatsache, daß in bürgerlichen Kabarets »Berlin« albuoft auf »Kokain« gereimt wurde.) Die Agitpropbewegung entstand zum Teil als Zugeständnis an das Bedürfnis der Arbeiterklasse nach leichter Unterhaltung, ähnlich wie das bürgerliche Kabarett der Jahrhundertwende als Zugeständnis an das Begehren des Mittelstands und des Bürgertums nach Varieté. Ein Leiter des Kommunistischen Jugendverbands schrieb rückblickend: »Was nutzten die besten und längsten politischen Referate, wenn unsere Versammlungen nur von einem kleinen Teil der Jugend besucht wurden? Aber Zehntausende gingen zum »Schwof« oder vergnügten sich auf den Rummelplätzen. Also mußten wir an diese Formen der Unterhaltung anknüpfen, mußten ihnen einen politischen Inhalt geben.« Wie Radio und Film waren auch das Kabarett und die Revue Medien, die in den Dienst der Politik gestellt werden konnten.

Im Gegensatz zu Piscator, Wangenheim, Weinert, Heartfield und Herzfelde hatten andere linke und linksliberale Satiriker und Kabarettisten überhaupt keine Neigung, der KPD zu dienen. Zugleich fühlten sie sich aber von der SPD und den Parteien der bürgerlichen Mitte verraten. Diese Gruppe bildete den Kern der »freischwebenden« Satiriker der Weimarer Ara, die in

die Fahrwasser der sogenannten »negativistischen« Strömungen der Weimarer Kultur gerieten. Das Fehlen von Orientierungspunkten im politischen Spektrum von Weimar machte es dieser Gruppe leicht, sich in die immer mehr auf belanglose Unterhaltung gerichtete Kabarettkultur zurückzuziehen. Diese Tendenz ist gerade bei den Meistern des Weimarer Kabarett - bei Walter Mehring, Kurt Tucholsky, Erich Kästner, Friedrich Holländer - besonders ausgeprägt. Ohne Mühe fanden diese hervorragenden Satiriker Angriffspunkte in den sozialen und politischen Zuständen ihrer Zeit: nicht nur die politische Rechte, sondern auch die republikanische Mitte und die kommunistische Linke waren Ziele ihrer Parodien. Ihre Bemühungen produzierten jedoch kaum mehr als Lachen bei ihrem bürgerlichen Publikum und führten häufig zu einer Unterschätzung oder Trivialisierung der Parteipolitik. Die politische Satire der Weimarer Ara war letzten Endes eher humorvoll als politisch und wurde bald zur Kleinkunstform innerhalb der kabarettistischen Vergnügungsindustrie. Kurt Tucholsky, der regelmäßig Beiträge zum Schall und Rauch-Programm lieferte, schrieb schon 1919 über die Unmöglichkeit einer gezielten republikanischen Satire auf der Bühne:

Es ist alles beim alten.

Das liegt daran, daß die härteste und unerbittlichste deutsche Zensur gar nicht in dem Amtszimmer der Behörden sitzt, sondern im Parkett. Mitten im Parkett sitzt sie rund und dick und erlaubt keinem Künstler, der da oben sein Liedel bläst, auch nur einen Finger breit von der herkömmlichen Linie abzuweichen.

Nun ist das eine traurige Angelegenheit: der Mittelstand, der Bürger ist empört und in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, wenn einer da oben etwa wagen würde, anderer Meinung als er zu sein - Radikalismus duldet er nicht im Varieté und verzeiht ihn seinem Sänger nie.

Dementsprechend gab Schall und Rauch dem Geschmack seines Publikums nach. Während des Jahres 1920 verrieten die Lieder von Tucholsky und anderen immer häufiger die teils pikante, teils sentimentale Note der herkömmlichen Amüsierkabarett. Im März 1921 wurde Schall und Rauch von Reinhardt an neue Direktoren verpachtet, die alle Ansprüche auf literarische und politisch-satirische Unterhaltung aufgaben. Schall und Rauch scheiterte als künstlerisch anspruchsvolles, satirisches Kabarett nach fünfzehn Monaten, andere Kabarett machten es aber kaum besser: Rosa Valettis Größenwahn und Trude Hesterbergs Wilde Bühne konnten ihre literarische und politische Note höchstens zwei Jahre beibehalten. Schon 1925 schrieb Max Hermann-Neisse, der beste und bekannteste Kabarettkritiker der Weimarer Zeit: »Ein entschieden selbständiges, zielbewußt geistiges und kämpferisches Brett gibt es nicht mehr, nur noch Unterhaltungsstätten von ungefähr gleichem Niveau ... «

Die Kabaretts und Revuen, die noch etwas zum Thema Politik zu sagen hatten, parodierten zumeist die führenden republikanischen Politiker, was - angesichts der republikanischen Gesinnung der meisten Kabarett- und Revue-Texter - nicht immer politisch klug war; zweifellos war es überflüssig, da man die gleiche Art Kritik in den Organen der linken und der rechten Opposition lesen konnte. 1927 schrieb zum Beispiel der Kritiker des *Berliner Tageblatt* über Friedrich Holländers Revue *Das bist du!*: »Seine politischen Spitzen sind sogar ziemlich stumpf; wenn er die Republik - aus Liebe zu ihr - verspottet und wenn er Stresemann anulkt, den man als den schwer kämpfenden Vertreter der deutschen Außenpolitik jetzt überhaupt besser aus dem Spiel liesse.« Diese Tendenz zur ungezielten »Anulkung« der Politik wurde 1931 von Walter Benjamin heftig angegriffen, zu einer Zeit also, als politische Verantwortlichkeit mehr denn je vonnöten war. In seinem Aufsatz über »Linke Melancholie« warf er Mehring, Tucholsky und Kästner eine »groteske Unterschätzung des Gegners« vor und behauptete: »Ihre politische Bedeutung aber erschöpfte sich mit der Umsetzung revolutionärer Reflexe, soweit sie im Bürgertum auftraten, in Gegenstände der Zerstreuung, des Amüsemments, die sich dem Konsum zuführen liessen. ... Kurz, dieser linke Radikalismus ist genau diejenige Haltung, der überhaupt keine politische Aktion mehr entspricht. Er steht links nicht von dieser oder jener Richtung, sondern ganz einfach links vom Möglichen überhaupt. Denn er hat ja von vornherein nichts anderes im Auge als in negativistischer Ruhe sich selbst zu genießen. Die Verwandlung des politischen Kampfes aus einem Zwang zur Entscheidung in einen Gegenstand des Vergnügens, aus einem Produktionsmittel in einen Konsumartikel - das ist der letzte Schlagler dieser Literatur.« Was war aber die Alternative? Benjamins Antwort auf Mehring, Tucholsky und Kästner war Bertolt Brecht - das war aber schon der Bertolt Brecht, der *Die Maßnahme* schrieb; und Benjamins Politik war die der KPD, die sich 1931 kaum von ihrer glanzvollsten Seite zeigte. Die Alternativen, die sich die linken Literaten der Weimarer Zeit gestellt hatten - KPD oder linke Melancholie - bildeten zweifellos eine falsche Dichotomie; nachdem sich aber diese Dichotomie festgesetzt hatte, war es sicherlich nicht leicht, eine Entscheidung zu treffen.

Grundsätzlich könnte man fragen, ob es überhaupt Sinn hat, mit Kunst Politik zu machen, ob solche Mittel für diesen Zweck geeignet sind. Und dieser Frage standen die Satiriker der Weimarer Zeit mit einer gewissen Ratlosigkeit gegenüber. Schon während des Krieges begannen die Dadaisten, das klassische Kulturerbe sowie die Moderne anzugreifen; sie betonten den Widerspruch der deutschen Nation, die Goethe und Schiller verehrte und zugleich den grausamsten Krieg der Neuzeit führte. 1925 schrieb Grosz rückblickend: »Der Dadaismus war keine >gemachte< Bewegung, sondern ein organisches Produkt, entstanden als Reaktion auf die Wolken-

wanderertendenzen der sogenannten heiligen Kunst, deren Anhänger über Kuben und Gotik nachsannen, während die Feldherrn mit Blut malten. Der Dadaismus zwang die Kunstbeflissenen, Farbe zu bekennen.« Farbe bekennen hieß aber die Farben verneinen, die Kunst im herkömmlichen Sinn zu leugnen. Das Motto der Dadaisten war: »Kunst ist Scheiße« - von der Kunst als Angriffsziel und zugleich als Medium des Angriffs kamen sie aber nicht los. Bald mußten die Dadaisten die Widersprüchlichkeit dieses Verhaltens einsehen. Einige Künstler gewannen die Überzeugung, daß die Kunst doch eine Funktion haben könnte, nämlich die des Trägers von politischen Ideen und Parolen, welche Begeisterung oder Empörung im Publikum erwecken konnten; diese Künstler wandten sich zur KPD. Die anderen aber, die sich zu keiner Partei bekennen konnten, waren nicht sicher, was sie mit der Kunst, was sie aus der Kunst machen sollten. Ihrer politischen und künstlerischen Ratlosigkeit entsprach die Neigung zur Kleinkunst und zu satirischen Formen; die Satire erlaubte es ihnen, literarisch und künstlerisch tätig zu sein, und sich zugleich von den gegebenen Kunstrichtungen und der politischen Realität fernzuhalten. Gerade diese Kunstformen paßten zur Umbruchsituation und zur Umbruchstimmung der Weimarer Ära. Raoul Hausmann, der zur Berliner Dada-Gruppe gehörte, schrieb 1921: »Wenn wir mit der alten Welt gebrochen haben und die neue noch nicht formen können, tritt die Satire, die Groteske, die Karikatur, der Clown, die Puppe auf.« Und auch - könnte man ergänzen - das Kabarett.

Das Kabarett bot aber nicht nur Satire; noch mehr bot es - wie bereits erwähnt - Unterhaltung. Die Verführung, dem Geschmack des Publikums nachzugeben und leichte, witzige, unverbindliche Unterhaltung zu bieten, war groß. Schon im zweiten Schall und Rauch-Programm, im Januar 1920, wurde »Das kesse Lied« von Walter Mehring vorgetragen, in dem die zwei Tendenzen des Kabarett mit leichter Ironie angedeutet wurden. In diesem von Friedrich Holländer vertonten Chanson finden sich die Zeilen:

Fräulein, kenn Se schon das neueste Lied,
 eh Sie weiterschieben?
 Doch der Refrain, der Refrain, der Refrain -
 Ach, Fräulein, da ist was von Noske drin
 und was vom Lieben.

In diesem klassischen Rezept für ein Kabarettchanson - was von Noske, was vom Lieben - war Noske von Anfang an immer nur als Beigeschmack präsent: bald wurde er nur noch eine kulinarische Erinnerung. Liebeslieder - teils ironisch, teils kritisch, öfter sentimental, zumeist aber pikant - beherrschten die Programme von Schall und Rauch und den folgenden Weimarer Kabarett, und sie waren auch in den Werken von Tucholsky,

Mehring, Kästner und Holländer gegenwärtig. Dagegen ist natürlich nichts zu sagen; diese Lieder waren zumeist von hoher Qualität, voller Witz und Charme. Dennoch zeugen sie von einer gewissen Entpolitisierung des schon allzu wenig politisierten Kabarets, und sie dokumentieren ein Zugeständnis an den Publikumsgeschmack. Worauf dieser Geschmack letzten Endes hinauslief, zeigt die Tatsache, daß gerade die ersten Nachkriegsjahre das goldene Zeitalter des sogenannten Nackttanzes in Berlin waren. Auftritte völlig unbedeckter Frauen, die erst ab 1923 ein klein wenig anziehen mußten, als der Berliner Polizeipräsident auf Grund der Notstandsgesetze zur Zeit der Ruhrbesetzung ein Bekleidungsminimum auf den Berliner Bühnen verordnete, fanden rasch Verbreitung. Schon im Schall und Rauch-Programm vom Januar 1920 machte sich Tucholsky über die Nackttanzwelle lustig, profitierte aber zugleich davon mit seinem populären Lied: »Zieh dich aus, Petronella, zieh Dich aus!.« Ab Mai 1923 wurde Schall und Rauch von Max Reinhardt an Erna Offeney verpachtet, also an eine der bekanntesten Nackttänzerinnen und Nackttanz-Regisseurinnen der Zeit. Ein Jahr später wurde das Große Schauspielhaus - die Zirkusarena »oben« - an Eric Charell verpachtet, einem ehemaligen Choreographen bei Reinhardt, der jetzt äußerst grandiose, luxuriöse Revuen inszenierte mit Dutzenden mit dem Bekleidungsminimum bedeckten Frauen.

Solche Revuen, wie die Amüsierkabarets überhaupt, waren auf Publikumswirksamkeit eingestellt und zwar auf ein Publikum, das sowohl aus Einheimischen bestand wie auch den vielen Touristen, die die Reichshauptstadt jahraus, jahrein besuchten. Und für dieses Publikum war Berlin als drittes Thema erdacht, neben Noske und neben Liebe in all ihren Un- und Abarten. Das »Image« von Berlin wurde auf den Bühnen der Hauptstadt geprägt oder eher »gemacht.« Die zwei Tendenzen dieser Berlin-Image-Macherei - einerseits das nostalgische Rückblicken auf die »gute alte Zeit« vor dem Krieg, andererseits das Preisen der Nachkriegsmetropole als Inbegriff an Vitalität, Hektik, moderner Nervosität, alles aber im positiven Sinne - findet man in vielen Liedern Tucholskys. Schon am ersten Abend des neuen Schall und Rauch sang Paul Graetz Tucholskys »Wenn der alte Motor wieder tackt ...«, ein Lied, das trotz einigen wenigen gegen Noske und Valuta-Schieber gerichteten Spitzen doch hauptsächlich von einer Berlin-bleibt-doch-Berlin-Stimmung geprägt ist. Diese sentimentale Note findet man selten bei Mehring, dafür vielmehr ein Lob auf Berlins moderne Vitalität. Besonders in den großen Revuen Mitte der zwanziger Jahre wurde Berlin gerühmt und zwar aus zwei Gründen. Einerseits wollte man den Touristen die Reichshauptstadt anpreisen, damit sie sich wohl fühlen, Geld ausgeben und wiederholt zurückkommen würden. Dieser Berliner Reklamerummel hatte nicht nur eine kommerzielle Funktion, sondern spielte andererseits auch eine wichtige Rolle in der Selbstdefinition der Stadt bzw.

ihrer Einwohner. Berlin war schon um die Jahrhundertwende und erst recht in den zwanziger Jahren nicht mehr Berlin - das heißt, aus der alten königlichen Hauptstadt war eine moderne Metropole der Industrie und der Finanz, der Reichsverwaltung und der Massenkultur geworden, in der nicht einmal die Hälfte der Bevölkerung einheimisch war. Den alleingesessenen sowie den zugereisten Berlinern mußte man eine Identifikation anbieten, ihnen mußte gesagt werden, was es überhaupt bedeutete, ein Berliner zu sein. Gerade die Kabarets und Revuen trugen dazu bei, das Bild Berlins zu prägen, ein Bild, das in der Realität selten zu finden war, aber dennoch große Überzeugungskraft besaß. Wenn Eric Hobsbawm von der »invention of tradition« in Europa spricht, wenn er behauptet, daß viele »alte« europäische Traditionen Produkte des letzten Jahrhunderts sind, dann gilt das erst recht für Berlin.

Am Beispiel Claire Waldoff läßt sich dieses Phänomen am besten zeigen. Als Urbild und Urtyp des Berlinertums von allen Leuten (inklusive Tucholsky) gefeiert, verkörperte sie völlig das gemachte, das erfundene, das künstliche Berlin. Selber keine Berlinerin - sie stammte aus Gelsenkirchen - hatte sie sich schon vor dem Ersten Weltkrieg eine Berliner Aussprache angeeignet und ließ berlinisierende Lieder für sich schreiben, die sie in einer von ihr erfundenen, teils kessen, teils burschikosen, teils sentimental-art vortrug. Ihre Art zu sprechen, sich zu kleiden, ihre Beschreibung des Berliner Lebens wurden als echt empfunden, deckten sich aber selten mit den Erfahrungen ihres Publikums, eigentlich auch nicht mit ihren eigenen. 1923 - also nachdem sie jahrelang Lieder u.a. auch über die Panke gesungen hatte - sagte sie in einem Interview: »Vor einigen Tagen habe ich zum ersten Male in meinem Leben - seit Jahren sing und preise ich ihren internationalen Ruf - die Panke gesehen - und habe mich totgelacht!« Das Berlinertum der Waldoff, ihrer Texte und ihres Publikums sowie das der anderen Kabarets und Revuen war zumeist eine erfundene Sache, die aber der Suche nach einer verlorengegangenen, nicht mehr zu findenden gemeinsamen Identität in der Großstadt entsprach.

Auch andere psychologische Bedürfnisse der Großstadtmenschen, der Berliner oder der Deutschen der Weimarer Zeit überhaupt, spiegeln sich in den Kabarets und Revuen wider, darunter ein Phänomen, das Siegfried Krakauer in den Filmen dieser Epoche ausführlich analysiert hat: nämlich eine Anspielung auf aggressive, sadistische Impulse im Publikum. Ein sicherlich extremes, aber beredtes Beispiel war das sogenannte Kabarett der Namenlosen von Elow (Erwin Lowinsky). Ab 1926 begann Elow, Insekte in den Berliner Zeitungen zu veröffentlichen, worin er unbekannte Talente aufforderte, auf seiner Kabarett-Bühne aufzutreten. Kleinkunst-amateure, Anfänger, manchmal aber auch Geistesschwache oder Schizophrenen folgten dieser Aufforderung, landeten aber in einer Falle, da sie bei

ihren Auftritten von Elow ausgeschimpft und vom Publikum ausgelacht wurden. Jahrelang war das Kabarett der Namenlosen ein großer Erfolg. Es besaß eine Art symbolische Bedeutung und entlarvte ein Verhaltensmuster, das auch beim Publikum der politischen Kabaretts, ebenso wie bei den Textern der politischen Kabarettnummern zu finden war. Die Republik, die auf den Kleinkunsthöfen ausgelacht wurde - war sie nicht auch ein Anfänger, der noch lernen mußte, wie man mit demokratischen und parlamentarischen Umgangsformen auftreten sollte? War sie nicht auch in gewisser Hinsicht schizophren, litt sie nicht auch an einem Bewußtsein, das teils sozialdemokratisch, teils bürgerlich-republikanisch war, belastet aber mit einem aus der wilhelminischen Zeit stammenden Beamtentum und Justizwesen, und angefochten von immer stärker werdenden Parteien der äußersten Linken und Rechten? Das Publikum, das bei Elow Laienkünstler, Anfänger und Schizophrene auslachte, war dasselbe Publikum, das sich über die Anfängerrepublik lustig machte. Gewiß, man hatte das Recht, die Politik der Zeit zu kritisieren, ja sogar die Verpflichtung, dies zu tun. Problematisch war nur, daß die Parodie der Republik mit satirischen Mitteln, wenn auch aus Liebe zu ihr - das Aufzeigen der Schwächen der Republik, ohne konkrete Gegenvorschläge zu machen - allzu leicht dazu führen konnte, die Republik überhaupt als lächerlich, ungeschickt oder sogar als nicht lebensfähig erscheinen zu lassen - eine Vorstellung, von der die Republikfeinde mehr zu gewinnen hatten, als die Freunde Weimars. Das allzu oft unbeholfene Auftreten der Republikaner konnte man leicht parodieren; zudem machte man sich damit bei einem Publikum beliebt, das teils aus politischem Zweifel, teils aus Aggressivität gerne auf die Republik schimpfte. Dabei verfiel man aber ebenso leicht in eine Art Zynismus, die zum politischen Fatalismus führen konnte. Im August 1929 schrieb ein Kritiker des *Berliner Tageblatt* über das sogenannte Kūka (Künstlerkabarett): » Chansons, Moritaten, aggressive Lyrik und satirische Prosa von Kurt Tucholsky u.a. alle gegenwärtig und politisch, ohne von Politik zu sprechen, kaum je in solcher Fülle gehört, geben dem Abend Gesicht. Es ist selten angenehm, was man zu hören kriegt. Alles handelt von der Verkommenheit des Lebens in einer philiströsen Republik. Es werden bestimmte Dinge genannt; aber Einzelheiten prägen sich weniger ein als die Luft, in der alles einen grauslich-lächerlichen, lapidaren Ablauf zu einem kleinen Untergang sich hinnehmen muß. Lichter werden auf Dunstschwaden über einen Sumpf geworfen, so daß sie farbig schillern: darin die Anstrengungen von Puppen. Man lacht, aber es ist einem nicht wohl dabei. Die Melodie so einer Moritaten, von leicht singbarer Blödigkeit, hängt noch nach, und man fühlt sich jämmerlich im Spülicht treiben.« August 1929 - die Weltwirtschaftskrise und damit der Todeskampf der Republik traten noch nicht in Erscheinung, die Republik war aber schon grau auf grau gezeichnet und als leblos aufgegeben.

Zum Schluß und zusammenfassend könnte man sagen, daß Grosz, Meh-ring, Heartfield, Holländer und die anderen Teilnehmer am Eröffnungs-abend des ersten bedeutenden Berliner Kabarettis der Nachkriegszeit vor einem ernsthaften Dilemma standen. Obwohl sie engagierte Künstler sein wollten, konnten sie keine der republikanischen Parteien befürworten und zweifelten auch, ob man mit Kunst überhaupt Politik machen konnte. Ihre politische Ratlosigkeit und ihre daraus resultierende Neigung zu verantwortungsloser Satire zeigte sich unabsichtlich während der Vorstellung von *Einfach klassisch!*, als Grosz und sein dadaistischer Kollege Richard Huelsenbeck, die unauffällig in der ersten Reihe saßen, plötzlich aufstanden und gegen ihr eigenes Programm protestierten. Natürlich war das als Jux gedacht, entsprach aber ihrer Ambivalenz zu ihrer eigenen Kunst. Wichtiger ist die Tatsache, daß dieser Jux mit einem eher geschmacklosen Witz endete. Obwohl das anwesende Publikum, ihre wahre Identität nicht erkennend, auf Grosz und Huelsenbeck wegen der Störung schimpfte, versuchte niemand, die zwei zu entfernen. Darauf sagte Huelsenbeck: »Was ist denn das hier für eine Ordnung? Wo bleibt denn die Polizei, die uns raus-schmeißt?« Schon zu der Zeit, Dezember 1919, hätten Arbeiter und viele engagierte Linke kaum über einen solchen »Witz« gelacht, und in nicht allzu ferner Zukunft würde er den anderen Künstlern und dem liberalen Bürgertum auch nicht so komisch erscheinen. Die Fähigkeit, über Politik und Kunst, sogar über polizeiliche Repression zu lachen, gehörte zum Stil der Weimarer Kabarettis; man fragt sich aber, ob solcher Zynismus und solche politische Verantwortungslosigkeit das Lachen verdiente, das sie erregten.

Herta Schmid

»Zwei zu eins« –

eine charakteristische Dialogkonstellation im absurden Theater, untersucht an Mrozeks *Na pelnym morzu* und Pinters *The Birthday Party*.

Ein signifikatives Merkmal des absurden Theaters ist sein eklatanter Verstoß gegen etablierte Regeln und Konventionen jeglicher Art, seien es Regeln der sprachlichen Grammatik, des kommunikativen Verkehrs, der Anpassung an eine dinglich und sozial bestimmte Situation oder auch des interpersonalen Handelns. Insbesondere im Bereich des sprachlichen und außersprachlichen Handlungsverhaltens der Figuren des absurden Theaters sind diese gattungseigentümlichen Regelverstöße in der Forschung vielfach untersucht worden. Der vorliegende Aufsatz stellt sich eine diese Forschungen ergänzende Aufgabe. Es soll darum gehen, den deformativen, im offenen Regelverstoß sich manifestierenden Aspekt des absurden Theaters um den ihn komplettierenden konstruktiven, positiven zu bereichern. Hinter dieser Aufgabenstellung steht zum einen eine literaturtheoretische Überzeugung, die erstmals von den russischen Formalisten formuliert worden ist. Ihr zufolge ist der deformativ Eingriff in kanonisierte Regeln, sei er offen oder verdeckt ausgeführt, Manifestation eines »konstruktiven Prinzips« (Tynjanov, 1977) oder auch einer »Dominante« (Jakobson, 1979), die gleichzeitig den ausgeübten Regelverstoß wiederum reguliert, so daß durch das individuelle Werk eine neue, kanonisierbare Regel aufgebaut wird. Zum andern begründet sich die gestellte Aufgabe in einer spezifischen Werkerfahrung, welche die beiden im Titel dieses Aufsatzes genannten Theaterstücke einigt, darüber hinaus aber noch in einer ganzen Reihe anderer Stücke des absurden Theaters aufgefunden werden kann. Es ist dies die Erfahrung einer rekurrenten Dialogkonstellation, die in der Tradition der dramatisch-theatralischen Gattung neu ist: Drei Sprechpartner mit grundsätzlich gleichberechtigter Sprechkompetenz etablieren zwischen sich ein dialogisches, zweipoliges Kräfteverhältnis, worin sich Zwei gegen Einen zusammenschließen, um die Sprechkompetenz des Dritten zu reduzieren. Im folgenden nenne ich dieses dialogische Verhältnis zwischen Dreien den absurden Trilog. An sich genommen, hat der Trilog den Charakter eines auf Wahrnehmung berechneten Gestaltprinzips. Da aus ihm

gleichzeitig die semantischen Deformationen wie auch deren Regulationen, welche die Verstehbarkeit des neu erstehenden künstlerisch-theatralischen Zeichenaufbaus für den Werkrezipienten sichern, ableitbar sind, ist dieses Gestaltprinzip auch ein Strukturprinzip von der Art der »semantischen Geste«, als welche der tschechische Strukturalismus das formalistische »konstruktive Prinzip« und die »Dominante« uminterpretiert hat.¹

In bezug auf den autofunktionalen Aspekt des absurden Trilogs kann man feststellen, daß das absurde Theater nicht nur einen revolutionären, durch eklatanten Konventionsbruch bewirkten Charakter hat, sondern durchaus auch evolutionär eingebettet ist in dramatisch-theatralische Entwicklungslinien, innerhalb derer es eine neue Evolutionsstufe markiert, was hier nicht weiter ausgeführt werden kann.² Die Untersuchung des synfunktionalen Aspekts soll uns zeigen, wie die Provokation und Choc bewirkende Deformation und ihre gleichzeitige, eine neue Regularität introduzierende konstruktive Überwindung bewirkt werden.

Die Analyse der trilogisch bestimmten Werkstruktur führe ich an zwei Stücken der inzwischen als historisch abgeschlossen anzusehenden Periode des absurden Theaters durch, die die trilogische Gestalt in reiner Form präsentieren: Slawomir Mroeks *Na peřnym morzu* (*Auf hoher See*, 1960) und Harold Pinters *The Birthday Party* (1958). Pinters Stück offeriert die trilogische Konstellation gleich zweimal (im Verhältnis Meg, Petey: Stanley und Goldberg, McCann: Stanley). Es zeigt uns damit, daß die trilogische Kernstruktur fähig ist, Varianzformen zu bilden.

I Die Ebene der dramatischen Handlung

Die Handlungsebene zeichnet sich in beiden Stücken durch eine doppelte Matrix aus, die einmal undramatischer, einmal dramatischer Natur ist. Zur Darstellung der undramatischen Handlungsmatrix beziehe ich mich auf die Handlungsdefinition von Wrights, wonach menschliche Handlungen sich charakterisieren lassen »unter Berücksichtigung eines Vorzustandes, eines Nachzustandes und desjenigen Nachzustandes, der ohne sie beim natürlichen Ablauf der Ereignisse erreicht wäre« (Wunderlich, 1975, S. 46). Ich füge dieser Definition die Bestimmung des Aristoteles hinzu, wonach menschliches Handeln Streben nach »Glück« ist, dessen höchste Art dann erreicht ist, wenn das Streben sich auf ethische Werte richtet (Aristoteles, 1969). Zur Darstellung der dramatischen Handlungsmatrix ergänze ich die allgemeine Handlungsdefinition um Otakar Zichs Spezifizierung dramatischen Handelns. Zich zufolge geht echtes dramatisches Handeln in seiner höchsten Spannungsform aus einem Interessenkonflikt zwischen den Handelnden hervor, der darin besteht, daß zwei oder mehr in derselben Situa-

tion vereinte Personen in bezug auf dasselbe Objekt unterschiedliche, gegeneinander gerichtete Ziele verfolgen (Zich, 1977; Schmid, 1984). Unter Berücksichtigung der Handlungsbestimmung des Aristoteles ist dann dramatisches Handeln ein solches interpersonales Tun, worin zwei oder mehr beteiligte Seiten das mit dem Handeln verfolgte Ziel des »Glücks« kontrastiv und oppositionell interpretieren.

Die undramatische Handlungsmatrix ergibt sich in den beiden Stücken aus dem Zahlenverhältnis 2:1, das zwischen den Figuren *von vornherein* besteht. Dieses Zahlenverhältnis stellt eine quantitative Übermacht der einen über die andere Seite dar, die mechanisch das interpersonale Handeln determiniert, so daß ein bestehender Interessengegensatz nicht zum Ausbruch kommen kann. In Termini der Handlungsdefinition von Wrights heißt dies, angewendet auf die zwei Stücke: Der Vorzustand - bei Mrozek der Nahrungsmangel dreier Schiffbrüchiger auf einem Floß, bei Pinter eine kontrastive Einstellung zwischen zwei Vertretern einer Mafiaorganisation und einem Abtrünnigen - geht mechanisch in eine den Vorzustand ändernde Handlung über, an der nur die Zwei aktiv Anteil haben. Diese Handlung ist bei Mrozek die kannibalische Schlachtung des Einen, bei Pinter das körperliche Zusammenschlagen des Einen und sein Abtransport in einem Lastwagen. Der durch das Handeln erreichte Nachzustand ist bei Mrozek und Pinter die physische Vernichtung, resp. Beschädigung des Einen. Das Glücksmoment der Handlung ist aufgrund der handlungsimmanenten Mechanik quantitativ definierbar: Die Zwei erfreuen sich ihrer durch den Handlungsverlauf bestätigten Machtposition über den Einen, die keiner ethischen Rechtfertigung bedarf. Die Unfreiwilligkeit der Handlungsteilnahme des Einen schließt jegliches Glück für diesen aus, das im Fall der Opferrolle, die ihm aufgezwungen wird, nur ethisch fundiert sein könnte, ethisch bestimmtes Handeln aber muß nach Aristoteles freiwillig sein.

Will man die undramatische Handlungsmatrix in Termini der Handlungsmodalitäten ausdrücken, so ergibt sich für beide Stücke eine einheitliche Formel: Zwei wollen gegenüber einem Dritten etwas tun und können dies auch, weil sie zwei sind. Die Handlung der Stücke zeigt, daß sie es tun. Das Wollen des Dritten geht nicht einher mit einem Können, so daß es für die Handlung irrelevant ist.

Die eigentlich undramatische Struktur dieser Handlungsmatrix besteht darin, daß auf beiden Seiten der in die Handlung involvierten Akteure das Moment der Handlungsentscheidung eliminiert ist. Die Eliminierung folgt aus den quantitativen Verhältnissen, die den Einen zum Patienten, die Zwei zu Agenten der Handlung prädestinieren. Auf der Ebene der dramatischen Handlungsmatrix wird nun gerade dieses fehlende Entscheidungsmoment introduziert. Dies geschieht aber auf eine künstliche, scheinhafte Weise, die

eine scheinbar offene Konfliktsituation und ein scheinbar ethisch fundiertes Glück der Akteure nach sich zieht. Untersuchen wir in den Stücken die Verlaufskurve der letztlich auch nur scheinbar dramatischen Handlung.

In beiden Stücken entwickelt sich die dramatische Handlung in einer *manipulativ* hergestellten Grundsituation. Die Manipulation geht jeweils von den Zweien aus. Der Inhalt dieser Situation ist folgender: Die drei Schiffbrüchigen auf dem Floß in Mrozek's *Na pelnym morzu* verabreden sich, durch Wahlverfahren das Schlachtopfer zu ermitteln: auch die Wahlverfahren werden gemeinsam diskutiert. In Pinters *The Birthday Party* befinden die Abgesandten der Mafiaorganisation Goldberg und McCann auf Vorschlag der Hausherrin Meg, bei der der abtrünnige Mafioso Stanley Unterschlupf gefunden hat, daß Stanleys Geburtstag auf einer Party zu feiern sei, obwohl Stanley behauptet, erst in einem Monat Geburtstag zu haben. Die manipulierte Situation ist jeweils nur eine Scheinsituation, die nichts entscheiden kann: Das Wahlverfahren in Mroek's Stück hat den Charakter eines unernten Spiels, da das Opfer, Maly rozbitek (der Kleine Schiffbrüchige), schon vorher durch den Anführer der beiden übrigen Schiffbrüchigen, Gruby und Sredni (der Dicke und der Mittlere) genannt, festgelegt wurde. In Pinters Stück hat die Geburtstagsfeier tatsächlich die Bedeutung eines Tötungsrituals.

Durch die manipulatorische Umdeutung der Situation erhält das Entscheidungen ausschließende quantitative Kräfteverhältnis dramatisch wirksame Offenheit. Die Einigung der drei Schiffbrüchigen auf wechselnde Modi der Kandidatenermittlung für die Schlachtopferrolle setzt eine freiwillige Bereitschaft zum Wahlverfahren voraus, und dies bei allen drei Beteiligten in gleicher Weise. Nach dem Scheitern des ersten, parlamentarischen Wahlverfahrens - bewirkt durch einen Betrug des Maly, der statt einer zwei Stimmen abgibt, die aus der 2 : 1-Konstellation ein Patt von 2:2 macht³ -, unterstreicht ein erneutes Wahlverfahren, das nun sogar vom Maly vorgeschlagen wird (die Ermittlung der »historischen Gerechtigkeit«), die Freiwilligkeit und Gleichheit der Situationspartner. Zwischen ihnen entsteht durch die Chancengleichheit eine triadisch und nicht mehr dual polarisierte Interessenkonfrontation. Ähnlich verhält es sich bei Pinter. Die manipulierte Situation der Geburtstagsfeier impliziert freiwillige Bereitschaft der Feiernden zur Übernahme der vom Feieritual geforderten Rollen. Stanley spielt dementsprechend bei dem zum Geburtstagsritual gehörenden »Blindekuh-Spiel« mit, das durch den vorgesehenen Wechsel der Spielrollen eine Chancengleichheit aller Beteiligten suggeriert.

Der durch das Handeln in der manipulierten offenen Situation erreichte Nachzustand ist jeweils auch mit einem Moment des Glücks auf seiten des Begünstigten, bzw. einem Moment des Unglücks auf seiten der Benachteiligten verbunden. Bei Mrozek reagiert der Maly auf die Botschaft des Brief-

trägers, die bezeugt, daß die »historische Gerechtigkeit« für alle Drei gleich ist (alle Drei sind nach dem im Telegramm angekündigten Tod der Mutter des Maly »Waise«), mit einem Freudenschrei. In Pinters *The Birthday Party* begleitet Stanley seine momentane Vorteilsposition im »Blindekuh-Spiel« mit einem Kichern, das »lauter wird und wächst« (His giggle rises and grows). Glück und Unglück jedoch sind scheinbar, da sie sich an das Resultat eines nur scheinbar dramatisch offenen Handlungsverlaufs binden. Der tatsächliche Nachzustand im Verhältnis der dramatischen Figuren, der durch die undramatische Handlungsmatrix vorbestimmt ist, bringt eine Peripetie des Glückszustands mit sich. Diese wird in den beiden Stücken auf unterschiedliche Weise gestaltet: In *Na pelnym morzu* verfällt der Maly, nachdem er die aufoktroyierte Schlachtopferrolle in eine freiwillig getroffene, an dem ethischen Wert der Selbstaufgabe für die Gemeinschaft orientierte Entscheidung uminterpretiert hat, in glückliche Begeisterung. Die Lügenhaftigkeit der (schein-)dramatischen Situation, hergestellt durch die Illusion von Chancengleichheit der Wahlkandidaten, schlägt um in eine Selbstlüge des Einen. Man kann in diesem Schlußverfahren Mrozek's einen Ausdruck der Kritik an dem Funktionsmechanismus von Ideologien sehen, der darin besteht, daß die Mächtigen die Ideologie benutzen, um ihre Interessen vor den Ohnmächtigen zu verschleiern (demokratische Chancengleichheit und »historische Gerechtigkeit«, die die Leitwörter der im Stück durchgespielten Wahlverfahren sind, suggerieren ja eine gesellschaftsideologische Fundierung), die Ohnmächtigen aber gleicherweise, um ihre Ohnmacht vor sich selbst zu verschleiern. In Pinters Stück erfährt das schlußbildende Moment des Glücks darin eine besondere Variierung, daß Goldberg und McCann dem physisch und psychisch zerstörten Stanley eine »glückliche Aussicht« (prospect) eröffnen. Die erzwungene Niederlage des Opfers wird hier in eine moralische Tat, die der Belohnung durch »Glück« würdig ist, uminterpretiert, analog dem Vorgang in Mrozek's Stück, doch bei Pinter ist dies Ausdruck der Verhöhnung des Besiegten durch die Sieger. Es erhebt sich nun die Frage, wozu die (schein-)dramatische Handlungsmatrix der Stücke überhaupt nötig ist, da doch die Handlung tatsächlich undramatisch vorentschieden ist. Man kann hier mit der Gattungsnotwendigkeit antworten, derzufolge ein Drama eine dramatische Handlung braucht, nicht aber eine einfache narrative Sequenz von der Art: Zwei wollen Einen umbringen, weil sie es können. Weiter hilft uns jedoch die Rückbesinnung auf Aristoteles' Handlungsdefinition, die das durch Handeln zu erstrebende höchste Glück von einer ethischen Fundierung abhängig macht.

Erst das moralisch bestimmte Dürfen und Müssen macht wahrhaft menschliches Handeln aus. In der Handlung des absurden Theaters - hier verallgemeinere ich die Befunde der Handlungsanalyse der Stücke - haben wir es jedoch stets mit einem mechanischen, aus den äußeren Umständen

und der inneren Triebstruktur der Figuren sich ergebenden Handeln zu tun. Diese bestimmen das Können (Zwei können Einen umbringen) und das Wollen (Trieb des Überlebens bei Mrozek, Trieb zum guten Leben und zur Macht bei Pinter). Eine Reflexion auf ein moralisches Dürfen oder gar Müssen findet nicht statt. Dementsprechend fehlt auch das Moment des Entscheidens, das zwischen Können, Wollen, Dürfen und Müssen abwägt. Das undramatische Handeln im absurden Theater ist daher auch nicht eigentlich menschliches Handeln, sondern mechanisches Ingangsetzen unmenschlicher Kräfte des Innern wie, des Außen. Dies erklärt uns, warum die (schein-)dramatische Handlungsmatrix von den Zweien selber in die Stücke introduziert wird. Sie dient einerseits der Verschleierung der amorali-schen Gewaltausübung durch die Zwei in einer Situation, die ihnen Gewalt ohne Konsequenz effektiver Gegengewalt ermöglicht. Und andererseits dient sie der fortwährenden Sicherung eines Rechts auf Ausübung von Gewalt dadurch, daß das Opfer der Gewalt selber dieses Recht anerkennt. Bei Mrozek dankt der Maly dem Gruby schließlich sogar dafür, ihn zu einem wahren, weil moralisch entwickelten Menschen gemacht zu haben, indem er ihm die Gelegenheit gab, sich >freiwillig< für die Gemein-schaft zu opfern. Die »begeisterte« Glücksregung des Maly am Schluß des Stücks dient der emotionalen Bekräftigung dieser Umwertung amorali-scher Gewalt in moralisch begründetes Recht. In Pinters Stück wird durch die Reintegration des abtrünnigen Mafioso in die »Organisation« die Insti-tutionalisierung von Gewalt gerechtfertigt und auf Dauer gesichert, gerade weil der Abtrünnige nicht nur physisch zur Rückkehr gezwungen wird, son-derne durch seine psychische Brechung auch einer höheren willensersetzten Macht bedarf, die an seiner Stelle zwischen Gut und Böse entscheiden wird. (Dies begründet Goldbergs Frage »Do you recognise an external force, responsible for you, suffering for you?« S. 50). Die doppelte Handlungsmatrix offenbart somit erst den eigentlichen Sinn der absurden Handlung: Es geht nicht um die einfache Ausübung eines Gewaltaktes, sondern um Legitimierung dieses Aktes durch das Gewaltopfer selber.

Bei diesem Stand der Analyse der Handlungsebene haben wir ein Moment noch nicht berücksichtigt, das die trilogische Konstellation und deren motivische Spiegelung betrifft. Dies ist die Relation der Zwei zueinander. Hinsichtlich der Handlungsgewichtung sind die Zwei, da sie zahlen-mäßig definiert sind, gleichwertig. Die konkreten Rollen der Zwei introduzieren in ihr Verhältnis jedoch eine hierarchische Abstufung: von den Zweien ist einer der Herr, der andere der Diener. Bei Mrozek wird der Herr, der Gruby, von dem Diener, dem Sredni, auch als Chef und Führer (szef, wbdz) bezeichnet. Goldberg in *The Birthday Party* hat gegenüber McCann die Rolle des Meisters inne, während McCann der Lehrling ist, der >Beruf<, um den es zwischen ihnen geht, ist der Mafioso. In der Relation Meg-Petey

fehlt die Hierarchisierung. Dies weist darauf hin, daß die hierarchische Abstufung für die absurde Handlung nicht nötig ist. Sie ist eine nur mögliche Auswirkung der eindeutigen hierarchischen Beziehung zwischen den Zweien auf der Ebene der trilogischen Sprechakte, welche dort eine konstitutive Notwendigkeit ist.

II Die Ebene der Sprechakte

Austin unterscheidet drei Aspekte des Sprechaktes, den lokutiven, illokutiven und perlokutiven Akt. Der lokutive Akt ist bestimmt von dem Bezug der Äußerung zu den grammatischen Regeln und sichert die Aufnahme des illokutiven Aktes des Sprechers durch den Hörer. Der illokutive Akt orientiert sich an konventionellen Regeln für das Verhältnis einer Äußerung zu den Umständen der Äußerungssituation und sichert das Gelingen der Intention des Sprechers, die er in bezug auf den Hörer mit der Äußerung verfolgt. Der perlokutive Akt zeigt die tatsächliche Wirkung der Äußerung auf den Hörer, die nicht mit der Intention des Sprechers identisch zu sein braucht. Die Wirkung kann konventionell und außerkonventionell bedingt sein (Wunderlich, 1975).

a) Der lokutive Aspekt des trilogischen Sprechakts

Dieser Aspekt offenbart die wohl auffälligste Regelverletzung und Deformation in der Gesamtstruktur des absurden Theaters, da die sprachlichen Normverstöße nicht - wie dies etwa in der Lyrik üblich ist - durch semantische Effekte, also ebenenimmanent, überhöht werden. Die Motivierung der Normverstöße ergibt sich vielmehr aus der **Beziehung** der lokutiven zur illokutiven Ebene und zur Ebene der Autor-Rezipientenkommunikation.

Die Regelverletzungen gehen in zwei Richtungen, die der inneren semantischen Relation zwischen Wort und Gegenstand und die der syntaktischen Kombination. Die Lockerung der semantischen Relation zwischen Wort und Sache kann auf der Ebene des Worts ansetzen: In Pinters Stück haben die Drei Doppelbenennungen (Goldberg hat den Vornamen Nat, zugleich aber auch Simey, doch der zweite Vorname darf nur von ihm selbst gebraucht werden; Stanley heißt im Stück Stanley Webber, nennt sich selbst aber auch Joe Soap; McCann wird von Goldberg einmal als Dermot bezeichnet, erkennt ihn aber unter diesem Namen nicht, als Petey ihn verwendet). Die Lockerung kann auch auf der Ebene der gegenständlichen Referenz vonstatten gehen: Mrozek läßt den Maly und Gruby sich gegenseitig vorwerfen, daß sie in ihrer Jugend auf einem »Pony« (kuc) geritten seien, was von beiden abgestritten wird, so daß das Wort »Pony« keine Refe-

renz hat. Der Sredni folgert dagegen aus der Existenz des Wortes »Pony« auf die Existenz auch der Sache und argumentiert mit ihr wie mit einem gesicherten Faktum (»Biedny kucyk. Nikt się do niego nie chce przyznac.« – »Armes Ponychen. Niemand will sich zu ihm bekennen.«) Die semantische Störung kann auch durch Inkongruenz zwischen den Elementen des materiellen Wortinhalts bewirkt sein: In *The Birthday Party* versprechen Goldberg und McCann Stanley, daß sie nach seiner Reintegration in die »Organisation« einen »Mann« und eine »Frau« aus ihm machen werden. Der Sredni in *Na pelnym morzu* verschiebt eine Markenbezeichnung (Vin du Postillon), worin das Genitivattribut die Herkunft oder den Verbraucher des Substantivs angibt, zu einer Materialbezeichnung: Wein, gemacht aus einem Briefträger. Eine andere Form der Störung liegt darin vor, daß eine sichtbare Sache überhaupt nicht benannt, bzw. nur pronominal erfaßt wird: Die sechs (5+1) Streifen, die McCann in *The Birthday Party* aus Zeitungspapier schneidet, werden von Stanley und Goldberg mit »it«, »this« referenziell aktualisiert, während Petey sie nur visuell zur Kenntnis nimmt (»The strips fall to the floor. He looks down at them.«) Nur der Autor gibt hier der Sache ihren deskriptiven Namen. In *Na pelnym morzu* wird eine wesentliche Bestimmung der Situation des Floßes, seine Nähe zum Ufer (bezeugt durch das Heranschwimmen des Lakaian und des Briefträgers), von den Sprechern nicht benannt (mit Ausnahme des Sredni, der einmal auf eine »Möwe« aufmerksam macht, die ja Ufernähe signalisiert). Der Titel des Stücks, »Auf hoher See«, unterstreicht das Verschweigen. Die Wirkung der semantischen Lockerungen geht in zwei Richtungen: Durch die Doppelheit der Namen wird die Identität der Personen in Zweifel gezogen, und durch das Spiel mit dem Bedeutungselement der »existentiellen Position« (Ingarden, 1968) die faktische Existenz der Gegenstände. Auch das deiktisch-pronominale Erfassen und das Verschweigen sind zwei Varianten einer Verunsicherung hinsichtlich des wirklichen Vorhandenseins der gemeinten Sachen, berühren aber ebenfalls die Identität der Sachen.

Die Regelverletzung der syntaktischen Kombination äußert sich beim Gebrauch der Konjunktionen. Eine Konjunktion kann semantisch widersprüchlich verwendet werden: Meg bestätigt Goldberg in *The Birthday Party*, daß ihr Ehemann auch im Haus wohnt, »aber« bei ihr »schläft« (»Yes, but he sleeps with me«). Das »aber« impliziert eine Entgegensetzung zwischen Subjekt (Ehemann) und Tätigkeit (bei der Ehefrau schlafen), während in »Ehemann« das »mit der Ehefrau Schlafen« enthalten ist. Wichtiger ist die Regelverletzung in Form der elliptischen Begründung. Diese wird in *Na pelnym morzu* und *The Birthday Party* durch mehrfache Wiederholung der Ellipse betont: Am Schluß von Mro2eks Stück leitet der Maly durch die Begründungskonjunktion »Und gerade deswegen« (»I dlatego wlasnie«) eine Begründungsaussage zu einer vorangegangenen Behauptung ein

(»Prawdziwa wolność jest tylko tam, gdzie nie ma zwyczajnej wolności.« - »Wahre Freiheit ist nur dort, wo es keine gewöhnliche Freiheit gibt«). Er bleibt, wie die Regieanweisung angibt, bei der Begründungskonjunktion hängen »wie eine gesprungene Grammophonplatte« (»jak zepsuta płyta gramofonowa«) und wiederholt sie dreimal ohne Fortsetzung. Dem entspricht bei Pinter ein Steckenbleiben Goldbergs bei der Begründung einer von ihm als wahr behaupteten Lebensregel: »And you'll find - that what I say is true. Because I believe that the world ... « Die Begründungskonjunktion zusammen mit der subjektiven Bekräftigung wird hier dreimal elliptisch wiederholt. Beim vierten Mal macht Goldberg aus dem elliptischen Satz durch die Veränderung der Satzintonation (anstelle der die elliptische Offenheit signalisierenden Pünktchen steht ein satzabschließender Punkt) ein Äquivalent einer vollständigen Begründungsaussage.

Bei den Regelverletzungen muß man unterscheiden zwischen solchen, die die Sprecher als defekthafes Sprachverhalten erkennen, und solchen, die sie nicht als defekthaf, sondern als normgerecht akzeptieren. Bei den semantischen Verstößen gibt es keine ausdrückliche Reaktion auf das defekte sprachliche Verhalten, so daß man hier von einem Akzeptieren ausgehen muß. Deutlich wird dies vor allem in Pinters Stück, wo Stanley verzweifelt bemüht ist, auf Fragen von Goldberg und McCann, die semantisch ganz unverständlich sind, »richtige«, d. h. der zerstörten Semantik der Fragen entsprechende Antworten zu finden, was zu der Erscheinung eines probeweisen Gebrauchs der Wörter führt. Im Fall des elliptischen Defekts jedoch sieht es anders aus: Hier reagieren die Sprecher selber auf ihre sprachliche Unfähigkeit stark emotional (der Maly: »rozpaczliwie szukajac« - »verzweifelt suchend«; Goldberg »Vacant«, »Desperate«, »Lost«). Die Wiederholungen sind Versuche der Überwindung des Defekts, die dem Maly nicht gelingen, während Goldberg durch die Äquivalentsetzung die Ellipse selbst zur Norm macht. Dies läßt vermuten, daß die Regelverstöße im Fall der semantischen Defekte intentional sind, im andern Fall aber nicht bzw. erst nach dem Sprechereignis intendiert werden. Die sprachlichen Fehler sind somit teilweise illokutiv motiviert und teilweise durch den Autor intendiert und motiviert, der durch die auffällig unterstrichene - in Form der Wiederholungen - Sprachunfähigkeit seiner Figuren auf eine Denkunfähigkeit hinweist, die wohl im Gegenstand ihres Denkens, der Begründung von als »Wahrheit« behaupteten Aussagen, zu suchen ist.

b) Der illokutive Aspekt des trilogischen Sprechakts

Die trilogische Konstellation der Sprecher kommt erst bei diesem Aspekt zur Geltung. Anders als im normalen Sprechakt haben wir es im absurden

Trilog mit einer festen Verteilung der Sprechaktrollen zu tun: Sprecher- und Hörerrolle und die an sie gebundenen illokutiven und perlokutiven Rollen liegen von vornherein und für immer fest. Die Zwei besetzen die illokutive, initiative Rolle im Sprechereignis, dem Einen fällt die perlokutive, reagierende Rolle zu. Dies ergibt sich aus der besonderen Zusatzrolle, die einer von den Zweien gegenüber dem anderen von den Zweien übernimmt und die man als sekundäre illokutive Rolle bezeichnen könnte. Sie besteht darin, daß der Zweite von den Zweien die illokutive Intention des Ersten übernimmt und unterstützt. Im trilogischen Gesprächsablauf äußert sich die Unterstützung in Form von wiederholenden, ergänzenden, variierenden, bestätigenden, lobenden Äußerungen, mit denen der Zweite sich an den Ersten anschließt. Gerade dadurch, daß die Sprechinitiative von zwei Sprechern getragen wird, wird sie dem Einen verweigert. Dieser erhält keine Chance zur Übernahme der Illokution und wird, wenn er dahingehende Versuche macht, durch die Sprachübermacht der Zwei in die perlokutive Rolle zurückgedrängt. Die Rollenfixierung stellt somit einen Grundakt sprachlicher Gewaltausübung von Zweien gegenüber Einem dar. Der trilogische Sprechakt ist ein »pervertierter« Sprechakt in der von Gewalt bestimmten Sprechsituation (s. hierzu auch Wunderlich, 1975).

Die gewalttätige Rollenverteilung, die sprachlich nicht thematisiert wird, drückt sich auf der nicht-verbalen Kommunikationsebene sehr deutlich im Körperverhalten der Drei aus. In beiden Stücken wird der Eine in eine bestimmte Körperstellung und räumliche Position gebracht, die zu verändern ihm nicht gestattet ist: In *Na pelnym mw-zu* drängen der Gruby und Sredni den Maly aus der Position in der Mitte des Floßes, die er während der Parlamentsrede stehend einnehmen durfte, schließlich an den Rand des Floßes in eine Sitzposition, worin ihn der Gruby, indem er sich stehend über ihn beugt, festhält. Goldberg und McCann zwingen, bevor sie das eigentliche Gespräch mit Stanley aufnehmen, diesen in die Sitzposition, schließlich stehen sie sogar über dem am Boden Liegenden. Die räumliche Positionierung, welche die Übernahme der sprachlichen Rollen einleitet und begleitet, kann im Unterschied zu jener auch verbalisiert werden in Form von als Befehlen gemeinten Aufforderungen oder Bitten. Entsprechend der undramatischen Handlungsmatrix auf der Ebene der Handlung zeichnet sich somit auch der Trilog durch eine nicht-verbale (aber verbalisierbare) zweite, durch Körperkommunikation gebildete Ebene aus, die den Zwangscharakter der verbalen Kommunikation verdeutlicht.

Aus der Fixierung der Rollen im trilogischen Sprechereignis läßt sich ersehen, daß die intendierten semantischen Deformationen Teil der Gesamtintention sind, welche die illokutiven Sprecher gegenüber dem perlokutiv Reagierenden verfolgen. Sie signalisieren dem Gegenüber, daß die Regeln der Grammatik durch eine willkürlich etablierte neue Konvention

außer Kraft gesetzt sind, welche das Gegenüber noch nicht kennt, die aber gleichwohl gilt und die, wenn es sie nicht einhält, durch Strafen von seiten der die Konvention Schaffenden bekräftigt wird. Die illokutiven Sprecher beanspruchen somit Gewalt auch über die Sprache und rechtfertigen aus dem Versagen des Hörers beim Befolgen der neuen Konvention ihre körperliche Gewaltausübung gegen ihn. Dies wird besonders deutlich beim Gebrauch der Namen. Im Fall der Personennamen hat in *The Birthday Party* der zweite Name Tabuwert für alle außer dem Namensträger selbst. Daher reagiert Goldberg, als McCann ihn mit Simey anredet, drohend. Das Tabu gilt also sogar für den sekundären illokutiven Sprecher. Der Begriff des Tabus erklärt uns auch das nur deiktisch-pronominale Erfassen und das Verschweigen. In jedem der beiden Stücke gibt es in der gemeinsamen Sprechsituation ein tabuisiertes Ding, das nicht benannt werden darf. Bei Pinter darf dieses Ding, die sechs Streifen, von Stanley nicht einmal berührt werden - als er es dennoch versucht, schlägt McCann nach ihm. Am Tabu wird deutlich, daß nicht nur das sprachliche Wie der Äußerung (der lokutive Akt), sondern auch das Worüber von der willkürlich etablierten Konvention reguliert wird.

Dem Tabu analog ist die Konvention der Lüge. In Mrozek's Stück leugnet der Gruby das Auftauchen des Lakaien auf dem Floß und erklärt ihn als »Halluzination« des Maly. Der Sredni bestätigt die Kraft der Lüge, indem er auf die Frage des Gruby entgegnet, niemanden gesehen zu haben. Mit dem Recht der illokutiven Sprecher auf Lüge einher geht das Fehlen einer solchen Berechtigung für den perlokutiven Sprecher: Stanley wird von Goldberg und McCann verboten zu »lügen«. Der »pervertierte« gewalttätige Sprechakt im Trilog ist somit auch ein lügenhafter Sprechakt, wobei die Kompetenz zur Lüge nur auf der Seite der Kommunizierenden liegt. Die Lügenhaftigkeit des illokutiven Aktes erklärt uns auch, warum Goldberg in *The Birthday Party* als initiativer illokutiver Sprecher die Wahrheit einer von ihm gemachten Aussage nicht begründen konnte: Es gibt für ihn keine Wahrheit, sondern nur die gewaltsam hergestellte, faktische Realität. Dementsprechend äußert er gegenüber McCann, als dieser eine seiner Aussagen mit »It's true« kommentiert: »True? Of course it's true. It's more than true. It's a fact.« (S. 28). Im Fall des sprachlichen Versagens des Maly ist die Erklärung etwas komplizierter. Mit der getroffenen Unterscheidung zwischen »wahrer« und »gewöhnlicher« Freiheit hat er sich das Recht auf die Etablierung lügenhafter Begriffe angemacht (es gibt keine Opposition von »wahr« und »gewöhnlich« in bezug auf »Freiheit«), das ihm aufgrund seiner perlokutiven Rolle nicht zukommt. Er >bestraft< sich in diesem Fall durch die offenbarte Unfähigkeit zur Folgerung selber, was sein »verzweifeltes« Suchen zum Ausdruck bringt.⁴

Aus der Perversion des trilogischen Sprechakts durch Gewalt und Lüge

und der die Perversion begründenden festen Rollenverteilung ergibt sich ein weiteres Phänomen, das in die Ebene der Handlung hineinweist: Die illokutiven Sprecher bestimmen nicht nur die neue sprachliche Konvention, sondern sie introduzieren auch eine in beiden Stücken gleiche Norm der starken emotionalen und wertheften Akzentuierung der Äußerungen. Diese Norm impliziert eine positive emotionale Gestimmtheit und eine positiv-lobende Wertung. Für die Fixierung der Norm ist der sekundäre illokutive Sprecher wichtig. Er reagiert grundsätzlich auf alle Äußerungen des initiativen illokutiven Sprechers mit freudigen, lobenden und approbierenden Zusatzäußerungen. Emotional und evaluativ kontrastive Reaktionen des perlokutiven Rollenträgers gelten als Normbruch und zeitigen Vorwürfe und Sanktionsdrohungen von seiten der Zwei. So begleitet der redni bei Mrozek die Äußerungen des Gruby häufig mit »Hurrah«-Rufen und Belobigungen, Goldberg und McCann stabilisieren sich gegenseitig nach einer von Goldberg bestimmten Norm auf einem positiven emotionalen Ton, der im Gespräch mit Meg in den rekurrenten Attributen »lovely« und »nice« und deren Steigerungen zum Ausdruck kommt. Im Verhältnis Megs zu Petey, die ja beide auf der Handlungsebene gleichberechtigt sind, kommt hier eine Führerrolle Megs auf analog derjenigen des Gruby und Goldbergs, da sie die lobende Bestätigung und emotionale Einschwingung von Petey provoziert. Ihre Führerrolle bei der Bestimmung der emotional-evaluativen Norm des Gesprächstons wird auch dadurch bestätigt, daß nur sie auf die >falschen< Wertreaktionen Stanleys mit Ärger reagiert. Daraus geht hervor, daß die trilogische Rollendifferenzierung zwischen den Zweien ebenenimmanent motiviert ist, aus dem spezifischen Charakter des Trilogs, und daß diese Ebene die fakultative soziale Rollendifferenzierung auf der Handlungsebene, die wir bei der Handlungsanalyse festgestellt haben, motiviert.

Der gehobene, positive und zugleich übertrieben-falsche Redeton stimmt mit der Grundsituation der (schein-)dramatischen Handlung überein, die eine lügenhafte Feiersituation ist, bzw. - bei Mrozek - eine Situation der gehobenen Rhetorik (Situation der parlamentarischen Rede, Situation der Ermittlung der »historischen Gerechtigkeit« als einem hohen allgemeinen Gut). Die Wahl des spezifischen, rhetorisch hochgestimmten Charakters der dramatischen Situation ist also auch motiviert durch die Bedürfnisse des Trilogs, der seine Gewalt- und Lügenhaftigkeit durch die emotional positive Atmosphäre und die positive Evaluationshaltung vernebelt.

Aus der Analyse des lokutiven und illokutiven Aspekts des trilogischen Sprechakts ist für uns auch sichtbar geworden, daß der *perlokutive Akt*, d. h. die realisierte Wirkung - anders als in normalen Gesprächstypen - von der Wirkungsintention des illokutiven Aktes nicht wirklich abweichen kann.

Die in den Stücken gezeigten perlokutiven Abweichungsversuche sind zum Scheitern verurteilt, da die zwei illokutiven Sprecher die perlokutive Wirkung des Einen erzwingen können. Wohl aber kann die perlokutive Wirkung die intendierte Wirkung übersteigen: Wenn der Maly am Schluß des Stücks sich >freiwillig< zu der Opferrolle bekennt und in Manifestationen des »Glücks« ausbricht, so tut er mehr als verlangt. Darauf weist auch die Tatsache, daß Mrozek den Gruby und Sredni am Ende in der auf dem Floß befindlichen Truhe »Kalbsfleisch« und »Erbsen« finden läßt, die das Schlachtopfer überflüssig machen. Das Übersteigen der Intention entspricht jedoch der Intentionsrichtung und wird daher von den Intentionsträgern akzeptiert: Der Maly wird geschlachtet, obwohl es nicht mehr nötig ist. Das Mehr-tun-als-verlangt drückt hier einen psychologischen Mechanismus der Selbstlüge aus, worin der sich Belügende durch Überreaktion vor sich und den anderen die Lüge vergessen machen will.

Da der illokutive Aspekt den lokutiven und perlokutiven dominiert und auch motivische Eigenschaften der Handlungsebene bewirkt (die Feiersituation, die hierarchische Abstufung zwischen den Zweien), können wir in ihm das konstruktive Kemelement des absurden Trilogs vermuten. Es läßt sich nachweisen, daß dieses Kernelement auch für die Gesamtkomposition des dramatischen Werks, die traditionell von der Handlung getragen wurde, verantwortlich ist. Die kompositionsbildende Kraft des illokutiven Aspekts des Trilogs äußert sich in den Entwicklungsphasen der (schein-) dramatischen Grundsituation, deren stilistischer Charakter ja schon von den emotional-evaluativen Bedürfnissen des Trilogs regiert wurde. So kann man in beiden Stücken drei kompositorisch entscheidende Phasen ausmachen: eine Vorbereitungsphase, eine Kulminationsphase und eine finale bildende Phase. Diese drei Phasen, die der pyramidalen Komposition der traditionellen dramatischen Handlung vergleichbar sind, werden nicht durch die Handlung der Stücke, sondern durch die feierliche Grundsituation hervorgerufen: Mrozek gestaltet die Vorbereitungsphase für die rhetorisch gehobene Kandidatenermittlung als Diskussion der Drei über ein Losverfahren, die zur Ablehnung des Losens führt. Verbal wird die Ablehnung damit begründet, daß Losen ein »unzivilisiertes« Überbleibsel aus der »Epoche der Dunkelheit« sei; der wahre Grund muß aber darin gesehen werden, daß als Losverfahren ein Zahlenspiel vorgeschlagen ist, das zwanghaft zum Sieg des Gruby führen würde, worin sich die doch zu verschleiernde zwanghafte, undramatische Handlungsmatrix spiegeln würde. Zugleich ist ein Zahlenspiel aber auch ungeeignet für rhetorisch hochgestimmte Manifestationen, wie die emotional-evaluative Norm des Trilogs sie fordert. Die Kulminationsphase hat in *Na pelnym morzu* zwei Gipfel, dargestellt durch die zweimaligen Rednerrunden der parlamentarischen Kandidatenermittlung und der Ermittlung der »historischen Gerechtigkeit«. Das Finale bildet der

pathetische Monolog des Maly zum Thema der »gewöhnlichen« und »wahren« Freiheit, den handlungsvorbereitende Verrichtungen der Zwei (u. a. Wetzen des Messers) begleiten. Vorbereitung, Kulmination und Finale konstituieren sich somit als Herstellung einer Redesituation, Auskristallisierung ihres rhetorischen Potentials und rhetorischem Nachklang.

In *The Birthday Party* ist der Streit um die Frage der Geburtstagsfeier an einem Tag, der gar nicht dafür geeignet ist, Vorbereitungsphase für eine rhetorische Situation des Feierns, worin die Reden auf das Geburtstagskind die Kulmination bilden. Die zwei Reden stellen Lobpreisungen dar - Meg lobt und preist Stanley, Goldberg sich selbst und Megs Rede (er wird auch von Lulu für seine Rede gepriesen). Finalebildend ist der Abschlußmonolog Goldbergs vor McCann, worin er seine Selbstpreisung fortsetzt und zugleich die eigenen Lebensmaximen in Leitmaximen für den »Lehrling« McCann umsetzt. Stanleys Fehlen in dieser Monologsituation bedeutet, daß seine intentional vorbestimmte Reaktion schon erzielt ist - er liegt zusammengeschlagen auf seinem Zimmer, als wehrloses Bündel für den Abtransport im Lastwagen.

In beiden Stücken sind auch auf der Sprechaktebene zusätzliche finalebildende Teile vorhanden, welche mit den Mitteln des Sprechakts selber die Bedeutung des jeweiligen rhetorischen Finales noch einmal ausdrücken. Die trilogische Sprechaktebene zeitigt am Schluß jeweils eine innere Transformation der trilogischen Konstellation. Die Grundopposition 2:1 verändert sich in 2 :0. Die Transformation drückt sich in einem Wandel der dialogkonstitutiven Personalpronomina aus: Ich + ich: Du wird zu Ich + ich: Er. Das dialogkonstitutive Du wird zum Worüber einer Wechselrede zwischen Zweien, die ein Wir bilden, so daß kein echter Dialog mehr vorliegt. Nach Benveniste (1974) hat das pronominale Er im Sprechakt keinen Personen-, sondern Objektstatus. In Termini des absurden Trilogs ausgedrückt: Mit der endgültigen Erfüllung der performativen Rolle verliert das Du seine Personenhaftigkeit für die illokutiven Sprecher, sie wenden sich daher einander zu und weisen nur noch einer den andern pronominal oder auch gestisch auf den zur Kommunikation unfähig gewordenen ehemaligen Sprechaktpartner.

Durch die Transformation der trilogischen Konstellation im textlichen Finale der Stücke stellt gerade der Trilog mit den ihm eigenen Mitteln den Werkrezipienten vor die Frage nach der Personenhaftigkeit der trilogischen Sprecher. Nach dem bisherigen Stand unserer Analyse hat es den Anschein, daß der Trilog nur die personale Substanz des Du negiert, die beiden Repräsentanten des Ich-Pols bleiben sprechfähig. Eine Eigenschaft der illokutiven Sprechakte läßt aber vermuten, daß nicht nur das Opfer der Gewaltsituation, sondern auch die Gewaltausübenden selber ihre menschliche Bedeutung verlieren: Die illokutiven Sprechakte sind mechanisiert, was

sich an der auffälligen Neigung zur Wiederholung derselben Redeeinheiten, Redeformen, Redesequenzen ablesen läßt. Die Analyse der letzten Ebene soll erweisen, wie es mit der Personenhaftigkeit aller dramatischen Figuren bestellt ist.

III Die Ebene der Situation

Der Begriff der Situation ist in der dramatisch-theatralischen Gattung komplex. Im folgenden wird darunter die Bühnensituation verstanden, worin Dinge und menschliche Körper der Schauspieler in der Funktion von Signifikanten für die zwei grundlegenden oppositionellen Signifikate der theatralischen Bedeutung, unbelebte, apersonale Sachen und belebte Personen, auftreten. Die Bühnensituation ist die eigentliche theatralische Botschaft des Autors. In ihr bilden die Kommunikationsvorgänge zwischen den dramatis personae nur ein Mittel zum Aufbau dieser übergreifenden Bedeutung, welche der Autor intendiert hat.

Ich habe eingangs darauf hingewiesen, daß das absurde Theater eine Vorliebe für eine bestimmte Klasse der Dinge hat, die Klasse der Konsumgegenstände. Mit Blick auf die beiden Stücke kann man ergänzen, daß diese Klasse die Tendenz hat, sich über Gegenstände auszubreiten, die ursprünglich nicht zu ihr gehören. Weiterhin sind innerhalb dieser Klasse Nahrungsmittel vorrangig. Und noch wichtiger: Diese Klasse offenbart die Neigung, die Opposition im Bedeutungsbereich des dramatisch-theatralischen Zeichens umzudrehen: Die Körper der Schauspieler erhalten die Bedeutung unbelebter Sachen, die Sachen inkarnieren personale Kräfte. Damit ist eine Umkehrung auch im Verhältnis Mensch-Sache impliziert. Ist im traditionellen Theater die Sache Instrument des Handelns, so zeigt das absurde Theater die Tendenz, den Menschen zum passiven Instrument der Handlungskraft von Sachen zu machen. Die Sachen werden das Bewirkende, Verhalten von Menschen das Bewirkte. Dies führt uns zurück zu dem merkwürdigen, nicht sprecherintentionalen Versagen, das wir auf der Ebene des lokutiven Sprechakts als defekthaften Gebrauch der Kausalkonjunktion und auf der Ebene des illokutiven Sprechakts als Versagen des Hinzufügens einer Begründungsproposition zu einer allgemeinen, auf Wahrheit präzedenzierenden Proposition konstatiert hatten. Dieses Versagen läßt uns vermuten, daß die Personen sich der Umkehrung ihres Verhältnisses zu den Sachen nicht bewußt sind, es wird nur durch den Autor an ihrem Sprachverhalten gezeigt. Das von uns gleichfalls konstatierte Phänomen des Tabus im Sprechakt, das in beiden Stücken auf Sachen gerichtet war, legt die Annahme nahe, daß gerade die tabuisierten Sachen diejenigen sind, die zu personifizierten und die Menschen entpersonifizierenden Kräften werden

oder mit solchen in Verbindung stehen. Auch das Tabu ist dann hauptsächlich autorintentional.

Im folgenden seien die Ausbreitung der für das absurde Theater spezifischen Objektklasse und die Verdrehung der semantischen Grundopposition an den zwei Stücken untersucht. In Mrozek's *Na pelnym morzu* ist die Nahrung innerhalb der Klasse der Konsumgegenstände eindeutig dominierend. Auf der Bühne wird sie zunächst als Fehlelement nur verbal durch die Sprechakte repräsentiert, gerade das Fehlen bewirkt aber die Ausbreitung, indem zunächst ein Mensch - der Maly - zum Nahrungsmittel deklariert wird und später ein zweiter - der Briefträger. Ein Bühnenrequisit, die Truhe, zur dargestellten Realsituation der Schiffbrüchigen ohne jeden Bezug, erfüllt dann seine traditionelle Funktion eines Handlungsmittels und die Ausbreitungsfunktion zugleich, indem aus der Truhe immer mehr für eine feierliche Mahlzeit nötige Geräte entnommen werden, sogar Messer und Schleifstein für die Tötung der noch lebenden >Nahrung<. Die sukzessiv konkret werdende Bühnensituation einer feierlichen Mahlzeit, zu der auch die Kleidung der Beteiligten paßt (»elegante schwarze Anzüge, weiße Hemden«), suggeriert eine Macht der Dinge über die Menschen dadurch, daß das faktisch Machbare, repräsentiert durch die zum Machen nötigen Dinge, die menschlich-moralische Entscheidung über das Machen ablöst. Dies erklärt uns auch das auf der Sprechaktebene hervortretende Tabu: Das Töten des Maly entspricht der Handlungsbedeutung des Bühnendings »Messer mit Schleifstein«. Die beiden in der Bühnensituation zufällig beieinander befindlichen Objekte (schärfbares Messer, Mensch als lebende Nahrung) treten durch mechanische Assoziation in eine zwanghafte Handlungsbeziehung zueinander ein. Das Tabu - die Nähe des Ufers, welche alternative Nahrung bedeutet - tabuisiert die Assoziation und Handlungsbeziehung zwischen voneinander entfernten Polen, von denen der eine (das Ufer mit der Nahrung) nicht wahrnehmbar ist und durch Vorstellungskraft vergegenwärtigt werden müßte. Das Tabu tabuisiert damit auch das Rückgewinnen von Entscheidung und Handlungsgewalt des Menschen über die Dinge, denn das Messer müßte durch eine Aktion des Menschen (Transport durch Schwimmen) zu der entfernten Nahrung gebracht werden. Ausbreitung der Klasse der Nahrungsmittel über Menschen und Verdrehung der semantischen Opposition zwischen Mensch und Ding werden somit durch das Tabu zusammengeschlossen. Insoweit Sprechtabus auch Denktabus sind, ist das Versagen der begründenden Sprechfähigkeit, die zu den durch das Tabu verschlossenen Wirkursachen der Situation hinführen würde, eine Folge des Tabus.

The Birthday Party beginnt und endet mit der kulinarischen Szene des Frühstücks. Es ist materiell dürftig, am Stückende gibt es sogar überhaupt nichts zu essen, doch wird die vorhandene oder in Aussicht gestellte Speise

verbal erhöht, sie ist »nice«, »lovely«, was der stilistischen Wirkung der eleganten Dekoration bei Mrozek entspricht. Die Frühstücksszenerie weicht in der Stückmitte der Szenerie der Geburtstagsfeier, welche rituelles, mit Toasts verbundenes Trinken begleitet. Zu Nahrungsmitteln und Flaschen treten noch eine Kindertrommel mit Klöppeln und die sechs Zeitungsstreifen McCanns, das oben erwähnte Tabuding. Die heterogenen Gegenstände werden durch die gemeinsame, tabubezogene pronominale *I*xeixis auf einen Nenner gebracht: Meg bringt Petey »fried bred« und fragt, was »es« sei, dasselbe wiederholt sie gegenüber Stanley. Der Bereich der Nahrungsmittel ist aber der potentiellen Tabuisierung relativ fernstehend, da der Name sofort gefunden wird (Stanley erfragt ihn allerdings erst bei Petey, weil er selbst ihn nicht weiß). Näher dem Tabu ist die Trommel, die - in einem geflüsterten Dialog zwischen Meg und Lulu als »it« introduziert - erst später auf beharrliches Fragen von Stanley ihren Namen erhält. Die Papierstreifen dagegen bilden das Zentrum der Tabuwirkung, die sich - anders als in *Na pelnym morzu* - bei Pinter potentiell auf alle Gegenstände ausweiten kann. In den sichtbaren tabuhaften oder tabunahen Dingen der Bühnensituation ist Handlungskraft enthalten: Die Trommel leitet die körperliche Beschädigung Stanleys ein (er verfängt sich mit dem Fuß in ihr beim »Blindekuh-Spiel«). Die sechs Streifen stellen die variierte trilogische Konstellation dieses Stücks dar. Das Stück weist sechs Figuren auf, doch da fünf davon zweimal die trilogische Konstellation mit immer denselben Repräsentanten des Einen bilden (Meg, Petey: Stanley; Goldberg, McCann: Stanley), ist die sechste (Lulu), die zahlenmäßig ein Patt bewirken könnte (3 :3), nur minderheitsfähig (2 mal 2:1 + 1). Dementsprechend reißt McCann zunächst fünf Streifen aus der Zeitung und später noch einen sechsten (S. 37). Die mechanischen Zwänge der zweifachen trilogischen Konstellation drücken sich in der Bühnensituation darin aus, daß nie sechs Personen gemeinsam präsent sind (bei der Geburtstagsfeier fehlt Petey). Das zentrale Tabuding hat bei Pinter eine magische Wirkung, die durch Benennen (und Berühren durch die falsche Person?) zerstört werden kann.

Kommen wir zurück zur Eingangsfrage dieses Untersuchungsabschnitts nach der Personenhaftigkeit aller dramatischen Figuren. Im Rahmen der Bühnensituation baut der Autor generell die lebendigen Körper der Schauspieler entweder zur Bedeutung der *dramatis personae* oder der versachlichten Unpersonen auf. Insofern in unseren beiden Stücken die Sachen auf der Bühne den Zweien als den allein entscheidungsfähigen Akteuren die Entscheidung abnehmen, was diese sich aufgrund des Tabus der Sachen nicht bewußt machen, degradiert der Autor für den Werkrezipienten diese Akteure zu Unpersonen und erhöht die leblosen Sachen zu wirkenden Kräften. Nicht nur der Eine ist - wie das Schlußverfahren des trilogischen Sprechakts demonstrierte - eine Null-Person, Null- und Unpersonen sind

auch die Zwei, die scheinbar die Sieger bleiben. Die innerfiktionale Kommunikationsebene der beiden Stücke und die auBerfiktionale Autor-Rezipientenkommunikation ergänzen sich zu einer Autorintention, die den Rezipienten weniger vor einer brutalen Gewaltaktion (undramatische Handlungsmatrix) als vor dem Lügenmechanismus von Ideologien (scheinhaft dramatische Handlungsmatrix), willkürlich errichteten Sprechkonventionen und der korrumpierenden Kraft sowohl der Dinge wie des sprachlich-dinglichen Tabus warnen will.

Die trilogische Konstellation des absurden Theaters kehrt in vielen Variationsmustern, von denen unsere Analyse nur eine zeigen konnte, immer wieder. Sie ist keine Zufallserscheinung, wie ich an den beiden analysierten Stücken hoffe nachgewiesen zu haben, sondern bestmöglich geeignet, die bewußtseinszerstörenden Mechanismen der Sprache, wenn diese ganz und gar in die >Machbarkeit(bewußter Konventionalisierung übergeben wird, darzustellen. Das absurde Theater ist ein Theater der Kritik am menschlichen kommunikativen Verkehr. Es schuf mit dem Trilog ein neues Gestaltungsmittel der Bühnenkommunikation, das destruktiv und konstruktiv, revolutionär und evolutionär zugleich in die Geschichte von Drama und Theater eingelassen ist.

Anmerkungen

- 1 Mit dem Prinzip der »semantischen Geste« wird eine Methode intendiert, die die Semantisierbarkeit der Form und die Formalisierbarkeit der Semantik im künstlerischen Werk nachzuweisen erlaubt. Vgl. dazu auch Schmid, 1982.
- 2 Der vorliegende Aufsatz ist ein Auszug aus einem in *Ruch literacki*, Nr. XX erscheinenden umfangreicheren Artikel, worin der synfunktionale Aspekt ausführlicher besprochen wird. Zu den Begriffen »synfunktional« und »autofunktional« s. Tynjanov, 1977.
- 3 Die Pattsituation des 2:2 steht als nicht realisierte Möglichkeit auch hinter Havel's *Vernisdi*, das auch rein trilogisch gebaut ist (s. dazu die erweiterte polnische Fassung). Bedtich ist allein, ohne seine Frau Eva, zu Michal und Vera gekommen. Die physische Abwesenheit von Eva nützen die 2 aus, um Evas psychologische Bedeutung für Bedtich durch diffamierende Unterstellungen abzuschwächen. Auch bei Pinter wird die mögliche Pattsituation angedeutet, s. dazu weiter unten.
- 4 Die Regieanweisung weist darauf hin, daß der Maly bei der Suche nach der vollständigen Begründungsaussage die Kausalkonjunktion, bei der er hängenbleibt, nicht »monoton« wiederholt, sondern probeweise intoniert. Mechanische wie auch intonationsmäßig variierte Wiederholung einzelner Redepartien sind charakteristisch für das gesamte absurde Theater, das die sprachliche Semantik dadurch anspannt und probeweise durchspielt.

Literaturverzeichnis

Benutzte Werke:

Slawomir Mrozek, *Utworky sceniczne*, tom I, Wydawnictwo literackie Krakow 1973.
Harold Pinter, *The Birthday Party*, Eyre Methuen LTD, London 1975.

Aristoteles, 1969: *Nikomachische Ethik*, Reclam.

Benveniste, Emile, 1974: »De la subjectivité dans le langage«, in: *Problèmes de linguistique générale*, II, Gallimard, Paris, S. 258-286.

Ingarden, Roman, 1965: *Das literarische Kunstwerk*, Max Niemeyer Verlag, Tübingen.

Jakobson, Roman, 1979: »Die Dominante«, in: *Poetik: Ausgewählte Aufsätze 1921-1971* (Hrsg. Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert), Suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 212-219.

Schmid, Herta, 1982: »Die >semantische Geste< als Schlüsselbegriff des Prager literaturwissenschaftlichen Strukturalismus«, in: Elrud Ibsch (Hrsg.), *Schwerpunkte der Literaturwissenschaft - außerhalb des deutschen Sprachraums*, Rodopi, Amsterdam, S. 209-259.

Schmid, Herta, 1984: »Die Umstrukturierung des theatralischen Zeichens in Cechovs Einakter >Predlozenie< (Der Heiratsantrag)«, in: Herta Schmid und Aloysius Van Kesteren (ed.), *Semiotics of Drama and Theatre. New Perspectives in the Theory of Drama and Theatre*, John Benjamins, Amsterdam/Philadelphia, S. 305-367.

Tynjanov, Jurij, 1977: *Das Problem der Verssprache*, Wilhelm Fink Verlag, München.

Wunderlich, Dieter, 1975: »Zur Konventionalität von Sprechhandlungen«, in: *Linguistik und Pragmatik*, Athenaion, Wiesbaden, S. 11-58.

Zich, Otakar, 1977: *Estetika dramatického umění*, jalreprint, Würzburg.

Laurence Senelick

A False Tradition? Chekhov and the Moscow Art Theatre

Auf das verbreitete Bild eines Dramatikers kann das Akzidenz der Inszenierung nicht nur als bestimmendes, sondern nicht selten auch als verheerendes Moment wirken. Im Hinblick auf Cechov geht eine Vielzahl von Fehldeutungen auf die Uraufführungen des Moskauer Künstlertheaters zurück; so wurde das Verständnis von Cechov als eines Naturalisten wie auch das Hervorheben der *nastroenie* (Stimmung), der Pausen und der angeblichen Handlungslosigkeit in erster Linie durch die Bühnenpraxis Stanislawskis geprägt. Trotz Cechovs eigener Vorbehalte sind diese Inszenierungen nicht allein in Rußland, sondern in aller Welt zum Vorbild geworden. Hierin liegt eine bedenkliche Ironie: denn nach der Oktoberrevolution kamen sowohl Cechov als auch das Künstlertheater außer Mode, und als das Künstlertheater sich erneut mit Cechov befaßte, ging es darum, die anderswo bereits als klassisch und wegweisend empfundenen Inszenierungen nach sowjetischen Richtlinien umzugestalten. Mit der Erörterung dieses Verfahrens eröffnet sich die breitere Frage: wie ist das dramatische Werk weiterzugeben, nachdem die den Originalinszenierungen zugrundeliegenden Gedanken an Wirkungskraft eingebüßt haben und ein verändertes Rezeptionsklima eingesetzt hat? Unter welchen Voraussetzungen läßt sich das vermeintliche Wesen eines Dramatikers auch in Neuinszenierungen bewahren?

There is a not-very-old saying in the American theatre (in fact, I made it up) that »To do something twice constitutes a tradition.« It may take longer, but theatrical tradition, whether of a style of performance or a set version of a text, rapidly establishes codes which alter in significance as the audience undergoes change. These codes, now devalued or even devoid of value, can take on an almost totemic prestige and accrue around a play like barnacles on a hull. Not infrequently this rigid and congealed tradition distorts the idiosyncratic shape of the original work.

This has been especially the case with the major plays of Anton Chekhov. From their earliest stage history, they have been associated with the techniques of the Moscow Art Theatre and, specifically, of Konstantin Stanislavsky. There is a wry irony in this, for Chekhov deeply distrusted the stage of his time and doubted whether his serious works could be adequately realized by it. Throughout his early plays (with the exception of the one-act farces), there is a tension between the need to conform to contemporary

stage convention and the desire to innovate, to find a new scenic language in which to express his particular insights. Such works as *Ivanov*, *The Wood Demon* and *The Seagull* are imperfect precisely because of this unresolved tension. They were also written at a time when Chekhov lived in the capitals, Moscow and St. Petersburg, closely involved in the day-to-day activities of theatres; he wrote with certain persons in mind and often revised in order to correct the misapprehensions evoked by a performance.

However, the masterpieces *Three Sisters* and *The Cherry Orchard*, although composed directly for the Moscow Art Theatre and its players, were written at a far remove, as he nursed his tuberculosis in Yalta. The Chekhovian vision they embody was formulated at a distance from the pragmatic requirements of a theatre (although Chekhov did eventually make alterations at Stanislavsky's request), and he was deeply dismayed to find that his notions of comedy, even farce, were played as lachrymose drama. Shortly before his death in 1904, he even projected a play that would have been beyond the scope of the MAT. It was to feature an Arctic explorer haunted by the ghost of his beloved and a ship would be seen crushed by ice floes.

Yet the accident of his association with the Moscow Art Theatre has helped to define the term »Chekhovian« as it takes shape in the popular imagination. It can be argued that Chekhov was co-opted by the MAT, which managed to package him so as to make him acceptable to the public of his time. In so doing, however, it often ran counter to his own wishes and intentions. Most appraisals of Chekhov's plays make reference to qualities which were not attributed to him until those plays had become familiar in MAT stagings. For example, the term *nastroenie* (mood, atmosphere) that so often characterizes the ethos of a Chekhov play, was one he himself never used in this respect. The earliest citation that I can trace occurs in a letter of Nemirovich-Danchenko to Chekhov during preparations for the MAT *Seagull* (31 May 1898): »I keep re-reading *The Seagull*, searching for those little bridges which the director must make the audience cross, without becoming mechanical. The public is not yet able (and perhaps never will be) to yield to the *nastroenie* of a play.« In other words, Nemirovich-Danchenko (and Stanislavsky as well) believed mood to constitute the ultimate effect a play has on an audience. In this regard, they were post-Wagnerians, using a darkened auditorium, affective sound and a consistent *Gesamtkunstwerk* to impose their unified artistic impression on the spectator. Chekhov himself had no such mystical aspirations. Note too that Nemirovich was anxious to find means to induce the spectator to share this mood; despite frequent disclaimers, the MAT was always aware of the need to *ménager* its audience.

Similarly, there is the common notion that the pause is characteristically »Chekhovian.« Of course by the time Chekhov wrote his last four plays,

Maeterlinck had already pointed the way as an exploiter of pregnant silence, and Chekhov admired him. But if one compares the sparse number of pauses in Chekhov's texts with the superabundant number of pauses in Stanislavsky's *Regiebücher*, it becomes clear that the writer was using them as seasoning, the director as main course. The result was that in a Moscow Art Theatre production everything is framed and stressed equally, slowing down the movement so that each moment can receive full value. Yet if, as Jurij Striedter has stated, Chekhov needs time, the time must elapse in the incubation of the production, not necessarily in its performance. Chekhov himself complained bitterly that the MAT was massacring his last acts by dragging them out.

The most frequent statement about Chekhov's plays is that they have no action, but again this is a misreading, derived from Stanislavsky's approach. (Significantly, it is a complaint heard more often from foreign critics exposed to MAT-style performances and not to be found in the early Russian critics, who were cognizant of an indigenous and non-Aristotelian tradition of drama.) Chekhov does not omit action, he displaces it: his plays are filled with suicide, both successful and failed, murder (failed), plays-within-plays, an auction, parties, a fire, a regimental departure, a duel, frequent comings and goings. Compared with such precursors as Becque's *La Parisienne* or Ibsen's *Rosmersholm* or Bjornson's *Over A vne* (which Chekhov liked but said was unstageworthy precisely because it had »no action, no living characters, no dramatic interest«), Chekhov's plays are virtually operatic. However, Chekhov displaces his action offstage or during the interval or, more significantly, equates violent physical actions with the ambient trivia and minutiae of everyday life, to present a more even-handed picture of human existence and its values. He does not go so far as Maeterlinck does in *Le Trésor des humbles* to claim that what goes on in the mind of an old man sitting alone by a lamp is more meaningful than the tumultuous behavior of a deceived husband. Rather, Chekhov will juxtapose the old man by the lamp with the jealous husband or even conflate them (Serebryakov in *Uncle Vanya*), so that these different facets of human behavior comment on one another. The so-called »lack of action,« then, was another impression gleaned from the MAT staging.

Stanislavsky, as he admits in his memoirs *My Life in Art*, did not like nor understand *The Seagull* when he was first given it to direct in 1898. The »lack of action« bothered him in particular; so he composed a score (*partitura*) that compensated for standard »action« with a host of trivialities, sound effects and sub-text to create *nastroenie*. At this period in his artistic development, his approach to staging *The Seagull* differed little from his direction of historical drama. He sought in contemporary Russian life the same picturesque groupings, the same telling mannerisms, the same portentous

pauses that had enthralled audiences when he reconstructed seventeenth-century Muscovy or Renaissance Venice. Rather than inquiring closely into Chekhov's meaning, Stanislavsky took the play to be a romantic melodrama. As late as 1924, he insisted that Nina was an innocent ruined by that »scoundrelly Lovelace« Trigorin, and Treplev a misunderstood Byronic genius, the hero of the piece. Chekhov was experimenting with multiple protagonists, but Stanislavsky reduced them to one. Nor did Stanislavsky try organically to elicit performances from the actors. Their every move, reaction and intonation was prescribed in his score and learned by rote.

Chekhov was less than ecstatic with the result. Although he had insisted that Stanislavsky play Trigorin, he found that the actor made him too elegant and formal; he detested Roksanova's Nina, far preferring the more luminous interpretation Kommissarzhevskaya had given at the allegedly »failed« première in St. Petersburg two years earlier. Whatever his misgivings, though, the audience of intelligentsia took to it precisely because, for the first time, »the way we live now« was subjected to the same careful counterfeit presentment that had hitherto been applied only to the colorful past. The spectators beheld their own tics and heard their own tones of voice meticulously copied.

The MAT was quick to capitalize on this success by adopting Chekhov as its house playwright and affixing a Jugendstil seagull to its drop-curtain and programmes. He himself resisted this identification and submitted *Uncle Vanya* to the Maly Theatre; only when its playreading committee insisted on substantial changes, did Chekhov give it to the MAT. Again he had to correct Stanislavsky's penchant for romanticism in his portrayal of Astrof. *Three Sisters*, on the other hand, was written for the MAT, with its capabilities in mind, and the result was the most successful of all its Chekhov productions - in part, because the first performances coincided with student riots, enabling the audiences to relate the sisters' despondency to topical social unrest.

With the production of *The Cherry Orchard*, the discrepancy between Chekhov's unfolding originality as a dramatist and the MAT's dogged concept of what is Chekhovian grew greater. In his early plans for the play, Chekhov envisaged the estate owner as a liberal-minded old lady who dresses like a girl, smokes and cannot do without society, a sympathetic sort tailored to the Maly Theatre's Olga Sadovskaya, who specialized in crones. When the Maly refused to release her, Chekhov rejuvenated the role until it was suitable for someone of Olga Knipper's age, but he complained to her that there were no old women in the MAT company, thus limiting the age-range of his characters. (It is often forgotten that at this period the average age of an MAT actor was thirty; the only middle-aged person in the company was Artem, who created Chebutykin and Firs.)

Even if some of Chekhov's complaints from Yalta can be dismissed as side-effects of his physical deterioration, there is no doubt that the Art Theatre staging misplaced many of his intended emphases. He meant the major rôle to be Lopakhin, like him a self-made man, and he wanted Stanislavsky to play it. But Stanislavsky, the son of a mill-owner and the great-grandson of a serf, preferred the part of the feckless aristocrat Gaev to that of a *nouveau riche*; he handed Lopakhin over to Leonidov, a less experienced, less talented actor. Olga Knipper, whom the author had seen in the grotesque rôle of the German governess Charlotta, was cast as Ranevskaya. Immediately the central focus shifted to the genteel family of landowners, because the strongest actors were in those parts. And even then Stanislavsky played Gaev more nobly, less farcically, than Chekhov had in mind. Later on, fugitives from the Revolution and the Civil War identified so closely with Ranevskaya and Gaev that they disseminated a nostalgic view of the gentry's plight throughout Western productions of the play.

Chekhov's art is allusive, syncretic, rich in ambivalence and ambiguity. His standard practice when rewriting was to excise lines that seemed tautological or overly explicit. Stanislavsky's view of art was more Victorian; he wanted it to illustrate, inform and explain. In addition, Nemirovich-Danchenko stressed the social purpose of the drama. Consequently, a Moscow Art Theatre production treated a play less as the imaginative fruits of an individual author's sensibility than as a segment of real experience, to be probed in depth. Because Chekhov's plays are grounded in reality and his characters are accretions of closely-observed psychological detail, the Moscow Art Theatre approach yielded successful results, but the success was only partial. Contemporary audiences, drawn from the intelligentsia, were enthralled to see what they considered their malaise reflected with such accuracy, while Chekhov believed, with some justice, that his reticence, his even-handedness, his comic pacing and his symbolic qualities were lost in the process. The Moscow Art Theatre took photographically what had been meant as *pointillisme*.

In his *Regiebuch* for *The Seagull*, Stanislavsky noted that a laugh offstage coming in the last act after Nina's quotation from Turgenev would be a »vulgar effect.« But he could not resist it, for the very reason that it was effective and so it remained. In *The Cherry Orchard*, Chekhov had the second act end with a bizarre comic scene between Charlotta and Firs; Stanislavsky requested him to omit it so that he could end the act with a less »down« finale, a pseudo-love scene between Trofimov and Anya. Stanislavsky's proclivities were for the theatrically effective; his approach to directing was to set up signposts to explicit meaning and to translate ambiguity into easily apprehended stage messages. The Art Theatre's greatest gift to Chekhov, ultimately, may have been simply its insistence on ensemble playing.

Nevertheless, Chekhov had bestowed on the MAT its distinctive image and with his death in 1904, it lost the one dramatist for whom it had developed an idiosyncratic style. As Leonid Andreev later put it, they had found a key to unlock Chekhov (he called it panpsychism, the infusion of everything on stage with a soul), and then tried to use it as a skeleton key to break into Griboedov, Gogol, Molière, Shakespeare and Pushkin, with no success. Meanwhile, the Chekhov productions had become models to emulate. As a tyro director, Meyerhold, formerly the MAT Treplev and Tusenbach, copied them in the provinces. Evtikhy Karpov, who had staged the original Petersburg *Seagull*, saw one *Cherry Orchard* in Yalta that claimed the patronage of the MAT: »The only thing meant by >modelled after the MAT production was that there was an assistant director standing backstage throughout the play constantly whistling, cawing, cuckooing, chirping, croaking and peeping - in other words, drowning out the actor's lines with his bird and frog imitations.« The very externals that Chekhov himself had protested against had become the earmarks of an »authentic« Chekhov production.

A further problem with this hardening tradition arose after the October Revolution. Chekhov went out of fashion, for his plays were dismissed as irrelevant to a society of workers and peasants. Along with the Art Theatre, they were condemned as relics of an obsolete and bourgeois way of life, appealing only to the same ineffectual types that people them. Attending a production of *Uncle Vanya* at the MAT, Lenin praised the acting, but failed to see the necessity for staging such »negative« works. The party-line was that Chekhov (at least as the MAT portrayed him) was too pessimistic at a time when »active progressivism« was the byword. Mayakovsky, in a prologue to his *Mystery-Bouffe* derided going to the theatre were »You look and see / - Auntie Manyas and Uncle Vanyas flopping on divans. / Neither uncles nor aunts interest us, / We can get uncles and aunts at home.« Consequently, the two greatest directors of this period, Vakhtangov and Meyerhold, turned to the farces when they chose to stage Chekhov. By 1930 only the vaudevilles and *The Cherry Orchard* were revived, with Trofimov and Lopakhin exalted as harbingers of the Revolution.

As a result, the MAT lost touch with its own traditions. Its audience was now more proletarian and less sophisticated; on one occasion, Stanislavsky had to harangue it after the second act of *Uncle Vanya* to behave decently and show respect for the actors' work. To justify its existence, the MAT had to put on plays of »revolutionary« import (Stanislavsky's first choice, somewhat naively, was Byron's *Cain*). *The Seagull* had dropped out of its repertory in 1905, *Three Sisters* in 1923, *Ivanov* in 1924, *Uncle Vanya* in 1928, and in the Twenties, in fact, they only played Chekhov on tours abroad. When the MAT returned to him in Russia in 1928, he had become a fragment of the past. The world he portrayed had taken a wistful tinge as a

bygone relic of a dead society. One Soviet critic felt compelled to comment in 1934: »The Art Theatre lagged behind Chekhov. *It did not want to laugh.* It was more conservative than the writer and [... [was still grieving over Ranevskaya's parting with the cherry orchard.« (I. Bachelis, *Teatral'naya Dekada*).

Nemirovich-Danchenko set about to bring Chekhov in line with socialist ideas. Directing a *Cherry Orchard* in Milan (1933) with an Italian troupe headed by the emigrée actress Tatiana Pavlova, he had been able to discard some MAT traditions and move Ranevskaya and Trofimov closer to what he believed was Chekhov's intent. Back home, he (not Stanislavsky, who had withdrawn into semi-retirement on medical grounds) applied similar revisions to the Russian *Orchard*. The family became inoffensive parasites surrounded by a grotesque entourage of servants, and Trofimov's dream of a new life was put center stage. The result was an orientation towards the future, a diminution of sentimentality and an admixture of »manly simplicity.« Marx's statement, »The way humanity takes leave of its past, of its outmoded forms of life is by laughing at them« became the motto.

Next to undergo Sovietization was *Three Sisters*. Nemirovich-Danchenko saw the characters not as futile and philistine, but as fine minds »longing for life«, fit to be acted in a style of »virile strength.« Everything from uniforms to dressing-gowns was made beautiful, everything cold or degrading was eliminated. Tusenbach's speeches about all of society working in twenty-five or thirty years are delivered as a prophetic utterance, and the final hymn to the future was performed without Chebutykin's ironic counterpoint. The whole play was speeded up in tempo and its poetic values jettisoned in favor of a more optimistic, more clearly constructive meaning. »Nostalgic melancholy, even despair,« noted the French director Michel Saint-Denis when he saw the new staging in 1940, »had given way to positive declamation.«

Saint-Denis regretted this alteration because, outside of Russia, the original MAT style had taken hold and while the company itself was trying hard to cast off its old-fashioned outlook, that very outlook had been adopted by most Western theatres. Here again, the MAT had been valuable in introducing Chekhov to an unsympathetic public. Despite a handful of astute critics who recognized what the playwright was driving at, for the most part his plays were met abroad with blank incomprehension. Commentators, to quote at random, found his characters to be »fit subjects for the psychiatrist,« »a strange assemblage of neurotics, lunatics and semi-lunatics,« »a coterie of Neuropaths, all adepts in the art of making themselves eternally unhappy.« There is even reference to the »purely Russian delight in being miserable,« for audiences that saw the MAT productions but knew no Russian assumed that there is a peculiar tribe of persons who normally indulge

in this sort of eccentricity and that Chekhov's plays are accurate depictions of some nebulous Slavic soul. This also perpetrated the fiction of Chekhov as a naturalist.

The effects were first felt in Germany to which the MAT toured regularly before the first World War. Its example was so strong that Germans chose not to compete. Even Max Reinhardt staged no Chekhov except for the farce *The Bear* (1905), and only after 1945 did he gain a foothold on the German stage. It is curious that Peter Stein's current production of *Three Sisters* performs an act of homage to Stanislavsky, beginning from the same premises, but attempting to broaden the vision, through space and sound, to a more existential one. On the other hand, Augusto Fernandes' Hamburg *Seagull* plays out all the clichés of a sub-MAT Chekhov: endless pauses, everything carried out at the same snail's pace and an emphasis on veristic detail for its own sake.

The United States first became conscious of Chekhov the playwright with the Moscow Art Theatre's tours in 1923 /25. Their Chekhov productions were almost two decades old and middle-aged actors played the parts they had created as young men and women in order to swell the box-office receipts (Stanislavsky came out of retirement to do so). In his memoirs, Leonidov, Nemirovich-Danchenko's business manager, describes the three components of the audience: Russian-Jewish immigrants anxious for a look back at the life they had abandoned; the *Schickleria* who simply wanted to view the latest novelty; and serious theatre practitioners who were genuinely interested in the Art Theatre's methods, but had no Russian and could respond purely on an emotional level. (In Edmund Wilson's diaries, John Dos Passos is described telling how he had »wept buckets« over *The Cherry Orchard*.) None of this was conducive to an analytical or cognitive appreciation of Chekhovian drama, and with the Art Theatre's departure, Eva Le Gallienne attempted a series of carbon copy productions that strongly influenced the way American audiences conceived of Chekhov.

In France, the MAT's visits were somewhat overshadowed by the even gloomier but less naturalistic stagings of Georges Pitoëff (constrained by his low budget from using anything but allusive effects); in any case, Russian emigrés in Paris were distrustful of the MAT as an instrument of Soviet propaganda, whatever nostalgia the productions themselves may have provided. The MAT never visited England, but a Madame Donnet, yet another Russian emigrée, produced several Chekhov plays in 1919 and 1920 which were based on the MAT model, and which won the Bloomsbury faction to the cause. However, the most persuasive image of Chekhov in London was purveyed by the director Theodore Komisarjevsky (Fyodor Kommissarzhevsky) who pruned away his ironies, bathed him in moonlight and served him up as a pastel-colored romantic, suitable for matinee audiences.

Komisarjevsky did for the between-the-wars English essentially what the MAT had done for Chekhov's Russian audiences. His subtleties and complexities had been too innovative to be accepted by a theatrical public of his time unless accommodated in a palatable form. Without devising a *cuisine nouvelle*, the MAT managed to dish up the play in a fresh sauce that was piquant and complemented the raw material even if, in fact, it masked many of its nuances. The baneful aspect of the MAT tradition was that it was so polished and integral that it rendered any other approach inconceivable and established Chekhov as a sentimental naturalist. It took time to weaken this incrustation and break its hold on the imagination. The post-war Russian directors of Chekhov - Efremov, Efros, Tovstonogov and Lyubimov - experimented more broadly, but they and their audiences were always aware that they were diverging from the »original.«

More generally, such accidents of original production color the reception of any dramatic author and affect the transmission of his work. Forms are handed down which may have been inspired at their creation, but neither the inspiration nor its regeneration have been preserved. The productions go through the motions of an academic exercise, which has been the case with Molière and Racine at the Comédie Française, Gilbert and Sullivan in the D'Oyly Carte company, Wagner at Bayreuth, or Chekhov at the MAT - until some radical rethinking obliterates them. As in the parable of Plato's cave, the reflections become images of further reflections and never of the primal reality. And, as someone once said of the première of *The Beggar's Opera*, the audience arrives whistling the tunes. Its expectations are based on spurious assumptions and it reacts to what it sees according to pre-designated guidelines. Hence the popular notions that Restoration comedy is a limp-wristed evening of poses and that Chekhov is a purveyor of gloom and doom to be performed reverentially and sepulchraly.

In a recent essay on current French productions of Chekhov, Maria Shevtsova has asserted, »There is no such thing as one text, *the* text, Chekhov's or any other writer's; there is, instead, a new text, created by the production itself, in terms of which the production is to be viewed, understood and analysed - which, in short, is to be read as a text in its own right.« But no one can avoid the historical circumstances that engendered the original production and color its meaning within the present nexus of historical circumstances. In the past, when Aeschylus choreographed his own choruses and Shakespeare played the Ghost of Hamlet's father and Molière created the comic leads in his plays, a certain authority could be attributed to the original production. In the modern age, as literature and theatre became more estranged from one another, and the playwright became more a man of letters, less an *homme de théâtre*, the authority of the original production, however convincing and effective it was at the time, grew more questionable.

The danger lies in refuting tradition simply for the sake of refutation, and thereby producing a negative image (in the photographic sense). A production of a literary script (as opposed to an unscripted performance piece) should not be a museum reconstruction, but at the same time it ought not assert itself as an autonomous work independent of the author. There must still be present a Chekhovian or Molièrian or Shakespearean »essence« to undergo metamorphosis. How a production distills and validates the basic quintessence of a playwright so that it speaks to its audience with some urgency can be determined only by examining individual cases in detail.

Jurij Striedter

Erwartung und Bildung in Cechovs »Drei Schwestern«

Die Dramen Cechovs gelten heute übereinstimmend als ein Wendepunkt in der Geschichte des europäischen Dramas. Diese Wende wird meist als >anti-aristotelisch< bezeichnet. Denn während Aristoteles die Tragödie als ›Mimesis‹ definierte, d. h. als *Nachahmung* menschlichen *Handelns* - und während in dieser Beziehung noch das realistische Drama des 19. Jahrhunderts >aristotelisch< war - sind Cechovs Dramen ausgesprochen handlungsarm und stellen insofern die Priorität dramatischer *Handlung* radikal in Frage. Hingegen setzt Cechov das >mimetische‹ Prinzip im Sinne lebenswahrer *Nachahmung* fort und führt es sogar mit seiner subtilen Zeichnung der Charaktere, des Milieus, der umgebenden Natur, zu einem Höhepunkt. Beides ist von den Cechov-Inszenierungen Stanislavskijs und Nemirovi-Dancenkos am Moskauer Künstlertheater betont und überbetont worden. Da aber diese Inszenierungen den Dramen Cechovs (und dem Künstlertheater selbst) zu weltweitem Ruhm verhelfen, wurden beide Aspekte - Handlungsreduktion und lebenswahre Nachahmung - entscheidend für die Rezeption des Cechovschen Dramas innerhalb und besonders außerhalb Rußlands.

Im Blick auf die realistisch >nachahmende‹ Darstellung ist bekanntlich die Entwicklung des modernen Dramas und Theaters sehr bald über Cechov hinausgegangen, wobei auch die Bindung an das Konzept der *dramatis personae* als individueller Charaktere überschritten wurde. Das machte eine neue theoretische Reflexion und Definition des Dramas erforderlich, die in zweierlei Weise erfolgte. Erstens als Theorie des *modernen* Dramas; zweitens als moderne Theorie des Dramas; d. h. einmal als Kennzeichnung und Rechtfertigung des spezifisch modernen Dramas, zum anderen als eine neue Gesamtheorie des Dramas, die der Vielfalt dramatischer Produktion und Rezeption - einschließlich des modernen Dramas und Theaters - gerecht zu werden versucht.

Für eine solche umfassende Dramentheorie reichen aber die beiden traditionellen Kategorien »dramatische Handlung« und »Charakter« als Grundlage offensichtlich nicht aus. Sucht man daher nach einer generellen Basis-Einheit, so bietet sich vom Dramen-Text her die einzelne >Äußerung‹ an, und - als charakteristisches Merkmal des dramatischen Dialogs - die Koppelung von >Äußerung‹ und >Replik‹. Dieser Ansatz kann dann auch

relativ leicht auf nicht-verbale Äußerungen und Reaktionen ausgeweitet werden, z. B. auf gestische und mimische. Werden solche Sprech- und Handlungsakte im Dialog auf bestimmte Positionen oder Akteure verteilt, dann können diese als Charaktere (im Sinne psychologisch motivierter Personen) gestaltet werden. Sie können aber auch anders besetzt werden, z. B. (schon zur Zeit des Aristoteles) als Chor, oder als Allegorisierungen (wie im mittelalterlichen, im barocken und im symbolistischen Drama) oder - im modernen Theater und in der Terminologie moderner Theater-Semiotik formuliert - als theatralische >Zeichen<, die durch >Montage< miteinander verknüpft werden.

Fragt man, ob und wie bei der Verknüpfung solcher Elemente Organisationsprinzipien wirksam werden, die sich auf mehreren Ebenen durchhalten, dann bietet sich als *ein* solches Prinzip >Erwartung< an, speziell auch als >re-flektierte Erwartung<. Dabei sind hier mit Re-flexion die unterschiedlichen Bedeutungsnuancen dieses Wortes gemeint: Brechung, Rückwendung, Bewußtseinsprozeß. Ein solches Erzeugen und Re-flektieren von Erwartungen kommt auf den verschiedenen Ebenen zur Geltung: als Erwartungen, Enttäuschungen und Reflexionen von Charakteren (wo man es am ehesten >erwartet< und daher bewußt wahrnimmt), aber auch bereits auf der Ebene der sprachlichen und theatralischen Zeichen. Und auf der Ebene des Lesers/Zuschauers: als *seine* Erwartungen an und Reflexionen über die Charaktere, ihr Verhalten, die von ihnen zur Sprache gebrachten Probleme, den Sinn dieses Dramas, Drama und Theater >überhaupt<, und auch Reflexionen über sein eigenes Verhalten zu alledem.

Inwiefern Drama sich als ein solches Spiel mit reflektierten Erwartungen vollzieht, kann an einzelnen Dramentexten, an ihrer Rezeption, aber auch im typologischen und historischen Vergleich unterschiedlicher Werke untersucht werden. Ich habe am Wissenschaftskolleg an einem solchen Vergleich gearbeitet, und zwar an drei repräsentativen russischen Beispielen aus drei Umbruch-Epochen: an Gogols »Der Revisor« aus der Übergangsperiode von der russischen Romantik zum russischen Realismus, an Cechovs »Drei Schwestern« aus der Wende vom realistischen Drama zum Drama der Moderne, und an Majakovskijs Komödien »Die Wanze« und »Das Schwitzbad« aus den Jahren des Übergangs vom revolutionären Rußland zum etablierten Sowjetstaat Stalinscher Prägung. Der Vortrag, den ich im Rahmen der >Mittwochs-Colloquien< und als Eröffnung des von unserer >Drama-Gruppe< am Wissenschaftskolleg durchgeführten Seminars über dramatische und theatralische Kommunikation hielt, versuchte, das komplizierte Zusammenspiel reflektierter Erwartungen in einer Analyse der »Drei Schwestern« aufzuzeigen. Der kürzere Beitrag zum Jahrbuch beschränkt sich - mit allen dabei unvermeidlichen Verkürzungen, Vereinfachungen und Lücken - auf einen einzigen Themenbereich: Erwartung und Bildung.

Gleich zu Beginn des Dramas, im ersten Gespräch der drei Schwestern, klingt das Thema Bildung zweimal an: einmal direkt und reflektiert in der Klage der Ältesten, Olga, über die Mühsal ihres Berufs als Gymnasiallehrerin; zum anderen, indirekt, durch ein poetisches Zitat als erster Äußerung der Mittleren, Masa. Genauer müßte man sagen: ihrer ersten *sprachlichen* Äußerung; denn Maga ist von Anfang an als Schweigende (ein Buch lesend) anwesend, und sie fängt dann, mitten in Olgas Rede, »leise ein Lied an zu pfeifen«. Erst später, während der Unterhaltung der anderen Schwestern mit den eingetretenen Offizieren, steht sie auf und sagt vor sich hin:

»Ein grüner Eichbaum steht am Buchtenmeer,
Von Gold dran eine Kette blinkt ...
Von Gold dran eine Kette blinkt ...«

ein Bruchstück, das, wie das Pfeifen, wiederholt wird.

Auf die literarische Herkunft dieses Zitats komme ich gleich zu sprechen. Zunächst geht es darum, daß es mit den Gesprächen der Schwestern und der Offiziere nichts zu tun hat und daher als >Nonsense(erscheint. Tatsächlich wirken hier drei »Verfahren« zusammen, die in der Cechov-Forschung einzeln oft erwähnt werden aber in ihrem Zusammenwirken nur unzulänglich untersucht worden sind: >Nonsense<, >Wiederholung< und >das Poetische< bei Cechov. Gerade weil das Poesie-Zitat Maltas auf der Kommunikationsebene der Personen sinnlos erscheint aber beständig wiederholt wird, trägt es zur Konstituierung jenes komplexen Musters aus vieldeutigen, ständig wiederholten, nicht-sprachlichen und sprachlichen >Signalen< bei, die den szenisch-dramatischen Text emotional färben, ihn rhythmisch gliedern, und dadurch die Einstimmung des Zuschauers bewirken, für die Cechovs Stücke als >poetische Stimmungsdramen< berühmt sind.

Zugleich suggerieren sie, gerade wegen ihrer vermeintlichen Sinnlosigkeit oder Vieldeutigkeit, Sinndeutungen durch den Zuschauer bzw. den Leser. Im Falle von Malas Zitat hängt die Deutung nicht zuletzt vom jeweiligen Bildungsstand des Rezipienten ab. So wird ein mit der russischen Dichtung *nicht vertrauter* Zuschauer sich vermutlich damit begnügen, diese Äußerung und ihre Funktion als einen relativ beliebigen Vers aufzufassen, der Masa im Kopf herumgeht. Demgegenüber weiß jeder gebildete Russe und jeder Kenner russischer Poesie sofort, daß es sich um die Anfangsverse von Puskins berühmtem Poem »Ruslan und Ljudmila« handelt. Zwischen beiden Arten von Zuschauern besteht also ein Informationsgefälle, das sich auch rezeptionsästhetisch auswirkt. Der Russe (bzw. der >Kenner() hat den zusätzlichen Genuß des Wiedererkennens; er fühlt sich in seiner eigenen

Bildung bestätigt; er ist dem diesbezüglich >Ungebildeten< eindeutig überlegen.

Aber ist das wirklich so eindeutig? Der Verweis des Textes auf einen älteren und bekannten literarischen Text (also das, was heutzutage in der Fachterminologie >Intertextualität< genannt wird), verführt dazu, aus der Identifikation Analogieschlüsse abzuleiten. Aber was *ist* der zitierte oder >angesprochene< Text - schon rein gattungsmäßig? Klassifiziert man z. B. Pu3kins »Ruslan und Ljudmila« als romantisches Liebespoem (wie es manche Kommentatoren der »Drei Schwestern« tun), dann wird das Zitat zum Vorverweis auf die Liebesaffäre Malas mit Versinn, wodurch an dieser Affäre der romantisch-leidenschaftliche Aspekt betont (und häufig überbetont) wird. Aber »Ruslan und Ljudmila« ist auch und in erster Linie ein Märchen-Poem, ein phantasievolles Spiel, das zugleich ironisch reflektiert wird. Sollte das die angemessenere Erwartungshaltung für das Liebesverhältnis oder gar das ganze »Drama« sein? Hinzu kommt - was sogar >Kenner< leicht übersehen, - daß Malas Zitat mit dem *Inhalt* des Liebespoems bzw. des Märchens nichts zu tun hat. Denn es ist der Beginn des » Vor-Märchens«, einer von Punkin aufgegriffenen Eigenart russischer Märchenerzähler, die das eigentliche Märchen durch eine Art >Vorspiel< einführen, das groteske Motive, Wort- und Lautspielereien usw. durcheinanderwirbelt, gleichsam um die Kunstfertigkeit des Erzählers unter Beweis zu stellen und zugleich das >wahre< Märchen von diesem absichtlichen >Non-sense< abzuheben.

Als >Nonsense(aber fungiert, wie schon erläutert, auch Malas Zitat, das sie beständig wiederholt und verstümmelt, um am Schluß (nach ihrem Abschied von Versinn) selber festzustellen:

»Ein grüner Eichbaum steht am Buchtenmeer, von Gold dran eine Kette blinkt ... ein grüner Kater ... ein grüner Eichbaum ... Ich bringe alles durcheinander (...) Ist doch alles egal ... Was bedeutet >am Buchtenmeer<? Warum geht mir dauernd dieses Wort durch den Kopf? Die Gedanken verwirren sich.«

Wie »egal« hier tatsächlich die jeweiligen »Wörter« sind, bestätigt ein Blick in die erhaltenen Varianten des Dramentextes. In einer frühen Fassung (die Cechov aus Jalta an das Moskauer Künstlertheater schickte, und die erst 1953 im Archiv des Theaters wiederentdeckt wurde) zitiert Masa statt der Punkin-Verse an allen entsprechenden Stellen eine irgendwo aufgeschnappte Kriegsnachricht:

»Turtukaj ist gefallen, und wir sitzen drin. Die Engländer haben angegriffen ... die Türken ... Hols der Teufel, ich bringe alles durcheinander ...« usw. usw.

Die Nonsense-Funktion ist unverkennbar. Diese Funktion aber hatte jener Zuschauer, der Malas Puskin-Zitat aus >Bildungsmangel< nicht identifizieren konnte, von vornherein zutreffend erfaßt. Das sichert diesem Passus auch vor nicht-russischen Zuschauern seine Wirkung. Zugleich aber provoziert es die Frage, ob dann nicht der ganze Bildungs-Aufwand >überflüssig< sei - falls man bereit ist, das Aktualisieren und Problematisieren vorhandener Bildung, das Herauslocken des Gebildeten aus seiner vermeintlichen Überlegenheit und das Sensibilisieren für die Feinheiten von Kunstwerken und von menschlichen Äußerungen überhaupt für überflüssig zu halten.

Das Stichwort >überflüssig< leitet über zu Bildung und Erwartung als direktem Gesprächsthema der handelnden Personen. Bildung ist - als Ziel und Resultat von Erziehung - ein weitgehend durch Erwartungen und Reflexionen geprägtes Phänomen: Reflexionen und Erwartungen der Erzieher über und an die Zukunft der >Zöglinge, Erwartungen der Sich-Bildenden und Gebildeten an sich selbst und ihre gegenwärtige oder künftige Umwelt; Reflexionen aller Beteiligten über Erfolge oder Mißerfolge dieses Prozesses, über den Sinn von Bildung usw. Das festzustellen mag trivial sein - aber genau in dieser >trivialen< Perspektive führt der Autor der »Drei Schwestern« das Thema Bildung ein: als Rückbesinnung auf einstige Erwartungen und jetzige Fragwürdigkeit. Die Schwestern erzählen Versinin, ihr Bruder sei »auf Wunsch von Papa« auf eine »wissenschaftliche Laufbahn« hin erzogen und gebildet worden. »Er wird sicher einmal Professor« - eine Erwartung, deren klägliches Scheitern seine ganze weitere Entwicklung, die kritischen Reflexionen darüber und auch die Dramen-Handlung weitgehend prägt. Aber auch die Schwestern sind vom Vater gebildet für ein künftiges Leben (in Moskau) bzw. in einer >gebildeten< Gesellschaft, in der Geschmack und Sprachkenntnisse erwartet werden, während diese Bildung nach der Versetzung in die Provinz sich als überflüssig erwiesen hat.

Mata: In dieser Stadt drei Sprachen zu können, ist ein überflüssiger Luxus. Nicht einmal Luxus, sondern ein unnötiges Anhängsel, wie ein sechster Finger. Wir wissen sehr viel Überflüssiges.

Das hier von Mala zweimal verwendete »überflüssig« ist selbst ein >Bildungs-Signal<. In der russischen Literatur- und Gesellschafts-Diskussion des 19. Jahrhunderts war der am häufigsten dargestellte und diskutierte Menschentypus der sogenannte »überflüssige Mensch« - d. h. jene dem absteigenden Adel oder der Intelligentsija angehörenden, mehr oder weniger gebildeten und kritisch denkenden Individuen, die aufgrund der gegebenen gesellschaftspolitischen Bedingungen oder auch aus eigener

Schwäche weder ihre hochgesteckten Erwartungen realisieren, noch eine sinnvolle praktische Arbeit finden konnten und die daher aus eigener und fremder Sicht als »Überflüssige« dahinlebten. Dieser von Maas Bemerkung evozierte Bildungs-Hintergrund prägt die anschließenden Gespräche über Bildung einschließlich der Plädoyers *für* Bildung. Dabei zeichnen sich drei Rechtfertigungs-Richtungen ab.

Die erste, am deutlichsten von Erwartung geprägt, könnte man den >utopisch antizipierten Bildungs-Fortschritt< nennen. Zwar sei, wie Versinn Masa entgegnet, das Leben der gebildeten drei Schwestern in der Provinz bedrückend, aber später würden es 6, 12, ja eine Mehrheit Gebildeter sein, und »in zweihundert, dreihundert Jahren« die »Mehrzahl«. Die zweite Linie kann - mit Schiller - »die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts« genannt werden. Sie teilt mit der ersten den Glauben an eine künftige *schöne* Welt, betont aber stärker, wie sehr Bildung als Geschmacksbildung schon das jetzige Leben verschönen könne. So wie es die schönen Schwestern in ihrem schönen Haus mit den schönen Blumen jetzt tun. Tatsächlich werten auch die Schwestern Bildung primär als Geschmacksbildung, wobei - ihrer idealistischen Bildungstradition entsprechend - Geschmacks- und Herzensbildung natürlich zusammengehören (das negative Gegenbild, die »rohe« Natasa, ist geschmacks- und herzlos). Der dritte, am stärksten von >Reflexionen< geprägte Aspekt betrifft Bildung als Denkfähigkeit. Während reines Lern Wissen (wie das des Lateinlehrers Kulygin) nicht viel gilt, ist Denken durchaus gefragt, wenn auch fast ausschließlich als jenes »Philosophieren« in Dauer-Gesprächen, das nicht grundlos als »typisch russisch« apostrophiert wird. Es findet eine poetisch-treffende Kennzeichnung im Bild Vergleich der »philosophierenden Kraniche«, die, wenn sie auch an der ewig gleichen Bahn der Zugvögel nichts ändern können, wenigstens darüber »philosophieren«.

Bezeichnenderweise bleibt Maas Frage, welchen »Sinn« das habe, ob wir nicht fragen müßten, »wozu die Kraniche fliegen«, »wozu wir leben« (und denken?), unbeantwortet. Für das Sprachbild der »philosophierenden Kraniche« genügt es, daß auch die nachdenklichen unter den Zugvögeln »fliegen können«. Aber in der Lebensrealität der dramatis personae stellt sich sehr konkret die Frage, wer *besser* fliegen, wer sich im Leben eher durchsetzen kann - der >philosophierende< und ästhetisch sensibilisierte Gebildete oder der primitive Geschmacks- und Bildungslose. Dieser Konflikt wird besonders deutlich am Verhältnis der Geschwister Prozorov zu Andrejs Frau, Natasa, und an der verheerenden Entwicklung dieses Spannungsverhältnisses im Verlauf der Dramen-Handlung. Zugleich ist die Einführung Andrejs und Natasas ein anschauliches Beispiel für die Kopplung von Bildung und Erwartung auf der Ebene der Figuren-Konstellation und der Handlungs-Führung.

Im ersten Akt, bei der Antrittsvisite des neuen Batteriekommandeurs, Oberstleutnant Versinn, stellen die Schwestern ihren Bruder Andrej als den »verliebten Professor« vor. Das knüpft an den direkt vorher diskutierten früheren Spitznamen Versinns, »der verliebte Major«, an. Da Versinn damals in Moskau nur Oberleutnant war, implizierte der höhere Rang eine Karriere-Erwartung, die inzwischen sogar überschritten wurde. Hingegen ist das Attribut »der verliebte« inzwischen in sein Gegenteil umgeschlagen, denn nun ist Versinn mit einer Hysterikerin verheiratet und klagt öffentlich über seine unglückliche Ehe. Was ihn nicht daran hindert, anschließend Malas Liebhaber und damit ein »verliebter Oberstleutnant« zu werden.

Im Gegensatz dazu verweist die Titulierung Andrejs als »Professor« auf eine Laufbahn-Erwartung, die weder den erhofften »Rang« erreicht noch als Laufbahn-Richtung in Erfüllung geht. Das wird allerdings erst aus dem langfristigen Verlauf der Handlung ersichtlich. Im Moment der Einführung kann diese auf Bildung gestützte, einen Bildungs-Beruf anstrebende Erwartung noch von allen geteilt werden. Und die Kennzeichnung »der verliebte« scheint sogar kurzfristig erfüllt zu werden, denn noch vor Schluß des ersten Aktes macht Andrej seiner geliebten Natasa einen Heiratsantrag, der angenommen wird und zur Heirat führt.

Aber diese »Erfüllung« ist von vornherein durch kontroverse Vorankündigungen über Natasa und dadurch erzeugte Erwartungen belastet. Noch vor ihrem ersten Auftritt wird Natasa von Masa als provinziell und »geschmacklos« abgelehnt. Vor allem ihre Art sich zu kleiden sei »grell« und »erbärmlich«. Tatsächlich erscheint sie zur Namenstagfeier in einem geschmacklosen rosa Kleid mit grünem Gürtel, den sogar die tolerantere Olga als unpassend kritisiert. Immerhin meinen Olga und Irina, Andrej sei in sie verliebt, während Masa das leidenschaftlich bestreitet, weil ein so gebildeter Mensch wie ihr Bruder sich nicht in eine so vulgäre Person verlieben könne. Auch stehe, wie man höre, ihre Heirat mit Protopopov, dem Vorsitzenden der Bezirksverwaltung, bevor.

Insofern besteht hier für die Charaktere ein offener, in sich widersprüchlicher Erwartungshorizont, den der Zuschauer zu teilen scheint. Ich sage »scheint«, weil in Wirklichkeit schon das Personenverzeichnis (das ja auch bei Theaterbesuchen vorher ausgehändigt wird) Natasa als Andrejs »Braut, dann seine Frau« ausweist - während z. B. der Beruf Andrejs offen bleibt. Der auf diese Weise über die Heirat vorinformierte Leser hat hier also einen Informationsvorsprung gegenüber allen Charakteren und befindet sich ihnen gegenüber auf einer »höheren«, mit dem Autor geteilten Ebene. Nur ist eine solche Überlegenheit bei Cechov häufig eine bewußt angelegte Täuschung, durch die der Autor seinen Leser/Zuschauer früher oder später zu kritischer Selbstreflexion veranlaßt. Z. B. erweist sich Malas »falsche« Annahme über Natasa und Protopopov hinterher als »richtiger«,

wenn auch indirekter Vorverweis auf Protopopovs Verhältnis mit Nataga nach deren Heirat mit Andrej. Und zu Protopopov bietet der Autor dem Leser keinerlei zusätzliche Vorinformationen, schon gar nicht im Personenverzeichnis, in dem Protopopov nicht erscheint, weil er im Stück nie auftritt, obwohl ihn der Autor *indirekt* zu einer der Hauptpersonen der Handlung macht, indem seine szenische Abwesenheit seine zunehmende Anwesenheit im Hause der Geschwister um so bedrückender spürbar macht.

Aber während sich Masa insofern nicht täuscht (bzw. den Zuschauer mit >täuscht(), täuscht sie sich in einem generelleren Sinne, wenn sie annimmt, Bildung und Geschmack schützen vor törichter Verliebtheit und unglücklichen Ehen. Dabei hat sie selbst, als eine gebildete Tochter aus gutem Hause, einst den vermeintlich hochgebildeten Lateinlehrer Kulygin bewundert und geheiratet, dessen Trivialität sie jetzt durchschaut und daran leidet. Nicht zuletzt deshalb zieht sie nun die anregend »philosophierenden«, zum Teil großstädtisch gebildeten Offiziere vor:

»In unserer Stadt sind die anständigsten, die vornehmsten und gebildetsten Leute – die Offiziere«. »Unter den Zivilisten allgemein gibt es so viele rohe, unfreundliche, ungebildete Menschen.«

(Laut Aussagen Stanislavskijs und anderer sprach auch Cechov selbst dem in der Provinz stationierten Militär eine »Bildungsmission« zu).

Umgekehrt ist die Provinzlerin Natasa nicht - wie man erwarten könnte - daran interessiert, die »wissenschaftliche Laufbahn« ihres Ehemannes zu fördern und so >Frau Professon zu werden. Ihr ist es sehr recht, daß er nur Sekretär der lokalen Selbstverwaltung wird, und das ausgerechnet unter Protopopov, ihrem Liebhaber. Der >verliebte Professor« ist zum von der ganzen Stadt »ausgelachten« gehörnten Ehemann geworden; und nicht nur der Traum vom »Lehrstuhl« in Moskau, sondern sogar die einst erworbene Bildung verkümmert in Banalität, während sich gleichzeitig die vulgäre Natasa mit ihren Kindern und ihrem Liebhaber im Hause breitmacht und die Schwestern erst aus ihren Zimmern, dann aus dem Hause verdrängt. Insofern hat Robert Brustein (in seiner Einführung zu »Chekhov: The Major Plays«, New York 1964) recht, wenn er sagt:

»The gradual dispossession of the Prozorovs by Natasa is the buried action, while their gradual deterioration in their surroundings proceeds above. In each case, the conflict between culture and vulgarity provides the basic theme.«

Nur läuft eine solche Konzentration auf die Figuren-Konstellation > Gebildete versus Ungebildete« Gefahr, andere wichtige Momente der Handlungs-Ebene und vor allem die Ebene des Lesers oder Zuschauers aus dem

Blick zu verlieren. Deshalb sei wenigstens ein Beispiel besprochen, das diese beiden Ebenen verbindet und zugleich den Problem-Bereich >Erwartung und Bildung< betrifft. Es ist das Duell zwischen Solenyj und Tuzenbach, in dem Tuzenbach getötet wird.

Wie schon erwähnt, produziert der Stabshauptmann Solenyj mit seinen deplacierten Bemerkungen, >Neckereien< und Zitaten dauernd >Nonsense<; dennoch ergibt sein häufiges Zitieren Puskins und vor allem Lermontovs einen leicht einsehbaren Sinn, da er ein >Held à la Lermontov(sein möchte, worauf er selbst und andere ausdrücklich verweisen. Insofern ist hier auch jener Zuschauer im Bilde, der die einschlägige russische Literatur nicht kennt. Aber nur wer zusätzlich weiß, daß Lermontov (wie Puskin) im Duell getötet wurde, daß beide Dichter in ihren berühmten Romanen - Puskin im »Evgenij Onegin« und Lermontov im »Ein Held unserer Zeit« - tödliche Duelle beschreiben, wird von vornherein hellhörig sein für alle Äußerungen Solenyjs, die in diese Richtung weisen. Aber das Mehr-Wissen vermehrt die Alternativen. Denn Lermontovs *Leben* endete mit *seinem* Tod im Duell - und Solenyj ahmt *ihn* nach. Umgekehrt ist es in Lermontovs *Roman der Rivale* des >byronesken< Helden, der von ihm getötet wird (was auf Solenyjs >Rivalen< Tuzenbach deuten würde). Nur ist gerade dieser Rivale im Roman ein ausgesprochener Poseur und Imitator des byronesken >Helden< - wie Solenyj. Wieder erweist sich, daß ein bloßes >Mehr< an Wissen nicht unbedingt verlässlichere Erwartungen garantiert.

Der auf diese Weise früh angelegte aber lange offen bleibende Konflikt zwischen Solenyj und Tuzenbach kulminiert im Schlußakt im Duell. Bezeichnenderweise stellt Cechov die Forderung zum Duell und das Duell selbst - also die beiden Momente, die >dramatische< Handlungshöhepunkte hergeben könnten - *nicht* mit dar. Beides wird nur als Erwartung und Reflexion der Personen >dramatisiert<: Erst in ihren Fragen, *ob* etwas passiert sei und ein Duell bevorstehe; dann in ihren Reaktionen auf den fernen Schuß und die überbrachte Nachricht vom Tode Tuzenbachs. Dabei ist der Zuschauer über das Duell ebenso vorinformiert wie die Personen - mit der einen Ausnahme Irina, der (als Anlaß zum Duell) die erheischte vorherige Auskunft verweigert wird, die aber gerade deshalb um so intensiver das bevorstehende Unheil ahnt. (Irina, bei Erhalt der Nachricht vom Tode Tuzenbachs: »Ich habe es gewußt! Ich habe es gewußt!«)

Da der Zuschauer den Informationsvorsprung mit den anderen Charakteren teilt und sieht, wie sie zwar das Duell ablehnen aber nichts zu seiner Verhinderung unternehmen, kann er sich gleich oder später fragen, warum das geschieht. Stellt man diese Frage, bieten sich zwei Antwortrichtungen an: eine sozialgeschichtliche und eine ästhetische. Die erste könnte lauten: Diese Personen verhalten sich so, weil im damaligen Rußland Personen in solchen sozialen Positionen unter solchen Umständen unter einem derar-

tigen gesellschaftlichen Erwartungsdruck standen, daß sie gar nicht anders konnten. Die zweite hieße, grob vereinfacht: Sie verhalten sich so, weil das künstlerische System dieses Dramas es so >braucht<. Oder, um beides auf einen terminologischen Nenner zu bringen: Weil der >Code< es so fordert – sei es als gesellschaftlicher >Codec, mit seinen jeweiligen Normen, seinem Erwartungsdruck, und seiner Satisfaktion im Duell; sei es als ästhetischer Code des Dramas mit seinen eigenen Normen und seinem Erwartungsdruck, einschließlich der Erwartungen auf ästhetische Satisfaktion.

Die erste Annahme erweist sich bei genauerer Prüfung als unzureichend. Sozialgeschichtlich ist das Rußland Cechovs und der »Drei Schwestern« nicht mehr das Rußland Pugkins und Lermontovs. Das Duell, *damals* für Adlige und Offiziere fast unvermeidlich, ist inzwischen (selbst in *diesen* Kreisen) nicht mehr allgemeinverpflichtend. Hinzu kommt, daß Cechov nicht zufällig die Forderung zum Duell erst in die Zeit *nach* Tuzenbachs Abschied vom Militärdienst und vom müßigen Adels-Leben ansetzt. Die sozialgeschichtliche Begründung reicht also nicht aus und setzt allenfalls sozialkritische Überlegungen, psychologische Erklärungsversuche und moralistische Reflexionen in Gang. Oder – da es sich um Charaktere in einer künstlerischen Fiktion handelt – ästhetische Reflexion im eben genannten Sinn, d. h. die Begründung: weil dieses Drama als Drama es so braucht.

Aber wie gerade Cechov, seine Dramen und ihre Rezeptionsgeschichte bewiesen haben, sind Antworten auf die Frage, was das Drama als Drama unerläßlich >brauche<, ihrerseits bedingt durch historische und gesellschaftliche >Erwartungen<, >Erwartungen< an das Drama und das Theater in der jeweiligen Entstehungssituation, die vom Autor aufgenommen, durchgespielt, problematisiert und überholt werden können, und die dann neue, andersartige Erwartungen ermöglichen, die ihrerseits von späteren Lesern, Kritikern, Regisseuren und Zuschauern an diese älteren Texte und ihre neuen Inszenierungen herangetragen, in ihnen und an ihnen reflektiert werden.

Die Rezeptionsgeschichte der Dramen Cechovs ist ein Musterbeispiel eines solchen Prozesses. Auf sie näher einzugehen ist hier nicht möglich. Bemerkenswert ist, daß hinsichtlich des Spezialthemas >Erwartung und Bildung< lange eine bestimmte Interpretations-Richtung dominierte, die sogar der sowjetischen und der amerikanischen Rezeption gemeinsam war, wenn auch mit entgegengesetzten Wertungen. Sie geht auf die in beiden Ländern erfolgte Kanonisierung Stanislavskijs und seines >Systems< als eines Vorbildes für Schauspieler-Training, Dramaturgie und insbesondere für Cechov-Inszenierungen zurück. Dem entsprach eine Konzentration auf die Psychologie der Charaktere, ihr Verhalten und ihre Abhängigkeit vom sozialen, historisch bedingten Milieu. Damit aber stellte sich die Frage, was

das triviale Alltagsleben verkümmender Adliger oder Intelligenzler aus der russischen Provinz zu Ende des 19. Jahrhunderts uns heute noch zu sagen habe.

In der Sowjetunion der Stalinzeit, im Zeichen des Sozialistischen Realismus, lag es nahe, Cechovs Dramen am ehesten noch als eine Art historischer Bildungs- und Lehrstücke über den verdienten Untergang der >Überflüssigen< zu rechtfertigen und zu inszenieren. Dazu aber waren Stücke anderer Dramatiker besser geeignet, die entweder diese Gesellschaftsschicht und ihre typischen Repräsentanten eindeutig verurteilten und satirisch geißelten, oder ihnen eindeutig positive, aktive Helden entgegensetzten. Stattdessen bot Cechov eine komplizierte, nie eindeutige Kombination aus unbestechlicher, allseitiger Skepsis, facettenreicher Ironie und menschlicher Sympathie, die gerade durch ihre Verhaltenheit um so bewegender wirkte. Und seine Charaktere >philosophierten<, statt ihre Umwelt aktiv zu verändern, oder sie scheiterten in ihren Aktionen eher kläglich als heldisch-tragisch. Daher schien am angemessensten die Möglichkeit, aus ihren *Reden* jene Passagen als die eigentliche Botschaft des Autors herauszugreifen, in denen wenigstens die Gesellschaft der Zukunft als eine bessere, glücklichere, gebildete erwartet und verkündet wurde - also aus den »Drei Schwestern« vor allem entsprechende Äußerungen Verginins, besonders seine Replik während der Antrittsvisite im ersten Akt.

»Was Sie nicht sagen! Sie wissen sehr viel Überflüssiges! Mir scheint, es gibt und kann eine so langweilige und düstere Stadt nicht geben, in der ein kluger, gebildeter Mensch nicht gebraucht würde ... Im Laufe Ihres Lebens werden Sie nach und nach zurückstecken müssen, das Leben wird Sie ersticken aber ... Menschen wie Sie wird es nach Ihnen vielleicht schon sechs geben, dann zwölf und so weiter, bis endlich Menschen wie Sie in der Mehrzahl sind. In zweihundert, dreihundert Jahren wird das Leben auf der Erde unvorstellbar schön, wunderbar sein. Der Mensch braucht ein solches Leben, und wenn er es bis jetzt nicht hat, so muß er es vorausahnen, erwarten, erträumen ... Und Sie beklagen sich, Sie wüßten sehr viel Überflüssiges.«

Die Bedeutung dieser Passage zu bestreiten, wäre sicher falsch. Sie ist mehr als nur ein charakteristischer Gesprächs-Beitrag des »nicht dumm« aber »zu viel« redenden Verginin. Sie dient - aus der Sicht der >Überflüssigen< selbst, aber auch darüber hinaus - als Rechtfertigung ihrer Bildung und ihrer Existenz; sie verknüpft das Problem Bildung mit dem Problem Erwartung; und sie ist einer der wichtigsten Hinweise darauf, wie sehr Cechov Erwartung und Imagination als unerläßliche Triebkräfte des individuellen und des gesellschaftlichen Lebens ansieht. Nur ist es ebenso verfehlt, solche Äußerungen zu isolieren, zu generalisieren, und sie zur eindeutigen, zentralen Idee des Dramas zu deklarieren. Dabei spielt natürlich eine ent-

scheidende Rolle, daß diese Zukunftsvision aus dem vorrevolutionären Rußland indirekt auf die unbestreitbare Ausbreitung von Bildung im nachrevolutionären Rußland verweist - und das nicht erst >in zweihundert, dreihundert Jahren<. Allerdings kann das bei der Vieldeutigkeit Cechovscher Dialoge auch die Frage provozieren, ob im neuen Gesellschaftssystem Provinzialität, spießbürgerliche Borniertheit und erstickende Banalität wirklich verdrängt worden seien, ob das neue »Leben auf der Erde« tatsächlich »unvorstellbar schön« geworden sei. Vor allem aber verfehlt ein solcher Zugang die Eigenart und künstlerische Bedeutung der Dramen Cechovs. Denn wie alle Äußerungen von Charakteren dieser Dramen bleibt auch die zitierte nur *eine* Äußerung *einer* Stimme in einem vielstimmig-widersprüchlichen Dialog. Schon von Versinn selbst als Antwort (an Masa) formuliert und durch ein »mir scheint« relativierend eingeleitet, wird sie sogleich von anderen Gesprächspartnern abgelehnt oder in Frage gestellt. Und eben dieses komplexe, sich wechselseitig brechende Zusammenspiel unterschiedlicher Äußerungen und reflektierter Erwartungen auf den verschiedenen Ebenen (einschließlich seiner stimulierenden und irritierenden Wirkung auf den Rezipienten) gilt es zu erkennen, will man die eigentliche Bedeutung solcher Einzelpassagen, des jeweiligen Dramas und Cechovs als Dramatiker angemessen erfassen. Das hat, nach Stalins Tod und dem sogenannten Tauwetter, inzwischen auch die Sovjet-Kritik erkannt und zugegeben. Und neuere sovjetische Arbeiten zur Rezeptionsgeschichte sehen nicht zuletzt in der lange vorherrschenden Einseitigkeit den Grund dafür, daß Cechovs bahnbrechende Bedeutung für die Geschichte des Dramas in der Sowjetunion bisher nur unzureichend gewürdigt worden ist, gerade auch verglichen mit der Cechov-Rezeption im >Westen<. Diese selbstkritische Einsicht hat erfreulicherweise auch in neuen, offeneren Interpretationen und Inszenierungen ihren Ausdruck gefunden.

Aber auch die >westliche< Cechov-Rezeption ist keineswegs frei von solcher Einseitigkeit, wenn auch unter umgekehrtem Vorzeichen. Sogar eine in vielem so treffende Interpretation der »Drei Schwestern« wie die vorhin zitierte von Brustein konzentriert sich ganz auf die psychologischen und sozialen Voraussetzungen der Personen und das Scheitern der Gebildeten an ihrer Umwelt. Nur wird jetzt die Gegenwart des Interpreten nicht als die zutreffend vorausgesehene bessere Zukunft beurteilt, sondern als kontinuierter Zustand bzw. als trotz aller Unterschiede immer noch gültiges Abbild für die generelle, beklagenswerte Misere der gebildeten Eliten angesichts der ungebildeten, vulgären Masse.

»In *The Three Sisters*, Chekhov depicts the prostration of the cultured elite before the forces of darkness.«

»Chekhov's revolt may change in emphasis and attack, but it is always fixed on the

fate of the cultured classes in the modern world.«

Und:

»It is this conflict between the cultured upper classes and their stupefying environment - between the forces of light and the forces of darkness - that provides the basic substance of most of Chekhov's plays.«

Zwar fehlt in diesem Falle der Glaube an den historischen Bildungsfortschritt und der ungebrochene Optimismus im Blick auf die eigene Gegenwart, aber die Selbstgefälligkeit des >richtig< Gebildeten ist kaum geringer - nur jetzt nostalgisch eingefärbt. Das aber widerspricht Cechovs Sichtweise ebenso, wie die eindeutige Trennung (und Verurteilung) in >Schwarz(und >Weiß< die Intention und Konstruktion seiner Dramen verfehlt, die für ihre Nuanciertheit und Vieldeutigkeit berühmt sind. Der Kritiker identifiziert sich als wahrhaft Gebildeter mit den Gebildeten unter den dramatis personae, fühlt sich mit Ihnen als der >Elitäre< und eigentlich Überlegene bestätigt, aber auch wegen seiner Lage bemitleidenswert, statt gerade diese Selbstbemitleidung, Selbstgefälligkeit und vermeintliche Überlegenheit als falsche Erwartung und ungerechtfertigte Präntention zu durchschauen, wie es das Stück auf seinen verschiedenen Ebenen (einschließlich der intendierten Rezeption) nahelegt.

Das wirkt sich auch in Bezug auf die ästhetische Einstellung aus, denn es suggeriert als die angemessene Rezeptions-Haltung die des gebildeten, ästhetisch-feinsinnigen aber passiven >zuschauenden< Betrachters, der den Ablauf des Geschehens als gegeben und daher unvermeidlich hinnimmt, um es allenfalls mehr oder weniger geistreich zu kommentieren, wie die Gebildeten unter den dramatis personae ihre Austreibung oder das Duell als unvermeidlich hinnehmen und bereden, bzw. wie die >philosophierenden Kraniche<, die laut Tuzenbach am ewig gleichen Lauf der Dinge ohnehin nichts ändern können und wollen. Das aber verstellt den Blick für die ästhetisch und dramengeschichtlich entscheidende Eigenart und Leistung der Dramen Cechovs. Zwar stimulieren sie gezielt diese Art ästhetischer Erfahrung, und da sie sie an psychologisch und soziologisch >realistisch< konzipierten, menschlich verständlichen und sympathischen Personen vorführen, suggerieren sie eine Identifikation des Zuschauers mit solchen Personen. Aber gerade dadurch wird jedes In-Frage-Stellen der Personen und ihrer Erwartungen auch zu einer kritischen Herausforderung an den Zuschauer oder Leser. Das veranlaßt Teilnahme und Kritik nicht nur an den Problemen und Widersprüchen auf der Ebene der dramatis personae, sondern auch auf der sprachlichen und szenischen >Äußerungen<, deren komplexes Ineinanderspiel der Zuschauer zu reflektieren, ja aktiv zu entdecken hat. Und beides zwingt ihn dann zur kritischen Reflexion über die eigenen Erwartungen an diese Personen, an dieses Drama, an Drama und

Theater überhaupt und an sich selbst. Damit aber werden auch Bildung und die an sie geknüpften Erwartungen aktualisiert, durchgespielt und kritisch reflektiert, als Gefahr von Illusionen und Präntionen ebenso wie als berechnete und sogar unerläßliche Voraussetzung für ein besseres Verstehen und Wissen, das sich aber seiner eigenen Fragwürdigkeit immer wieder neu stellt. Nicht umsonst schließt Cechov seine »Drei Schwestern« mit der Äußerung:

»Wenn wir doch nur wüßten! Wenn wir doch nur wüßten!«

Thermodynamik

Historically, thermodynamics was the science of heat, in particular, the relation between heat and mechanical work as exemplified by the steam engine. However, since the middle of the nineteenth century, thermodynamics has been extended to a variety of other areas; today it is the science of energy transformation, the overall methodology which sets the rules whereby one form of energy is changed into another.

The broad domain of thermodynamics is indicated by a university catalogue: thermodynamics is taught and used in physics, chemistry, physiology, meteorology, etc. and in virtually all branches of engineering. The all-encompassing nature of thermodynamics was well expressed in 1923 when G. N. Lewis and M. Randall wrote the dedication to their well-known textbook:

Let this book be dedicated to the newer generation, who will not wish to reject all inferences from conjecture or surmise, but who will not care to speculate concerning that which may be surely known. The fascination of a growing science lies in the work of the pioneers at the very borderland of the unknown, but to reach this frontier one must pass over well-traveled roads; of these one of the safest and surest is the broad highway of thermodynamics.

During 1984-85, four thermodynamicists were in residence at the Wissenschaftskolleg. While each researcher worked on a topic that falls under the general heading of thermodynamics, each one had specific interests quite different from the others. J. Kestin worked on two-phase flow; R. Rivlin on the properties of visco-elastic materials; K. Wilmanski on cosmology and on new ways to describe transport in continuous media; and J. Prausnitz on properties and separation of fluid mixtures containing complex molecules. Despite their variety, common to these divergent interests was a methodology informed by thermodynamic concepts such as pressure, temperature, energy, entropy, flux, stress, deformation, potential and many other concepts that previous thermodynamicists have defined and developed during the last 100 years.

The four contributions given here are directed at diverse specific problems in applied physics or physical chemistry. While differences in style, content, emphasis and notation are remarkable, all four follow from the fundamental laws of thermodynamics, that is, from laws of nature that are generalizations of vast experimental evidence. While the laws of thermodynamics were obtained inductively, once formulated, they can be used deductively toward new knowledge. Such deductive activity, coupled with physical assumptions, leads to new results, to new statements about the behavior of a selected part of nature, as reported here. It is this kind of physically-inspired deductive activity which is fundamental to the research in thermodynamics conducted at the Wissenschaftskolleg in 1984-85.

John M. Prausnitz

Joseph Kestin

Irreversible Thermodynamics

What's in a name? that which we call a rose
by any other name would smell as sweet.
William Shakespeare

For all a rhetorician's rules
teach nothing but to name his tools.
Samuel Butler

Neglect of semantics can mislead thought.
The Author

In diesem Aufsatz wird die Rolle der inneren Deformationsvariablen in der Analyse irreversibler Prozesse beschrieben. In allen Systemen können innere Umwandlungen stattfinden. Diese leisten virtuelle Arbeit, wenn die Affinitäten A auf die inneren Deformationen wirken. Wird diese virtuelle Arbeit freigesetzt, wird sie dissipiert.

Der übliche Zustandsraum muß um diese inneren Extensitäten erweitert werden, um alle gehemmtten und ungehemmtten Zustände des Systems enthalten zu können. Zu jedem Nichtgleichgewichtszustand gehört ein *begleitender Gleichgewichtszustand*, und jedem irreversiblen Prozeß entspricht ein *begleitender umkehrbarer Prozeß*. Die Intensitäten (σ , P usw.) eines Nichtgleichgewichtszustands sowie seine Entropie (s) werden durch die des begleitenden Zustands ausgedrückt, weil man sie im Nichtgleichgewicht weder messen noch definieren kann.

Die vorliegende Theorie zeichnet sich dadurch aus, daß sie nur physikalisch wohldefinierte und deshalb meßbare Größen verwendet.

Der Verfasser hat sich bemüht, nur eine semantisch berechnete Terminologie zu benutzen.

1. Introduction

In a footnote to the phrase *thermodynamics of irreversible processes* I said in my book: "The shorter and more easily pronounced term - *irreversible thermodynamics* is frequently used in this connection. However, this term is a misnomer, because a branch of science can be neither reversible nor irreversible". After a futile show of resistance over the years, I have now succumbed and use the term myself, just as I gave up pointing out that an *English teacher* (in the colloquial sense) need not be English. Hence, reluctantly, the title. But the later emphasis will still be on ensuring that terms

express concepts in a semantically close and consistent way because the subject I am about to discuss is full of semantic traps which, just as is the case in the Geisteswissenschaften, often lead to fuzzy or erroneous reasoning along blind alleys.

To begin with, the dichotomy between reversible and irreversible processes is artificial, because *all* processes in nature are irreversible. The essence of the science of "irreversible thermodynamics" is to discover how to adapt the classical results of equilibrium thermodynamics to the analysis of irreversible processes.

2. Background

The fundamental concept is that of an *equilibrium state* which occurs when the system under consideration does not interact (by the transfer of work, heat or mass) with the surroundings and does not admit interaction between arbitrary subsystems. This concept is seen to be wider than that of equilibrium in mechanics with which it overlaps without being congruent to it. For simplicity we now concentrate on equilibrium states in homogeneous systems, though equilibrium fields, which are sometimes encountered, also belong to the subject.

The state of equilibrium is described by a finite number n of independent state parameters (alias properties). To serve the needs of irreversible thermodynamics, it is purposeful to employ *extensive properties* for this description. In simple fluids, these can be chosen as internal energy u and specific volume v ($n = 2$). In simple solids v is replaced by the strain tensor' e giving $n = 7$. Thus, the entropy s is represented by the *fundamental equation*

$$s = s(u, v) \quad \text{or} \quad s = s(u, e) \quad (1a, b)$$

which for intrinsically stable systems may be inverted to

$$u = u(s, v) \quad \text{or} \quad u = u(s, e) \quad (2 a, b)$$

The set of independent variables a_1, \dots, a_n defines an n -dimensional phase (state) space in which an equilibrium state is represented by a point, such as A in Fig. 1. A *continuous line* R in phase space is called a reversible process. A reversible process, then, is a continuous sequence of equilibrium states; it is a purely mathematical construct, because reversible processes do not occur in nature.

Much that has been written in text-books about reversible processes is irrelevant for the development of our subject. Particularly misleading is the insistence on demanding that reversible processes must occur *infinitely slowly* or the synonymous use of the term *quasistatic* with *reversible*. For example, a metal rod can be deformed very slowly ("quasistatically") in the plastic range, but the resulting sequence of states is not a *continuum* of equi-

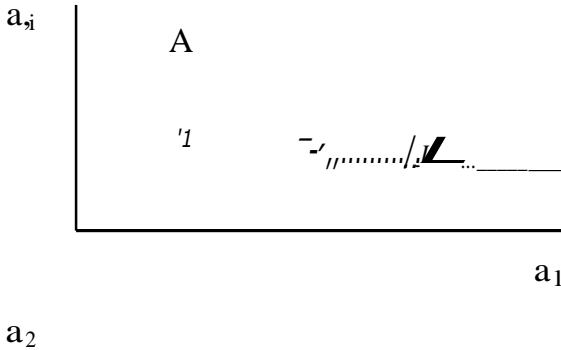


Figure 1. Phase space (space of states)

librium states. Regardless of how slowly we deform the rod, the resulting process is irreversible. I shall revert to this point later in this essay.

In thermodynamics we often consider systems which undergo internal transformations (e. g. chemical reactions in fluids or solids). When such a process occurs very slowly (compared with the external rates \dot{u} or \dot{v}) we can ignore the transformation and consider that the system is in a state of *constrained equilibrium* (Schottky's *gehemmtes Gleichgewicht*). By this we mean that the system is in an equilibrium state which is constrained *internally*, because to obtain an equilibrium state at all, we must constrain it *externally*. In this sense all equilibrium states are constrained. In thought experiments we may imagine that hypothetical constraints (e. g. anticatalysts in chemical systems) have been introduced from the outside to arrest the internal transformation.

3. Nonequilibrium state - irreversible process

Real, i. e. irreversible processes can be regarded as continuous sequences of *nonequilibrium states* and we must provide a mathematical description of such states which is consistent with observation. Thus, a nonequilibrium state

- cannot be adequately described by the n variables discussed earlier;
- occurs in a system which presents a distribution of states in space even in the absence of an external field;
- requires for its description an infinity of variables;
- cannot be characterized by the inclusion of intensive variables (pressure P , stress a , temperature T , etc.), because they cannot be measured (mathematically speaking - defined) for it.

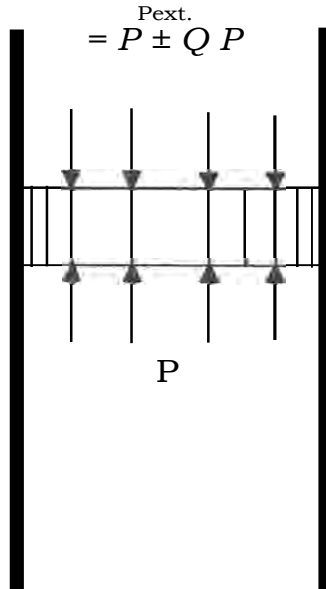


Figure 2. Proverbial piston-cylinder combination

The last point requires some elaboration. A simple illustration is given in Fig. 2 in which a gas contained in a cylinder would be in thermodynamic equilibrium only when the external pressure P_{ext} exactly balances the thermodynamic pressure P which would figure in an equation of state. But under such conditions no process, however slow, would be possible. In order to start a process it is necessary to modify the external pressure so that $P_{ext} = P \pm \Delta P$ i. e. $P, \neq P$. (3 a, b)

Depending on the sign of $\pm \Delta P$ this would impart a definite direction to the process. The magnitude of ΔP would determine the rate of the process. Under such conditions a perceptive observer would notice the development of a velocity field and it becomes clear that the resulting nonequilibrium state cannot be characterized by a single pressure, and certainly not by P . The readers are undoubtedly familiar with the standard reasoning which leads to the statement that a reversible process results when $\pm \Delta P$ is made "infinitely small" and the rate of motion of the piston is rendered "infinitely slow". A thoughtful student would find such a stratagem logically lacking in rigor and in this he would find himself in a situation similar to that which existed at the inception of calculus. I shall return to this point later and give a couple of illustrative historic quotations in the Appendix. An experienced

reader will notice that engineers have never felt constrained by the injunction that reversible alias quasistatic processes must be infinitely slow and successfully used such formulae as that for work

$$dW = Pdv \quad (4)$$

etc. for the analysis and design of processes in fast-running engines or in supersonic flows. The question is: How could they get away with it?

The conclusion, therefore, is twofold. First, that the same quandary occurs with respect to all intensive properties (stress σ , temperature T etc.) and, secondly, that the quantities like P_{exf} (Muschik's Kontaktgrößen) are unsuitable to characterize nonequilibrium states. However, extensive properties can be both defined and measured in nonequilibrium and are, therefore, suitable.

4. Phase space

The diagram in Figure 3 represents schematically the phase space of equilibrium extensive properties e_1, \dots, e_n , to which we must add an infinity e_m of further extensive properties to secure an image of a nonequilibrium

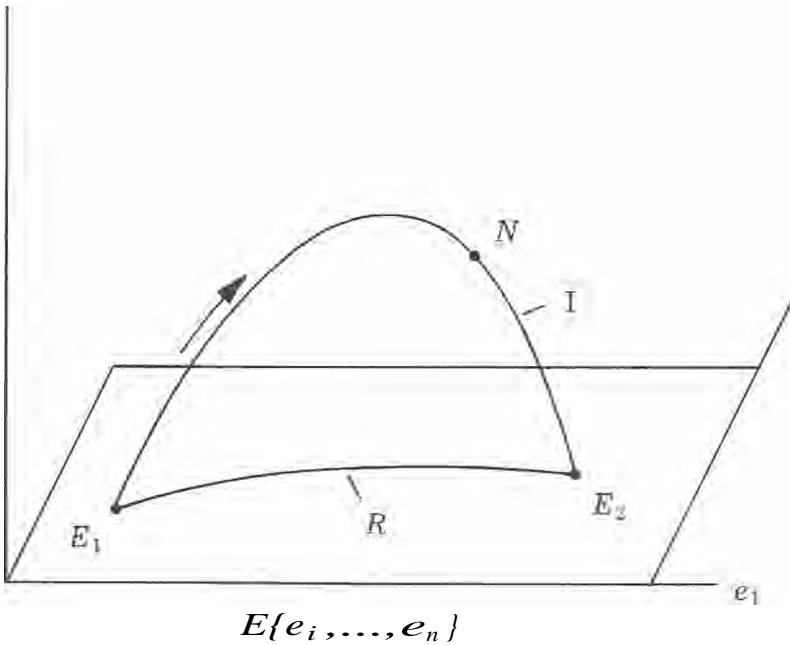


Figure 3. Nonequilibrium states reach out of phase space

state, such as N . The locus of all states which represent a reversible process must be imbedded in the space $E \{e_1, \dots, e_n\}$, whereas that for an irreversible process, starting and ending in the equilibrium states E_1 and E_2 , respectively, must reach outside the phase space E . Furthermore, we recall that natural, i. e. irreversible, processes proceed in a definite *direction*. By contrast, no direction can be assigned to the purely conceptual reversible process.

If we consistently choose extensive properties, we can regard a reversible process R as the projection of an irreversible process I into E , noting that a given irreversible process has a single reversible projection along e_n , but that a given reversible process may be the projection of an infinity of irreversible processes.

5. Fundamental problem: Description of nonequilibrium states

The preceding considerations lead us to the conclusion that in order to construct a logically tenable theory of irreversible processes (strictly speaking of thermodynamics an sich) which agrees with observation, we must solve a *fundamental problem*:

Formulate a physical principle which will allow us to obtain rational definitions of the intensive thermodynamic variables such as P , T , Q etc. for nonequilibrium states.

A purist may demand that this must also be done for internal energy u , and all will recognize that entropy s is also in need of such a definition, presumably in conjunction with that for T , because we must retain the principle that entropy can be calculated (defined) only by integration along a reversible path (curve R in E).

6. Concept of a continuum

Since all irreversible processes occur in continua, it is useful to pause and review how such a concept arises.

To describe the state of a continuum, Fig. 4, we divide it into k cells of volume θ ($A V$), calculate the instantaneous value of any extensive property as the sum

$$(t) = \sum \dot{Y} \beta_i^d V_i \quad (5a)$$

and use the Euler-Maclaurin approximation of a sum by an integral

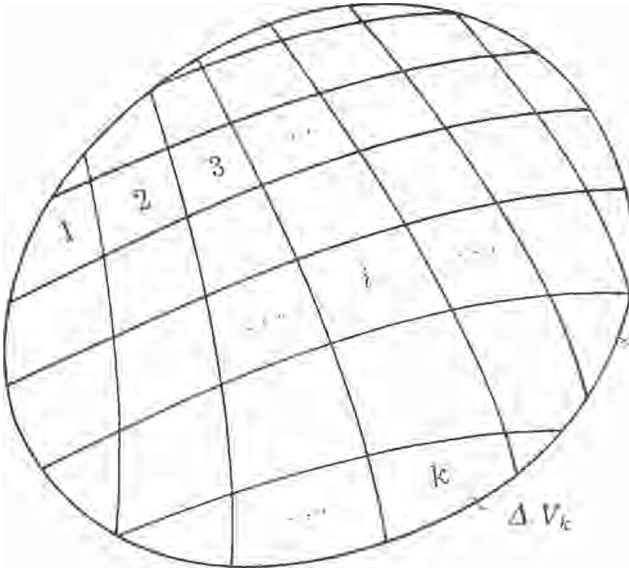


Figure 4. Concept of a continuum

$$\int_V (t) = \int_V Q(x, t) \rho(x, t) dV + R. \quad (5 b)$$

We now make the following observations:

- The system need not be continuous or homogeneous in the strict physical sense; the property of continuity is ascribed to the field functions $Q(x, t)$ and $\rho(x, t)$.
- The description is improved by rendering the remainder R (which we neglect) smaller and smaller; this we do by choosing an appropriate volumetric scale dV . The order of dV determines the *spatial level of description*.
- On changing the spatial level of description, we would notice a change in the field functions $Q(x, t)$ and $\rho(x, t)$.
- The application of the procedure of eqns. (5 a, b) to an intensive property would not result in a physically meaningful sum; the values of intensive properties change with a change in the scale of dV .
- Extensive properties remain additive on a change of scale dV .

7. Internal deformation variables

Observation convinces us that the set of external deformation variables, e , augmented by internal energy, u , is inadequate for the description of equilibrium states of most systems. All systems are regarded as seats of dissipative processes which occur internally as the system is operated on externally. To describe the internally constrained equilibrium states we need a set of m internal deformation variables. The compulsion to introduce such variables was recognized by Bridgman, Sommerfeld, Leontovich, Eckart, Meixner and probably others. The clearest specification was given by Bridgman, which we quote:³

"I believe that in general the analysis of such systems, i. e., systems undergoing irreversible processes, will be furthered by the recognition of a new type of large-scale thermodynamic parameter of state, namely the parameter of state which can be measured but not controlled. Examples are the order-disorder rearrangements in mixed crystals, measurable by X-rays, and the dislocations in a solid, measurable by the attenuation of supersonic vibrations. These parameters are measurable, but they are not controllable, which means that they are coupled to no external force variable which might provide the means of control. And not being coupled to a force variable, they cannot take part in mechanical work. Such a parameter of state, which enters into no term in the mechanical work, can be shown by simple analysis to be one which can take part only in irreversible changes. In working out the thermodynamics of actual systems in which such uncontrollable parameters play a part, the first step will be the determination of the equation of state in terms of the new parameters"

Even though the dissipative mechanisms do not participate in the exchange of work with the surroundings, it is possible to *imagine* that they might, by introducing fictitious, balancing forces. Thus an elementary dissipative system can be made to perform a reversible process in thought, even though its realization in practice may not be possible.

To make full use of the concept of internal variables, it is necessary to add the following:

- The internal variables are (extensive) deformation variables (denoted here by f).
- It is possible to imagine fictitious links with the surroundings which balance the internal deformation variables; these links exert fictitious forces (affinities, denoted here by A). Leontovich introduces at this point fictitious fields which can be externally switched on and off at will.
- The terms $A_m d f_m$ (sum) represent virtual reversible work. It then follows that in the absence of such links this work $A_m d f_m$ is dissipated

(like in an unresisted expansion). Therefore, $A_n d \dots, IT$ contribute terms of entropy production.

- Each dissipative process is characterized by an intrinsic rate \dot{z}_{bm} and can be characterized by a relaxation time

$$z = S/\dot{z},$$

(denominator in Reiner-Rivlin's Deborah number).

- The fundamental equation of state that Bridgman speaks about in the last sentence is then

$$u = u(s, e), \quad (6)$$

and the corresponding Gibbs equation follows. (The fundamental equation (6) specifies $1 + n + m$ independent extensive variables.)

The more complete description occurs in a enlarged phase space whose every point is a state of constrained or unconstrained equilibrium. It follows (certain proposals in the literature notwithstanding) that this space *must not* include the heat flux q or $grad T$ as coordinates, because

$$q \neq 0 \text{ and } grad T \neq 0$$

cannot exist in equilibrium, whether constrained or not.

8. Gibbs's equation

The Gibbs equation in the extended phase space assumes the form

$$du = T^* ds^* + [(v^*/Q) de - A^* S], \quad (7)$$

where

$$\text{def. } T^* = \frac{\partial u(s^*, e, \dots)}{\partial s^*}, \quad (8a)$$

$$\text{def. } a^* = \frac{\partial u(s^*, e, \dots)}{\partial e}, \quad (8b)$$

$$\text{def. } A^* = \frac{\partial u(s^*, e, \dots)}{\partial S}. \quad (8c)$$

Needless to say, it is stipulated that the hypersurface of eqn. (6) satisfies the conditions of intrinsic stability and that, therefore, Legendre transformations can be performed.

9. First and Second Laws of Thermodynamics

We write the First Law in the form

$$du = dQ + (a/Q) de \quad (9)$$

which is valid for reversible as well as irreversible processes. As indicated earlier, we anticipate that the concept of internal energy can be extended to apply to nonequilibrium states.

The combined First and Second Law, applicable only to reversible processes, can be written

$$du = T^* ds^* + [(a^*/Q) de - A^* de]. \quad (10)$$

In contrast with eqn. (7), the symbols T^* , a^* , A^* have a clear physical meaning which turns the definitions (8 a, b, c) into statements of physical fact. We further recognize that the work and heat in reversible processes are

$$dQ^* = T^* ds^*, dW^* = -(a^*/Q) de + A^* d. \quad (\text{lia, b})$$

It is emphasized that

$$dQ^* dQ^*, dW^* dW^*, a^* a^* \quad (12a, b, c)$$

for the same du, de .

10. Dissipative mechanisms

When left unresisted ($A = 0; A^* \neq 0$), the internal dissipation variable changes at a rate \dot{a} and performs no work. At $u = \text{const}$ and $e = \text{const}$, the internal process comes to an unconstrained equilibrium, and the internal variables attain values eventually. In other words, the variables behave like extents of chemical reactions.

In constrained equilibrium $\dot{a} = 0, A^* \neq 0, \dot{a}^* = 0$

In unconstrained equilibrium $\dot{a} = A^* = 0, \dot{a}^* = g;$

In a nonequilibrium state, i. e.

during an irreversible process $\dot{a} \neq 0, A^* \neq 0;$

The rates \dot{a} are governed by *rate equations* whose structure is determined by the second part of the Second Law and whose particular forms for each system must be obtained empirically; it is not implied in the fundamental equation (6). Together, the fundamental equation and the set of rate equations can be described as the *constitutive law of the system*.

The rates \dot{a} can be characterized by a set of internal relaxation times τ = $V\dot{a}$ as already stated earlier. The rate of external working and heating can also be characterized by the relaxation times

$$T_{\tau} = e/\dot{e} \quad \text{and} \quad T_{\theta} = \text{div } q / \text{div } r_j. \quad (13 a, b)$$

We can form a set of dimensionless Deborah numbers

$$De = z/z, r_q/z \text{ etc.} \quad (13c)$$

to characterize the interplay between external actions with the internal processes. For example, if the external working dominates over external heating ($z_q \gg r_H$), we can consider that

$T \ll r_{,,}$ corresponds to unconstrained equilibrium

$T \approx z_{,,}$ leads to an irreversible process

$z \gg r_H$ corresponds to constrained equilibrium.

11. Accompanying (equilibrium) state (Meixner)

11.1. One internal variable

With an arbitrary nonequilibrium state n we associate a frozen (constrained) equilibrium state e which is reached *adiabatically* from it at $e = \text{const}$, $\dot{e} = \text{const}$ preserving the forward velocity V if the system (or element) is in motion. A schematic of this process is shown in Fig. 5.

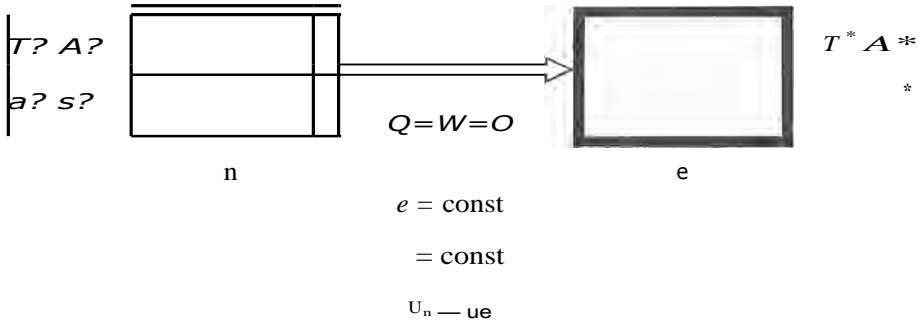


Figure 5. Creating an accompanying equilibrium state (Gedankenexperiment)

By an extension of the First Law to process $n \rightarrow e$, we conclude that

$$u_n = u_e \quad (14)$$

which gives us a clear operational definition of the internal energy of a nonequilibrium state, as anticipated earlier in this essay.

We solve the fundamental problem announced in Sec. 5 by accepting the following *principle of local state*:

The undefined intensive properties and entropy of state n are identified as those of the accompanying state.

Thus

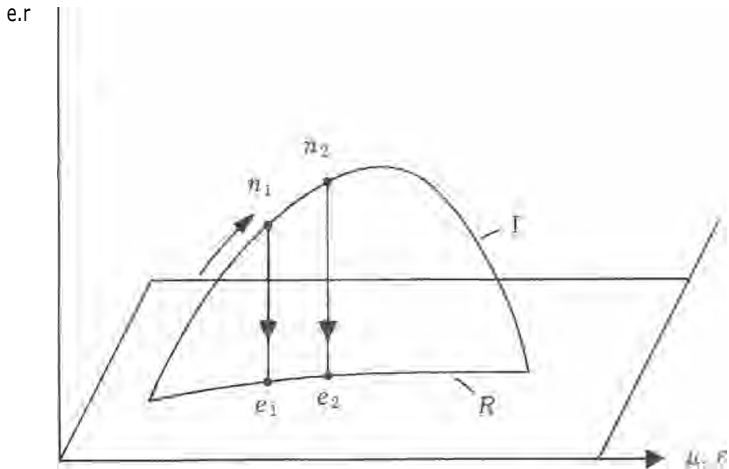
$$T_{,,} = T_e = T^*, Q_{,,} = Q_e = a^*, A_{,,} = A_e = A^* \tag{15}$$

and

$$s_{,,} = s_e = s^* , \tag{16}$$

where T^*, a^*, A^*, s^* follow from the fundamental equation (6) with (7) and (8 a-c).

The accompanying states e_1, e_2 result from n_1, n_2 by projection into the phase space, as shown in Fig. 6, and with every irreversible process /we can



$$\sim \mathbf{H} \, du, \, ds$$

Figure 6. Accompanying reversible process

associate an *accompanying reversible process R*. For this accompanying reversible process we preserve the direction of the irreversible process and associate with it the same increments du, de , as well as the rates \hat{u}, \sim . The rates

are obtained from other information--a fact we mentioned earlier. It follows that we can re-write the Gibbs equation (7) in the rate form

$$= T^*s^* + (a^*/Q) s - A^* , \tag{17}$$

valid for reversible processes. Those of us who believe that reversible processes *must* be infinitely slow would either forbid this form or maintain that it is trivial, presumably thinking that *rigorously* $s^* = = = 0$. An analogous false paradox in calculus is discussed in the Appendix.

The cognoscendi among us realize that the preceding concepts amount to what some refer to as the *assumption of local equilibrium* and the author needs waste no further words to justify his objection to this term on account of its misleading semantics.

11.2. Several internal variables

In systems inside which m different dissipative mechanisms can become active, we can arrange the corresponding relaxation times according to magnitude:

$$\tau_1 > \tau_2 > \tau_3 > \dots > \tau_m.$$

Depending on how we manipulate the internal constraints, we shall be able to associate with a state n a set of states e , all of equal values of u and e , as shown in Fig. 7. Here we have assumed that relaxation times τ_3, \dots, τ_m are so short that they need not be taken into account. In state e_2 we have constrained mechanisms 1 and 2. In state e_1 we have allowed b_2 to reach its

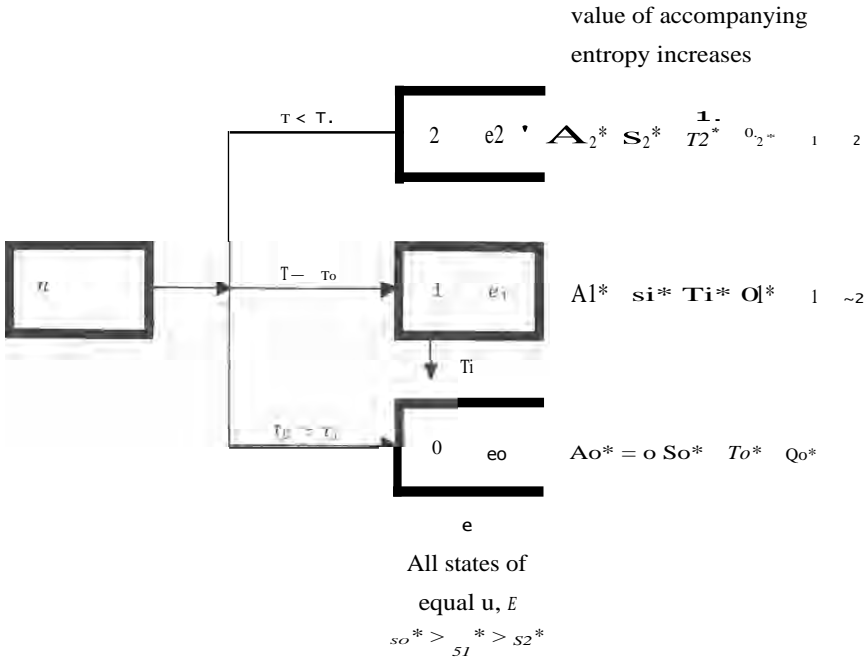


Figure 7. Set of accompanying equilibrium states

unconstrained value s_2 , but left y constrained. In state e_0 all internal variables are unconstrained. Thus for our system, we may write several Gibbs equations

$$u = u(s_2, e, b, l, \dots) \text{ for } e_1 \quad (18a)$$

$$u = u(s_2, e, s_1, Z_2) \text{ for } e_2 \quad (18b)$$

$$u = u(s_2, e, S_1, S_2) \text{ for } e_a \quad (18c)$$

The unconstrained value s_2 is a solution of

$$A_2[u, e, S_1, S_2(u, E, S_1)] - \alpha \geq u(e, s_1, s_2) = 0 \quad (19)$$

etc. for the others. It is easy to see that the entropy must increase as constraints are sequentially relaxed, and that at each level the intensive variables assume different values.

11.3. "Distance" from equilibrium

In the literature of thermodynamics we often encounter the phrases "state close to equilibrium" or "state far from equilibrium". A moment's thought should convince the reader that in such phrases the tertium comparationis is missing; in other words, the equilibrium state with which the comparison is made is left unspecified. The concept of an accompanying equilibrium state makes it possible to render these phrases precise. It is, namely, compelling to use the states e_0, e_{1i}, e_2 etc. for this purpose and to measure "distance" by the relaxation time ratio (inverse Deborah number) required to attain a state e from the given state n . In effect, we invert the above phrases and say that state e_2 is closer to n than e_{1i} , that e_j is closer to n than e_2 , and that the distance of state n is furthest from equilibrium, meaning from equilibrium state e_0 in which all internal constraints have been relaxed.

11.4. Physical principle

We can accept the following physical principle ("postulate"):

It is always possible to determine a finite set r of internal deformation variables (scalar, vectorial or tensorial)

$$\{1, \mathbf{v}, \dots, \mathbf{b}_r\} \quad (20)$$

in such a way that their number is adequate to render the nonequilibrium state under consideration sufficiently close to a constrained state of thermodynamic equilibrium to allow us to use the temperature T^* , stress al ,

and the entropy s^* of this state as descriptive of the nonequilibrium state.

This amounts to establishing a rational *temporal level of description* which supplements the spatial level of description of Section 5.

In thermostatics and in most engineering text-books it is tacitly implied that the equilibrium properties of state e_0 are used as a basis for the analysis of processes in engines. It is thus that engineers "get away with it" (see Section 3 supra).

12. Second Law (Clausius-Duhem inequality)

We expect that the following inequality holds

$$e \frac{ds^*}{dt} + \operatorname{div} \left(\frac{q_*}{T_r} \right) > 0 \quad (= \theta > 0). \quad (21)$$

Here B denotes the volumetric *entropy production rate*^s and $\operatorname{div} (q/T_r)$ is accepted as a physically justified expression for the entropy flux in the absence of diffusion.

We can convince ourselves that in our present formalism, the *Clausius-Duhem inequality* of eqn. (21) is only approximate, the degree of approximation achieved depending on the established levels of spatial and temporal description. This we do in conjunction with Fig. 8. In it, the system is pic-

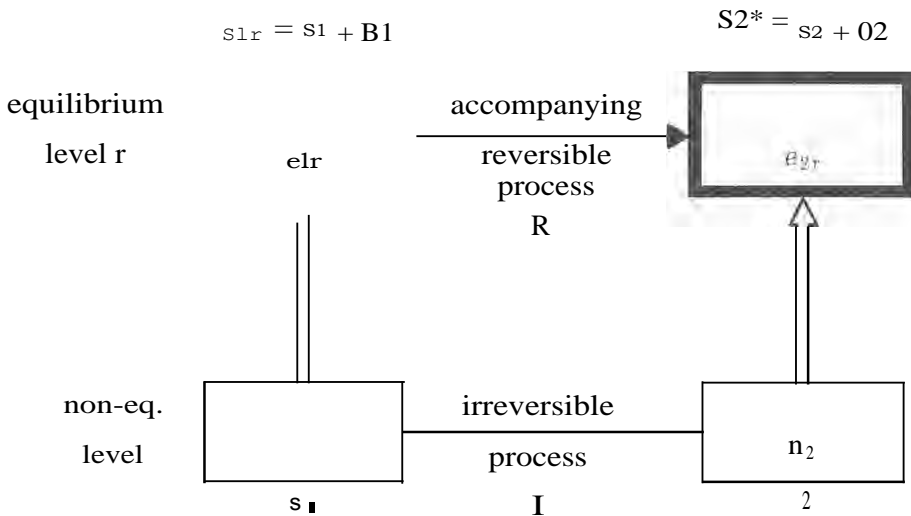


Figure 8. Validity of the Clausius-Duhem inequality

tured as performing the irreversible process I between states n_1 and n_2 associated with the accompanying states e_{1n} , e_{2n} , and reversible process R. If we could associate values of entropy s_1 and s_2 with states n_1 and n_2 , we would expect that the accompanying equilibrium states, which result from (fictitious) adiabatic irreversible processes $n_1 \rightarrow e_{1r}$ and $n_2 \rightarrow e_{2r}$, would possess entropies which are higher by the (positive) quantities O_1 and O_2 .

We calculate the total entropy flow of the process as

$$H_{12} = - \int_{1 \downarrow}^2 \left(\int \text{div} \dots \right) d \Omega dt, \tag{22 a}$$

$$O_{12} = O dt, \tag{22 b}$$

and note that

$$s_{1r}^* - s_1 = O_1 > 0 \tag{23 a}$$

$$s_{2r}^* - s_2 = O_2 > 0. \tag{23 b}$$

We further note that

$$s_2 - s_1 = O_{12} + H_{12} \tag{24}$$

- or

$$s_2^* - s_1^* - H_{12} = O_{12} + (O_2 - O_1). \tag{25}$$

Since the difference $O_2 - O_1$ may be of any sign, we must choose the level r of description to render

$$|O_2 - O_1| \ll O_{12} \tag{26 a}$$

and accept the notion that choosing variables at a level of description which is closer and closer to state n results in

$$|O_2 - O_1| \rightarrow 0. \tag{26 b}$$

13. Dissipation

Eliminating du or $it = duf dt$ from equations (9) and (10) or (17), we obtain an explicit expression for the rate of entropy production in the form of the following *dissipation theorem*

$$e \frac{d s^*}{d t^*} + \text{div} \left(\frac{g^I}{r^*} \right) = \frac{a - a_r}{Z_r} t^* + g \cdot \text{grad} I \frac{1}{T^*} \tag{27 a}$$

This can also be written

$$= Q \frac{1}{W^* T_r W} + q \cdot \text{grad} \left(\frac{1}{T_r} \right) \tag{27 b}$$

The existence of an explicit form for the rate of entropy production paves the way for the determination of the form of forces and fluxes, for the application of the Onsager-Casimir relations in the linear case etc. etc.

The forms (27 a, b) lead us to recognize that the fundamental equation must be supplemented with the following set of (homogeneous) rate equations to obtain a *complete constitutive* statement:

$$\begin{aligned}
 -\dot{o}^* &= E [e, ATr^{-1}; u, e, I, \dots, s_j] \\
 \dot{A} &= Q [\text{-----}] \text{-----} \quad (28) \\
 \dot{A}_1 &= [\quad \quad \quad] \\
 br - ter &= [\text{-----}, \text{-----}].
 \end{aligned}$$

14. Projection into the sub-space u

We conclude this essay by observing that in cases where the differential equations for t, \dots , can be solved and the variables $t_1 \dots, t_r$ themselves eliminated, we would derive a set of functionals

$$\begin{aligned}
 s^* &= S [e(t-t'), T^*(t-t'), \forall T_r^*(t-t')] \\
 &\quad t \geq 0 \\
 \dot{Q}^* &= \underset{rza}{\sim} [\text{-----}] \quad (29)
 \end{aligned}$$

$$q = Q$$

This is certainly possible in the linear case.

It has become customary to refer to these as "memory" functions and to claim that the systems they describe represent a special class of "materials with memory." In the linear case, Meixner used the preferable term *aftereffects* (Nachwirkungen). Readers who recall the motto of this essay will not be surprised to be told that the author objects to this terminology. In his frame of reference, the explicit inclusion of time in a description deserves the name *process* which describes the evolution of a set of states with time.

I conclude with the formulation of several questions:

1. Is the memory representation equivalent to the internal-variables representation and vice versa?
2. If we place eqns. (29) at the foundation of a theory, how are we going to measure and catalog all those "histories" and what do we do about the nonequilibrium intensive variables?
3. Finally, is it not true that any process described by an integral, or just an integral for that matter, has a claim to be designated as a "history"?

Appendix

Similarity between two resolved paradoxes.

The following is a description of the inhibitions which accompanied the early development of calculus; it is based on Richard Morris's "Time's Arrows" (Simon and Schuster 1984).

The author illustrates the concept of a derivative on the example of calculating the instantaneous velocity of motion explaining first the idea of forming average velocities over smaller and smaller time intervals, and then continues: "But suppose we now go a step further and assume that the object travels an infinitesimal distance in an infinitesimal period of time. Even though such small quantities could presumably not be measured, it seems that we could make use of them for the purposes of creating a definition: Instantaneous velocity is an infinitesimal distance divided by an infinitesimal time?"

"At first glance, it isn't obvious that we have really gotten anywhere. It isn't clear that it is legitimate to deal with such infinitesimal quantities. In fact, it isn't even obvious whether such quantities really exist. On one hand, they have to be larger than zero. After all, the mathematical expression $0/0$ is meaningless; it can be set equal to anything. On the other hand, infinitesimals would have to be smaller than any number one could think of. If they were not, we would not have succeeded in defining instantaneous velocity; we would have an average velocity over some small period of time. It seems that in attempting to define instantaneous velocity, we have had to make use of an idea that is rather suspect.

Newton and Leibniz felt uneasy about the concept of infinitesimals themselves. In fact, more than a century was to pass before mathematicians found a way to dispense with them, and to put calculus on a firm logical foundation. However, it was immediately obvious that the idea, if somewhat suspect, could be extremely useful?"

"Strangely, Newton made little use of calculus in the *Principia*. As he admitted later, he used calculus to work out the mathematical proofs that he needed, and then replaced these with arguments based on complicated geometrical diagrams. Newton apparently found calculus invaluable, but nevertheless distrusted a method that was based on so questionable a concept as the infinitesimal.

Newton's own writings on calculus illustrate his uneasiness about the logical foundations of the method. In his first paper on the subject, published in 1669, he commented that his method would be 'shortly explained rather than accurately demonstrated?' In his second paper on the subject (1671), he explained calculus in a slightly different way than he had in the first. In his third paper, he criticized his previous work, and gave yet another explanation, which, however, was really no more satisfactory than the previous two.

Newton could not decide whether infinitesimals were to be regarded as fixed quantities or as quantities that varied continuously. He spoke of them as increments that were 'as small as possible; and yet he couldn't say precisely how small they were. Nor could he settle on a name for them. He referred to them variously as 'indivisibles', as 'nascent increments', and as 'evanescent indivisible quantities:

Similar difficulties were experienced by Newton's rival Leibniz. Leibniz defined infinitesimals as quantities that were 'vanishingly small' or 'infinitely small: He seems to have realized almost at once that his idea led to difficulties. An infinitely small number had to be greater than zero, and smaller than any fraction that one could name. In an article that was published in 1689, Leibniz spoke of infinitesimals not as real numbers but as fictitious ones. If anything, this attempt at explanation made matters even worse. After all, how could one use fictitious numbers to calculate real quantities? Apparently even Leibniz didn't know. In an article published six years later, he attacked 'overprecise' critics, and made the rather lame observation that excessive scrupulousness should not cause one to reject a method that had proved so useful?

"One might think that the physicists and mathematicians of the seventeenth century would have been reluctant to make use of calculus until such time as it could be put on a firm logical foundation. Perhaps they were reluctant. However, they did not stop using it?"

"In 1734, seven years after Newton's death, the British philosopher Bishop George Berkeley published a book entitled *The Analyst Or a Discourse Addressed to an Infidel Mathematician. Wherein It Is Examined Whether the Object, Principles, and Inferences of the Modern Analysis Are More Distinctly Conceived, or More Evidently Deduced, Than Religious Mysteries and Points of Faith. 'First Cast the Beam Out of Thine Own Eye; and Then Shalt Thou See Clearly to Cast Out the Mote of Thy Brother's Eye.'* Berkeley charged that the mathematicians who made use of calculus were proceeding in an illogical manner. Calculus, he said, was incomprehensible. Furthermore, mathematicians were guilty of using reasoning that would not be allowed in theology. Pointing out that infinitesimals were 'neither finite quantities, nor quantities infinitely small, nor yet nothing; Berkeley concluded that they must be 'the ghosts of departed quantities'. Anyone who used such methods, he observed sardonically, 'need not ... be squeamish about any point in Divinity.'"

Much of the above has a familiar ring in the ears of professional thermodynamicists. The pseudo-paradox in calculus was resolved with the aid of the concept of limit. The pseudo-paradox of an "infinitely slow reversible process" is solved with the aid of the concept of the accompanying equilibrium state, accompanying reversible process and relaxation time.

Footnotes

- 1 We shall not use different faces to distinguish between scalars, vectors and tensors because the nature of these quantities should be clear from the context.
- 2 In the following we stop making a distinction between fluids and solids remembering that $v = \sigma^{-1} e_{,i}$ is included in the tensor a as a special case.
- 3 P.W. Bridgman "The Nature of Thermodynamics", Harper 1961, and "Reflections on Thermodynamics", Proc. Am. Acad. Arts and Sci. 82 (1953) 301-309.

- 4 Where needed, we add an asterisk to the symbol of a quantity which, at least so far, has been defined for equilibrium states only.
- 5 The author makes a clear distinction between "entropy" - a state function and "entropy production" - an unavoidable intruder in irreversible processes; he thus never describes the Second Law as the principle of entropy increase preferring to call it the principle of positive entropy production.
- 6 We note that the work in a reversible process

$$W_{12} = \int_1^2 w^* dt = \int_1^2 [-(o, */q) \dot{e} + A^*,] dt$$

reduces to a time-independent line integral along the curve representing the projection of the process into the preferred phase space $E I r$

$$w^*_{;2} = \int_1^2 [-(oI/Q) de + A^* d]$$

along curve R , (see Fig. 6). The same is true about heat

$$Q_{12} = \int_1^2 \dot{O}^* dt = \int_1^2 [du + (-o*/Q) dt + Ad]$$

along curve R . Some authors might be inclined to say that curves I and R represent the "history" of the system and that the above are integrals over the "system's history".

John M. Prausnitz

Thermodynamics of Complex Fluid Mixtures

Über die thermodynamischen Eigenschaften einfacher fluider Mischungen, d. h. solcher Mischungen von Gasen oder Flüssigkeiten, die kleine nichtpolare Moleküle enthalten, ist vieles bekannt. In der Natur hingegen treten komplexe fluide Mischungen auf, die Moleküle enthalten, die eine starke Polarität und Wasserstoffbrücken aufweisen (z. B. Wasser) oder auch große nichtpolare Moleküle (z. B. Polymere).

Für die thermodynamische Beschreibung komplexer Mischungen ist es nützlich, zwei Klassen zu unterscheiden: die erste Klasse enthält identifizierbare komplexe Moleküle; die Konzentrationen dieser Moleküle können chemisch-analytisch gemessen werden. Die zweite Klasse enthält ebenfalls komplexe Moleküle, aber so viele verschiedene Arten, daß eine vollkommene quantitative und qualitative chemische Analyse nicht möglich ist (z. B. Rohöl oder Apfelsaft).

Für die erste Klasse bietet sich eine erweiterte van der Waals Theorie an, die für den ganzen fluiden Dichtebereich Geltung besitzt, doch müssen die Mischungsregeln für die charakteristischen Konstanten bei niedriger Dichte von denen bei hoher Dichte getrennt werden.

Für die zweite Klasse muß eine neue (kontinuierliche) Thermodynamik benutzt werden; diskrete Maße der Zusammensetzung (wie etwa der Molenbruch) müssen durch Verteilungsfunktionen ersetzt werden.

Diese Methoden zur Beschreibung von komplexen Mischungen werden hier mit einem Hinweis auf ihre Bedeutung für Trennverfahren in der chemischen Technik erläutert.

We live in a world of mixtures; the air we breathe, the food we eat, the blood in our veins, the petroleum in our automobiles, and the vast oceans at the shore - wherever and whatever we are, nature dislikes purity.

Speculation and discussion concerning mixtures go back to antiquity; it was a topic of particular interest to Stoic philosophers and there is evidence to suggest that large-scale, crude equipment for separating fluid mixtures was available in classical Egypt.

The current view of fluid mixtures rests squarely on the molecular theory of matter: a fluid mixture is a collection of qualitatively different molecules so arranged in space that molecules of any one type are not significantly segregated from those of other types. Just what we mean by "significantly" requires precise definition because even the simplest, most intimately mixed assembly of qualitatively different molecules shows some segrega-

tion or order. For our purposes here, however, it is sufficient to define a fluid mixture such that there is no long-range segregation (or order), where long-range means at least one order of magnitude larger than that of a molecular dimension.

While the molecular theory of matter helps us to understand what we mean by a mixture, and while it enables us to draw mental pictures [e. g. a box containing black and white billiard balls], it is not - or at least not yet - sufficient to give us a quantitative theory for mixture properties. Toward that end an additional construct is required; it is provided by thermodynamics.

One may - indeed, one should - wonder why thermodynamics (the science of heat engines) is relevant to the problem of understanding properties of fluid mixtures. It was one of the great leaps of intellectual history when J.W. Gibbs (about 1874) saw the connection; essentially, he saw that the methodology for analyzing heat engines could also be used to analyze chemical phenomena provided that an abstract mathematical function could be defined for chemical phenomena which would be analogous to that used in mechanical (heat-work) phenomena. The key idea of Gibbs was to extend thermodynamics from closed to open systems, where open refers to the transfer of matter; based on that idea, Gibbs defined the chemical potential

which is now the heart of chemical thermodynamics. The chemical potential is the essential quantity in the science of mixtures or, more precisely, in a quantitative description of mixture properties at equilibrium, appropriately called thermodynamic properties. In essence, thermodynamic properties of a mixture are those properties which give information concerning the chemical potential of a mixture, including its dependence on temperature, pressure (or density) and, most important, composition *).

A quantitative understanding of fluid mixtures is important not only for chemistry but also for biology (including medicine) and for geology (including meteorology). Since our animate and inanimate world abounds with mixtures, those who would understand the world must include a study of mixtures in their program of comprehension.

But in addition to its intellectual position, a study of mixtures is a necessity for those who make useful products from the raw materials that nature provides, especially for those who do so on a large scale: engineers, in particular, chemical engineers, who use air, petroleum, minerals, agricultural produce, sea water, coal, etc. etc. to make gasoline, paints, soaps, automobile tires, pesticides, plastics, fibers, and so on, including aspirin, cortisone and hundreds of other life-sustaining pharmaceuticals. A study of mixtures

*) We omit here dependence on time; we confine our discussion to equilibrium properties.

is essential for economic reasons because nature's raw materials are inevitably mixtures; if chemical products are to be made, it is necessary first, to separate from a naturally-occurring mixture those parts (components) that are the desired reactants for the proposed chemical reaction and second, once the proposed reaction is achieved, to separate from the reacted mixture those products that are desired from those that are not (side products) and from the reactants that have failed to react. (Chemical reactions often fail to achieve 100% completion.) Economic separation of liquid mixtures for large-scale production is most often achieved by distillation or extraction, although other methods (notably chromatography) are becoming important.

The brief discussion below concerns recent progress in our understanding of complex fluid mixtures; in this context, a complex mixture is one where either

1. the molecules are significantly asymmetric in their geometric or electronic structure, as found for example in aqueous mixtures of nonelectrolytes (hydrogen bonding, dipole moments) or in mixtures containing alcohols, nitriles, carboxylic acids, etc.

or

2. the number of components in the mixture is so large, that ordinary chemical analysis cannot be used to obtain a complete quantitative or even qualitative analysis of the mixture. Examples are provided by heavy petroleum, coaldersived liquids (tars) and vegetable oils. For such mixtures, it is often not possible to identify all of the molecular types that are present or to measure their concentrations.

It is not possible here to discuss complex mixtures in sufficient detail for engineering applications; details can be obtained by the interested reader upon writing to the author *). The discussion here is confined to an exposition of some new ideas which have already found a few applications and which are now under active development.

Mixtures of Asymmetric (Especially Polar) Molecules: Semi Empirical Mean Field Theory

Since we are interested in vapor-liquid and liquid-liquid equilibria (VLE and LLE) for mixtures that may contain one or more supercritical components, we do not use the activity-coefficient concept because, unfortunately, that concept requires standard-state fugacities which, in the liquid phase, create numerous difficulties, especially for ternary and higher mixtures. Instead,

*) Gilman Hall, University of California, Berkeley, CA 94720, USA

we use fugacity coefficients ϕ_i . If we designate two phases at equilibrium by ' and " respectively, then for every component i the equilibrium condition is

$$p_i' = \phi_i p_i'' \quad (1)$$

or

$$(\phi_i; x_i)' = (\phi_i; x_i)'' \quad (1a)$$

where x_i is the mole fraction.

Fugacity coefficient ϕ_i is obtained from chemical potential μ_i , and that, in turn, is obtained from Helmholtz energy A (for the mixture) according to

$$\left(\frac{\partial A}{\partial n_i} \right)_{T, V, n_j} = \mu_i \quad (2)$$

where n_i is the number of moles of component i . The differentiation in Equation (2) is performed at constant temperature T , constant total volume V and constant mole number n_j ($j \neq i$).

We divide A into two contributions: the first holds only for a mixture of ideal gases and the second gives the contribution from intermolecular forces. The second is called the residual contribution designated by superscript r .

The ideal-gas contribution is well known as a function of T , V and x_i .

The residual Helmholtz energy (per mole of mixture), designated by a^r , is given by

$$a^r = a^{ref} + a^{pert} \quad (3)$$

where ref designates a well-characterized reference system and $pert$ designates a perturbation. For the reference system we use a mixture of hard spheres. For that system, we calculate a^{ref} using Percus-Yevick theory as given by the equation of Carnahan and Starling, extended to mixtures as described by Boublik and Mansoori. This equation gives us a^{ref} as a function of molar density $\rho = \frac{n_T}{V}$ [where n_T is the total number of moles] as well as

temperature T and mole fraction x_i . The molecular parameters required are molecular diameters σ_i , for every component i .

For the perturbation we use an expression of the van der Waals form

$$a^{pert} = \frac{a}{RT} \quad (4)$$

where, however, "constant" a depends not only on composition and temperature (as in previous discussions) but also weakly on density. It is this density dependence which provides a crucial improvement in representation of mixture properties because, as shown below, it enables us to separate the composition dependence of a at low densities from that at high densities.

For a pure fluid, we use an exponential decay function for a to give the density dependence such that at constant temperature

$$a \rightarrow r a^{(0)} \text{ as } Q \rightarrow 0 \quad (5a)$$

$$a \text{ (asymptotically)} \rightarrow a^{(1)} \text{ as } Q \rightarrow \infty \quad (5b)$$

The details of the decay function are not of importance for our purposes. We use a universal function such that the average of $a^{(0)}$ and $a^{(1)}$ is attained near the critical density.

For a pure fluid, for a given temperature, we require three constants; these are b ($b = 2/3 n^{NAV} a^3$ where NAV is Avogadro's number) and $a^{(0)}$ and $a^{(1)}$. We obtain $a^{(0)}$ primarily from experimental second-virial-coefficient data because the second virial coefficient B is given by

$$B = b - a / RT \quad (6)$$

where R is the gas constant.

We obtain b and $a^{(1)}$ from experimental data for liquid densities and vapor pressures or, for supercritical components, from data for high-pressure densities and fugacities. We find that, typically, $a^{(1)}$ is about 10 or 20% lower than am .

The composition dependence for am is uniquely fixed by molecular physics: it must be quadratic in mole fraction x . In general

$$a^{(0)} = \sum_i \sum_j x_i x_j a_{ij} \quad (7a)$$

or, for a binary mixture,

$$a^{(0)} = x_1^2 a_{11} + x_2^2 a_{22} + 2 x_1 x_2 (a_{12})^{1/2} (1 - k_{12}) \quad (7b)$$

where x refers to the mole fraction in the vapor phase and where adjustable binary parameter k_{12} is determined from experimental second-virial-coefficient data (B_{12}).

For complex mixtures, molecular physics tells us little about the composition dependence of $a^{(1)}$. However, experience tells us that for such mixtures a quadratic composition dependence (such as Equations 7a and 7b) is too simple. We therefore adopt the next highest approximation, viz. a cubic relation which, for a binary mixture, has the form

$$a^{(1)} = x_1^3 a_{111} + x_2^3 a_{222} + 3 v_{112} x_1^2 x_2 + 3 v_{122} x_1 x_2^2 \quad (8)$$

where x now refers to the mole fraction in the liquid phase.

At a fixed temperature, we obtain adjustable binary parameter v_{112} from experimental (VLE or LLE) data near $x_2 = 0$ and v_{122} from similar data near $x_2 = 1$, where x refers to the liquid phase. (If component 2 is supercritical, we never reach the state $x_2 = 1$. In that event we obtain v_{122} from experimental data where x_2 is large, i. e. as large as experimental data provide.)

We find that the methods described above give a good representation of experimental VLE and LLE data for a variety of strongly nonideal binary mixtures, including high-pressure aqueous mixtures of polar and nonpolar electrolytes, provided that all molecules are not very large. (For mixtures containing very large molecules we have developed an alternate mixture theory, based on a variation of Flory-Huggins theory, employing one binary entropic and one binary enthalpic parameter. It works well for concentrated aqueous mixtures of "nasty" solutes such as polyethylene glycol.)

As expected, the method outlined above is not accurate in the critical region. Our method is only an extension of the much-studied mean-field theory of fluids which is known to be inadequate at conditions close to critical. However, exploratory work suggests that our extension can be useful remarkably close to the critical point (although not at the exact critical point) by introducing into our expression for a' corrections arising from fluctuations in density and composition. We do not elaborate on this here but merely indicate that, for engineering applications, the use of such corrections may be more promising than the switching-function method which uses an interpolation between the mean-field theory (applicable remote from critical conditions) and the scaled non-analytic theory (applicable at the critical point).

The mean-field theory given above is also useful for those binary mixtures where the molecular size ratio is well removed from unity. Good fits of experimental data were obtained for such asymmetric mixtures as n-hexane / hydrogen and n-decane / methane; for these binaries, the size ratio is about 8, i. e. $a_1/r_2 = 2$. For these systems, good agreement follows primarily from using the Boublik-Mansoori form of the Carnahan-Starling equation. One-fluid van der Waals theory is not applicable to such asymmetric mixtures, especially in the dilute region, as shown by computer-simulation calculations of Shing and Gubbins.

Generalization of Equation (8) to a ternary system requires one ternary parameter while generalization to a quaternary system requires three ternary parameters but no quaternary parameter.

Early calculations indicate that for ternary VLE, satisfactory results are often obtained upon using a reasonable approximation for the ternary parameter based only on binary data. However, an adjustable ternary parameter is almost always required for ternary LLE wherein two binaries are completely miscible while the third exhibits only partial miscibility.

Mixtures Containing Very Many Components: Continuous Thermodynamics

If a mixture contains hundreds (or thousands) of components, ordinary chemical analysis cannot be used to identify all molecules and their concentrations. For such mixtures it has been customary to use the pseudocomponent concept wherein a mixture containing very many components is assumed to have thermodynamic properties very similar to those of a hypothetical mixture containing only a small number (perhaps 6 or 8) of fictitious components; these are called pseudocomponents. Properties of the highly multicomponent mixture are then obtained by estimating properties of the mixture of pseudocomponents, using standard procedures wherein pseudocomponents are treated as if they were real components. The key to success lies on proper identification of the pertinent pseudocomponents and their concentrations. Unfortunately, such identification is often arbitrary and, also unfortunate, some thermodynamic properties are sensitive to the details of that identification. The pseudo component concept, therefore, has serious deficiencies.

An alternate description is provided by considering the mixture to have an infinite number of components, that is, as a continuous mixture rather than as a mixture of a finite number of discrete components. The pertinent thermodynamics for such continuous mixtures, called continuous thermodynamics, was developed only recently. It is one of the few topics in chemical thermodynamics which was not foreseen by J.W. Gibbs.

In continuous thermodynamics, discrete mole fractions x_i are replaced by a continuous distribution function $F(I)$ where I is a continuous variable for characterizing the components in the mixture (e. g. normal boiling point or molecular weight). In general, distribution function F may depend on two or more independent continuous variables but, for our limited purposes here, we consider only one independent variable.

In a typical case, the continuous variable I ranges from some lower limit I_0 to infinity. The normalization condition

$$\int_{I_0}^{\infty} F(I) dI = 1 \quad (9)$$

corresponds to the discrete-thermodynamic condition

$$\sum x_i = 1 \quad (10)$$

It is also possible to use a semi-continuous description by allowing the concentrations of some identified components (typically those present in large concentrations) to be represented by discrete mole fractions while those of others are represented by a continuous distribution function. For example, suppose we have a homologous series such as normal paraffins beginning with methane and extending to high-molecular-weight polyethylene. We might decide to consider methane (1), ethane (2), propane (3) and butane (4) as discrete components and everything higher as continuous components. Suppose we use molecular weight for I . Noting that the molecular weight of butane is 58, the normalization condition becomes

$$\sum_{i=1}^4 x_i + \int_{58} f F(I) dI = 1 \quad (11)$$

In this case $F(I)$ would be such that $F(I)$ is zero when $I = 58$.

If two fluids phases ' and ' are at equilibrium, the equilibrium condition (Equation (1)) is now rewritten

$$u(I)' = u(I)'' \quad (1b)$$

or, in terms of fugacity coefficients,

$$[O(I) F(I)]' = [O(I) F(I)]'' \quad (1c)$$

For discrete components, chemical potentials (or fugacity coefficients) can be calculated from an equation of state using standard thermodynamics, as given in numerous text-books. Analogous relations have recently been established for continuous components provided that the equation-of-state parameters (so-called constants) are expressed as functions of I .

For a mixture of discrete components, the equation of state is of the form

$$P = f(T, V, n_j, x_1, x_2, \dots) \quad (12a)$$

where P is the pressure. For a continuous mixture, the equation of state is of the form

$$P = f(T, V, n_T, F(I)). \quad (12b)$$

In effect, to reduce Equation (12 b) to practice, it is necessary to express the pure-component constants in the equation of state as a function of/and, for the mixture, to write mixing rules in terms of $F(I)$ rather than in terms of x . For example, if we use a quadratic rule for van der Waals constant a , we have for the mixture of discrete components

$$a = \sum_i \sum_j x_i x_j a_{ij} \quad (7c)$$

where the summation is over all discrete components in the mixture.

But for a continuous mixture, van der Waals constant a is given by

$$a = \int F(I) \cdot F(I)^* dI I^* \quad (7 d)$$

where the integral is over all values of I present in the mixture.

Continuous thermodynamics has been applied to petroleum technology.

To represent the properties of a high-boiling oil, the perturbed-hard-chain equation of state was used. This equation contains three molecular constants for each molecular species. To use this equation of state, we require

- a characteristic potential energy designated by $e q/k$ where e is the largest (negative) potential energy between a pair of chain segments (where one segment comes from one molecule and the other from another molecule) and q is the external molecular surface area; k is Boltzmann's constant.

- a characteristic molecular size v^* representing the hardcore volume of one chain segment. (v^* is similar to u^3 where Q is the segment diameter.)

- a flexibility parameter c where $3c$ is the number of external degrees of freedom, that is, those degrees of freedom which are affected by density in the normal fluid range (barring unusually high densities where all degrees of freedom become external). For atoms (argon) or small molecules (methane), $c = 1$ but for more complex molecules, $c > 1$.

For a pure fluid, the equation of state is of the form

$$P^* = \int I T^* v^{*,c} l \quad (13)$$

where y is the volume per chain segment and where

$$P^* = \frac{eq}{k v^*} \quad \text{and} \quad T^* = \frac{eq}{ck}$$

The high-boiling oil is considered to be a mixture of three classes (or ensembles): paraffinic, naphthenic and aromatic.

Upon fitting to the equation of state experimental vapor-pressure and density data for a large number of hydrocarbons, the molecular constants were correlated as linear functions of $I =$ molecular weight:

$$e q i k = 1^{(1)} + m^{(1)} I \quad (14a)$$

$$v^* = 1^{(2)} + m^{(2)} I \quad (14b)$$

$$c = 1^{(3)} + m^{(3)} I \quad (14c)$$

To use $e q/k$ within the framework of continuous thermodynamics, three sets of constants $^{(1)}$, $^{(2)}$, $^{(3)}$ were obtained, one each for paraffinic, naphthenic and aromatic hydrocarbons. Similarly, to use v^* and c within the framework

of continuous thermodynamics, three sets of constants $j^{(2)}$, $m^{(2)}$ and $j^{(3)}$, $m^{(3)}$ were obtained.

To characterize the oil, experimental measurements are required to determine the relative amounts of paraffins, naphthenes and aromatics and, for each ensemble, the distribution of molecular weights. These experimental data, coupled with the correlated equation-of-state constants, give a good description of the heavy oil within the framework of continuous thermodynamics.

However, for practical applications in chemical process design, a molecular-thermodynamic description of the material of interest is not sufficient because, for design of separation equipment, it is necessary to perform flash calculations; these calculations combine thermodynamic relations (Equation 1 b) with material balances. This combination of relations produces a set of strongly nonlinear equations that can be solved only by iteration with a sophisticated computer program.

A flash calculation corresponds to the following situation: A fluid mixture of known composition at advanced pressure flows continuously into a chamber maintained at some fixed lower pressure. When the entering fluid experiences the lower pressure, some of the fluid evaporates from a liquid to a gaseous phase (that is, it flashes). A gaseous flow G and a liquid flow L leave the chamber so that no material accumulates in the chamber (steady-state operation). In an isothermal flash, both temperature and pressure of the chamber are specified.

The problem is to calculate the ratio G/L and to find the compositions of G and L .

Flash calculations constitute the first major step for designing large-scale separation equipment such as distillation columns.

To solve the equations that describe a realistic flash, analytical mathematics cannot be used. A numerical procedure has been developed using the method of Gaussian quadrature. Using this method and a powerful computer, it is now possible to make flash calculations for high-boiling oils using continuous thermodynamics and the perturbed-hard-chain equation of state. Similarly, it is now possible to make flash calculations for vegetable oils and for polydisperse polymer solutions.

For complex mixtures, the advantage of continuous thermodynamics follows from its independence of the pseudocomponent method, thereby avoiding arbitrary assignment of pseudocomponents.

Conclusion

Thanks to intensive efforts in molecular physics (especially in computer simulation), we now have a reasonable understanding of simple fluid mixtures, i. e. mixtures whose molecules are spherically symmetric in shape and electric charge; slowly we are beginning to understand somewhat more complicated mixtures where the molecules deviate slightly from spherical symmetry.

Knowledge is advancing quickly but we are still many years removed from an adequate understanding of complex mixtures, where complex is defined as early in this article. It is therefore necessary for application in chemical technology to devise semi-theoretical, phenomenological methods for describing complex mixtures quantitatively. Progress in that development requires contributions from classical and statistical thermodynamics, from molecular physics and physical chemistry and from an understanding of both engineering needs and experimental limitations.

It is not possible to obtain all desired mixture properties from experiment since the required effort would be hopelessly tedious and prohibitively expensive. It is also not as yet possible to calculate desired properties from first principles, even when the latest computers are available. It has become customary, therefore, to use a compromise, often called molecular thermodynamics, which follows from the American pragmatic tradition: to attain a practical goal, synthesize, interpolate, invent; do the best you can with whatever limited intellectual resources are available. The brief discussion given here illustrates that tradition as applied to the vast domain of complex fluid mixtures.

R. S. Rivlin

On Constitutive Functionals

Es werden hier eindimensionale Materialgleichungen mit Gedächtnis betrachtet, in denen die Spannung als Funktional der Dehnungsgeschichte angesehen wird. Wir unterscheiden zwischen Stoffen mit instantaner Elastizität und Stoffen mit instantaner Viskosität. Die relevante Stetigkeitsbedingung im ersten Fall lautet, daß das Spannungsfunktional im Sinne der Supremum Norm stetig von der Dehnungsgeschichte abhängt. Im zweiten Fall macht man besser die stärkere Annahme, daß das Spannungsfunktional von der Geschichte der Dehnungsänderung stetig abhängt - wieder im Sinne der Supremum Norm. Es wird diskutiert, in welcher Weise eine nichtlineare funktionale Abhängigkeit der Spannung von der Geschichte der Dehnung oder Dehnungsänderung angenähert werden kann durch ein Polynomfunktional, und verschiedene Methoden der Darstellung solcher Polynomfunktionale werden behandelt.

1. Introduction

In 1957, Green and Rivlin [1] discussed the restrictions which must be satisfied by a constitutive equation for isothermal deformations of a material with memory. They made the constitutive assumption that the Cauchy stress matrix at a time t depends on the history of the deformation gradient matrix up to and including time t , i. e. that it is a matrix-valued *functional of* the history of the deformation gradient matrix in some time interval $[t_0, t]$. They assumed that this dependence is continuous in the sense of the supremum norm. They imposed on the constitutive functional the restrictions implied by the *assumption* that the superposition on the assumed deformation of an arbitrary time-dependent rigid rotation causes the stress matrix to be rotated by the amount of this rotation at time t . This assumption has become known, inappropriately, as the Principle of Material Frame Indifference. In [1] Green and Rivlin also discussed the manner in which the further restrictions due to any symmetry the material may possess can be imposed on the constitutive functional. This approach to the theory of constitutive equations has been developed and extended by Rivlin and various collaborators.

In [1] and in later papers the explicit representation of constitutive functionals is also discussed. It is this aspect of constitutive equation theory which is discussed in the present paper. In order to highlight the essential

elements of the problem, this is done within the framework of one-dimensional constitutive equations.

Attention is first drawn to the fact that different constitutive assumptions are appropriate to the discussion of materials which possess instantaneous elasticity and those which possess instantaneous viscosity. While in the former case the stress is assumed to depend on the history of the strain, in the latter it is assumed to depend on the history of the rate of change of strain. In either case the stress is assumed to be a continuous functional of the argument function in the sense of the supremum norm. It is argued that this is a necessary condition for meaningful experiments on the material considered to be possible.

In order to accommodate strain histories, or rate of change of strain histories, extending into the infinite past it is necessary that the constitutive functional be convergent as the time interval $[t_0, t]$ tends to $(-\infty, t]$. It is shown how for representations of the constitutive functional as a series of multiple integrals this requirement places restrictions on the kernels in the integrals.

We note that the continuity assumption made in the present paper differs from that made by Coleman and Noll [2] in their much advertised "Principle of Fading Memory". They assume continuity of the constitutive functional in the sense of a weighted Hilbert norm, in which the weighting factor depends on the particular material considered. They claim that convergence of the constitutive functional for histories extending to the infinite past is ensured by placing certain restrictions on this weighting factor. It is not clear that a condition of this kind, or indeed any assumed continuity condition, can provide appropriate conditions for the constitutive functional to be convergent as $t_0 \rightarrow -\infty$. For, it does not appear possible to give meaning to a continuity condition on a functional of a strain, or rate of change of strain, history extending to the infinite past without first assuming that these functionals are convergent. Moreover, it does not seem, except perhaps in certain particular cases, that the assumption of continuity in the sense proposed by Coleman and Noll can provide explicit limitations on the physical parameters occurring in a constitutive equation of specified form.

In §§ 8-12 we discuss, still in the context of one-dimensional constitutive relations, the explicit representation of nonlinear constitutive functionals. It is seen that if the constitutive functional is polynomial it can be represented by a sum of multiple integrals. Various ways in which a non-polynomial functional can be approximated by a polynomial functional are demonstrated.

While the discussion in this paper is restricted to one-dimensional constitutive relations, the methods can easily be applied to give corresponding results for tensorial constitutive relations applicable to three-dimensional deformations. To some extent this has already been done in earlier papers

(see, for example, [3]). To the extent that it has not, it will be done in a later paper.

2. Materials with memory possessing instantaneous elasticity

Suppose a thin rod to be loaded with a time-dependent load $H(t)$ per unit initial cross-sectional area. Let $e(t)$ be the corresponding fractional extension (extension at time t / initial length). If the material of the rod is elastic

$$\sigma(t) = E e(t), \quad (2.1)$$

where E is a constant - Young's modulus. For a viscoelastic material, or a material with memory, $H(t)$ depends on the history of $e(r)$ up to time t . We suppose that prior to time t_0 , the rod is in equilibrium under zero load, so that

$$e(r) = 0, \quad H(t) = 0, \quad t < t_0. \quad (2.2)$$

We may write the constitutive assumption for $H(t)$ as

$$\sigma(t) = \mathcal{U}[e](t), \quad t \in [t_0, t_1], \quad (2.3)$$

where \mathcal{U} denotes some functional of the argument function $e(t)$.

We will suppose in this section that the material of the rod possesses instantaneous elasticity. In this case we suppose that the strain histories $a(r)$ lie in a function space, C_p say, which is the space of functions of bounded variation, defined for $r \in [t_0, t_1]$, which are piece-wise continuous or possess at most a countable number of jumps.

\mathcal{U} is assumed to be a continuous functional of its argument function in the sense of the supremum norm; i. e. if $e_1(r)$ and $e_2(r)$ are two strain histories in C_p and $H(t)$ and $\mathbf{H2}(t)$ are the corresponding stresses at time t , then

$$|H(t) - \mathbf{H2}(t)| \rightarrow 0 \text{ as } \sup_{r \in [t_0, t_1]} |e_1(r) - e_2(r)| \rightarrow 0 \quad (2.4)$$

We note that two strain histories $e_1(r)$ and $e_2(r)$ which are such that

$$\sup_{r \in [t_0, t_1]} |e_1(r) - e_2(r)| = 0 \quad (2.5)$$

are indistinguishable experimentally. Consequently, if the assumption (2.4) were not satisfied we would have, in the limit, $\sigma_1(t) \neq \sigma_2(t)$; i. e. two experimentally indistinguishable strain histories would lead to different values for the stress and, accordingly, the experiment would not be meaningful as we would not know to which strain history the measured stress corresponds.

The functional \mathcal{U} must necessarily also satisfy the condition that $\sigma(t)$ be convergent for $t \rightarrow \infty$. Otherwise infinite stress may be associated with strain histories which are bounded but extend into the infinite past.

3. Linear instantaneously elastic materials

We now restrict our discussion to the case when \mathbb{A} is a linear functional* and to emphasize this rewrite (2.3) as

$$17 \quad \mathbb{T}(t) = \{E(r)\}, \quad e(r) \in \mathbf{E}_e, \quad \mathbb{T} E [t_0, t]. \quad (3.1)$$

We consider first a deformation history for which the strain is zero up to some time T^* in the interval $[t_0, t]$ and is thereafter unity, i. e.

$$E(r) = H(r - r^*), \quad (3.2)$$

where $H(r - T^*)$ is the Heaviside unit step function defined by

$$H(r - r^*) = \begin{cases} 1 & T \geq T^* \\ 0 & r < r^* \end{cases} \quad (3.3)$$

Let $g(r^*, t)$ be the value of $H(t)$ associated with this deformation history. Then, from (3.1)

$$g(r^*, t) = \{E(r - r^*)\}. \quad (3.4)$$

We now consider an arbitrary piece-wise continuous strain history $a(r)$, which has at most a finite number of jumps. We divide the time interval $[t_0, t]$ into n subintervals $[T_0, T_1], [T_1, T_2], \dots, [T_{n-1}, T_n]$, where $T_0 = t_0, T_n = t$. If $E(r)$ has jumps the intervals are chosen so that these occur at one or more of the times r_1, \dots, T_n .

Let (r) be the strain history given by

$$E(r) = \sum_{i=1}^n [e(T_i) - e(r_{i-1})] H(r - r_i). \quad (3.5)$$

The corresponding stress $H(t)$ is given by

$$\mathbb{T}(t) = \{ (r) \}, \quad (3.6)$$

Since a is a linear functional, (3.4) and (3.5) yield

$$\mathbb{H}(t) = \sum_{i=1}^n [a(r_i) - E(r_{i-1})] g(r_i, t). \quad (3.7)$$

We now take the limit of (3.7) as $n \rightarrow \infty$ and $\sup(r_i - T_{i-1}) \rightarrow 0$ to obtain, with (3.6), an integral representation for $H(t)$:

$$H(t) = \int_{t_0}^t g(r, t) de(r). \quad (3.8)$$

If the material is of the hereditary type then (3.8) may be rewritten in the form

* This means that for any two functions $e_1(r)$ and $e_2(r)$ in \mathbf{E}_e
 $2 \int_{t_0}^t \{e_1(r) + e_2(r)\} = 2 \int_{t_0}^t \{e_1(r)\} + 2 \int_{t_0}^t \{e_2(r)\}$
 and E is a continuous functional of $e(r)$.

$$\dot{\gamma}(t) = \int_{t_0}^t g(t-z) d\gamma(z). \quad (3.9)$$

For strain histories $E(r)$ which are differentiable with respect to time, we can rewrite (3.8) as

$$\dot{\gamma}(t) = \int_{t_0}^t g(r, z) d\gamma(z), \quad (3.10)$$

where the dot denotes differentiation with respect to time. Equations (3.8) and (3.9) may also be rewritten as

$$\dot{\gamma}(t) = \int_{t_0}^t g(t, z) E(z) - e(z) dg(z, t) \quad (3.11)$$

and

$$\dot{\gamma}(t) = g^{(0)}(t) e(t) - \int_{t_0}^t E(r) dg(t-z) \quad (3.12)$$

respectively.

4. Linear non-instantaneously elastic materials

In obtaining the result (3.8), it was assumed that the material considered has instantaneous elasticity, so that the strain histories $H(r-r^*)$ and EH are physically possible ones. If the material does not possess instantaneous elasticity we can invoke the Hahn-Banach theorem to carry through the proof. It follows from this theorem that if $E\{E(r)\}$ in (3.1) is a linear functional of $E(r)$ for $e(z)$ continuous and of bounded variation, we can construct a functional, $2\{e(r)\}$ say, which is a linear functional of $E(r)$, for $E(r)$ of bounded variation and possessing at most a countable number of jumps, such that

$$(T)1 = 2\{e(T)1 \quad (4.1)$$

for $E(r)$ continuous and of bounded variation. Then from (3.8) it follows that $E\{e(r)\}$ must be expressible in the form

$$\{E(z)\} = \int_{t_0}^t g(z, t) dE(z). \quad (4.2)$$

Hence, from (4.1) and (3.1) it follows that $\dot{\gamma}(t)$ must be expressible in the form

$$H(t) = \int_{t_0}^t g(r, t) de(z). \quad (4.3)$$

The relation (4.2) is, of course, valid for $e(z)$ possessing at most a countable number of jumps, while (4.3) is valid only if $e(z)$ is a continuous function.

In the case discussed in § 3, in which the material considered has instantaneous elasticity, the kernel $g(r^*, t)$ has a clear physical interpretation as the stress at time t which results from a strain history of the form (3.2). This is not the case if the material does not possess instantaneous elasticity, since the strain history (3.2) is not a physically possible one. However, a physical interpretation, albeit less explicit, can be given to $g(z^*, t)$ in a variety of ways. For example, we may consider a deformation in which the strain increases linearly in the time interval $[t_0, z^*]$ and then remains constant:

$$e(z) = \begin{cases} x(z - t_0) & t_0 < \mathbf{T} < \mathbf{T}^* \\ x(\mathbf{T}^* - t_0) & \mathbf{T}^* < \mathbf{T} < t. \end{cases} \quad (4.4)$$

Then (4.3) yields

$$\mathbf{H}(t) = x \int_{t_0}^t g(\mathbf{T}, t) d\mathbf{T}. \quad (4.5)$$

From this we obtain

$$g(\mathbf{T}, t) = \frac{1}{x} \frac{d\mathbf{H}(t)}{dz^*} \quad (4.6)$$

5. Materials with memory possessing instantaneous viscosity

In this section we suppose that the material considered does not possess instantaneous elasticity, but may possess instantaneous viscosity; i. e. a jump in the rate of change of strain may result in a non-infinite change in the stress.

As in § 2 we suppose that $e(r) = 0$ for $r < t_0$, but now consider that the strain histories are differentiable with respect to time. We replace the constitutive assumption (2.3) by

$$\dot{H}O = \{8(\mathbf{T})\} \mathbf{T} \mathbf{E} [t_0, t], \quad (5.1)$$

where the dot denotes differentiation with respect to z ; the stress is assumed to be a functional of the rate of change of strain rather than of the strain.

We suppose that $\dot{e}(z)$ lies in a space, \mathbf{e} , say, of bounded variation for

$T \in [t_0, T]$ and is piece-wise continuous or has at most a countable number of jumps. is assumed to be a continuous functional of \hat{e} in the sense of the supremum norm; i. e. if $a(r)$ and $a_2(T)$ are two strain histories and $e_1(t)$ and $e_2(t)$ are the corresponding stresses at time t , then

$$\| \hat{h}(t) - \hat{h}_2(t) \| \leq \sup_{T \in [t_0, t]} \| e_1(r) - e_2(r) \|, \quad (5.2)$$

Provided that $a(r)$ is not discontinuous at $T = t_0$ and $r = t$ the strain history $\hat{a}(r)$, together with the initial condition $e(t_0) = 0$, determines the strain history $e(T)$. It follows that the constitutive assumption (5.1) is equivalent to a constitutive assumption of the form (2.3); i. e.

$$e(t) = A\{e(T)\} \quad T \in [t_0, t]. \quad (5.3)$$

However, the assumption that A is a continuous functional of $e(r)$ does not imply that A is a continuous functional of $a(r)$. Continuity of A implies that for any $\alpha > 0$ there exists a quantity $\delta(\alpha) > 0$ such that

$$\| A\{e_1(T)\} - A\{e_2(T)\} \| < \alpha, \quad (5.4)$$

$$\sup_{r \in [t_0, t]} \| e_1(r) - e_2(r) \| < \delta(\alpha) \quad (5.5)$$

Similarly, and equivalently to (5.2), continuity of g implies that for any $\alpha > 0$ there exists a quantity $\beta(\alpha) > 0$ such that

$$\| g\{e_1(T)\} - g\{e_2(T)\} \| < \alpha, \quad (5.6)$$

$$\sup_{r \in [t_0, t]} \| e_1(r) - e_2(r) \| < \beta(\alpha) \quad (5.7)$$

While, in view of (5.3), the relations (5.4) and (5.6) are the same, the relation (5.5) does not imply (5.7). However, (5.7) does imply (5.5). To see this we note that

$$\begin{aligned} e_1(T) - e_2(T) &= \int_{t_0}^T [e_1(\mathbf{O} - i_2(\mathbf{O}))] ds \\ &< \sup_{E \in [t_0, t]} \| e_1(\mathbf{O}) - e_2(\mathbf{O}) \| (T - t_0), \end{aligned} \quad (5.8)$$

Then by taking

$$\delta(\alpha) = (T - t_0) \beta(\alpha), \quad (5.9)$$

we obtain (5.5) from (5.7).

If $a(r)$ may be discontinuous at $T = t_0$ or $r = t$, then the constitutive assumption (5.1) is equivalent to a constitutive assumption of the form

$$e(t) = \int_{t_0}^t A\{e(S)\} \quad T \in [t_0, t + \delta], \quad (5.10)$$

with $\delta > 0$.

6. Linear instantaneously viscous materials

We now suppose that τ in (5.1) is a linear functional and to emphasize this fact we write

$$\tau(t) = \int_{t_0}^t T \dot{E}(t-r) dr. \quad (6.1)$$

Paralleling the argument in § 3 we obtain a representation for $\tau(t)$ in the form (cf. (3.8))

$$\tau(t) = \int_{t_0}^t h(T, t-r) dr. \quad (6.2)$$

If the material is of the hereditary type, (6.2) may be written in the form

$$\tau(t) = \int_{t_0}^t h(t-r) d(T). \quad (6.3)$$

With the assumption that $h(r) = 0$ for $r < t_0$, (6.2) and (6.3) can be rewritten as

$$\tau(t) = \int_{t_0}^t h(t, t-r) \dot{E}(t-r) dr = \int_{t_0}^t h(T, t-r) d(T) \quad (6.4)$$

and

$$\tau(t) = \int_{t_0}^t h(0, t-r) \dot{E}(t-r) dr. \quad (6.5)$$

With the assumption that $h(r, t)$ is differentiable with respect to T , we can rewrite (6.4) as

$$\tau(t) = \int_{t_0}^t h(t, t-r) \dot{E}(t-r) dr = \int_{t_0}^t h(T, t-r) \dot{E}(t-r) dr. \quad (6.6)$$

Equation (3.10) can be recovered from (6.6) by taking

$$h(t, t) = 0, \quad h(T, t) = -g(T, t). \quad (6.7)$$

It is evident from (6.2), as from the argument leading to it, that $h(T, t)$ can be interpreted physically as the stress at time t resulting from a strain history given by

$$e(T) = \int_{t_0}^T \dot{z}(z) dz, \quad (6.8)$$

so that

$$\tau(T) = \int_{t_0}^T h(T, T-t) \dot{z}(z) dz. \quad (6.9)$$

7. Strain histories extending to the infinite past - linear materials

We have noted in § 2 that the functional in (2.3) must necessarily converge for $t_0 \rightarrow -\infty$. This must evidently also be true for the functional g in (5.1). Accordingly, the linear functionals e and \hat{E} in (3.1) and (6.1) respectively must converge for $t_0 \rightarrow -\infty$. This fact places restrictions on the kernels $g(r, t)$ and $h(r, t)$ in the integral representations (3.8) and (6.2).

We have seen in § 3 that for the strain history given by (3.2)

$$n(t) = g(r^*, t). \tag{7.1}$$

It follows that a necessary condition for convergence of the integral in (3.8) as $t_0 \rightarrow -\infty$ is that $g(r, t)$ be bounded for $r \in (-\infty, t]$. This condition is also sufficient provided that $e(r)$ has bounded variation in $(-\infty, t]$, i. e. provided

that $\int_{-\infty}^t |de(r)|$ converges. To see this we observe that

$$\int_{-\infty}^t g(r, t) \, dc(r) \leq \int_{-\infty}^t |g(r, t)| \, |Jr(T)| \int_{-\infty}^t |de(r)|, \tag{7.2}$$

where M is the upper bound on $|g(r, t)|$.

If $a(r)$ is bounded in $(-\infty, t]$, has bounded variation in every finite interval $[t_0, t]$, but does not have bounded variation in $(-\infty, t]$, then a somewhat stronger condition on $g(r, t)$ is required in order to ensure convergence of the integral in (3.8). Such a condition is that $g(r, t)$ have bounded variation

in $(-\infty, t]$, i. e. that the integral $\int_{-\infty}^t |dg(r, t)|$ converges. To see this we note that (cf. (3.11))

$$\int_{-\infty}^t g(r, t) \, de(r) = g(t, t) \, e(t) - e(r) \, dg(r, t). \tag{7.3}$$

Let M be the upper bound of $|e(r)|$ in the interval $(-\infty, t]$.

Then

$$\int_{-\infty}^t |e(r)| \, |dg(r, t)| \leq \int_{-\infty}^t |e(r)| \, |dg(r, t)|$$

$$\langle M \text{ Idg}(r, t)I \quad (7.4)$$

and accordingly the integrals on the right and left hand sides of (7.3) both converge.

Restrictions analogous to those given above evidently apply *mutatis mutandis* to the kernel $h(r, t)$ in (6.2).

8. Polynomial functionals

Let $Q_3\{f_1(x), f_2(x)\}$ be a functional of two functions $f(x), f_2(x)$ with $x \in [a, b]$ for all functions lying in a specified function space, \mathcal{C} say. For brevity we shall also denote the functional by $C_3(\cdot, \cdot)$. C_3 is said to be *bilinear* in f and g ; if Q_3 is a continuous functional of f , and of g , and

$$C_3\{f_1 + f_2, g\} = C_3\{f_1, g\} + C_3\{f_2, g\}, \quad (8.1)$$

for all f and g in the function space \mathcal{C} .

We define analogously a *multilinear functional* $C_n\{f_1(x), \dots, f_n(x)\}$ of the functions $f_1(x), \dots, f_n(x)$ with $x \in [a, b]$, for all functions lying in the specified function space \mathcal{C} . For brevity we denote the functional by C_n . C_n is a continuous functional of f_1, \dots, f_n and is said to be *multilinear* in f_1, \dots, f_n if

$$C_n\{f_1, \dots, f_i + f_j, \dots, f_n\} = C_n\{f_1, \dots, f_i, \dots, f_n\} + C_n\{f_1, \dots, f_j, \dots, f_n\} \quad (8.2)$$

for all f_i and f_j and for all functions lying in \mathcal{C} .

From any multilinear functional $C_n\{f_1, \dots, f_n\}$ we can form a multilinear functional which is symmetric with respect to permutation of f_1, \dots, f_n . We denote this by $A_n\{f_1, \dots, f_n\}$:

$$(8.3)$$

where the summation is over all permutations of f_1, \dots, f_n .

We now choose as the function space \mathcal{C} the space of functions of bounded variation which are piece-wise continuous or have at most a countable number of jumps. Since A_n is a linear functional of each of the argument functions f_1, \dots, f_n , in the sense of the supremum norm, we can obtain a representation for A_n as a multiple integral thus:

$$\int_{\mathcal{U}} \{f(x), \dots, f_p(x)\} = \dots \int_a^b \int_a^b g_\mu(x_1, \dots, x_p) df(x_1) \dots df_\mu(x_\mu). \tag{8.4}$$

In (8.4) we now take

$$f(x) = f_2(x) = \dots = f_p(x) = f(x) \text{ say.} \tag{8.5}$$

We obtain

$$\int_{\mathcal{U}} \{f(x), \dots, f(x)\} = \dots \int_a^b \int_a^b g_p(x_1, \dots, x_p) df(x_1) \dots df(x_p), \tag{8.6}$$

arguments

with g_p symmetric under interchange of x_1, \dots, x_p .

$\{f(x), \dots, f(x)\}$ is said to be a *homogeneous form of degree lc* in the function $f(x)$. (We note that if $u = 0$ in (8.6) then A is a constant.) The sum of $y + 1$ such forms of degrees $0, 1, \dots, y$ is called a *polynomial functional* of degree v . It is evident that a polynomial functional defined in this manner is a continuous functional $\int_{\mathcal{U}} \{f(x)\}$ for all $f(x)$ in the function space \mathcal{U} .

9. Strain histories extending to the infinite past - nonlinear materials

We now return to the rod considered in § 2 and assume that in (2.3) A is a polynomial functional of degree v . Then, from the result of the previous section it follows that $H(t)$ may be expressed as the sum of y multiple integrals thus:

$$\Omega(t) = \sum_{a=1}^v I_a, \tag{9.1}$$

where r_1, \dots, r_a

$$I_a = \int_{t_0}^t \dots \int_{t_0}^t g_a(z_1, \dots, z_a, t) dE(z_1) \dots dE(z_a), \tag{9.2}$$

and g_a is symmetric under permutation of r_1, \dots, r_a . We note that since $\int_{t_0}^t 0 = 0$, the (constant) term corresponding to $a = 0$ becomes zero.

Since $I_1(t)$ must be finite for strain histories extending to the infinite past, it follows that each of the integrals in (9.1) must converge for $t_0 \rightarrow -\infty$. We consider the conditions on $g_a(a_1, \dots, a_a, t)$ for I_a to converge in the case when $a = 2$. The conditions for arbitrary a will then be evident.

We consider a strain history $e(r)$ defined by

$$e(r) = c_1 H(r - r_1) + c_2 H(r - r_2), \tag{9.3}$$

where c_1 and c_2 are constants. Then from (9.2), h_2 is given by

$$h_2 = c_1 g_2(r_1, t) + c_2 g_2(r_2, t) + 2 c_1 c_2 g_2(r_1, r_2, t). \tag{9.4}$$

It follows that a necessary condition for convergence of h_2 as $t \rightarrow \infty$ is that $g_2(r_1, r_2, t)$ be bounded for $r_1 < t$ and $r_2 < t$. This condition is also sufficient provided that $a(r)$ has bounded variation in $(-\infty, t]$, since (cf. (7.2))

$$\begin{aligned} & \int_{-\infty}^t \int_{-\infty}^t g(z_1, z_2, t) de(z_1) de(z_2) \\ & \leq \int_{-\infty}^t \int_{-\infty}^t |g(z_1, z_2, t)| |de(z_1)| |de(z_2)| \\ & < M \int_{-\infty}^t \int_{-\infty}^t |de(z_1)| |de(z_2)|, \end{aligned} \tag{9.5}$$

where M is the upper bound on $g(z_1, z_2, t)$ for $r_1 < t$ and $r_2 < t$.

It is evident that analogous conditions for the convergence of h_a as $t \rightarrow \infty$ are valid, for arbitrary a . A necessary condition for convergence of h_a as $t \rightarrow \infty$ is that $g_a(r_1, \dots, r_a, t)$ be bounded for $r_\beta < t$ ($\beta = 1, \dots, a$). This condition is also sufficient provided that $e(r)$ has bounded variation in $(-\infty, t]$.

10. Non-polynomial functionals

Let $\varphi_i(x)$ ($i = 1, 2, \dots$) be a specified set of linearly independent functions, defined for $x \in [a, b]$. Let \mathcal{E} be the space of functions defined by the uniformly convergent series

$$f(x) = \sum_{i=1}^{\infty} c_i \varphi_i(x), \tag{10.1}$$

where the c 's are real numbers. Then the functions $\varphi_i(x)$ lie in the space \mathcal{E} , as do the partial sums $f_n(x)$ defined by

$$f_n(x) = \sum_{i=1}^n c_i \varphi_i(x). \tag{10.2}$$

Since iff $f(x)$ is specified c_i ($i = 1, 2, \dots$) are determined uniquely, c is a functional of $f(x)$; it is evidently a linear functional. Conversely, if

$c_i (i = 1, 2, \dots)$ are specified, $f(x)$ is uniquely determined. Accordingly, for each value of x , $f(x)$ may be regarded as a function of the countable set $c_i (i = 1, 2, \dots)$. It follows that any functional \mathfrak{g} off (x) may be expressed as a function of $c_i (i = 1, 2, \dots)$:

$$\mathfrak{g}(x) = F(c_1, c_2, \dots) \tag{10.3}$$

We shall consider functionals \mathfrak{g} which are continuous functionals off (x) in the sense of the supremum norm.

Since from (10.1), for each x , the dependence off (x) on each c_i is continuous, it follows that if \mathfrak{g} is a continuous functional off (x) , then F , defined by (10.3), is a continuous function of each of the quantities c_i

Example 1

Let

$$[a, b] = [0, b], \quad p(x) = \sin \frac{2nix}{b} \tag{10.4}$$

Then, $f(x)$ is given by the Fourier series

$$f(x) = \sum_{i=1}^{\infty} c_i \sin \frac{2ni x}{b} \tag{10.5}$$

c_i is the functional off (x) defined by

$$c_i = \frac{2}{b} \int_0^b f(x) \sin \frac{2nix}{b} dx \tag{10.6}$$

and \mathfrak{g} may be regarded as a function of the quantities $c_i (i = 1, 2, \dots)$ so defined.

Example 2

Let $f(x)$ be the functions expressible as Taylor series about b ; so that

$$f(x) = \sum_{i=0}^{\infty} c_i (x-b)^i \tag{10.7}$$

Then,

$$f(x) = \sum_{i=0}^{\infty} c_i (x-b)^i \tag{10.8}$$

where

$$c_i = \frac{1}{(i-1)!} \left. \frac{d^{i-1} f(x)}{dx^{i-1}} \right|_{x=b} = \frac{1}{(i-1)!} f^{(i-1)}(b) \tag{10.9}$$

and \mathfrak{g} may be regarded as a function off $(c_i) (i = 1, 2, \dots)$.

Since \mathfrak{g} is by assumption a continuous functional off (x) ,

$$\mathfrak{g}(f(x)) - \mathfrak{g}(f_n(x)) \rightarrow 0 \text{ as } \int |f(x) - f_n(x)| dx \rightarrow 0 \tag{10.10}$$

Also, from (10.1) and (10.2)

$$\sup I f(x) - f_n(x) \leq 0 \text{ as } n \rightarrow \infty. \tag{10.11}$$

It follows that

$$I \{f(x)\} - j(f_n(x)) \leq 0 \text{ as } n \rightarrow \infty. \tag{10.12}$$

Then with (10.3) we obtain

$$I \{f(x)\} - F_n(c_1, \dots, c_n) \leq 0 \text{ as } n \rightarrow \infty. \tag{10.13}$$

where

$$F_n(c_1, \dots, c_n) = F(c_1, \dots, c_n, 0, 0, \dots). \tag{10.14}$$

Since F_n is a continuous function of c_1, \dots, c_n , we can, from Weierstrass's Theorem, express it with any desired accuracy by a polynomial in c_1, \dots, c_n ; i. e. for any $\alpha > 0$ we can construct a polynomial $P_n(m)(c_1, \dots, c_n)$, say, of total degree m in (c_1, \dots, c_n) , such that

$$|F_n(c_1, \dots, c_n) - P_n(m)(c_1, \dots, c_n)| < \alpha. \tag{10.15}$$

From (10.13) it follows that for any $\beta > 0$, there exists an integer, $n_0(\beta)$, say, such that

$$I \{f(x)\} - F_n(c_1, \dots, c_n) < \beta \tag{10.16}$$

for $n > n_0(\beta)$. From (10.15) and (10.16) we obtain

$$\begin{aligned} I \{f(x)\} - P_n(m)(c_1, \dots, c_n) &< \beta \\ I \{f(x)\} - F_n(c_1, \dots, c_n) &< \beta \\ + |F_n(c_1, \dots, c_n) - P_n(m)(c_1, \dots, c_n)| &< \alpha \\ < \alpha + \beta. \end{aligned} \tag{10.17}$$

Thus, by choosing n large enough we can construct a polynomial in c_1, \dots, c_n , which approximates $j \{f(x)\}$ with an error less than $\alpha + \beta$, i. e. with any specified accuracy. Since c_1, \dots, c_n , are linear functionals of $f(x)$, $P_n(m)(c_1, \dots, c_n)$ is also a functional of $f(x)$, and from the definition of a polynomial functional given in § 8 it is a polynomial functional.

11. A further polynomial functional approximation

We suppose that $f(x)$ lies in a space, \mathcal{C} , say, of functions of bounded variation, defined for $x \in [a, b]$, which are piece-wise continuous and have at most a countable number of jumps. Let $A \{f(x)\}$ be a functional of $f(x)$ which is continuous in the sense of the supremum norm. It will be shown in this section that A may be approximated with any desired accuracy by a polynomial functional of $f(x)$.

As in § 3 we divide the interval $[a, b]$ into n subintervals $[x_{i-1}, x_i]$ ($i = 1, \dots, n$), where $x_0 = a$, $x_n = b$.

We define the function $f_n(x)$ by

$$f(x) - \int_a^x [f(x_i) - f(x_{i-1})] H(x - x_{i-1}) + f(x_n) dx, \quad (11.1)$$

where $H(\cdot)$ denotes the Heaviside unit step function. $f(x)$ is evidently a continuous function of each of the quantities $f(x_i)$. We now let $n \rightarrow \infty$ while $\sup(x_i - x_{i-1}) \rightarrow 0$. Then,

$$f(x) = \lim_n \int_a^x f(x_i) dx. \quad (11.2)$$

Since \int_a^x is a continuous functional, it follows that

$$\lim_n \left\{ \int_a^x f(x_i) dx - \int_a^x V_n(x) dx \right\} = 0 \text{ as } n \rightarrow \infty. \quad (11.3)$$

Since $f(x_i)$ ($i = 0, \dots, n$) determine $f_n(x)$ uniquely, it follows that $\int_a^x V_n(x) dx$ may be regarded as a function, F_n say, of (x_0, \dots, x_n) :

$$\int_a^x V_n(x) dx = F_n[f(x_0), \dots, f(x_n)]. \quad (11.4)$$

Since \int_a^x is a continuous functional of $f_n(x)$, F_n is a continuous function of each of its arguments $f(x_i)$. Paralleling the argument in § 10 it follows from (11.3) and (11.4) that for any $\epsilon > 0$ there exists an integer, $n_0(\epsilon)$ say, such that

$$\left| \int_a^x V_n(x) dx - \int_a^x V(x) dx \right| < \epsilon \quad (11.5)$$

for all $n > n_0(\epsilon)$.

Since F_n is a continuous function of its arguments it follows from Weierstrass's Theorem that we can approximate it with any desired accuracy, β say, by a polynomial, P_n say, of total degree $m(\epsilon)$ in (x_0, \dots, x_n) . With (11.5) it follows that

$$\left| \int_a^x V_n(x) dx - \int_a^x P_n^m[f(x_0), \dots, f(x_n)] dx \right| < \epsilon + \beta; \quad (11.6)$$

i. e. we can approximate the functional $\int_a^x V(x) dx$ with any desired accuracy by a polynomial in the values of $f(x)$ at $x = x_0, \dots, x_n$, if n is large enough. $f(x_i)$ ($i = 0, \dots, n$) are evidently linear functionals of $f(x)$. Accordingly, P_n^m is a polynomial functional of $f(x)$. We conclude that $\int_a^x V(x) dx$ may be approximated with any desired accuracy by a polynomial functional of $f(x)$.

12. Fréchet differentiable functionals

A functional A if $\{x\}$ is said to be n times Fréchet differentiable in the sense of the supremum norm at a function $f(x)$ if

$$\begin{aligned} \text{to } \{f(x) + \varepsilon_i(x)\} &= \text{to } \{f(x) + \sum_{i=1}^n \varepsilon_i(x)\} \sim \{f(x) + \beta_n \{f(x)\}, \end{aligned} \quad (12.1)$$

where $0, \{f(x)\}$ is a homogeneous form in $f(x)$ of degree i and $\beta_n, \{f(x)\} \rightarrow 0$ as $\sup |f(x)| \rightarrow 0$ faster than $[\sup |f(x)|]^n$. Both ε_i and β_n depend on the choice of the function $f(x)$, i. e. are functionals of $f(x)$. $\varepsilon_i \{f(x)\}$ is called the i th. Fréchet differential (or strong differential) of A if $\{x\}$ at the function $f(x)$.

If $f(x) = 0$, we obtain from (12.1)

$$A \{f(x)\} = \sum_{i=1}^n \varepsilon_i \{f(x)\}, \quad (12.2)$$

where ε_n is the polynomial functional of degree n in $f(x)$ defined by

$$\varepsilon_n \{f(x)\} = A \{0\} + \sum_{i=1}^n \varepsilon_i \{f(x)\} \quad (12.3)$$

The assumption that A if $\{x\}$ is n times Fréchet differentiable at $f(x) = 0$ is thus nothing more than the assumption that it can be approximated by a polynomial functional of degree n , with an error which tends to zero as $\sup |f(x)| \rightarrow 0$ faster than $[\sup |f(x)|]^n$.

References

- 1 A. E. Green and R. S. Rivlin, *Archive for Rational Mechanics and Analysis* **1**, 1-21 (1957)
- 2 B. D. Coleman and W. Noll, *Rev. Modern Physics* **33**, 239-249 (1961)
- 3 R. S. Rivlin, *Rheologica Acta* **22**, 260-267 (1983)

Krzysztof Wilmanski

Thermodynamics of Non-Newtonian Fluids

Der Zweck dieser Arbeit ist ein doppelter: erstens wird eine kurze und einfache Beschreibung der nicht-newtonischen Flüssigkeiten gegeben; zweitens wird das thermodynamische Verfahren demonstriert, um ein phänomenologisches Modell des Materials zu konstruieren.

Drei einfachste Modelle der nicht-newtonischen Flüssigkeit werden dargestellt:

- das rein mechanische Modell, das aus der Rheologie folgt,
- das thermodynamische Modell, das auf rheologischen Relationen beruht,
- ein neues thermodynamisches Modell, das aus der sogenannten erweiterten Thermodynamik folgt.

1. Introduction

The non-newtonian fluids, in spite of their provocative name, indicating a rather unusual behaviour, are very common in normal physical circumstances. They also play an essential rôle in various practical applications. For this reason, a theoretical model of such substances is of primary importance.

The purpose of this paper is twofold: to present the notion of non-newtonian fluids in terms understandable to those people, who have no experience in contemporary material science and to demonstrate the typical thermodynamic procedure in constructing a phenomenological model of a material.

We present three simplest models of non-newtonian fluids

- a purely mechanical one, which stems from rheology,
- a thermodynamical one, based on the rheological relations in their original form,
- a new thermodynamical model, based on the relations of a so-called extended thermodynamics.

We show the basic features of those models without technical details. It is being proved that the rheological model - a so-called Rivlin-Ericksen fluid of the second grade - cannot, in general, serve the purpose of describing non-newtonian fluids because it violates the second law of thermodynamics. Simultaneously, the ordinary thermodynamical model is not suitable either because it yields the wrong signs of material coefficients and, conse-

quently, rules out the basic effects, characteristic for non-newtonian fluids. We show also that the model, following from extended thermodynamics, satisfies the basic expectations as far as non-linear behaviour of a non-newtonian fluid is concerned.

We explain the basic notions of continuum mechanics and thermodynamics but, at the same time, we skip the general considerations and microscopical motivation for the governing set of equations.

The mathematical background required to go through the more formal points does not exceed that taught in contemporary high schools.

The modicum of mathematics, left in the paper, reflects the real nature of the modern theories of materials. In principle, one could construct this paper without a single mathematical formula. To write about continuum thermodynamics without at least some mathematics would be, however, like explaining the beauty of a Bach's fugue to somebody, who has never heard a single note of music. I have tried, though, to limit the sweat of a layman as much as possible.

Section 2 of the paper contains a brief presentation of a non-newtonian fluid and those notions of continuum theory, which have to enter a model of such a substance.

In Section 3, the simplest rheological model - Rivlin-Ericksen fluid of the second grade - is described. More details on this subject can be found, for instance, in references [1] and [2].

Section 4 is devoted to a thermodynamic model, based on the same definition of a non-newtonian fluid as in the case of the Rivlin-Ericksen fluid. Again, a more sophisticated, technical presentation can be found in the reference [4].

Section 5 is based on the work of Ingo Müller and myself, which will be presented in our forthcoming paper [5]. On the example of the non-newtonian fluid, it shows the new approach to thermodynamical models, which is called in literature an extended thermodynamics.

In the last Section 6, we compare the above three models.

The references, quoted in the paper, are chosen only as an illustration. Both subjects, rheology and thermodynamics of non-newtonian fluids, have the vast original literature, their own scientific journals, numerous monographs and text-books. However, the extended thermodynamics of non-newtonian fluids is a new subject and this part of the paper is original.

Finally, I would like to express my gratitude to Prof. R. S. Rivlin, who has drawn our attention to the controversies which surround thermodynamical models of non-newtonian fluids during our numerous discussions in the Wissenschaftskolleg zu Berlin.

2. Preliminary remarks

Even the simplest observations of fluids reveal their most common feature - the viscosity. For instance, if we try to pull a plate placed on the film of an oil (Fig. 1), we find that the force required to keep the plate in slow motion

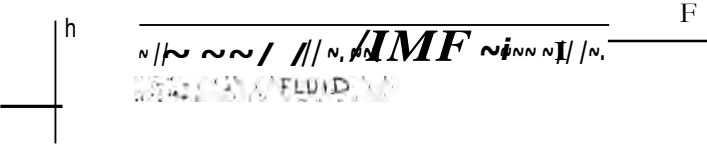


Fig.

along the foundation will be different from zero and its value will depend on the type of oil between the plate and the foundation. In the absence of slip, the uppermost surface of the oil moves with the same velocity as the plate and the lowermost surface of the fluid remains at rest, sticking to the foundation. The force, applied to the plate, will sustain a motion with a constant velocity - say v_o - if its value is chosen to be

$$F = p \frac{v_o}{h} A \tag{2.1}$$

where A is the area of the plate in contact with the fluid and h is the thickness of the film of oil. The coefficient p is called the *shear viscosity* and its value depends on the type of fluid.

It is customary in mechanics to deal with forces per unit area rather than with total force. Such a force, appearing in the above formula, is called a *shear stress*

$$\tau = p \frac{v_o}{h} = p x \tag{2.2}$$

where x is called the *shear rate* and, in this particular case, is defined by the formula

$$x = \frac{v_o}{h} \tag{2.3}$$

Formula (2.2) describes the simplest relation between shear stresses and shear rates in viscous fluids. The viscosity p depends on temperature and, in very many fluids, also on the shear rate itself. In such a case the dependence of shear stresses on x is non-linear. It remains, however, an odd function of x , which reflects the fact that the force F should change direction if we change the direction of the motion of the plate.

The question arises, as to whether we can describe all properties of a vis-

ous fluid by means of the single material coefficient η . It is obvious that in the above experiment, if we measure the force F alone, we cannot answer this question. There is, however, another quantity, which can be easily detected - if present - even in such a simple case. Namely, we can measure the vertical force, which we have to apply to the plate to keep constant the distance between the plate and the foundation. Such substances as water or glycerin do not give rise to such a force. At the same time, it has been known for some 100 years that certain fluids, such as canada balsam, glue in water, almond oil, whale liver oil etc. display a non-zero value of this force.

The fluids of the first type are called *newtonian* and of the second type - *non-newtonian*. The latter have gained in importance particularly due to the utilization of various polymer materials - polymer solutions and melts are in most cases non-newtonian.

To examine analytically the above effect, we have to say a few words about *normal stresses*. If we perform the *Gedankenexperiment*, removing the plate from the fluid then - to obtain again the same motion of the fluid - we have to apply forces, replacing the action of the plate on the fluid (Fig. 2). In

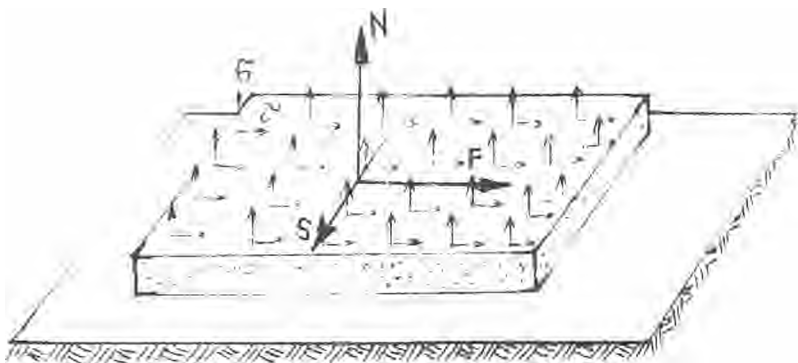


Fig. 2

the case of a newtonian fluid, we have to apply the tangent force F alone, which is distributed uniformly in the form of shear stresses τ . Obviously, we can neglect another tangent force S , choosing a proper reference frame.

In the case of non-newtonian fluids, we have to introduce additionally the normal force N . This should depend on the velocity of the plate - similarly to the force F . However, in contrast to the shear force, it should not depend on the direction of the motion. In other words, the force N should have the same value whether the plate moves to the left or to the right. This means that N must be an even function of v_0 . The simplest function, satisfying this condition, has the form

$$N = \beta (\quad - pA, \quad (2.4)$$

where β is a new material coefficient, characterizing the non-newtonian fluid and p is the pressure in the vessel, in which the experiment is performed. If we define the normal stresses in the vertical direction by the formula

$$\sigma_z = \frac{N}{A}, \quad (2.5)$$

then the relation (2.4) can be written in the form

$$\sigma_z = \beta x^2 - p. \quad (2.6)$$

We shall show later that the coefficient β is the combination of two material coefficients α_1 and α_2 , describing a so-called *viscous fluid of the second grade*.

The presence of normal stresses in non-newtonian fluids, called the *Weissenberg effect*, can be easily observed in various experiments. In *Fig. 3*, we show the difference in behaviour of newtonian and non-newtonian fluids in rotary motion. On the left hand side, we see that the form of the upper surface of a newtonian fluid is concave in such a motion. The non-newtonian fluid, shown on the right-hand side, forms the upper surface differently - the middle part is convex. This effect of "climbing" along the axis of rotation can also be observed, for instance, in every kitchen during the production of a paste, which climbs along the roll of the mixer.

The effect of normal stresses can be seen as well in the case of flow through a tube. This is shown in *Fig. 4*. The newtonian fluid on the left-hand side will form a regular stream at the exhaust, whereas the non-newtonian fluid will swell due to the normal stresses in the radial direction.

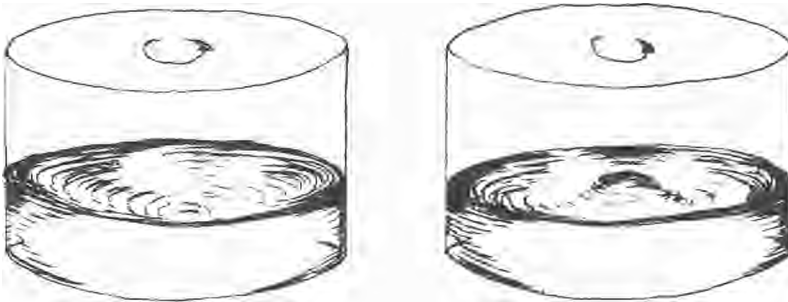


Fig. 3

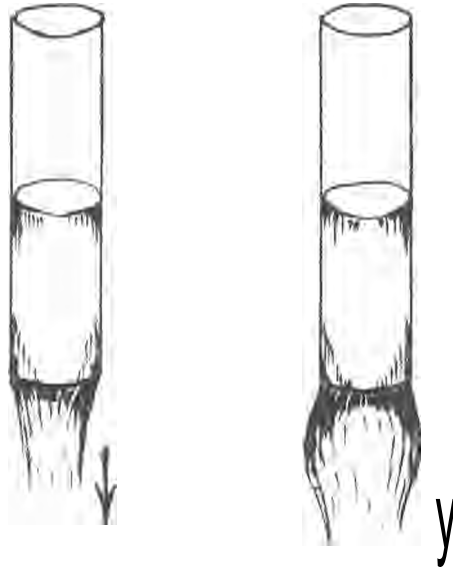


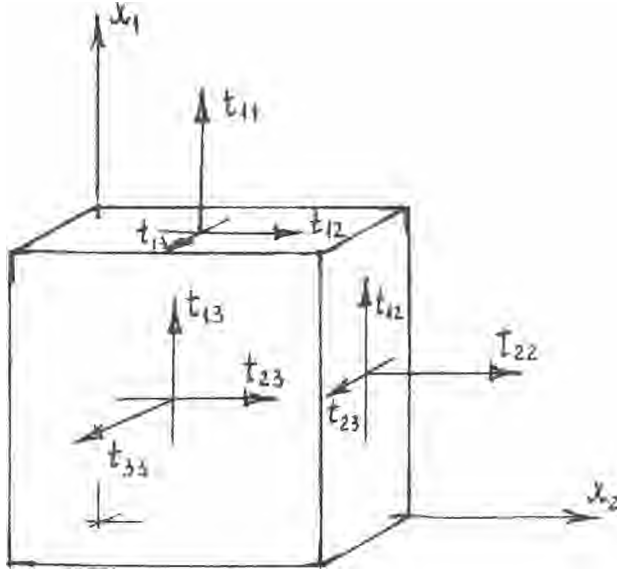
Fig. 4

All those effects have caused the development of a mechanical theory of such fluids since the second half of the XIXth century. The branch of mechanics, dealing with various viscous fluids, including the fluids of the second grade, forms the subject of *rheology*. The modern history of rheology has started in the late forties with numerous works of J.G. Oldroyd, R. S. Rivlin, K. Weissenberg and many others. This has been triggered by the purely intellectual interest in explaining such phenomena as well as by practical problems, arising in technological processes, such as the production of polymers, mixing substances in the production of various fluid mixtures, etc.

Before we go further one point must be particularly stressed. We have already mentioned that the material coefficients, describing the viscous fluids, depend on temperature. How sensitive those coefficients are to the level of temperature one can easily check pouring honey on one's breakfast bread. At the same time, all processes taking place in viscous substances must turn some work into heat - similarly to processes involving friction. This means that, during most non-stationary processes, the values of coefficients will not remain constant and their changes will depend on the way in which the heat is being transferred. Rheology, being a purely mechanical theory, cannot describe such phenomena. This leads us to the conclusion that we should try to find a thermodynamical description of viscous fluids. We will return to the troubles arising in this respect after presenting some ideas of rheology, which form the next Section of the paper.

3. Rivlin-Ericksen fluid of the second grade - the simplest model of a non-newtonian fluid

Let us try to formulate the relations, discussed in the previous Section, in the form capable of describing an arbitrary flow. To this end, we have to introduce other components of stresses. Fig. 5 shows a cube of substance in



x3

Fig. 5

a Cartesian frame of reference (x_1, x_2, x_3) , where all six components of stress are indicated: three normal stresses t_{11}, t_{22}, t_{33} and three shear stresses t_{12}, t_{13}, t_{23} . It is customary to write this collection of components in the compact form t_{kl} where k and l may take the values 1, 2 or 3. It is understood that $t_{12} = t_{21}, t_{13} = t_{31}, t_{23} = t_{32}$.

In the example, presented in Section 2, the components of stress are as follows

$$\begin{aligned}
 t_{11} &= -p + (2a_1 + a_2)x^2, & t_{22} &= -p + a_2x^2, & t_{33} &= -p, \\
 t_{12} &= -\alpha x, & t_{13} &= 0, & t_{23} &= 0.
 \end{aligned}
 \tag{3.1}$$

where the axis x_1 has been chosen to point in the direction of the force N , the

axis x_2 - in the direction of F , and the axis x_3 - in the direction of S . At the same time

$$\beta = 2 a_1 + a_2 \tag{3.2}$$

and a_1, a_2 are the two material coefficients, mentioned before.

The relations (3.1) follow from the general definition of the Rivlin-Ericksen fluid of the second grade, which we are going to present in the sequel as well as from the symmetry properties of the flow.

The other quantity, used in the previous Section, describes the *kinematics* of the flow. The shear rate x , defined in our example by the formula (2.3), represents the *velocity gradient*. Namely, it can be shown that the velocity of an arbitrary point of the fluid in this particular flow has the following components

$$v_1 = 0, \quad v_2 = v_0 \frac{x_1}{h}, \quad v_3 = 0, \tag{3.3}$$

which means that the particle does not move in the direction of axis x_1 ($v_1 = 0$) or of axis x_3 ($v_3 = 0$). The only motion appears, as expected, in the direction of axis x_2 , i. e. together with the plate. Points sticking to the foundation ($x_1 = 0$) do not move at all, and points sticking to the plate ($x_1 = h$) move with the velocity v_0 . It is easy to see that the shear rate is related to the velocity field (3.3) by the following formula

$$x = \frac{\partial v_2}{\partial x_1}. \tag{3.4}$$

In the general case, all three components v_1, v_2, v_3 of the velocity can be different from zero and, moreover, they can depend on all three coordinates x_1, x_2, x_3 . This means that, instead of one shear rate (3.4), we would then have nine components of the velocity gradient

$$\begin{aligned} & \frac{\partial v_1}{\partial x_1}, \frac{\partial v_1}{\partial x_2}, \frac{\partial v_1}{\partial x_3}, \frac{\partial v_2}{\partial x_1}, \frac{\partial v_2}{\partial x_2}, \frac{\partial v_2}{\partial x_3}, \frac{\partial v_3}{\partial x_1}, \frac{\partial v_3}{\partial x_2}, \frac{\partial v_3}{\partial x_3}. \end{aligned} \tag{3.5}$$

Similarly to the stress, we can also use in this case the compact notation $\frac{\partial v_k}{\partial x_l}$ where $k, l = 1, 2, 3$. It is customary to denote the partial derivative by a comma in this index notation, i. e.

$$\frac{\partial v_k}{\partial x_l} = v_{k,l}. \tag{3.6}$$

We are now in the position to generalize the relations (3.1) in order to cover the cases of arbitrary flows without any particular symmetry. We expect that the components of stress in a non-newtonian fluid should depend on the velocity gradient $v_{k,l}$ and its square $\sum_{m=1}^3 v_{k,m} v_{l,m}$ (on x and x^2 ,

respectively, in the example of the previous Section). It has been proved, however, that in the case of a flow, which changes in time, there is an additional contribution to stresses due to the time evolution of the velocity gradient. The simplest way to account for those changes is to add time

derivative $\frac{d}{dt}$ to the above two quantities. This set of 9 quantities reflects the *memory* of the substance, i. e. the influence of the past history of the substance on its present behaviour. We shall discuss the crucial importance of this problem further in the paper.

We usually impose an additional requirement on the general form of the relations (3.1). Namely, it should not make any difference whether we observe the flow sitting at rest or, for instance, through a camera, installed on the plate of the set-up, described in Section 2. This requirement, called the *principle of objectivity* or the *principle of frame-indifference*, leads to the conclusion that the stress should depend only on certain combinations of quantities

$$r \quad avk,l \quad (3.7)$$

$$\parallel \quad m=1 \quad at$$

rather than on all of them. It can be shown, for example, that the velocity gradient $v_k /$ contributes only through its symmetric combinations

$$v_{1,1}^2, v_{2,2}^2, v_{3,3}^2; v_{1,2} + v_{2,1}; v_{1,3} + v_{3,1}; v_{2,3} + v_{3,2}, \quad (3.8)$$

which leaves six out of nine components of v_k as proper variables for stresses.

Rivlin and Ericksen have introduced in the years 1955 two objects, reflecting the above requirement. They are called *the first and second Rivlin-Ericksen tensors* and are defined as follows

$$A_k^{(1)} = v_{k,l} + v_{l,k}, \quad (3.9)$$

$$A_k^{(2)} = \frac{dA_k^{(1)}}{dt} + \mathbf{I} \sum_{m=1}^1 A_{km}^{(1)} v_m + A_{km}^{(1)} v_m + A_{lm}^{(1)} v_{m,k}$$

In the simple case, considered in Section 2, they have the following non-zero components

$$A_{12}^{(1)} = A_{21}^{(1)} = x, \quad (3.10)$$

$$A_{11}^{(2)} = 2 \dot{x}^2.$$

Bearing in mind the above considerations, we can define the simplest non-newtonian fluid - the *Rivlin-Ericksen fluid of the second grade*. For such a substance the stress components are given by the relation

$$\tau_{kl} = -Q \delta_{kl} + p + a_1 A k^2 + a_2 \sum_{m=1}^3 \text{El}_{kin} j_{11}, \tag{3.11}$$

where δ_{kl} is a so-called Kronecker symbol, defined as follows

$$\delta_{11} = \delta_{22} = \delta_{33} = 1, \delta_{12} = \delta_{21} = \delta_{13} = \delta_{31} = \delta_{23} = \delta_{32} = 0 \tag{3.12}$$

We leave it to the reader to check that the relations (3.1) follow from (3.11), when one substitutes the relations (3.10).

As we have already mentioned, the coefficients a, a_1, a_2 , defining this fluid, depend on temperature but not on the velocity gradient and its derivatives. It has been found experimentally that this assumption is not strictly satisfied by most of the real non-newtonian fluids. We quote below a few experimental data obtained for a stationary flow by R. F. Ginn and A.B. Metzner in 1969 for the 10.5 wt.-% solution of polyisobutylene in decahydronaphthalene, which is a non-newtonian fluid, commonly used in laboratories.

It is seen that the values of a, a_1 and a_2 vary rather strongly with the change of the shear rate. It means that theoretical conclusions, drawn on the basis of the relation (3.11), may have rather a qualitative than a quantitative significance.

$\dot{\gamma}$ [1/s]	a [Ns ²]	a_1 [Ns ²]	a_2 [Ns ²]
0.5	107.8	-27.3	44.6
1.0	98.0	-19.0	28.3
2.0	42.0	-11.9	18.1

One of the basic features of the data presented in the above table is the sign of material coefficients. It has been shown that the viscosity A should be *positive* for all fluids, a_1 should be *negative* and a_2 *positive*. Those properties follow from both experimental data and some theoretical considerations within rheology. They also indicate certain stability properties, which, in turn, are of fundamental practical importance.

The question arises as to whether we can extend the above rheological model of a non-newtonian fluid to account for the temperature changes or, in other words, if we can construct a thermodynamical model of such a substance satisfying the following conditions:

i/ in the case of homogeneous temperature the model would be identical with that presented above;

ii/ the material coefficients would have at least the proper sign;

iii/ the model would deliver the equations for the time and space changes of the mass density ρ , velocity v_k and temperature T .

In the next Section, we present the simplest thermodynamical model of the non-newtonian fluids of the second grade.

4. Ordinary thermodynamics of non-newtonian fluids of the second grade

For the sake of simplicity, let us assume right away that we consider the processes in fluids, in which the distribution of temperature is *homogeneous in space*. This means that we neglect all effects connected with heat conduction. Such a class of processes coincides with the class considered in rheology. The aim of such considerations is to check if we get the same answers in thermodynamics and in rheology, as presented in the previous Section.

Continuum thermodynamics is supposed to construct the equations for the *mass density* ρ , *velocity* v_k and *temperature* T . All solutions of those equations should automatically satisfy the *second law of thermodynamics*.

The field equations are customarily constructed on the basis of balance equations, which are as follows:

1) mass balance

$$\frac{a}{at} + \sum_{k=1}^3 (Q v_k), k = 0 \tag{4.1}$$

2) momentum balance

$$\frac{a(Qv_k)}{at} + \sum_{k=1}^3 (Q V_k v_i - t_k), I = 0 \tag{4.2}$$

3) energy balance

$$\frac{a}{at} \left(\sum_{k=1}^3 (Q E + \sum_{l=1}^3 Q V_k V_l) + I \right) + \sum_{l=1}^3 \frac{r_l}{L} \sim \sum_{k=1}^3 2 Q v_k v_k + \sum_{j=1}^3 \frac{1}{j} \dots - \sum_{k=1}^3 \frac{t_k v_k}{\rho} = 0. \tag{4.3}$$

The equation (4.1) reflects the fact that the *mass* of a substance cannot be created or destroyed in any process.

The equation (4.2) says that the *momentum* of the substance cannot be

created or destroyed in any process without an interaction with the external world.

The equation (4.3), called also the *first law of thermodynamics*, describes the conservation of total energy

$$Q_E + \sum_{k=1}^2 \int v_k v_k, \quad (4.3)$$

where the first term denotes the *internal energy* and the second one - the *kinetic energy* of the fluid.

The five equations (4.1-3) become *field equations* for five fields Q, v_k, T, τ_{kl} and e . In the case of the Rivlin-Ericksen fluid of the second grade, they have the form

$$\begin{aligned} \tau_{kl} &= -P S_{kl} + p_{A_{k'l'}} + a_1 A^{(k2)} + a_2 \sum_{m=1}^3 A_{klm} A_{mll} \\ E &= E_0 + E_1 \sum_{k,l=1}^2 A_{kl} A_{k1} \end{aligned} \quad (4.4)$$

where in the case of an incompressible fluid ($Q = const$), p, a_{1i}, a_2, c_0 and c_i are functions of T alone. If we knew these coefficients, the substitution of (4.4) in (4.2-3) would give us the required field equations. This is, however, not the case. The coefficients p, a_1, a_2 are measured in mechanical experiments, as mentioned before. We expect from thermodynamics to predict the properties of the remaining two coefficients c_0 and e . To this end, we have to exploit the second law of thermodynamics.

In the case of a homogeneous distribution of temperature, i. e. without processes involving heat conduction, the second law assumes a particularly simple form. If we denote by η the *entropy density* per unit mass of the fluid, then the *second law* has the form

$$\frac{d\eta}{dt} + \sum_{k=1}^2 r_{l,k} v_k > 0 \quad (4.5)$$

where, for the Rivlin-Ericksen fluid of the second grade,

$$\sum_{k,l=1}^2 r_{kl} \sim \sum_{k,l=1}^2 A_{kl}^{(1)} A_{k1}^{(1)} \quad (4.6)$$

being coefficients which depend on temperature T alone.

Various methods have been developed to exploit the inequality (4.5). We omit, however, those technical details and present the final result. First of all, the coefficients c_0 and η_0 must represent so-called equilibrium values of the internal energy and entropy, respectively. It means that c_0 and η_0 are measured in ordinary calorimetric experiments. On the other hand, the coefficients r_{11}, a_1 and a_2 are related by the following formula

$$\tilde{\rho} = \frac{E}{T} - \frac{a_1}{4}$$

while the coefficient ρ should satisfy the inequality

$$\rho > 0. \tag{4.8}$$

The relations (4.7), (4.8) exhaust the consequences of the second law in the particular case under consideration. The only inequality for the material coefficients ρ, a_1, a_2 is expressed by (4.8) and this is in agreement with experiments (Section 3).

There is, however, another argument concerning the signs of coefficients and connected with thermodynamics. Namely, it is a commonly accepted property of all physical systems that they should develop in the direction of thermodynamical equilibrium, reaching it finally after a sufficiently long lapse of time, when left alone without being influenced by the external world. This means, however, that if we disturb the equilibrium of the system it will return to the same state, when the disturbance is removed. This property is called the *thermodynamic stability condition* for equilibrium. The situation resembles that of the ball lying in the valley (Fig. 6). In this simple

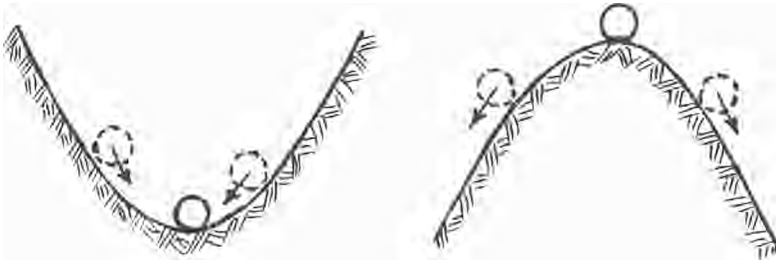


Fig. 6

mechanical case, the ball will try to minimize its potential energy, going back to the bottom of the valley when disturbed. This is in contrast to the behaviour of the ball on the top of a hill, shown on the right-hand side, where an arbitrary disturbance will drive the ball away from the *unstable* equilibrium at the highest position.

A similar rôle to the potential energy of the ball is played by the so-called *Helmholtz free energy* for thermodynamical systems

$$\rho r = e - T r l. \tag{4.9}$$

For our fluid this function has the form

$$\rho = (\rho_0 - T r l_0) + \frac{a_1}{40} P, P = \sum_{k,l=1}^3 A_{kll} A_{llk} \tag{4.10}$$

where the relation (4.7) has been used. This function has a minimum in equilibrium (where $\dot{w} = \dot{g}_0 := E_p - T \dot{l}_0$), if

$$a, > 0 \quad (4.11)$$

The above inequality has disastrous consequences. It obviously contradicts the experimental data and theoretical arguments of rheology. Hence, we have to face the alternative; either

i/ Rivlin-Ericksen fluid of the second grade contradicts the second law of thermodynamics and cannot be accepted as a model of any real substance, for which $a, < 0$,

or

ii/ Thermodynamics of continua contains a flaw, ruling out a sound physical model.

We come back to this problem in Section 6, after the presentation of an alternative thermodynamic model of a fluid, described by three material coefficients i, a_1, a_2 .

The above presented thermodynamic description of a non-newtonian fluid has been published in a more general context by Dunn and Fosdick in 1974 and then developed for various models in numerous publications. All of them have, however, the common feature, reflected by the inequality (4.11) that they contradict the experimental data for non-newtonian fluids.

5. Extended thermodynamics of non-newtonian fluids of the second grade

To resolve the problem of a thermodynamic description of non-newtonian fluids without contradicting experimental data Ingo Müller and myself have constructed a different thermodynamical model of such substances. I will present here the basic ideas of this work, referring the reader, interested in technical details, to our forthcoming publication.

The main aim of extended thermodynamics is to establish field equations for a larger number of fields than in ordinary thermodynamics, replacing by those fields the gradients appearing in constitutive relations of ordinary thermodynamics. For instance, in our case of a non-newtonian fluid, the model within ordinary thermodynamics was based on the assumption that the fields of mass density ρ (or, equivalently, the field of pressure p), velocity v_k and temperature T were supposed to describe the fluid. The deviation from thermodynamic equilibrium - in the case of a homogeneous temperature field - was described by the velocity gradient $v_{k,j}$ and its time derivative. For an incompressible fluid, only 5 components of the velocity gradient were required to describe the non-equilibrium state.

The additional fields of extended thermodynamics, chosen to describe the processes in non-newtonian fluids, replace those 5 components of the velocity gradient. The simplest natural choice is obvious - *components of stresses*. We have then the following fields:

- velocity field v_k (3 fields)
- temperature T (1 field)
- stress t_{ki} (6 fields).

There are then 10 fields instead of 5, appearing in ordinary thermodynamics. This means, however, that five balance equations, described in the previous Section, do not suffice for the purpose of constructing field equations. We must have 5 additional equations!

The whole idea of extended thermodynamics has arisen from the kinetic theory of fluids and, in particular, from the *Grad method*. This microscopical theory serves as a motivation of ordinary thermodynamics and is also behind the notions and equations of extended thermodynamics. It should be stressed that, if we were able to construct a kinetic theory of non-newtonian fluids, there would be no need for any phenomenological extended thermodynamics of such substances. We could then calculate all macroscopic properties of such substances from a very few microscopic quantities. This, however, is not the case. Such a kinetic theory does not exist yet and, even if it did, it would most likely be too complicated for exact calculations. In other words, it would require additional simplifying assumptions, spoiling its advantages over a phenomenological theory.

The above remarks justify our attempt to construct extended thermodynamics - a phenomenological (macroscopical) theory, which possesses, however, some features of the microscopic theory, not reflected in ordinary thermodynamics.

We will omit the details concerning the derivation of additional 5 equations, mentioned above, referring the reader again to our paper. The final approximate form of those equations is as follows

$$a_l \left(\frac{\partial}{\partial t} + v_k \frac{\partial}{\partial x_k} \right) s_{ir} - a_{kr} \sim S_{j\sim} S_{j\sim} l - s_{ki} + !/ 41/ = 0 \quad (5.1)$$

where

$$S_{ki} = t_{ki} - \frac{1}{3} \delta_{ki} \frac{\partial v_l}{\partial x_l} \quad (5.2)$$

is called the *deviator of stresses*. It is symmetric, i. e.

$$S_{12} = S_{21}, S_{13} = S_{31}, S_{23} = S_{32} \quad (5.3)$$

and it has only 5 independent components due to the condition

$$S_{t1} + S_{22} + S_{33} = 0, \quad (5.4)$$

which follows from the definition (5.2).

At the same time

$$\begin{aligned} \dot{S}_{kl} = & \frac{a_1 S_{kl}}{a_1} + \frac{3}{2} S_{kl,m} v_m \\ & + \sum_{i=1}^3 (\epsilon^{kiv} + S_{il} v_{l,k} - 3 a_{kl}) \quad j=1 \end{aligned} \quad (5.5)$$

is the time derivative of the deviator of stresses, chosen in such a way that the principle of objectivity is satisfied.

The coefficients p , a_1 , a_2 may still depend on p and T .

Equations (5.1) replace the constitutive relations (4.4) of ordinary thermodynamics. They have the form of *evolution equations* for the deviator of stresses S_{kl} . Such equations appear in ordinary thermodynamics in the case of models with internal variables (e. g. in the case of chemical reactions). There are, however, two important differences. First, in contrast to internal parameters, the stress deviator is not an additional variable - it also appears in ordinary thermodynamics of non-newtonian fluids. It has only changed its status - from a constitutive quantity it has been changed into one of the basic fields. Secondly, the evolution equations (5.1) have a strong microscopical motivation, they follow from some general considerations and correspond rather to the *balance equations* than to arbitrarily constructed evolution equations of internal parameters.

Before we proceed further with the exploitation of thermodynamics, let us check the consequences of the equation (5.1) in the simple case of shear flow, considered in Section 2. In this case

$$\dot{S}_{kl} = \sum_{i=1, j=1}^3 S_{ki} v_{i,l} + S_{il} v_{l,k} - \sum_{j=1}^2 a_{kl} S_{ij} v_{l,j} \quad (5.6)$$

This gives rise to the following set of relations

$$\mathbf{T} = x$$

$$S_{11} = 3(4a_1 + a_2) x^2,$$

$$S_{22} = -3(2a_1 - a_2) x^2 \quad (5.7)$$

$$S_{33} = -3(a_1 + a_2) x^2.$$

At the same time, according to equations (3.1), we have

$$\sum_{i=1}^3 = -3p + 2(a_1 + a_2) x^2. \quad (5.8)$$

If we combine (5.8) with the definition (5.2), we easily arrive at the relations (5.7). This means that our model gives the *same* constitutive equations as the rheological model in the case of *stationary* (time-independent) shear flow.

It can be easily shown that the above statement holds true for *all stationary flows*. This means also that the material coefficients, u , a_1 , a_2 have in our model the same meaning as in the rheological model of the non-newtonian fluid of the second grade.

The question arises as to what relations follow from (5.1) in arbitrary non-stationary flows. We will show on the example of shear flow again that they are entirely different than those of rheology, as presented in Section 2.

Neglecting again the terms of the order of magnitude x^3 and higher we get from (5.1) the following equation for shear stresses ($k = 1, 1 = 2$)

$$\frac{d\tau}{dt} + \frac{a_1}{a_2} \tau = \eta \dot{\gamma}, \quad \tau = \tau_{12}. \quad (5.9)$$

This differential equation can be easily solved. Let us assume that we know the value of shear stresses to be zero at the instant of time $t = 0$. Then its value at an arbitrary instant of time t (the solution of the equation (5.9)!) is given by the formula

$$\tau(t) = \frac{\eta}{a_1} \int_0^t \dot{\gamma}(s) \exp\left(-\frac{a_1}{a_2}(t-s)\right) ds. \quad (5.10)$$

Let us first check this formula for the case of a stationary flow, i. e. for the constant shear rate, say $\dot{\gamma}(t) = \dot{\gamma}_0$ for all instances t . We have then

$$\tau(t) = \eta \dot{\gamma}_0 \left[1 - \exp\left(-\frac{a_1}{a_2}t\right) \right]. \quad (5.11)$$

If we assume that $\dot{\gamma}_0 > 0$ and $a_1 < 0$ then, for a sufficiently long time interval, we have

$$\tau(t) \rightarrow \eta \dot{\gamma}_0, \quad (5.12)$$

which is equation (5.7).

If, however, the shear rate is not constant in time, then the shear stress is described by equation (5.10) - much more involved than (5.7).

One of the most striking features of the relation (5.10) is that the present value of stresses $\tau(t)$ depends not only on the present value of the shear rate $\dot{\gamma}(t)$ but also on all its past values $\dot{\gamma}(t-s)$, $s \in [0, t]$. In the theory of materials, this effect is called the *memory* of the material.

If we integrate twice by parts on the right-hand side of equation (5.10) then we arrive at the formula

$$\begin{aligned}
 -r(t) &= \dot{\gamma} x(t) + a_1 \int_0^t e^{-a_1(t-s)} (\dot{\gamma} x(0) + a_1 \int_0^s \dot{\gamma} ds) \exp\left(-\frac{a_1}{L} s\right) ds. \quad (5.13)
 \end{aligned}$$

Again, for $a_1 > 0$ and $a_1 < 0$ and a sufficiently long lapse of time we can neglect the term in the box. If there existed any grounds to claim that the integral on the right-hand side is small when compared with the remaining two terms, then we would get

$$\tau(t) = \dot{\gamma} x(t) + a_1 \int_0^t \tau(s) ds. \quad (5.14)$$

This would mean that the dependence of stresses not only on the present value of the shear rate $\dot{\gamma}$ but also on the present value of its time derivative $\ddot{\gamma}$ reflects, approximately, the memory of a non-newtonian fluid. This would correspond to the rheological model of a non-newtonian fluid of the second grade, relying on two Rivlin-Ericksen tensors A_{k1} and $A^{(0)}$

We will omit the calculation of the remaining components of stresses. It is only worth mentioning that the relations for normal stresses would have a similar structure to that for shear stress (5.10).

Now, let us go back to thermodynamics. We have to exploit again the entropy inequality (4.5).

The internal energy e and the entropy η are given by

$$\begin{aligned}
 e &= e_0 + \int_0^3 S_{ij} s_{ij}, \\
 \eta &= \eta_0 + \int_0^3 L_{ij} s_{ij}
 \end{aligned} \quad (5.15)$$

where the coefficients $c_{\alpha, \ell, r, 0}$ and t_{j1} are the functions of pressure and temperature.

As the consequence of the entropy inequality we get once more the inequality for the viscosity

$$\tau \dot{\gamma} > 0 \quad (5.16)$$

and, instead of the relation (4.7), the following expression for the entropy coefficient η_{11}

$$\gamma_1 = \frac{1}{T} (81 + 4 \frac{a_1}{i_2}) \quad (5.17)$$

in the case of the incompressible fluid.

Bearing in mind (5.17), we obtain the following formula for the Helmholtz free energy

$$\psi = E - T n = t V_0 - \frac{3}{4^{1/2}} \sim s_{ri} s_{ij} \quad (5.18)$$

where γ_{r0} , an equilibrium value of γ , depends only on the temperature T

The stability argument, presented in Section 4, now gives the following condition

$$a_1 < 0, \quad (5.19)$$

which is in agreement with experimental data and opposite to the result (4.11) of ordinary thermodynamics of non-newtonian fluids of the second grade!

In the next Section, we present an analysis of those results. Let us only mention, in addition, that the result (5.19) is also supported by our previous analysis of equation (5.10). In other words, the inequality (5.19) assures the convergence of the integrals, appearing in the relations for stresses and yields the transition from the non-stationary to stationary processes.

6. Conclusions

Let us summarize the results of the previous Sections. We have seen that the description of the same material - non-newtonian fluid of the second grade - is different in rheology, ordinary and extended thermodynamics. Namely, the relation of stresses τ_{kl} to the velocity gradient $v_{k,h}$ described by three material coefficients μ, a_1, a_2 has the form

$$\tau_{kl} = -p \delta_{kl} + a_1 \dot{\gamma}^2 + a_2 \sum_{m=1}^3 \dot{\gamma}^m A_{kl}^m, \quad (6.1)$$

$$\mu > 0, a_1 < 0, a_2 > 0$$

in rheology,

$$\tau_{kl} = -p \delta_{kl} + p \dot{\gamma}^2 + a_1 \dot{\gamma}^2 + a_2 \sum_{m=1}^3 \dot{\gamma}^m A_{kl}^m, \quad (6.2)$$

$$p > 0, a_1 > 0, a_1 + a_2 = 0$$

in ordinary thermodynamics,

$$\begin{aligned}
 tkl &= -V akl + Ski, \\
 S &= Aid + \frac{a1}{ra} Skl + \frac{a2}{In=1} km S_{mi} \quad \frac{1}{3} akl \quad S_{mi} S \quad (6.3) \\
 u &> O, a < O, a_2 \text{ —arbitrary}
 \end{aligned}$$

in extended thermodynamics.

We also know that the above relations become identical in the case of rheological and extended-thermodynamics models of stationary flows and those, in turn, agree qualitatively with experiments.

From the above remarks, it follows immediately that both rheological and ordinary thermodynamics models must be ruled out as candidates for the description of non-newtonian fluids, in which the normal stress (Weissenberg) effect appears.

The rheological model, with the negative coefficient a_1 , contradicts the second law of thermodynamics, as we have shown in Section 3. It has been used successfully for many years only due to an accidental agreement of the stress relation (6.1) with equations (6.3) in the case of all stationary flows, which, in turn, are of principal practical interest.

On the other hand, the thermodynamical model (6.2) gives the wrong sign of the coefficient a_1 , eliminates the Weissenberg effect from the theory and gives rise to various non-physical instabilities.

The new model, based on the extended thermodynamics approach, gives the proper description of stationary flows - in agreement with earlier rheological considerations, it yields the proper sign of the coefficient a_1 , and, in spite of quantitative discrepancies, may serve as the first approximation in the description of non-stationary flows. The type of memory effects, which follow from (6.3), agrees also quite well with the predictions of Boltzmann, following from his model for viscous materials. This seems further to indicate that the theoretical model of the normal stress effects in non-newtonian fluids requires much stronger memory effects than those reflected by the time derivatives of the velocity gradient (rate-type materials).

The model, based on extended thermodynamics, opens also the possibility to describe the effects, connected with heat conduction in non-newtonian fluids. As we have already mentioned, they are of primary importance for such substances.

References

1. R. S. Rivlin, J. E. Ericksen; Stress-Deformation Relations for Isotropic Materials, *J. Rat. Mech. Anal.*, 4, 1955.
2. B. D. Coleman, H. Markovitz, W. Noll; *Viscometric Flows of Non-Newtonian Fluids*, Springer-Verlag, Berlin- Heidelberg- New York, 1966.
3. R. F. Ginn, A. B. Metzner; Measurement of Stresses Developed in Steady Laminar Shearing Flows of Viscoelastic Media, *Trans. Soc. Rheol.*, 13: 4, 1969.
4. J. E. Dunn, R. L. Fosdick; Thermodynamics, Stability and Boundedness of Fluids of Complexity 2 and Fluids of Second Grade, *Arch. Rat. Mech. Anal.*, 56, 3, 1974.
5. I. Müller, K. Wilmanski; *Extended Thermodynamics of Fluids of Second Grade* (forthcoming).

Politische Ökonomie

Die »Klassiker« der Nationalökonomie haben sich intensiv mit dem Zusammenhang von Wirtschaft und Politik beschäftigt; es genügt, Adam Smith, Karl Marx oder Friedrich List zu nennen. Seither haben sich die Sozialwissenschaften auseinanderentwickelt. Es ist eine Wirtschaftswissenschaft mit einem raffinierten analytischen Instrumentarium entstanden. Dieser methodische Fortschritt wurde aber mit einer Einschränkung des Gebietes erkauft. Die reine Ökonomik befaßt sich ausschließlich mit den durch Preise geregelten wirtschaftlichen Tauschvorgängen. Die moderne Politikwissenschaft andererseits beschränkt sich auf den politischen Bereich und klammert weitgehend wirtschaftliche Belange aus. Diese Isolierung der Wissenschaften hat dazu geführt, daß der Zwischenbereich zwischen Wirtschaft und Politik nicht (mehr) erforscht wurde.

In den 60er Jahren hat die Politische Ökonomie eine Renaissance erlebt. Sie setzt sich zum Ziel, die Interdependenz zwischen Wirtschaft und Politik mit Hilfe des heute zur Verfügung stehenden Instrumentariums zu erfassen und zu erklären. Zu diesem Zweck werden unterschiedliche methodische Ansätze verwendet, und die Forscher rekrutieren sich aus allen Gebieten der Sozialwissenschaft.

Mit der Erforschung des Bereichs zwischen Wirtschaft und Politik geht auch eine Ausweitung der Sichtweise einher. Insbesondere bemühen sich Politische Ökonomen, das Verhalten der Menschen besser zu erforschen und dabei Erkenntnisse anderer Wissenschaften - insbesondere der Psychologie - zu verwerten.

Die beiden Ökonomen *Bruno S. Frey* und *Hannelore Weck-Hannemann* bemühen sich, den Zusammenhang zwischen Wirtschaft und Politik in einem konkreten Bereich, der Entwicklungshilfe, deutlich zu machen. Die von einem Industrieland (als Beispiel werden die Vereinigten Staaten genommen) gegebene Hilfe wird als politisches »Tauschgeschäft« interpretiert, d.h. die Hilfe empfangenden Entwicklungsländer müssen eine Gegenleistung in Form von politischer Unterstützung erbringen.

Der Beitrag von Politikwissenschaftlern zur Politischen Ökonomie wird durch zwei Aufsätze illustriert. *Douglas Hibbs* zeigt, daß Präsident Reagan in seiner ersten Wahlperiode (1980-84) die Inflation zwar gedämpft hat, daß dieser Erfolg aber durch einen wesentlichen Anstieg der Arbeitslosigkeit und leerstehende Produktionskapazitäten erkauft wurde. Hibbs' Beitrag ist vor dem Hintergrund von Reagan's problemloser Wiederwahl im Herbst 1984 zu sehen: Es ist dem Präsidenten gelungen, den Wirtschaftsablauf derart zu steuern, daß zum Wahlzeitpunkt die Wirtschaftslage relativ günstig war, so daß die Wähler ihn weiterhin unterstützten.

Der zweite Politologe, *Leon N. Lindberg*, diskutiert verschiedene Ansätze der heutigen Politischen Ökonomie und versucht, deren jeweilige Schwächen zu überwinden. Im Zentrum steht die Frage, inwieweit die Wirtschaft ein sich selbst organisierendes und sich selbst steuerndes System darstellt.

Einen wiederum anderen Weg gehen in einer Gemeinschaftsarbeit der Psychologe *Klaus Foppa* und der Ökonom *Bruno S. Frey*. Sie wollen das wirtschaftliche und politische Verhalten des Menschen besser erklären, indem sie den einem Individuum zur Verfügung stehenden Möglichkeitsraum sorgfältig analysieren: Er wird

durch begrenzte Ressourcen, begrenzende Standards und begrenzte Information eingeschränkt.

Die in diesem Jahrbuch zusammengestellten Arbeiten spiegeln die Interdisziplinarität des Schwerpunkts Politische Ökonomie in inhaltlicher und methodischer Hinsicht wider. Sie zeigen auch die durch das Wissenschaftskolleg ermöglichte Zusammenarbeit von Forschern unterschiedlicher Fachrichtungen.

Bruno S. Frey

Klaus Foppa und Bruno S. Frey

Menschliches Handeln: Entscheidungsvorbereitung und subjektiver Möglichkeitsraum*

1. Einleitung

Zielgerichtetes Verhalten wird in den Sozialwissenschaften unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet: während sich Handlungspsychologie und Handlungstheorie vor allem mit dem Problem der Steuerung des *Ablaufes* von Handlungsbeginn bis zur Zielerreichung befassen und dabei u.a. Funktion und Wirkung von Hindernissen analysieren (siehe u.a. von Cranach et al. 1980, Lenk (Hrsg.) u.a. 1977), wird in anderen Ansätzen vor allem die Frage thematisiert, welche Faktoren dafür verantwortlich sind, daß das Individuum in einer bestimmten Weise *zu handeln beginnt* bzw. sich für eine bestimmte Alternative *entscheidet*. Der Handlungsverlauf ist von untergeordnetem Interesse, wichtig ist, wie die Handlung »in Gang« kommt.

Wirtschaftswissenschaftliche und motivationspsychologische Erklärungsansätze treffen sich in ihrer Betonung dieses letzten Aspektes. Nicht von ungefähr beziehen sich denn auch beide - ausdrücklich oder implizit - häufig auf das gleiche formale Entscheidungsmodell: Danach wird jene Handlung ausgeführt, welche den maximalen Nettonutzen verspricht (»expected« oder »subjectively expected utility theory« - EU oder SEU).

* Wir möchten nicht versäumen, den Teilnehmern am »Ökonomisch-psychologischen Kolloquium«, das in der Zeit vom 24.1.-26.1.1985 am Wissenschaftskolleg zu Berlin stattfand, für Kommentare und Kritik zu einer früheren Version des hier dargestellten Modells zu danken: Hans Albert, Willi Meyer, Karl-Dieter Opp, Kurt Stapf und Wolfgang Stroebe. Unser besonderer Dank gilt Helmut Jungermann, der sich die Mühe gemacht hat, eine schriftliche Analyse dieser ersten Version zu formulieren, uns aber auch wichtige Hinweise zur vorliegenden Fassung gegeben hat. Aleida und Jan Assmann, Ruth Foppa-Würsten, Wolf Lepenies und Hannelore Weck-Hannemann danken wir für anregende und weiterführende Diskussionen. Dem Wissenschaftskolleg zu Berlin schließlich verdanken wir die seltene Gelegenheit, als Vertreter zweier verschiedener Disziplinen - Psychologie und Ökonomie - während Monaten unsere Überlegungen ohne jeden äußeren Druck immer wieder besprechen und revidieren zu können.

Wesentliches Merkmal dieser Modelle ist die Annahme, daß das Individuum Nutzen und Kosten einer Handlung bewertet und mit der Wahrscheinlichkeit gewichtet, mit der es beide erwartet. Nach der Analyse sämtlicher Möglichkeiten entscheidet es jeweils so, daß der erwartete Nettonutzen maximiert wird.' Zu Recht kann deshalb Schoemaker (1980, p. 13) feststellen: »(Expected utility theory) is the predominant economic choice model of today. As a prescriptive model, it states that people behave *as if* they ... maximize expected utility«.

In der Psychologie existieren ähnliche, durchaus akzeptierte Erklärungsmodelle. So stellt etwa Heckhausen (1980, S. 21) fest: »Es gibt wohl keine neuere Motivationstheorie, die nicht in ihren Grundzügen dem Modelltyp der sog. Erwartungs-mal-Werte-Theorien (*expectancy x value*) entspreche«. Diese Erwartungs-mal-Werte-Modelle bestimmen die Stärke eines Motivs (und damit die Intensität der Handlungstendenz) aus dem Produkt der sog. Valenz (d.h. des subjektiven Wertes der Handlungskonsequenzen) und der Erwartung des Individuums (oder der subjektiven Wahrscheinlichkeit), daß diese Konsequenzen tatsächlich eintreten.

Die Erwartungsnutzentheorie ist in den letzten Jahren von verschiedener Seite kritisiert worden (siehe u.a. Schoemaker 1980, 1982).² Sie richtet sich gegen die Art, in der die Wahrscheinlichkeiten des erwarteten Nutzens bestimmt werden, gegen die Auswahl der behandelten Entscheidungssituationen (siehe Edna Ullmann-Margalits Beitrag in diesem Band und Ullmann-Margalit & Morgenbesser 1979), gegen die Annahme, die Individuen verarbeiteten sämtliche verfügbare Information in rationaler Weise, und gegen die Vorstellung, das Entscheidungsproblem werde vom Handelnden so repräsentiert, wie es objektiv gestellt wird (siehe u.a. Kahneman & Tversky 1984; Kahneman, Slovic & Tversky 1982). Gerade das Problem der »Konstituierung der subjektiven Entscheidungssituation« (Jungermann 1985b) ist in den letzten Jahren stärker in den Vordergrund getreten (siehe u.a. Berkely & Humphreys 1982; Borcharding 1983; Jungermann 1985 a; Jungermann, von Ulardt & Hausmann 1983; Pitz & Sachs 1984). Unbeschadet davon wird jedoch der Entscheidungsprozeß nach wie vor unter relativ enger Perspektive gesehen. So wird in der Regel stillschweigend davon ausgegangen, daß die Konstitution der Alternativen, zwischen denen eine Entscheidung gefällt werden soll, selbst kein Problem darstellt, und daß die Fokussierung auf die Entscheidung im engeren Sinne, d.h. auf die Abwägung der gegebenen Möglichkeiten und die Wahl einer von ihnen, zum Verständnis des gesamten Prozesses ausreicht. Wir werden im folgenden zu zeigen versuchen, daß dies zu einer Verkürzung des Problems führt, die eine angemessene Erklärung des individuellen Entscheidungsverhaltens erschwert. Den Vorgang der Entscheidung im engeren Sinne werden wir dabei außer Betracht lassen.

2. Die Konstituierung des Möglichkeitsraumes

Reale Entscheidungen setzen nicht erst dort ein, wo bereits klar ist, zwischen welchen Möglichkeiten entschieden werden muß. Dem/der Handelnden stehen in den meisten Situationen zwar mehrere, selten jedoch sämtliche denkbaren Möglichkeiten offen (siehe hierzu u.a. Assmann 1984). Was er/sie tun *kann*, d.h. welche Alternativen für ihn/sie unter den gegebenen Umständen überhaupt in Betracht kommen, bildet den - wie wir künftig sagen wollen - subjektiven *Möglichkeitsraum*. Die Konstitution dieses Möglichkeitsraumes unterliegt verschiedenen *Restriktionen*, die, unabhängig davon, ob das Individuum sie wahrnimmt oder nicht, wirksam sind (indem sie eben die Alternativen beschränken, zwischen denen das Individuum schließlich auswählt).³ Im wesentlichen lassen sich *drei Klassen von Restriktionen* unterscheiden:

1. Restriktionen auf Grund begrenzter Ressourcen;⁴
2. Restriktionen auf Grund begrenzender Standards;
3. Restriktionen auf Grund begrenzter Information.

ad I. Restriktionen auf Grund begrenzter Ressourcen

a) Ökonomische Restriktionen.

Möglichkeitsräume von Handelnden sind - auch wenn Psychologen dies häufig nicht wahrhaben wollen - durch die Begrenztheit der verfügbaren Mittel eingeschränkt. In einer gegebenen Situation scheidet bestimmte Handlungen für ein Individuum allein schon deshalb *von vorneherein* aus, weil sie zu »teuer« sind. Versuchen wir, uns das in etwas allgemeinerer Form vor Augen zu führen.

Der Einfachheit halber seien nur zwei Güter (x_1 und x_2) betrachtet. Die mögliche Menge der beiden Güter, die erworben oder konsumiert werden kann, wird durch die sog. *Bilanzgleichung* bestimmt. Danach wird das Einkommen Y (inklusive der Vermögensbestandteile und Kreditmöglichkeiten) so auf die beiden Güter aufgeteilt, daß gilt

$$Y = x_1 p_1 + x_2 p_2$$

wobei p_1 und p_2 dem Preis der Güter x_1 und x_2 entspricht. Wie *Abb. 1* zeigt, stellt die Bilanzgleichung eine Gerade dar, die den Möglichkeitsraum des Individuums begrenzt.⁵

Dieser Möglichkeitsraum entspricht der Fläche *OAB* und beschreibt die - bei gegebenem Einkommen und gegebenen Preisen - möglichen Mengenverhältnisse, in denen die Güter x_1 und x_2 angeschafft oder konsumiert werden können. Steigt das Einkommen des betrachteten Individuums, ver-

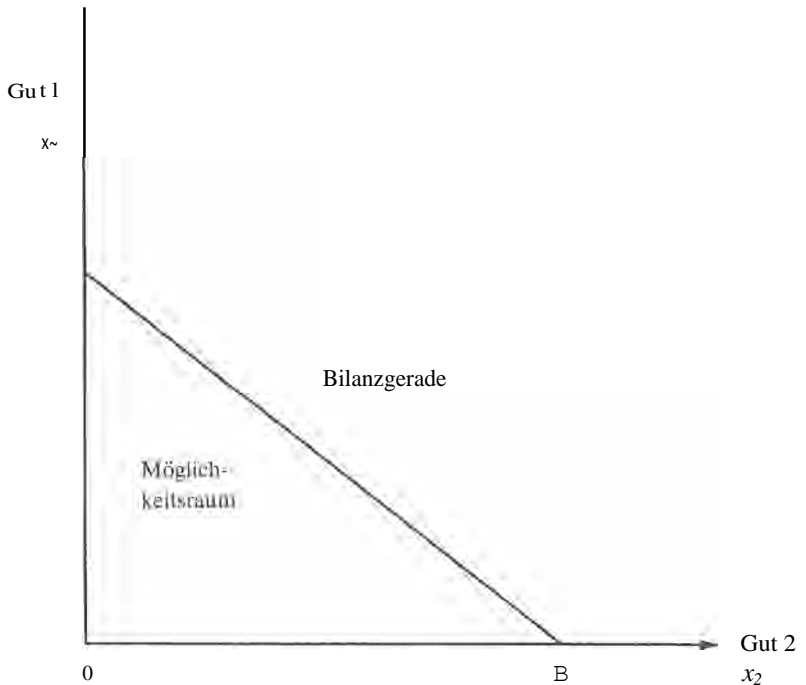


Abb. 1.: Der durch Einkommen und Güterpreise bestimmte Möglichkeitsraum

schiebt sich die Bilanzgerade parallel nach oben und der Möglichkeitsraum wird größer. Von jedem der beiden Güter kann mehr erworben und konsumiert werden. Verändert sich hingegen das Verhältnis der beiden Preise p_1/p_2 , ändert sich der Möglichkeitsraum in anderer Weise. Nehmen wir an, P_1 (der Preis des Gutes x_1) fällt und P_2 steigt. Ein Käufer, der nur eines der beiden Güter konsumieren will, kann bei gegebenem Einkommen nun entweder mehr Einheiten des Gutes x_1 oder weniger Einheiten des Gutes x_2 erwerben (siehe Abb. 2: OA' anstelle von OA oder OB' anstelle von OB).

Der Möglichkeitsraum ändert sich infolge der Änderung der Güterpreise von OAB zu OAB' : Ein Konsum im gepunkteten Bereich CBB' ist nicht mehr möglich, da das Einkommen dazu nicht ausreicht. Im schraffierten Bereich CAA' kann demgegenüber zusätzlich konsumiert werden. Geht man davon aus, daß sich der Konsum vieler Individuen entlang der (alten) Bilanzgeraden AB verteilt, wird - wenigstens tendenziell - der Konsum des teurer gewordenen Gutes x_2 abnehmen, während der Konsum des Gutes x_1 steigen sollte. Dieses sog. *Nachfragegesetz*, das für die ökonomische Analyse konstitutiv ist, läßt sich ohne Rückgriff auf eine Nutzen-

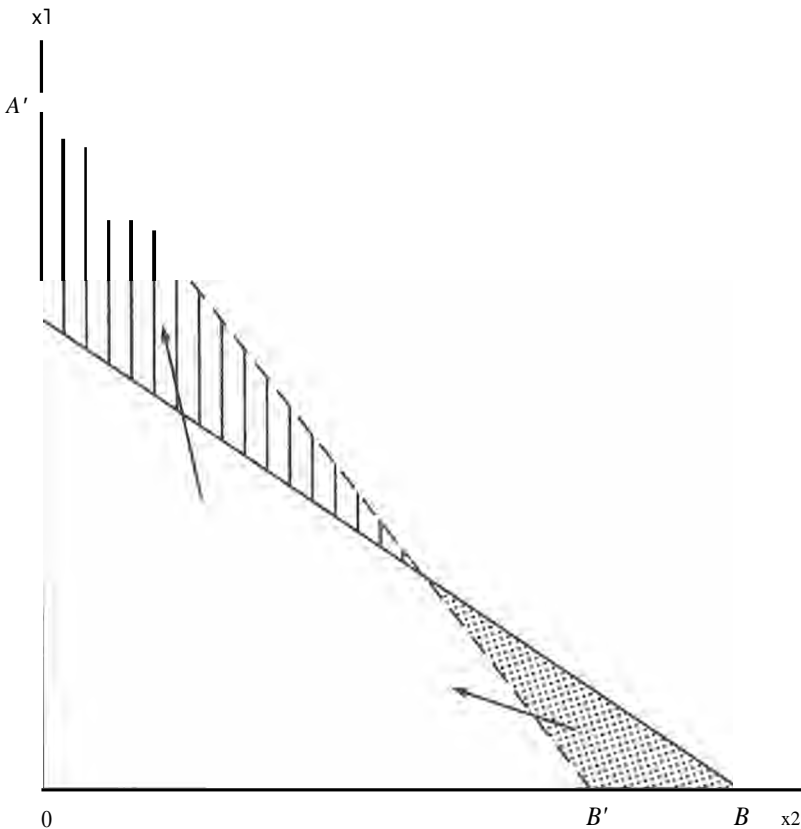


Abb. 2.: Veränderung des Möglichkeitsraumes infolge einer Veränderung der Güterpreise

oder Indifferenzkurve ableiten: es genügt anzunehmen, daß die Konsumenten eine größere Menge eines Gutes x einer kleineren Menge vorziehen (Becker 1962). Die Änderung der Nachfrage wird jedoch ausschließlich aus der Veränderung des Möglichkeitsraumes erklärt.⁶

b) Zeitliche Restriktionen

Zeitliche Restriktionen können auf unterschiedliche Weise wirksam werden: entweder kann eine Handlung aus dem Möglichkeitsraum ausscheiden, weil ihre Durchführung mehr Zeit beansprucht, als insgesamt zur Verfügung steht; oder sie scheidet aus, weil eine bestimmte Qualität nicht innerhalb gegebener zeitlicher Grenzen realisierbar ist.' Für Akkordarbeit

gälte demnach, daß für ein Individuum die Herstellung einer bestimmten Menge eines Produktes pro Zeiteinheit nur auf einem bestimmten Qualitätsniveau möglich ist.

c) Physische Restriktionen

Bestimmte Handlungen fallen deshalb außerhalb des subjektiven Möglichkeitsraumes, weil das Individuum nicht über die physischen Voraussetzungen zu ihrer Ausführung verfügt. So liegt z.B. für ein Kind die Gründung einer Familie ebenso außerhalb des Bereiches seiner - physischen - Möglichkeiten wie für eine 60-jährige Frau eine Schwangerschaft. Das heißt natürlich nicht unbedingt, daß sich das Individuum nicht der *Illusion* hingeben könnte, es sei fähig, derartiges zu tun, und die entsprechende Handlung deshalb ernsthaft als Alternative in Betracht zieht. Was immer aber seine subjektive Überzeugung sein mag, sie wird sich gegen die *Realität der Restriktion* nicht durchsetzen können.

Manche physischen Restriktionen sind nicht dauernd, sondern nur temporär wirksam. Ermüdung, die der Anlaß sein kann, anstrengende Handlungen vorübergehend aus dem Möglichkeitsraum auszuschließen, verschwindet nach einer gewissen Erholungsphase, Krankheiten bessern sich u.U. nach einiger Zeit, Behinderungen bleiben jedoch in der Regel bestehen.

Ähnlich wie solche »biologischen« Restriktionen wirken »physikalische«. Zwei oder mehrere Handlungen, deren Ausführung die gleichzeitige Anwesenheit an zwei verschiedenen physikalischen Orten verlangte, können nicht gleichzeitig ernsthaft in Erwägung gezogen werden. Wenigstens eine von ihnen muß aus dem Möglichkeitsraum ausscheiden.

d) Psychische Restriktionen

Von etwas anderer Art sind psychische Restriktionen. Sie schränken zwar den Handlungsspielraum des Individuums (d.h. die in Betracht gezogenen Möglichkeiten) vielfach nicht weniger effizient ein, als dies physische Restriktionen tun (man denke etwa an die Konsequenzen der Ängstlichkeit), machen aber den Anschein, als seien *sie* irgendwie weniger »real«. Das hängt vermutlich damit zusammen, daß man angesichts physischer Begrenzungen des Handlungsspielraumes versuchen kann, etwas zu tun (wozu man eigentlich nicht in der Lage ist), ohne daß dadurch die Restriktion aus der Welt geschafft würde. Zieht jedoch der Ängstliche Handlungsmöglichkeiten in Betracht, die für ihn - wegen seiner Ängstlichkeit - bisher außerhalb des Möglichkeitsraumes lagen, dann ist er in diesem Augenblick nicht mehr (oder jedenfalls nicht mehr in gleicher Weise) ängstlich. Ähnliches gilt für Alternativen, für die ursprünglich »kein Interesse« bestand, und die zu einem bestimmten Zeitpunkt trotzdem erwogen werden.

Für Begrenzungen von Handlungsmöglichkeiten, die z.B. auf Begabungsdefizite oder psychische Krankheit zurückzuführen sind, gilt dies freilich nicht, was möglicherweise damit zusammenhängt, daß es sich hier eher um *physische* als um *psychische* Barrieren handelt.

e) »Ökologische« Restriktionen

Restriktionen können aber auch in den »Umständen« begründet sein. Vor die Frage gestellt, für welchen Beruf er/sie sich entscheidet, sind natürlich nicht nur Begabungs-, Ausbildungs- und physische Voraussetzungen von Einfluß darauf, welche Wahlmöglichkeiten überhaupt in Frage kommen. Mindestens ebenso wichtig ist es, welche Arten von Ausbildungsplätzen zur Verfügung stehen.

Mutatis mutandis gilt dies für den Einfluß der Umwelt im allgemeinen: bestimmte Handlungen sind nur unter bestimmten ökologischen Gegebenheiten möglich, was uns freilich so selbstverständlich ist, daß wir darauf in der Regel keine Gedanken verschwenden. Daß wir z.B. im Gebirge im allgemeinen nur dort Auto fahren können, wo eine Straße vorhanden ist, erscheint uns »natürlich«, ohne daß wir uns Rechenschaft darüber geben, wie sich durch derartige Beschränkungen unser Handlungsspielraum verändert.

ad 2. Restriktionen auf Grund begrenzender Standards

Implizite oder kodifizierte Normen begrenzen den subjektiven Möglichkeitsraum nur bedingt. Denn es ist offenkundig, daß kodifiziertes Recht Straftaten nicht verhindern kann, und daß subjektive Normen und Werte unter geeigneten Umständen ihre Bedeutung für die Konstitution des subjektiven Möglichkeitsraumes verlieren. Kriege und politische Unruhen sind beredete Beispiele dafür, daß individuelle Moral- und Wertvorstellungen zusammenbrechen können, und Individuen Handlungen in Erwägung ziehen, die unter »normalen« Umständen weit außerhalb ihres Möglichkeitsraumes gelegen waren. Möglicherweise ändert sich unter solchen Bedingungen jedoch weniger das Wertsystem als die Art der sozialen Kontrolle.

ad 3. Restriktionen auf Grund begrenzter Information

Handlungen, von denen man nichts weiß, können trivialerweise nicht im subjektiven Möglichkeitsraum liegen. Solange niemand eine Ahnung davon hat, wie man Feuer macht, kann man nicht überlegen, ob man die Jagdbeute braten soll oder nicht. Für das Individuum genügt auch dieses

allgemeine Wissen nicht: Es selbst muß über eine Möglichkeit informiert sein, um sie in Erwägung ziehen zu können. Und diese Möglichkeit muß ihm auch genau dann »in den Sinn« kommen, wenn es eine Entscheidung zu fallen hat.

Modernen Menschen stehen vielfältige Mittel zur Verfügung, sich über den aktuellen Wissensstand zu informieren. Deshalb kann man annehmen, daß in den subjektiven Möglichkeitsräumen (gerade von effizienten Personen) die Handlung der *Informationsbeschaffung* als Voraussetzung weiterer Handlungsschritte (in bezug auf einen - durch die neue Information u.U. geänderten - Möglichkeitsraum) enthalten ist. Wie man sich dies im einzelnen vorzustellen hätte, muß hier offenbleiben.

3. Implikationen des Konzepts des subjektiven Möglichkeitsraumes

Die Konstitution der Möglichkeitsräume hängt also von zwei Faktoren ab: einmal von den objektiven Gegebenheiten, andererseits aber von bestimmten psychischen Voraussetzungen. Da in ihnen der Handlungsspielraum umschrieben ist, der für ein Individuum in einer bestimmten Situation besteht, also die Alternativen enthalten sind, zwischen denen es tatsächlich wählen kann, scheint es trotzdem berechtigt, vom *subjektiven Möglichkeitsraum* zu sprechen.

Möglichkeitsräume konstituieren sich aber nicht nur in bezug auf verschiedene gegenwärtige Situationen, sondern auch hinsichtlich künftiger Ereignisse, die man »für möglich hält«. (In diesem Sinne könnte man auch von *Möglichkeitsräumen künftiger Ereignisse* reden; um Mißverständnisse zu vermeiden, wollen wir aber davon Abstand nehmen.) So kann jemand im Hinblick auf eine für möglich gehaltene Vernichtung des Waldes in Erwägung ziehen (in den Möglichkeitsraum seiner Handlungen die Alternative aufnehmen), nicht mehr mit dem Auto zu fahren. Solche künftigen Ereignisse unterliegen übrigens wiederum nicht nur objektiven Restriktionen (gewisse Möglichkeiten künftiger Entwicklung scheiden definitiv aus, z.B. daß man sich von einem gewissen Zeitpunkt an wieder verjüngt), sondern auch subjektiven. Man mag sich zwar durchaus darüber im klaren sein, daß es objektiv möglich ist, Opfer einer schweren Krankheit zu werden, für sich selbst aber nicht damit rechnen, daß einem derartiges tatsächlich zustößt.

Da die Möglichkeitsräume Basis des individuellen Handelns sind, und zwar in dem Sinne, daß sie die Gesamtheit der Alternativen enthalten, zwischen denen in einer bestimmten Situation entschieden wird, bleiben die Konsequenzen der Handlung, für die man sich entschieden hat, nicht ohne Einfluß auf die *Veränderung* des Möglichkeitsraumes. Erfolg und Mißerfolg

beeinflussen das künftige »Schicksal« einer Handlungsalternative, sind jedoch sicher nicht die einzigen Faktoren, die dafür verantwortlich sind, daß sie weiterhin in Betracht gezogen wird oder aus dem Möglichkeitsraum ausscheidet. So ist z.B. durchaus vorstellbar, daß Propaganda zur Erweiterung oder Verengung des subjektiven Möglichkeitsraumes beiträgt. Während man aber aus der traditionellen Lernpsychologie einiges über die Mechanismen der Wirkung von Handlungskonsequenzen weiß, ist sehr viel weniger klar, von welchen Bedingungen Prozesse der Einstellungsänderung abhängen und wie sie funktionieren.

Natürlich ist mit der Aufzählung möglicher Restriktionen des Handlungsspielraumes das Problem der *Entscheidungsfindung* nicht gelöst. Aber es erscheint in einem etwas anderen Licht. Geht man nämlich davon aus, daß die Zahl der Alternativen, die ein Individuum in einer gegebenen Situation bei seiner Entscheidung berücksichtigt, erheblich kleiner ist als die Zahl der *denkbaren* Möglichkeiten, vereinfacht sich dadurch das Problem u.U. erheblich. Im Extremfall reduzieren die Restriktionen den Möglichkeitsraum auf eine einzige Handlung. Was dem Außenstehenden als Entscheidungsproblem erscheinen mag, ist für das handelnde Individuum zum Vollzug einer Notwendigkeit geworden.

Wollte man auf der Basis dieser Überlegungen ein Modell formulieren, aus dem Vorbereitung, Ablauf und Konsequenzen der Entscheidungsfindung verständlich werden, müßte man Genese, Wirkungsweise und Wechselspiel der Restriktionen sehr viel genauer darstellen, als dies hier möglich ist. Ohne ein derartiges Modell ist aus der Benennung einzelner Restriktionen aber auch kein Forschungsprogramm abzuleiten. Vorerst bleibt es daher beim Versuch einer gewissen Systematik jener Faktoren, welche die Handlungsspielräume einzelner Individuen begrenzen.

Gewisse neue Perspektiven zeichnen sich allerdings trotzdem ab. So scheint z.B. das Problem der »neuen« Kriminalität (Computer-Kriminalität; Wirtschaftskriminalität im Rahmen der Subventionspolitik der EG etc.) ja, der Kriminalität im allgemeinen, besser im Rahmen eines Ansatzes lösbar zu sein, der von Veränderungen des subjektiven Möglichkeitsraumes ausgeht, als mit Hilfe eines »klassischen« Entscheidungsmodells (siehe u.a. Ehrlich 1973). Ob damit auch der Grundstein zu einer radikaleren Änderung des »Homo oeconomicus«-Konzeptes gelegt wäre (McKenzie & Tullock 1984), die zu einem *realistischeren* Bild des (ökonomischen) Handelns führen würde, läßt sich freilich im Augenblick noch nicht sagen.

Anmerkungen

- 1 Am Grundsatz ändert sich nichts, wenn davon ausgegangen wird, daß das Individuum z.B. den maximalen Verlust minimiert, d.h. jene Variante wählt, bei der im ungünstigsten Fall der Verlust minimal ist, etc.
- 2 Die Erwartungs-mal-Werte-Theorien der Motivation scheinen demgegenüber nicht umstritten zu sein.
- 3 Borchering (1983, S. 75) spricht zwar auch vom »Aktionsraum A, bestehend aus allen verfügbaren Handlungsalternativen A.«, meint damit aber u.E. etwas anderes als wir mit »subjektivem Möglichkeitsraum«. Nur Beach und Wise (1980, S. 374 f.), die im Anschluß an Lewin das Konzept der »Barrieren« verwenden, sehen das Problem in ähnlicher Weise. Sie schreiben: »In most decision analyses, decisions are made by selecting a course of action among a set of available alternatives.... However, there are cases in which barriers are extremely important. One is when a plausible course of action (path) is psychologically barred... . The second form of barrier is physical. This means that there is some obstruction that bars the person from selecting some course of action even though it might otherwise be the preferred course«.
- 4 Schönplflug (im Druck) macht übrigens auf einen anderen Aspekt begrenzter Ressourcen aufmerksam: begrenzte und überlastete Ressourcen lassen sich als Wurzel von Streß verstehen. Auf die interessante »handlungsökonomische« Behandlung dieses Problems kann jedoch hier nicht eingegangen werden.
- 5 Selbstverständlich wären auch kompliziertere Modelle denkbar, in denen die Begrenzung des Möglichkeitsraumes nicht durch eine Gerade abgebildet wird.
- 6 Die Auswirkungen dieses Ansatzes auf die Wirtschaftstheorie werden ausführlicher in Frey & Foppa, 1985, diskutiert.
- 7 Wir verdanken diesen Hinweis einer Diskussion im Rahmen eines Kolloquiums an der Freien Universität Berlin unter Leitung von Wolfgang Schönplflug.

Literatur

- Assmann I., Politik zwischen Ritual und Dogma. Spielräume politischen Handelns im pharaonischen Ägypten. *Speculum* 1984, 35, 97-114.
- Beach L.R. & Wise J.A., Decision emergence: a Lewinian perspective. *Acta Psychologica*, 1980, 45, 343-356.
- Becker G.S., Irrational behaviour and economic theory. *Journal of Political Economy*, 1962, 70, 1-13.
- Becker G.S., *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. Tübingen: Mohr (Siebeck), 1982.
- Berkely D. & Humphreys P., Structuring decision problems and the »bias heuristics«. *Acta Psychologica*, 1982, 50, 201-252.

- Borcherding K., Entscheidungstheorie und Entscheidungshilfeverfahren für komplexe Entscheidungssituationen. In: Irle M. (Hrsg.), Methoden und Anwendungen in der Marktpsychologie. S. 64-173. Enzyklopädie der Psychologie D /III /5. Göttingen u.a.: Hogrefe, 1983.
- Cranach, M. v., Kalbermatten U., Indermühle K., Gugler B., Zielgerichtetes Handeln, Bern: Huber, 1980.
- Ehrlich I., Participation in illegitimate activities: A theoretical and empirical investigation. *Journal of Political Economy*, 1973, 81, 520-565.
- Frey B.S. & Foppa K., Human behaviour: possibilities explain action (vervielfältigtes Manuskript, Univ. Zürich, Dec. 1985).
- Heckhausen H., Motivation und Handeln. Berlin u.a.: Springer Verlag, 1980.
- Jungermann H., 1985 a, persönliche Mitteilung.
- Jungermann H., Some judgements, but no decision about the rationality concept. In: Gasparski W. & Miller D. (eds.), Projektowanie i Systemi (Design and Systems), 1985 (b), IX. Wrocław: Ossolineum. (Im Druck)
- Jungermann H., Ullardt I. v., & Hausmann L., The role of the goal for generating actions. In: Humphreys P, Svenson O. & Vari A. (eds.), Analysing and aiding decision processes. 223-236. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1983.
- Kahneman D., Slovic P. & Tversky A. (eds.), Judgement under uncertainty: Heuristics and biases. Cambridge University Press, Cambridge, New York: 1982.
- Kahneman D. & Tversky A., Choices, Values and Frames. *American Psychologist*, 1984, 39, 341-350.
- Lenk H. (Hrsg.), Handlungstheorien interdisziplinär. München: Fink, u.a. 1977.
- McKenzie R. & Tullock G., Homo Oeconomicus. Frankfurt: Campus, 1984.
- Pitz G.F. & Sachs N.J., Judgement and decision: Theory and application. *Annual Review of Psychology*, 1984, 35, 139-163.
- Schoemaker P.J.H., Experiments on decisions under risk: the expected utility hypothesis. Den Haag: Nijhoff, 1980.
- Schoemaker P.J.H., The expected utility model: its variants, purposes, evidence, and limitations. *Journal of Economic Literature*, 1982, 20, 529-563.
- Schönplflug W, Behavior economics as an approach to stress theory. In: Apply M. & Trumbull R. (eds.), Psychological Stress Theory (in press).
- Ullmann-Margalit E. & Morgenbesser S., Picking and Choosing. *Social Research*, 1977, 44, 757-785.
- Ullmann-Margalit E., Opting: the case of »big« decisions. Vortrag am Wissenschaftskolleg zu Berlin (13.3.1985).

Bruno S. Frey und Hannelore Weck-Hannemann

Entwicklungshilfe und Internationale Politische Ökonomie*

I. Wer gibt und wer erhält Entwicklungshilfe?

Finanzielle Hilfe zum Zwecke der Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung von Ländern der Dritten Welt wird von verschiedenen Ländern und multilateralen Organisationen in stark unterschiedlichem Ausmaß geleistet. Die offizielle Entwicklungshilfe (d. h. unter Ausschluß der finanziellen Hilfe von seiten der Kirchen und anderen karitativen Organisationen, sowie privater Unternehmen) betrug im Jahre 1982 zum Beispiel¹

Vereinigte Staaten	5,4 Mrd US Dollar
Frankreich	3,5 Mrd US Dollar
Bundesrepublik Deutschland	2,6 Mrd US Dollar
Vereinigtes Königreich	1,1 Mrd US Dollar.

Die im »Development Assistance Committee« im Rahmen der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) zusammengeschlossenen westlichen Industrieländer spendeten insgesamt 20,1 Mrd Dollar. Im Vergleich dazu ist der Beitrag der kommunistischen Länder (ohne die chinesische Volksrepublik) mit knapp 3 Mrd Dollar gering. Über multilaterale Kanäle wie der Weltbank und anderen Organisationen der Vereinten Nationen sind 7,8 Mrd Dollar an Entwicklungshilfe geflossen.

Die Höhe und Verteilung der Entwicklungshilfe wird auch heute noch weitgehend im *nationalen* Rahmen entschieden^e. Wie die aufgeführten Zahlen deutlich machen, gewähren die Vereinigten Staaten bei weitem am

*Die in diesem Aufsatz kurz wiedergegebenen Forschungsergebnisse sind aus der Zusammenarbeit der beiden Autoren während ihres Aufenthaltes am Wissenschaftskolleg entstanden. Die zugrundeliegenden theoretischen Überlegungen konnten ausführlich mit Douglas Hibbs diskutiert werden. Wertvolle Anregungen verdanken wir außerdem Klaus Foppa, Bruno Fritsch, Udo Ernst Simonis und Paul Streeten. Jürgen Wolters danken wir für ökonomischen Rat, Uli Widmaier für die Beschaffung der Daten und Wolfgang Neudorfer für die Unterstützung bei der Aufbereitung der Daten. Wir sind auch dem Schweizerischen Nationalfonds für finanzielle Hilfe bei der weiteren Ausarbeitung dankbar.

meisten (offizielle) Entwicklungshilfe. Daher wird im folgenden der Schwerpunkt auf die amerikanische Entwicklungshilfe gelegt.

Die Vereinigten Staaten geben den einzelnen Entwicklungsländern stark unterschiedlich viel Hilfe. Im Jahre 1982 erhielten zum Beispiel

Ägypten	930 Mill US Dollar
Israel	800 Mill US Dollar
Pakistan	150 Mill US Dollar
Indien	140 Mill US Dollar
Indonesien	110 Mill US Dollar
Philippinen	70 Mill US Dollar
Niger	20 Mill US Dollar
Mali	10 Mill US Dollar.

Gegen diese Aufzählung läßt sich einwenden, daß sie ein verzerrtes Bild wiedergibt, weil die Bevölkerung der aufgeführten Länder ja ganz unterschiedlich groß ist; so hat zum Beispiel Indien rund 700 Millionen, Mali hingegen nur 7 Millionen Einwohner. Es liegt nahe, daß die Vereinigten Staaten Ländern mit großer Bevölkerung (absolut) mehr Hilfe zukommen lassen als solchen mit nur wenig Einwohnern. Wie aus der nachstehenden Auflistung zu ersehen ist, verstärken sich jedoch die Unterschiede zwischen der von den Ländern erhaltenen Entwicklungshilfe noch, wenn die Zuwendungen *pro Kopf der* Bevölkerung des Empfängerlandes betrachtet werden:

Ägypten	21 US Dollar
Israel	201 US Dollar
Pakistan	2 US Dollar
Indien	0,2 US Dollar
Indonesien	0,7 US Dollar
Philippinen	1 US Dollar
Niger	4 US Dollar
Mali	2 US Dollar.

Israel erhält hundertmal mehr Entwicklungshilfe pro Kopf der Bevölkerung als z. B. Mali und sogar tausendmal mehr als Indien. Die Ägypten pro Kopf zukommende finanzielle Unterstützung durch die Vereinigten Staaten beträgt zwar nur ein Zehntel von derjenigen von Israel; sie liegt aber immer noch zehnmal über derjenigen von Pakistan und hundertmal über derjenigen von Indien. Die Unterschiede in der Verteilung der amerikanischen Entwicklungshilfe nach Empfängerländern läßt sich demnach nicht durch die Größe des Landes erklären.

Entwicklungshilfe dient dem Zweck, die wirtschaftliche Lage der Bevöl-

kerung in den armen Ländern der Welt zu verbessern'. Würden diese Zahlungen tatsächlich aus philanthropischen Motiven unternommen, so ist zu erwarten, daß den Ländern mit dem geringsten Prokopfeinkommen am meisten Hilfe gegeben würde, während den bereits weiter entwickelten Ländern weniger zufließen würde. Allgemein müßte dann ein umgekehrt proportionales Verhältnis zum Sozialprodukt pro Kopf festzustellen sein. Die in den vorherigen Aufzählungen enthaltenen Länder hatten 1982 folgende Prokopfeinkommen:

Ägypten	650 US Dollar
Israel	5800 US Dollar
Pakistan	400 US Dollar
Indien	250 US Dollar
Indonesien	550 US Dollar
Philippinen	750 US Dollar
Niger	250 US Dollar
Mali	150 US Dollar.

Ein Vergleich mit der Entwicklungshilfe pro Kopf zeigt keineswegs das erwartete Ergebnis: Das Prokopfeinkommen Israels liegt weit höher als dasjenige der anderen aufgeführten Länder, aber dieses Land erhält auch die bei weitem größte Hilfe von den Vereinigten Staaten. Das besonders arme Indien wird hingegen mit nur wenig amerikanischer Hilfe pro Kopf seiner Bevölkerung unterstützt. Insgesamt ist die Rangkorrelation zwischen Entwicklungshilfe und Sozialprodukt (beides pro Kopf) *positiv* ($r=0,38$). In der Tendenz erhält somit ein relativ besser gestelltes Land auch mehr Entwicklungshilfe - was der Hypothese einer philanthropischen Vergabe der Entwicklungshilfe klar widerspricht.

Aus den Überlegungen wird deutlich: Die Vereinigten Staaten (und vermutlich auch andere Geberländer) verteilen ihre Entwicklungshilfe nach anderen Kriterien als der Größe und/oder der Armut eines Landes der Dritten Welt. Eine befriedigende Erklärung läßt sich nur finden, wenn sowohl wirtschaftliche als auch politische Faktoren in der Entscheidungsbildung der Geberländer betrachtet werden. Für eine derartige Analyse eignet sich die Internationale Politische Ökonomie.

II. Internationale Politische Ökonomie

In den letzten Jahrzehnten ist eine neuartige Politische Ökonomie entwickelt worden. Die Ökonomische Theorie der Politik (wie sie üblicherweise genannt wird) stellt eine erfolgversprechende Möglichkeit dar, öko-

nomische und politische Aspekte internationaler Beziehungen miteinander zu verbinden. Mit diesem Ansatz werden die gegenseitigen Beziehungen zwischen Wirtschaft und Politik mit Hilfe des Instrumentariums der modernen (neoklassischen) Wirtschaftstheorie analysiert. Die politischen Institutionen und das Verhalten von Regierungen, Parteien, Wählern, Interessengruppen und staatlichen Verwaltungen werden explizit untersucht. Die Ökonomische Theorie der Politik ist Teil eines Bemühens, das Modell des rationalen Verhaltens von Individuen auf Bereiche jenseits der traditionellen Wirtschaft zu übertragen⁴. Sie wird heute auf einen weiten Bereich der Wirtschaft und Gesellschaft angewandt.

Die Ökonomische Theorie der Politik hat wertvolle Beiträge zur Volkswirtschaftslehre und zur Politikwissenschaft geliefert und ist deshalb für alle jene Sozialwissenschaften von Bedeutung, die die Lücke zwischen der Wirtschaftstheorie und der Theorie internationaler (politischer) Beziehungen überbrücken wollen. Bisher ist dieser Ansatz jedoch noch kaum auf Probleme der internationalen politischen Ökonomie angewandt worden⁵. In viererlei Richtungen ist ein Beitrag der Ökonomischen Theorie der Politik zur internationalen politischen Ökonomie zu erwarten:

(1) Die Ökonomische Theorie der Politik vermag neuartige Gesichtspunkte aufzuzeigen. Damit wird nicht behauptet, daß sie anderen Ansätzen⁶ überlegen sei, sondern nur, daß sie bisher nicht beachtete Aspekte der internationalen politischen Ökonomie zu erhellen vermag.

(2) Ein Vorzug des ökonomischen Ansatzes zur Analyse internationaler Beziehungen besteht in der Verwendung einer expliziten und vereinheitlichten Theorie menschlichen Verhaltens', sowie eines methodischen Instrumentariums, das theoretisch abgeleitete und empirisch testbare Aussagen erlaubt.

(3) Das Streben, (zumindest im Prinzip) empirisch testbare Hypothesen abzuleiten, zwingt den Forscher, sich an der Wirklichkeit zu orientieren. Die ökonometrischen oder politometrischen Analysen führen zu wichtigen qualitativen Kenntnissen über die Beziehungen zwischen den jeweils betrachteten Variablen.

(4) Der Ansatz der Ökonomischen Theorie der Politik ist auf eine ganz bestimmte Weise interdisziplinär: Die wirtschaftlichen und politischen Aspekte der internationalen politischen Ökonomie werden mit Hilfe eines einheitlichen theoretischen Ansatzes untereinander verbunden. Der einheitliche Ansatz erlaubt eine enge Integration der Bereiche der Wirtschaft und der Politik.

III. Entwicklungshilfe als »Bestechung«

Der Ökonomischen Theorie der Politik folgend werden die (Regierungen der) einzelnen Länder als Nutzenmaximierer betrachtet, die die Vorteile und Nachteile der ihnen möglichen Handlungen abwägen. Sowohl die Geber- als auch die Empfängerländer von Entwicklungshilfe verfolgen dabei ihren eigenen Nutzen. Die Beziehungen zwischen diesen beiden Gruppen können als »Markt« aufgefaßt werden, auf dem Leistungen ausgetauscht werden: Die Geberländer bieten finanzielle Hilfe an, und die Empfängerländer offerieren politische Unterstützung (z. B. in Form einer entsprechenden Stimmabgabe in den Vereinten Nationen). Diese Beziehung läßt sich auch als »Bestechung« bezeichnen. Formal ausgedrückt wird eine Angebotsfunktion (der Geberländer) und eine Nachfragefunktion (der Empfängerländer) für Entwicklungshilfe unterschieden. Im Gleichgewicht dieses Angebots und dieser Nachfrage wird ein »Preis« für die Entwicklungshilfe und eine entsprechende »Menge« (Höhe) der finanziellen Übertragung bestimmt.

Das *Angebot eines Geberlandes* - es seien wieder die Vereinigten Staaten betrachtet -, einem bestimmten Land der Dritten Welt Entwicklungshilfe zu gewähren, hängt von verschiedenen Bedingungen ab. Der »Wert« oder *Nutzen* der vom Entwicklungsland erbrachten Gegenleistung ist für die USA umso höher und damit auch das Hilfeangebot umso größer, je wichtiger folgende Faktoren sind:

1. *Geopolitische Bedeutung*

Die zählen die strategische Lage des Entwicklungslandes (z. B. ob es an ein Ostblockland grenzt und ob es amerikanische Flotten- und Flugbasen beherbergt), die Bevölkerungsgröße und die Zugehörigkeit zu einer militärischen Allianz (z. B. zur NATO). In der empirischen Analyse werden diese Variablen, abgesehen von der Bevölkerungsgröße, mit Hilfe sogenannter Hilfsvariablen abgebildet. Diese nehmen den Wert 1 an, wenn für ein Land die jeweilige Eigenschaft zutrifft, ansonsten weisen sie den Wert 0 auf

2. *Enge der Beziehungen zum Empfängerland*

Ein Entwicklungsland ist für die Vereinigten Staaten *ceteris paribus* (d. h. unter sonst gleichen Bedingungen) besonders wichtig, wenn es sich im traditionellen Einflußbereich - insbesondere in Mittelamerika und in der Karibik - befindet. Im Falle dieser Länder nimmt die entsprechende Hilfsvariable wiederum den Wert 1 an und für alle anderen Länder 0.

Ein Land ist für die USA auch umso wichtiger, je enger die wirtschaftlichen Beziehungen sind. Dies läßt sich anhand des Handelsanteils mit den USA messen.

Ein bestimmtes Land hat für jede Regierung der Vereinigten Staaten eine

ganz besondere Bedeutung: Die für die Wiederwahl besonders bedeutsamen jüdischen Wähler belohnen eine israelfreundliche Außenpolitik und damit auch Entwicklungshilfe. Umgekehrt gefährdet eine amerikanische Regierung, die Israel nicht in hohem Maße unterstützt, möglicherweise ihr politisches Überleben. Dieser wahlstrategische Wert Israels wird wiederum mit einer Hilfsvariablen erfaßt.

3. *Art der Beziehung*

Unterstützt ein Entwicklungsland die Vereinigten Staaten nie *oder immer*, läßt sich die finanzielle Hilfe nicht zur »Bestechung« verwenden. Ein Land hingegen, das deutlich macht, daß es ein Geberland nur dann unterstützt, wenn es Entwicklungshilfe erhält, erweist sich für die USA als wertvolles Objekt einer eigennützigen Geberpolitik. Außerdem ist zu vermuten, daß der amerikanischen Regierung eine Annäherung eines Landes, das sie selten unterstützt, mehr bedeutet als eine gleiche Annäherung eines Landes, das ohnehin meistens mit der amerikanischen Position einig geht: Der »verlorene« gilt mehr als der »treue« Sohn.

Diese zwei Hypothesen können anhand des Abstimmungsverhaltens in der Vollversammlung der Vereinten Nationen überprüft werden. Dabei werden Abstimmungen, in denen sich die anwesenden Nationen vollkommen oder nahezu einig sind (90%-100% Übereinstimmung), sowie Abstimmungen über einzelne Paragraphen ein und derselben Resolution ausgeschlossen, da diese nur wenig zusätzliche Informationen beinhalten. Ferner werden nur diejenigen Abstimmungen berücksichtigt, die sich auf den Konflikt zwischen den beiden Großmächten (cold war issues) beziehen, d. h. in denen die USA und die UdSSR nicht übereinstimmen.

Die Empfänger können auf einer Skala eingereiht werden, auf der der Index 1 vollkommene Übereinstimmung mit der amerikanischen Position anzeigt. Der Index 0 zeigt entsprechend an, daß das Empfängerland nie gleich wie die Vereinigten Staaten stimmt. Entsprechend den formulierten Hypothesen bewirkt ein hoher Wert dieses »Übereinstimmungsindex«^c, daß die amerikanische Regierung keine zusätzliche Entwicklungshilfe gewährt, während ein geringer Wert sie zu höheren Zusagen veranlaßt. Eine hohe Variabilität im Abstimmungsverhalten, gemessen anhand der Standardabweichung des Übereinstimmungsindex, läßt erwarten, daß das entsprechende Land leichter beeinflussbar und für »Bestechung« zugänglicher ist; es wird daher ein positiver Zusammenhang mit der Höhe der zugesagten Entwicklungshilfe erwartet.

4. *Beziehung zu anderen Geberländern*

Bezieht ein bestimmtes Entwicklungsland gleichzeitig Hilfe von einem Gegner der Vereinigten Staaten (einem Ostblockland), fällt sein »Wert« für

die USA, weil seine politische Unterstützung fragwürdig wird. Umgekehrt ist zu erwarten, daß eine gleichzeitige finanzielle Unterstützung durch befreundete westliche Länder ein Entwicklungsland auch für die USA politisch »wertvoller« macht.

Es wird erwartet, daß je stärker die vier aufgeführten Gruppen von Faktoren ausgeprägt sind, desto mehr finanzielle Hilfe bieten die Vereinigten Staaten einem Entwicklungsland an.

Die *Nachfrage nach amerikanischer Entwicklungshilfe* von seiten eines Landes der Dritten Welt hängt von den *Kosten* ab, die mit deren Empfang verbunden sind. Wie hoch diese Kosten in Form einer politischen Unterstützung der USA sind, hängt von zwei Gruppen von Faktoren ab:

1. *Ideologische Position*

Je weiter ein Entwicklungsland von der amerikanischen Ideologie entfernt ist, desto schwerer fällt es ihm, sich für die Belange der USA zu engagieren. Die Distanz zwischen den Ideologien des Geber- und des Empfängerlandes bezieht sich sowohl auf die Politik als auch auf die Wirtschaft. So sind z. B. die Kosten, die mit dem Empfang von Entwicklungshilfe der Vereinigten Staaten verbunden sind, für ein sozialistisches, zentral geplantes Land mit einem Ein-Parteien-System oder einer Diktatur höher als für ein westlich orientiertes, marktwirtschaftliches Land, welches demokratisch regiert wird. Beide Indikatoren werden mit Hilfsvariablen abgebildet und beruhen auf Angaben von Raymond Gastil.⁹

2. *Wirtschaftlicher Druck*

Je schlechter die wirtschaftliche Lage eines Entwicklungslandes ist, desto stärker ist es auf Entwicklungshilfe angewiesen und desto eher wird es bereit sein, die dafür erforderlichen politischen Gegenleistungen zu liefern. Es ist somit zu erwarten, daß die Nachfrage nach Entwicklungshilfe umso höher ist, je geringer das Prokopfeinkommen und dessen jährliche Wachstumsrate, je höher das Zahlungsbilanzdefizit und die Auslandsverschuldung, und je geringer die dem Land von anderen Geberländern zukommende Hilfe (z. B. auch in Form ausländischer Direktinvestitionen) ist.

Für den letztgenannten Faktor, die von anderen Geberländern zugesagte Hilfe, wird sowohl auf der Angebots- als auch auf der Nachfrageseite ein Einfluß auf die amerikanische Entwicklungshilfe postuliert, und zwar teilweise in entgegengesetzter Richtung: Finanzielle Hilfe durch befreundete Länder stimuliert die USA zu einem höheren Angebot an Entwicklungshilfe und dämpft gleichzeitig die Nachfrage des Entwicklungslandes nach finanzieller Unterstützung. Das theoretisch erwartete Vorzeichen kann daher für diesen Einflußfaktor nicht eindeutig angegeben werden.

Sonstige Hilfe, insbesondere durch befeindete Länder, vermindert hingegen die durch die USA vergebene Hilfe.

Befindet sich dieser (imaginäre) Markt für Entwicklungshilfe im Gleichgewicht, existiert ein »Preis« für die Entwicklungshilfe, der das Angebot des Geberlandes mit der Nachfrage des Empfängerlandes in Übereinstimmung bringt. Die empirisch beobachtete Höhe der Entwicklungshilfe in der Vergangenheit läßt sich als Realisation einer derartigen Gleichgewichtssituation auffassen. Diese Vorgehensweise erlaubt, den Einfluß von Änderungen in den exogen gegebenen Bedingungen (d. h. in den soeben diskutierten vier Gruppen von Bestimmungsfaktoren des Angebots und den zwei Gruppen von Determinanten der Nachfrage) auf die Entwicklungshilfe *empirisch* zu erfassen.

IV Empirische Analyse

Mit Hilfe einer multiplen Regression (Methode der kleinsten Quadrate) können die aufgestellten theoretischen Hypothesen empirisch getestet werden: Der Einfluß der exogenen Faktoren auf die zu erklärende Variable, die von den Vereinigten Staaten zugesagte Entwicklungshilfe pro Kopf der Bevölkerung des Empfängerlandes (Durchschnitt der Jahre 1980 bis 1982), wird quantifiziert und hinsichtlich seiner (statistischen) Signifikanz untersucht. Es werden 57 (potentielle und tatsächliche) Empfängerländer betrachtet, für die (beim derzeitigen Stand der Untersuchung) der gesamte Datensatz vorliegt. Um der zeitlichen Verzögerung des politischen Entscheidungsprozesses Rechnung zu tragen, werden die erklärenden Variablen zeitlich verschoben als Durchschnittswerte über die Jahre 1978 bis 1980 in die Schätzung eingeführt.

Die Schätzergebnisse sind - gemessen an den üblichen Kriterien - gut gesichert: Die erklärenden Variablen haben insgesamt einen statistisch signifikanten Einfluß und sie vermögen rund 90% der Varianz der Verteilung der Entwicklungshilfe auf die Empfängerländer nachzuvollziehen. Dazu tragen die Bevölkerungszahl und das Prokopfeinkommen - wie vorne bereits ausgeführt - nichts bei: Selbst wenn zusätzliche Einflußfaktoren berücksichtigt werden, erweisen sich diese beiden Einflußvariablen als im statistischen Sinne nicht signifikant. Die Vereinigten Staaten verteilen somit ihre Entwicklungshilfe nach Kriterien unabhängig von der Größe und der Armut des Empfängerlandes.

a. Entwicklungshilfe: Der Einfluß des Geberlandes

Im Gleichgewicht erweisen sich verschiedene Faktoren auf der *Angebotsseite* als bestimmend. Die militärische und traditionelle Bindung an die Vereinigten Staaten hat einen entsprechend den theoretischen Erwartungen positiven und signifikanten Einfluß auf die Vergabe amerikanischer Entwicklungshilfe. Die in einer Militärkooperation mit den USA stehenden Länder erhalten im Durchschnitt der Jahre 1980 bis 1982 *ceteris paribus*, d. h. bei sonst gleichen Bedingungen, rund 5 US Dollar und die mittel-amerikanischen und karibischen Staaten rund 15 US Dollar mehr Entwicklungshilfe pro Kopf der Bevölkerung als die anderen Entwicklungsländer. Auch für Israel zahlt sich die besondere Beziehung zu den Vereinigten Staaten aus: Dieses Land erhält *bei sonst gleichen Bedingungen* nahezu 200 US Dollar mehr Entwicklungshilfe pro Kopf als jedes andere untersuchte Land. Die empirische Analyse zeigt, daß bestehende Handelsbeziehungen mit den USA eher die Vergabe amerikanischer Entwicklungshilfe hemmen; der Einfluß ist allerdings nur schwach (statistisch) signifikant. Die Grenznähe zum kommunistischen Block sowie die Präsenz amerikanischer Flug- und Flottenstützpunkte erweisen sich nicht als wesentliche Bestimmungsfaktoren amerikanischer Hilfe.

Im Rahmen des hier postulierten »Bestechungsmodells« sind die politischen Faktoren hinsichtlich des Abstimmungsverhaltens in den Vereinten Nationen von besonderem Interesse. Erwartungsgemäß zeigt die empirische Schätzung für den Übereinstimmungsindex einen negativen (signifikanten) Einfluß: Diejenigen Länder, die weitgehend mit den USA übereinstimmen, scheinen für die amerikanische Regierung weniger »wertvoll« zu sein; sie erhalten *ceteris paribus* weniger Entwicklungshilfe als diejenigen Staaten, die bei Abstimmungen in der UNO überwiegend eine von den USA abweichende Position vertreten. Außerdem erweist es sich als lohnend, das Abstimmungsverhalten öfter zu wechseln und sich nicht auf eine bestimmte Position gegenüber den USA festzulegen, denn eine hohe Variabilität steigert (*ceteris paribus*) die finanzielle Hilfe von seiten der amerikanischen Regierung. Entwicklungshilfe wird somit in der Tat nicht vorwiegend aus philanthropischen Motiven vergeben, sondern vielmehr als Mittel zum Erwerb politischer Unterstützung verwendet.

b. Entwicklungshilfe: Der Einfluß der Empfängerländer

Unter den Faktoren, die die *Nachfrage nach* Entwicklungshilfe bestimmen, erweist sich überraschenderweise das wirtschaftliche System des Landes als nicht entscheidend: Ein marktwirtschaftlich ausgerichtetes Land erhält (*ceteris paribus*) ebenso viel Entwicklungshilfe wie eine Planwirtschaft. Hingegen deutet die empirische Untersuchung (wenn auch nur schwach) darauf hin, daß die politische Struktur eines Landes die Höhe der ver-

gebenen Hilfe mitbestimmt: Ein demokratisch regierter Staat erhält bei sonst gleichen Bedingungen etwa 4 US Dollar mehr an amerikanischer Hilfe als ein Land mit autoritärer Regierung.

Die wirtschaftliche Situation eines Entwicklungslandes beeinflusst die Nachfrage nach finanzieller Hilfe weniger stark als erwartet: Von den berücksichtigten Indikatoren hat einzig das Zahlungsbilanzdefizit den erwarteten positiven und signifikanten Einfluß. Dies legt wiederum nahe, daß ein Modell, welches allein wirtschaftliche Faktoren berücksichtigt und politische Einflußgrößen außer acht läßt, die Vergabe von Entwicklungshilfe nur unzureichend zu erklären vermag.

c. Der Einfluß der Hilfe durch andere Geber

Hinsichtlich der Bereitstellung finanzieller Hilfe durch befreundete und befeindete Länder scheinen die auf der Angebotsseite wirksamen Effekte zu überwiegen. Die vom Ostblock bewilligte Hilfe hat den erwarteten negativen Einfluß auf die amerikanische Entwicklungshilfe; allerdings ist der entsprechende Koeffizient (statistisch) nicht signifikant. Dagegen bestimmt die durch die Länder des »Development Assistance Committees« bereitgestellte finanzielle Unterstützung die Höhe amerikanischer Hilfe wesentlich: 1000 US Dollar zusätzlich bewilligter Entwicklungshilfe bewirken nahezu 100 US Dollar höhere Verpflichtungen der Vereinigten Staaten.

V. Zusammenfassung und Folgerungen

Die Industrieländer geben den Ländern der Dritten Welt Entwicklungshilfe. Sie wenden finanzielle Mittel auf und verteilen sie an einzelne Entwicklungsländer. Hieraus zu schließen, daß die Geberländer allein über diese Verteilung entscheiden, wäre jedoch verfehlt. Wie unsere Untersuchung zeigt, ist die Vergabe der Entwicklungsgelder das Ergebnis einer Interaktion sowohl der *Geber- wie auch der Empfängerländer*. Die Entwicklungshilfe wird von den Industrieländern nicht aufgrund philanthropischer Motive gegeben, sondern es wird eine Gegenleistung von den Empfängerländern erwartet. Je nachdem, wie sich die Empfänger verhalten, sind die Geber zu mehr oder weniger hoher Hilfe bereit. Es kann somit von einem »Markt« für Entwicklungshilfe gesprochen werden. Die Anbieter (die Industrienationen) wollen ihren politischen Einfluß vergrößern; die Nachfrager (die Entwicklungsländer) sind zu politischen Gegenleistungen im Austausch gegen finanzielle Hilfe bereit. Die tatsächlich beobachtbaren Ströme an Entwicklungshilfe können als »Gleichgewicht« zwischen diesem Angebot und dieser Nachfrage interpretiert werden.

Die empirische (ökonomische) Untersuchung für den Fall der ameri-

kanischen Entwicklungshilfe im Zeitraum 1980-82 deutet darauf hin, daß tatsächlich Faktoren auf der Angebots- und auf der Nachfrageseite wirksam sind. Die Einflüsse auf der Geberseite erweisen sich als besonders wichtig. Insbesondere erhalten diejenigen Entwicklungsländer mehr Hilfe, die mit den Vereinigten Staaten militärisch verbunden sind und die in deren traditionellem Einflußbereich liegen. Dazu gehört auch Israel, das für die USA aus innenpolitischen Gründen wichtig ist. Erhält ein Land Hilfe durch befreundete Länder, engagieren sich auch die Vereinigten Staaten vermehrt.

Die Interaktion zwischen Geber- und Empfängerländern läßt sich insofern als »Bestechung« auffassen, als diejenigen Entwicklungsländer von den USA am meisten Hilfe erhalten, die sich nicht fest an einen Block binden, sondern zu verstehen geben, daß sie ein Geberland außenpolitisch zu unterstützen bereit sind. Einem Entwicklungsland fällt es umso leichter, den politischen Erwartungen der Vereinigten Staaten zu entsprechen, je stärker demokratisch es ausgerichtet und je größer der wirtschaftliche Druck (gemessen am Zahlungsbilanzdefizit) ist.

Aus den Überlegungen wird deutlich: Entwicklungshilfe ist ein vielschichtiges Phänomen, das sich nicht auf philanthropische Motive reduzieren läßt. Am meisten Hilfe erhalten nicht die bevölkerungsreichsten und die ärmsten Länder, sondern diejenigen, die sich im politisch-ökonomischen Kräfteverhältnis am besten behaupten können.

Anmerkungen

- 1 Diese und die folgenden Daten sind entnommen aus OECD, *Geographical Distribution of Financial Flows to Developing Countries*, Paris 1984.
- 2 Wie eine ökonomische Untersuchung des Verhaltens der Weltbank gezeigt hat, vermögen die wichtigsten Geberländer (vor allem die Vereinigten Staaten und Frankreich) ihre Eigeninteressen auch in multilateralen Organisationen geltend zu machen. Vgl. Bruno S. Frey und Friedrich Schneider, »Competing Models of International Lending Activity«. *Journal of Development Economics*, erscheint 1986.
- 3 Ob dieses Ziel erreicht wird, ist offen, bildet aber nicht Gegenstand dieser Untersuchungen. Verschiedentlich wird die Auffassung vertreten, daß Entwicklungshilfe den Empfängerländern wenig oder nichts nützt, ja sogar schaden kann. Vgl. dazu insbesondere Peter T. Bauer, »Development Economics: Intellectual Barbarism.« In: Brunner, Karl (ed.), »Economics and Social Institutions«. Nijhoff, Boston 1979, S. 41-58; Peter T. Bauer and Basil Yamey, »The Political Economy of Foreign Aid.« *Lloyds Bank Review* 1981, S. 1-14; und neuerdings Brigitte Erler, »Tödliche Hilfe.« Dreisam Verlag, Freiburg/Brg. 1985.

- 4 Vgl. Gary S. Becker, »Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens«. Mohr (Siebeck), Tübingen 1982. Übersichten über die Ökonomische Theorie der Politik geben z. B. Dennis Mueller, »Public Choice.« Cambridge University Press, Cambridge 1979 sowie Peter Bernholz und Friedrich Breyer, »Grundlagen der Politischen Ökonomie«. Mohr (Siebeck), Tübingen 1984.
- 5 Die bisherigen Arbeiten diskutiert Bruno S. Frey, »Internationale Politische Ökonomie«. Vahlen, München 1985.
- 6 Zu nennen ist vor allem eine in der Politikwissenschaft entwickelte Theorie, die ebenfalls wirtschaftliche und politische Aspekte auf internationaler Ebene zu verbinden trachtet. Vgl. z. B. Robert Keohane und Joseph Nye, »Power and Interdependence«. Little Brown, Boston 1977; Stephen Krasner, »Defending the National Interest«. Princeton University Press, Princeton 1978.
- 7 Vgl. dazu auch den Beitrag von Klaus Foppa und Bruno S. Frey, »Menschliches Handeln: Entscheidungsvorbereitung und subjektiver Möglichkeitsraum«, in diesem Jahrbuch.
- 8 Die Berechnung des Übereinstimmungsindex (index of agreement) geht zurück auf Arend Lijphart, »The Analysis of Bloc Voting in the General Assembly: A Critic and a Proposal«. The American Political Science Review, Dezember 1963, S. 902-917.
- 9 Raymond D. Gastil, »The Comparative Study of Freedom«. Freedom at Issue, Januar/Februar 1979, S. 1-14.

Douglas A Hibbs, Jr.

Macroeconomic Policies and Performance in the United States During President Reagan's First Four Years'

In ihrer ersten Amtsperiode gelang es der Regierung Präsident Reagans durch entschlossenes Engagement, die Inflationsrate in den USA um 5 Prozentpunkte zu senken. Dieser Erfolg konnte nur dadurch erzielt werden, daß man die Wachstumsrate der Geldmenge drosselte und entsprechend hohe Arbeitslosenquoten in Kauf nahm. Denn um die Inflationsrate um 5 Prozentpunkte zu senken, mußte die Arbeitslosenrate um zusätzlich 10 Prozentpunkte ansteigen, was einen Ausfall von über 25 % des jährlichen Bruttosozialprodukts bedeutete. Bezogen auf das nominale Bruttosozialprodukt von 1984 wurden so 900 Milliarden Dollar an Waren und Diensten weniger umgesetzt, d. h. 180 Milliarden Dollar für jeden Prozentpunkt, um den die Inflation gesenkt wurde. Die Regierung Reagan erreichte so auf der faktischen Seite der amerikanischen Wirtschaft - in bezug auf Output, Kapazitätsauslastung und Arbeitslosigkeit - die von ihr versprochenen Ziele nicht. Im Gegenteil, bei Anwendung vernünftiger historischer Maßstäbe muß man ihre Wirtschaftspolitik als einen totalen Mißerfolg bezeichnen.

Implausibly Optimistic Projections

American Presidents are inclined to be optimistic when outlining their macroeconomic goals, but the Reagan Administration's projections, which were announced on February 18, 1981 less than a month after Ronald Reagan was inaugurated, represent something of a record. The main elements are summarized by the numbers. (See *Table 1.*) The Administration forecast a rise in real output of 25 percent between 1980 and 1986, with annual growth rates of 4 to 5 percent from 1982 to 1984 and beyond, as compared to growth rates that averaged about 3 percent per year during the 1970s. Unemployment was projected to fall from the 7.4 percent rate inherited from the Carter Administration (the consequence of the 1979-80 OPEC oil price shock and the recession induced by Carter to fight the escalation of inflation) to about 6.4 percent during 1984, and then to 5.5 percent by 1986. Over the same period inflation would be halved, declining steadily from the near double digit rates prevailing when Reagan entered the White House to 6 percent per year by 1984, and to 5 percent per year by 1985-1986.

Most economists (including most of the President's orthodox conservative economic advisors) viewed these forecasts with profound skepticism, if not outright disbelief. Taken separately, the growth and unemployment projections, on the one hand, and the inflation projections, on the other, were credible. Holding aside the inflation rate forecasts, then, the projected growth of output was plausible and fully consistent with the anticipated decrease of unemployment. During calendar year 1980 actual real output was more than 3 percent short of potential output, and the actual unemployment rate stood more than a full percentage point above the so-called »natural« rate. Hence, there was no reason that an expansionary macroeconomic policy could not achieve real GNP growth rates of 4 to 5 percent for several years, which by Okun's law (see chapter 3) was bound to yield big declines in unemployment. What was wildly implausible was the Administration's claim that inflation would be dramatically reduced *at the same time* that output and employment were rapidly expanding.

Under the macroeconomic policy scenario announced by the Administration in 1981, disinflation would be achieved through a gradual reduction of money supply growth rates of about one percentage point per year. Hence, the annual rate of growth of the money supply would be lowered from the 7 percent rate prevailing when Reagan was inaugurated to something like 4 percent per year by 1984. Since inflation (and the nominal GNP growth) were running at near double digit rates during 1980-81 in the United States, the Administration's monetary targets implied that the growth rate of the real (price deflated) money supply would be negative, at least for a year or two. Prior experience indicated strongly that this was likely to throw the economy into contraction, putting heavy downward pressure on wages and prices. In other words, under the monetary policy proposed by the Administration there would be insufficient liquidity in the economy to finance the ongoing pace of nominal transactions and, until prices adapted fully to the new monetary regime, the growth of quantities as well as prices would be slowed. For in the American economy (as elsewhere) wage and price adaptation to disinflationary monetary policies occurs after a lag and, therefore, large sacrifices of output and employment are required to reduce inflation significantly.

Supply-Side Theory to the Rescue

How, then, did the Administration hope to achieve simultaneously its output, unemployment and inflation forecasts? Here the theory, or perhaps more accurately, the ideology, of the new »supply-side economics« proved useful. In their contemporary, controversial form, supply-side ideas are most prominently associated with Arthur Laffer, a University of Southern

California economist of no particular distinction among academic professionals, who built upon some less outlandish ideas of Robert Mundell, a very distinguished economist now at Columbia University. They were popularized by Jude Wanniski, once an editorial writer for the *Wall Street Journal* and now a private consultant, and Irving Kristol, a New York city neo-Conservative intellectual and essayist. More than anyone else, Jack Kemp, an ambitious, personable Congressman from Buffalo, was responsible for bringing supply-side ideas into the political process, and as a result of his dynamic salesmanship of supply-side policies Kemp became a real force in the Republican party.

The supply-siders argued that tax rates on income from labor and capital were high enough in the United States to have large, adverse effects on the supply of work effort, saving and investment. The disincentive effects at prevailing rates were believed to be great enough that tax reductions on the scale of the Reagan Administration (Kemp-Roth) proposals would sharply raise the incentive to work, save and invest and, therefore, would stimulate dramatic increases of productive effort, employment and real output. Labor productivity (output per worker) would be further enhanced as the increase of saving and investment induced by a supply-side tax cut deepened the stock of capital per worker.

Most supply-siders claimed that tax rate reductions would be self-financing. The supply-side-fueled expansion of output would enlarge the Federal tax base so much that government revenues would not fall, despite lower tax rates. Indeed, radical supply-siders went so far as to assert that revenues would actually rise as the incentives created by higher aftertax returns to work effort and investment took hold and unleashed a great surge of economic activity. Consequently, it was argued that neither Federal Government spending programs nor the Reagan Administration's forecast of a balanced Federal budget by fiscal year 1984 would be endangered by an aggressive supply-side tax reduction policy. Proposals for large cuts in individual and corporate tax rates became the centerpiece of President Reagan's fiscal program. However, under pressure from his more orthodox, conservative economic advisors, Reagan agreed that spending cuts would be necessary to keep the budget in balance, although he often talked of painless reductions confined to areas of »waste, fraud and abuse.«

Fiscal Policy Successes

President Reagan spelled out his tax and spending legislative package in a televised speech to a joint session of Congress on February 18, 1981. The President called for a 27 percent across-the-board reduction of personal income tax rates to be phased in over three years starting July 1. In response to con-

gressional resistance, Reagan offered a revised plan in June 1981 that trimmed back the first rate cut to 5 percent, and delayed it to October 1. The revised plan won approval by Congress, and was incorporated into the Economic Recovery Tax Act of 1981 (ERTA), which the President signed into law on August 13, 1981. ERTA reduced personal tax rates by 23 percent, with the initial, October 1, 1981 rate cut of 5 percent followed by 10 percent reductions on July 1, 1982 and July 1, 1983. Since the rate cuts were applied uniformly (»across-the-board«) to a progressive income tax system, the absolute and relative benefits rose with incomes and heavily favored high-income taxpayers.

Additionally, ERTA immediately slashed the top rate on unearned, investment income from 70 to 50 percent, and reduced the maximum rate on capital gains (taxed at 40 percent of the investment income rate) from 28 to 20 percent. Hence, the top tax rates on income from capital were cut by a factor of 29 percent. The bill passed by Congress also included a number of savings incentives, most notably extensions of Self-Employed Retirement Plans and Individual Retirement Accounts, and the creation of »All Savers« interest income exclusions.

More important, ERTA provided for indexing of the rate brackets to inflation (the increase in the CPI during the previous year) beginning in 1985. As a political matter, this helped lock into place a new rate structure that disproportionately benefited the rich. The indexing provision of ERTA would make it more difficult later on for the Democrats, when and if they regained their traditionally dominant position in the Congress, to attempt to undo ERTAs redistribution of tax burdens by using inflation as the occasion to reopen the issue of the income tax.

The tax bill proposed by the Administration and passed by Congress called for a sharp reduction in effective corporate tax rates, primarily through replacement of the existing system of depreciating assets over their »useful« lives with a simplified Accelerated Cost Recovery System (ACRS) that permitted businesses to write off the value of an asset over 3, 5, 10 or 15 years at an accelerated rate. ACRS was so generous that the dollar value to firms of tax deductions and credits typically exceeded the tax liabilities on the extra income produced by investment in new equipment. In other words, the effective marginal tax rate on investment in new equipment was negative. Moreover, under ERTA businesses were permitted to use their surplus tax benefits to offset tax liabilities on income from other sources and to »lease« them to other firms through sale-leaseback arrangements. Shortly after ERTA was passed, the full implications of ACRS became clear, and they were widely viewed as overly generous. Along with growing concern about the size of impending Federal deficits, this prompted Congress to pass, and the President to sign into law, the Tax Equity and Fiscal Re-

sponsibility Act of 1982 (TEFRA), which repealed about half the business tax reductions conferred by the 1981 ERTA legislation. However, the rest of the Reagan Administration's 1981 tax package remained in place into the President's second term.

President Reagan also had considerable success with the spending side of his fiscal program. The biggest victories were achieved in the first year. Thanks to feverish work at OMB, directed by the brilliant David Stockman, the Administration's fy 1982 budget request, along with proposed adjustments to Carter's fy 1981 spending totals, were submitted to Congress in March 1981, less than a month after Mr. Reagan entered the White House. The Reagan budget called for a fy 1982 budget defense expenditure increase of 7.2 billion dollars above what Carter had requested, and a reduction in non-defense expenditures of 41.4 billion dollars from the Carter policy base line. Through ingenious use of congressional budget »reconciliation« procedures, Stockman coordinated the bundling of the Administration's spending proposals into one unified package, which was pushed through the Congress with breathtaking speed. The Omnibus Budget Reconciliation Act passed Congress in July 1981. It was the deepest and most widespread package of budget cuts ever passed by Congress. The President received all of the defense spending increase he wanted, and the lion's share of the requested social spending cuts: nondefense programs were cut by about 35 billion dollars.

However, President Reagan was unable to repeat the great budget successes of 1981 in subsequent years, as many Republicans in Congress, including the Republican leadership, joined Democrats in opposing further major cuts in social spending. Yet over the first term as a whole, the Office of Management and Budget estimated that the Administration achieved at least one-half of the nondefense spending cuts initially called for in the 1981 budget statement. The Congressional Budget Office estimated that by fy 1985 nondefense program spending stood about 60 billion dollars, or 1.5 percent of GNP, lower than the pre-Reagan policy base line, as compared to fy 1985 reductions on the order of 2 to 3 percent of GNP envisioned in the President's February 1981 announcement. Moreover, the President was successful in obtaining most of the defense spending buildup he requested. The February 1981 budget projections called for defense outlays to rise by about 1.2 percent of GNP from fy 1981 to fy 1985.² By the 1985 fiscal year increases in military spending equivalent to approximately 1 percent of GNP had been achieved. These budgetary shifts were somewhat less than the President wanted, but they amounted to far more than seasoned analysts thought possible when Mr. Reagan entered the White House.

Monetary Policy Responsiveness

Monetary policy conformed almost perfectly to President Reagan's preferences during his first term. The Administration's initial monetary goals, outlined by Beryl Sprinkel, Under Secretary of the Treasury for Monetary Affairs, called for the growth rate of the M1B money supply to decelerate by about a point each year from 7 percent per year in 1981 to 3 percent per year in 1985-86. The Federal Reserve, chaired by Paul Volcker, a highly regarded central banker wellknown for his anti-inflationary zeal, delivered money supply growth rates for 1981 and 1982 that corresponded closely to the Administration's initial targets. M1B grew by 7.1 percent in 1981 and 6.5 percent in 1982, a highly contractional policy given the prevailing growth rates of prices and nominal GNP.

Predictably, the monetary austerity of 1981-82 created a deep, disinflationary recession. But the President »stayed the course« until late 1982, at which time double digit unemployment rates (and, no doubt, the fact that the presidential election season loomed on the horizon) led him to abandon hard-line monetarism and push for an expansionary monetary policy. Paul Volcker and the Federal Reserve proved to be as cooperative on the »up side« as on the »down side.« The M1B money supply grew at annual rates of about 11 percent in 1983 and 7 percent in 1984. Since inflation had declined sharply to 3 to 4 percent per annum in 1983 and 1984 as a result of the deep 1981-82 contraction, the real (inflation-adjusted) money supply growth rate soared. Real M1B grew by more than 7 percent in 1983, which provided a big monetary stimulus to the economy and, in conjunction with enormous Federal budget deficits, fueled the big 1983-84 election year recovery of output, incomes and employment.

Viewed as a whole, then, President Reagan was remarkably successful in obtaining the mix of fiscal and monetary policies he wanted from the Congress and the Federal Reserve. At first, both the monetarists and the supply-siders were satisfied. Monetarists got the long stretch of tight money (from late 1979 to late 1982) they had been advocating to bring inflation down. The supply-siders (and high-income taxpayers) got nearly all the tax relief they had argued was necessary to revive incentives to »work, save and invest.« Yet it was the Administration that forged the politically convenient marriage of supply-side)fiscalism< and hard-line monetarism, which superficially reconciled an implausible combination of growth, unemployment and inflation (and balanced budget) forecasts. The idea that supply-side fiscal policy would offset, indeed more than offset, the contractional effects of an austere, disinflationary monetary policy by stimulating an unprecedented surge of extra work effort, investment and output, came from the Reagan Administration, not supply-side advocates (or monetarists). Supply-side theorists were preoccupied with the problem of incentives and growth

rather than inflation, though many advocated a return to the gold standard as the way to stabilize the money supply and the price level. Indeed, it was not long before the supply-siders began to complain bitterly about the Administration's support for hard-line monetarism. The numbers in *Table 1* show why.

Table 1:

Macroeconomic Goals, Outcomes and Policies During Reagan's First Term
(goals/projections are from February-March, 1981)

	<i>Annual Averages By Periods and Years</i>						
	1970-79	1980	1981	1982	1983	1984	1981-84
<i>Output, Unemployment and Capacity Utilization</i>							
Real GNP Growth Rate							
Actual:	3.2	-0.3	2.5	-2.1	3.7	6.8	2.7
Projected:		-	1.1	4.2	5.0	4.5	3.7
GNP Gap (percentage deviation of actual from natural GNP)							
Actual:	-0.8	-3.3	-3.8	-8.9	-8.3	-4.5	-6.4
Growth Rate of Per Capita Real Personal Disposable Income							
Actual:	2.4	-0.6	1.7	-1.3	2.5	5.8	2.2
Percent Idle Capacity in Manufacturing							
Actual:	18.3	20.4	20.6	28.9	24.8	18.3	23.2
Unemployment Rate							
Actual:	6.3	7.1	7.6	9.7	9.6	7.5	8.6
Projected:	-	-	7.8	7.2	6.6	6.4	7.0
<i>Personal Saving and Private Investment</i>							
Personal Saving as a Percentage of Personal Disposable Income							
Actual:	7.3	6.0	6.7	6.2	5.0	6.1	6.0

	1970-79	1980	1981	1982	1983	1984	1981-84
Gross Real Private Domestic Investment as a Percentage of Real GNP							
Actual:	17.0	14.1	15.3	13.1	14.4	17.7	15.1
Net Real Private Nonresidential Fixed Investment as a Percentage of Real GNP							
Actual:	3.0	3.0	3.2	2.3	2.2	3.8	2.9
<i>Inflation</i>							
Annual Rate of Change of GNP Deflator							
Actual:	6.6	8.8	9.2	5.8	3.8	3.7	5.6
Projected:	-	-	9.9	8.3	7.0	6.0	7.8
<i>Montetary and Fiscal Policy</i>							
Money Supply Growth Rate (M1B)							
Nominal Actual:	7.7	6.2	7.1	6.5	11.1	6.8	7.9
Projected:	-	-	7.0	6.0	5.0	4.0	5.5
Budget Deficit (-) or Surplus (Fiscal Years)							
Billions of dollars							
Actual:	-40	-74	-79	-128	-208	-185	-150
Projected:	-	-	-55	-45	-23	+0.5	-31
As Ws of GNP							
Actual:	-1.7	-2.8	-2.7	-4.2	-6.3	-5.1	-4.6
Projected:	-	-	-1.9	-1.4	-0.6	0	-1.0

Sources: The White House, »America's New Beginning: A Program for Economic Recovery,« February 18, 1981 (Unemployment, inflation and real GNP growth rate projections); Beryl Sprinkel's July 23, 1983 *Statement before the House Committee on Banking, Finance and Urban Affairs* (M1B growth rate projections, announced publically in February 1981). Actual data are from *Economic Report of the President*, various years, and the Citibank Economic Data Base.

The Economy's »Real« Performance Under >Reaganomics<

Less than a year into the new Administration's term it was becoming obvious that President Reagan would have to choose between his inflation and output-unemployment goals. The policy mix that Senate majority leader Howard Baker, Republican of Tennessee, had colorfully described as »a river boat gamble,« was not working as planned. Neither preannouncement of a monetary slowdown nor the credible application of monetary stringency nor the marriage of monetary austerity to supply-side tax cuts was succeeding in lowering inflation without imposing enormous costs in lost output, lower incomes and higher unemployment. The Phillips-curve trade-off between prices and quantities, that is, between nominal and real economic performance, remained alive and well in the U.S. economy.

Fiscal policy was expansionary throughout Reagan's first term because the loss of revenues from the tax cuts and the rise in military spending outran the reductions in social outlays, generating large deficits. But extremely tight monetary policy overwhelmed the fiscal thrust, and the surge of economic activity (and tax revenues) promised by the supplysiders failed to materialize. President Reagan gave clear priority to the goal of achieving significant disinflation. For nearly two years the White House backed a tough monetary policy. Consequently, output growth collapsed, idle capacity rose sharply, and unemployment soared. The American economy's real performance during Reagan's first four years was far less favorable than during the much maligned 1970s; indeed it was without precedent since the late 1930s. The data at the top of *Table 1* tell the story.

When Mr. Reagan entered the White House the U.S. economy had been in recovery from the 1979-80 OPEC shock and Carter's policy-induced recession since July 1980. But monetary policy in 1981 and 1982 completely aborted the recovery, and the growth rate of real GNP was an anemic 2.5 percent in 1981 before tumbling by more than 2 percentage points in 1982. Once monetary policy was relaxed as the Administration urged in late 1982, growth rates responded briskly. The 1984 election year growth of real output and incomes was especially impressive.³ Yet over Reagan's entire first term, real GNP growth rates averaged only 2.7 percent, which is a half point lower than the growth rate record of the 1970s, and a full point lower than the average implied by the Administration's forecasts. Even real disposable income growth rates were lower on average over 1981-84 than during the 1970s, despite ERTA's transfer of hundreds of billions of dollars to personal incomes, financed by ballooning Federal deficits.

The trajectory of »real« economic performance in the United States over 1981-84 is more accurately mapped by looking at movements in the gap

between actual and potential real output, shown in the next row of *Table 1*. The percentage shortfall of real GNP from its sustainable level rose from 3.3 percent in 1980 to well over 8 percent in 1982 and 1983, before declining to 4.5 percent in 1984.⁴ The 1982 and 1983 GNP gaps were by far the highest of the postwar period, and the average over the Reagan's entire first term, -6.4 percent, was the worst of all postwar American Administrations. Net of the 3.3 percent shortfall inherited from Carter, a gap amounting to more than 22 percent of a year's GNP was accumulated during Reagan's first term. This translates into about 825 billion dollars worth of 1984:4 goods and services, or close to \$10,000 per household.

Manufacturing industries were hit particularly hard during the Reagan years. The Federal Reserve Board's capacity utilization data reported in *Table 1* indicate that idle capacity reached almost 30 percent in the manufacturing sector over 1982, the most depressed level in the postwar period. And, averaged over the President's entire first term, idle capacity was 5 percentage points higher than the mean for the 1970s. Except for numerous bankruptcies and plant closings, which also reached record levels during the Reagan Administration, the data would paint an even worse picture. Despite the 1983-84 recovery, during the last year of Reagan's first term capacity utilization was still no better than the 1970-79 average.

In many ways the saddest aspect of the Reagan record, because of the human tragedies involved, is revealed by the unemployment statistics. Instead of falling steadily from the 7.4 percent rate inherited from Carter, as the Administration claimed it would if Congress passed the Reagan tax and spending package, unemployment in the United States rose continuously from mid-1981 until the recovery began at the end of 1982. Joblessness peaked at 10.8 percent of the civilian labor force in December 1982, the highest level since the Great Depression. The unemployment rate for all of 1982 and 1983 averaged close to 10 percent. During these years America experienced a shameful phenomenon not seen since the 1930s: tens of thousands of unemployment's victims crisscrossing the country looking for work, ineligible for unemployment benefits, forced to rely on soup lines, and unable to apply for welfare because of the lack of a home address. And, notwithstanding the steep decline of joblessness during the 1983-84, much heralded by the Administration, unemployment stood no lower at the end of President Reagan's term than at the end of President Carter's.

The Response of Saving and Investment to the Reagan Program

It is clear in retrospect the medium-run consequences of Reaganomics adversely affected the performance of the real macroeconomy. Yet the President's program might have enhanced the economy's longer-run prospects if the ERTA tax cuts had changed fundamentally American saving and investment behavior. However, the empirical data in *Table I* indicate this failed to occur.

Personal savings rates in the United States over the postwar years prior to the implementation of President Reagan's tax package were remarkably stable in the face of variations in inflation, interest rates and effective tax rates. The Economic Recovery Tax Act of 1981, which put hundreds of billions of dollars into the hands of the taxpayers (especially high-income taxpayers), produced no increase at all in aggregate personal savings rates. In fact, the data in *Table/* show that average personal saving out of personal disposable income was actually lower during 1981-84 (6 percent) than during the 1970s (7.3 percent) or, for that matter, than during the entire postwar period up to Reagan (6.9 percent).

Although raising personal saving rates was seen as a desirable objective by advocates of the President's tax package, what really counts for the long-run performance of the private economy is the rate of *investment*, personal and corporate, in the private sector. But here too, Reagan's fiscal policy produced no improvement. Predictably, private investment in the United States declined with the deep 1981-82 contraction and bounced back with the 1983-84 recovery. However, averaged over the business cycle, the statistics on new investment reveal no deepening of the capital intensity of production during President Reagan's first term.

The data on gross real investment in the entire private economy as a fraction of real GNP indicate that the average for 1981-84 (15.1 percent) was nearly two points lower than the corresponding mean for the 1970s (17 percent). More important than economy-wide private sector investment (which includes investment flows to owner-occupied housing), is investment in new plant and equipment, *net* of what is necessary to offset deterioration of the existing capital stock. But there was no improvement in this critical area either. Over 1981-84 net real private nonresidential investment as a fraction of real GNP averaged just 2.9 percent, as compared to 3 percent for the 1970s and Carter's last year. Other statistical series on investment tell a similar story: Despite a sizeable reduction in tax rates on new investment, the average rate of growth of America's capital stock was no better, indeed apparently it was slightly worse, under Reaganomics than before.

Disinflation During the Reagan Years

The principal macroeconomic success of President Reagan's first term was a substantial reduction in the U.S. rate of inflation. The annual rate of change of the GNP deflator (a better measure of the true inflation rate than changes in the Consumer Price Index) was lowered by about 5 points, from the 9 percent range of 1980-81 to under 4 percent in 1983-84. Indeed, the Administration achieved more rapid disinflation than it had projected in early 1981 (see *Table 1*) because it tolerated very high unemployment levels for so long.

The connection of high rates of unemployment (and large GNP gaps) to lowered inflation rates in the United States is well known. A standard »Phillips-curve« rule-of-thumb for the American economy is that the fundamental, annual inflation rate tends to fall a half percentage point for each extra annual percentage point of unemployment. (By »extra« unemployment, I mean deviations of the actual, official rate from the so-called »natural« or non-accelerating inflation rate. Following convention, I refer to this deviation as the »unemployment gap.«) Hence, a one point drop in fundamental inflation typically requires two extra percentage points of unemployment for a year, or one extra point sustained two years, and so on.

The standard Phillips curve, based on data for the U.S. economy from 1950-80, accounts for the disinflation achieved over 1981-84 with remarkable accuracy. Cumulative excess unemployment over 1981 to 1984 - assuming, as most moderate Keynesians do, that the natural unemployment rate in the United States was about 6 percent in those years - amounted to 10.4 percentage points. According to the Phillips-curve rule-of-thumb, this should have produced a decline in the annual inflation rate of about 5.2 percentage points between 1980 and 1984. As the data in *Table 2* show, this is exactly what happened. In fact, since the disinflation calculations take no

Table 2:
Cumulative Disinflation, Excess Unemployment and GNP Gaps, 1981-1984

	Change in Inflation (from 1980, GNP deflator)	Cumulative Excess Unemployment (U-UN)	Cumulative GNP Gap (percentage deviation of actual from potential)
1981	-	1.6	- 3.8
1982	-3.0	5.3	-12.7
1983	-5.0	8.9	-21.0
1984	-5.2	10.4	-25.5

account of the decline in food and energy prices during 1981-82, only some of which can be attributed to contractional monetary policy, it is perhaps surprising that America's inflation rate did not decline by a bit more than it did.

A Brief Summary of the Reagan Economic Record

As a result of a determined commitment to a slowdown in money supply growth rates and a corresponding willingness to tolerate historically high levels of unemployment, the first Reagan Administration presided over a substantial reduction of inflation in the American economy. But the cost was very high. »Credibility« arguments and new classical, rational expectations theories holding that a sustained monetary slowdown would lower inflation without imposing large losses of output and employment, proved to be of no relevance empirically.

Just as most Keynesians would have predicted, the 5 point reduction of the annual inflation rate took at least 10 extra annual percentage points of unemployment. Consistent with the so-called Okun's law relation between aggregate real output shortfalls and unemployment gaps, the cost of the 5 points of disinflation amounted to more than 25 percent of a year's GNP. (*Table 2*, last column) In 1984 prices that translates to about 900 billion dollars of foregone goods and services, or 180 billion dollars per point of lowered inflation. It is hard to escape the conclusion that insofar as the real side of the American economy is concerned - output, incomes, capacity utilization and unemployment - President Reagan's program not only fell short of what was promised, but was an outright failure.

Footnotes

- 1 This essay is excerpted from chapter 10 of my forthcoming book *The American Political Economy: Macroeconomics and Electoral Politics in the United States*, which I completed during my Fellowship period at the Wissenschaftskolleg. I decided to submit my evaluation of American macroeconomic performance under Reagan to the *Jahrbuch* because many Europeans seem to believe that the Reagan Administration's economic policies were »successful.« The facts, however, show that this view is mistaken.

- 2 The magnitudes of the raw defense spending numbers requested by the President prompted many alarming accounts of the scale of the projected defense budgets. In fact, Reagan's plan merely called for restoring defense spending as a fraction of GNP to the levels prevailing in the early 1970s, and the proposed rate of increase relative to GNP was much less than the 1950-53 Korean War build-up and only slightly greater than the 1965-68 Vietnam build-up. The shift from civilian to military spending proposed by the President may have been unwise, but surely it did not »wreck« the economy as, for example, Lester Thurow (»How to Wreck the Economy,« *New York Review of Books*, May 14, 1981, 3-8) and others suggested it would. The disinflationary monetary policy backed by the White House during 1981-82, not the growth of defense spending, is what crippled the economy. See the discussion in the next section.
- 3 However, the performance of 1984 did not carry over to 1985. In the first quarter of 1985 the annual real GNP growth rate slumped to 0.3 percent. Real growth was about 1.7 percent for the second quarter, yielding subpar performance for the first half of 1985 as a whole.
- 4 In 1985 the GNP gap again increased with the slump in growth rates from the election year high.

Leon N. Lindberg

Political Economy, Economic Governance, and the Coordination of Economic Activities

Political Economy: Four Approaches

In der folgenden Studie wird ausgehend vom neo-institutionalen Ansatz der politischen Ökonomie ein Vergleich zu anderen Schulen unternommen. Hier wird die politische Ökonomie als eine Wissenschaft verstanden, die den Staat und die wirtschaftlich Handelnden in komplexen Organisationen untersucht, jeweils mit ihren internen Deliberations-, Koalitions- und Entscheidungsprozessen. Der Ansatz wird auf das Problem der Koordination von ökonomischen Aktivitäten angewandt. Es wird eine Typologie von Governance Mechanismen entwickelt, durch die zwischenorganisatorische Transaktionen und Beziehungen zwischen organisatorischen Akteuren im Produktionsprozeß koordiniert werden können. Als Beispiele für eine solche Koordination werden herangezogen der Markt, Corporate Hierarchies, State Hierarchy, Klans und Verbände. Schließlich werden Vorschläge für die weitere Forschung gemacht.

The rubric »political economy« has proved increasingly appealing to scholars of very different intellectual persuasions in recent years, signaling a revival of interest in the interactions of the polity and the economy. Marxists at one pole, orthodox economists at another, and students of political-economic cycles at a third, have all sought to intellectually appropriate the term.

In the classical Marxian tradition, political economy is the analysis of how the dynamics of economic accumulation determines the structure and functioning of the economy and the polity, and the patterns of their interaction. For orthodox economists, political economy is comprehended as the application of the core beliefs, individualistic language, and deductive methodology of economic theory to the analysis of the behavior of bureaucracies, politicians, and political groups, or the study of regulation or of public budgeting. How these »political« behaviors or processes »intrude« upon the presumed allocative efficiency of transactions among economic agents is of primary concern in this tradition. For that group of economists and political scientists that celebrate their invention of »the new empirical political economy«, the term denotes a concern with how macro-economic performance influences elections and/or how politicians' electoral strategies (in

anticipation of these influences) feed back upon economic conditions, thus creating a political business cycle.

A fourth pole or position with respect to political economy can also be discerned although there exists no authoritative statement of its tenets, and its practitioners are only beginning to become aware of each others' work. It can be dubbed as a »political-institutional« approach, and comprises the work of a number of political scientists, sociologists, organizational theorists, and »heterodox economists« (institutionalists, post-Marxians, etc.).¹ In this view, political economy is the study of discretionary state activity in the economy wherein *both* the state *and* economic agents (firms, banks, labor, technology providers, etc.) are conceptualized as complex organizations (or organizational systems), with internal processes of deliberation, coalition formation and decision. These agents are purposive actors and are considered to be »strategically rational« in the sense that they react to each others' strategies, and change and adapt their own strategies over time. These political-economic agents engage in social interactions of cooperation, competition, conflict, and domination in interlinked processes of state action (economic policy-making) and the production, allocation and distribution of economic goods and services. In so doing they make use of their resources (relative power) and models of reality (belief systems, ideologies). These interactions are structured and regulated by what we will call institutionalized rule systems or rule regimes and by cultural formations (i.e. types of social organization, inherited and historically specific legal and constitutional arrangements, property rights, corporate structures and organizational principles, formal and informal contractual relationships, industrial relation systems, etc.) which shape, constrain, or facilitate, the behavior of different agents in different ways (Burns *et al.*, 1985). Political-economic agents may also seek (with varying success) to change these structuring rule and cultural systems as they seek to adapt to changes or take advantage of opportunities implicit in technological, economic structure or political developments. It follows from these basic assumptions that any theory of state action or of the behavior of economic agents or of economic processes must be built up by means of empirical historical and cross-national comparative research.

In this political-institutional view of political economy, economic and political power and economic and political structures are closely intertwined and mutually determining in the behavior of state agencies *and* of economic agents. Neither economic nor political variables are *ipso facto* causal; the common distinction between exogenous variables is blurred. Furthermore, this viewpoint challenges the claims of orthodox micro- and macro-economic theories to provide an adequate understanding of how a modern capitalist economy works and to thus serve as a reference point either for under-

standing the effects of government policies or actions in the economy, or for prescribing desirable or undesirable economic roles for government.

From the perspective of a political-institutional approach to political economy, researchers in contending poles are committed to one-dimensional views of the state and state action that are symmetrical with their partial views of how the economy works. The empirical realities of the dynamic interactions of political-economic agents, of the production, reproduction and transformation of »institutionalized rule systems« regulating their interactions, and structuring and shaping the overall performance of the political economy, is thereby obscured. The implication is, of course, that we need much more realistic and complex models of the political economy, not because analytical parsimony should not be striven for but because without such models our understanding is dangerously overschematized and impoverished (Leontieff, 1985; Kornai, 1971).

The Coordination of Economic Activities

One of the strongest and most controversial assertions I have made on behalf of the political-institutional approach to political economy is my claim that the discipline of economics, and the dialogue among competing orthodox schools or between them and their heterodox critics, provides an inadequate basis for understanding how capitalist economies actually work. There is a vast literature *within* economics that supports this critical assessment on various grounds.¹ For political-institutional analysts such a position should follow logically from our conception of economic and political interaction processes, and the appropriate methodologies for their empirical study. It follows that the knowledge claims of conventional micro-economic theory, of Keynesians and Monetarists, supply-siders and new classical economists, and the host of heterodox schools that stand at the fringes of »neo-classical rhetorics,« must somehow be sorted out and integrated.

Together with a number of colleagues and students³ I am working on one possible analytical language and research strategy through which this task might be undertaken. We have focused on the problematics of »the coordination of economic activities,« which most economists would probably agree lies at the heart of macroeconomics and the ongoing controversies over its »micro economic foundations.« The central issue in its most general formulation is: to what extent, by what means or mechanisms, and within what limits of internal and external disturbances, can the economy be regarded as self-organizing or self-regulating? How do the diverse activities engaged in by the numerous agents in a capitalistic market economy (in *our* terms, firms and corporations, state agencies, unions, finance providers,

innovators and technology providers) »come to, are made to, or fail to ›mesh« (Leijonhufvud, 1976:88)? In the more technical language of neo-classical analysis, the question is »does the market system ... tend to move ›automatically‹ towards a state where all market excess demands and supplies are eliminated? How strong or weak are such tendencies?« (Leijonhufvud, 1973:29). In the language of organizational theory (e.g. Lawrence and Dyer, 1983), the problem becomes: how do economic agents adapt their internal structures and strategies to environmental conditions of ›information complexity(and ›resource scarcity(in making macroeconomically appropriate decisions about production, prices, allocation of resources, new investment, relations with labor, the securing of financing, product innovation, and the development and dissemination of new technologies.

Axel Leijonhufvud (1973:29) writes that »the coordination of economic activities remains the great and still inadequately explained problem of macro-economics.« This is especially the case »with reference to the real-world systems rather than particular classes of models.« Leijonhufvud adds: »our situation is one of emotionally charged ignorance with regard to a central issue of the science (U)nending controversies to which it is critical keep bobbing to the surface ... as conflicting declarations of faith.« Economics is »saddled with« opposed »cosmologies« or incompatible »visions of what real world markets are like« (1973:30-31).

A much more promising picture can be discerned, however, if we look beyond these theoretical-cum-theological debates to the empirical literature accumulated by students of the actual behavior of firms and economic sectors, the evolving structure of the corporation and its internal control processes, or the structure and functioning of financial systems or industrial relations systems, or the institutional dynamics of economic development, productive organization and the adoption of new technologies.⁴ These literatures suggest that the adjustment and adaptation of economic agents to the environment of other »transactors,« to uncertainty, instability, and changing market conditions - and the ways in which these actions and reactions get coordinated or regulated (or fail to!) - in different product markets and at different levels of the economic system, is a complex and somewhat inchoate intra-organization and interorganizational process of trial and error involving spontaneous homeostatic *market replacing mechanisms* (within and among organizations) as well as the operation of »selfequilibrating« market processes or discretionary government policies working through or against »the market.« This institutional adjustment process may work through the hierarchical control activities of the large horizontally or vertically integrated corporation, or through cooperative (collusive) strategies and counterstrategies of economic agents expressed in formal volun-

tary associations or informal networks based on a professional language or common culture. In each case - as with markets and discrete government interventions - these adjustment and coordination processes take place within a context structured by the relative power and ideological world views of different agents and the facilitating and legitimating actions of the state.

From the perspective of the analytical language or our political-institutional approach we think it is useful to conceptualize the coordination of economic activities in terms of a typology of *economic governance mechanisms*. We define each of these governance mechanisms as distinctive but complementary interaction and control systems, i. e. as institutionalized rules and rule regimes and belief systems that structure the ways in which strategically and purposively rational agents (which are also complex organizations with internal decision processes) come to deal with each other in response to situations of resource scarcity (uncertainty with respect to availability of capital, raw materials, human resources) and information complexity (uncertainty about competitors, suppliers, products, markets, technology and government regulations).

Each mechanism rests on different coordination properties in terms of which we can measure a capacity to induce potentially competitive or conflictual agents to link their behavior. Thus inter-organizational coordination of economic activities involves information exchange, collective action, and some normative-ethical principle underlying and sustaining interactions and exchanges over time. Governance mechanisms are thus inter-organizational rule systems or rule regimes coordinating the transactions and interactions of the diverse agents engaged in economic production, allocation, exchange, and distribution (Burns *et al.*, 1985).

Conceptually, as indicated in *Figure 1*, they constitute meso-level behavioral regularities. These capture some strategic consequences of micro-level response functions or decision-algorithms, and set the stage for analysis of aggregate or macro-level effects or consequences.

Micro-Level	Meso-Level	Macro-Level
<p>Economic Agents</p> <ol style="list-style-type: none"> agents are organizations or institutions (not single decision-makers) agents have to be modelled as having internal processes and structures (i.e. coalitions and »politics«). <ul style="list-style-type: none"> - are »procedurally rational« - behavior involves »appropriate deliberation,« decision, d-processes, selective heuristics, search routines agents are »strategically rational« - model strategy and counter-strategy internal processes, structures, and strategies of agents shaped by power relations, ideology, institutional inheritance (i.e. politically and culturally contingent). 	<p>Mechanisms of Econ. Governance</p> <p>interaction systems (i.e. institutions, control systems, rule systems) that structure inter-organizational relations in the coordination of economic activities within sectors/industries</p> <ol style="list-style-type: none"> markets corporate hierarchies state hierarchies clans associations <p>each with distinctive »coordination properties«: information, collective action, ethical norms</p>	<p>Aggregate Effects</p> <ol style="list-style-type: none"> <i>interactive effects</i> of sectoral performance (infra-structure goods, finance, marginal growth sectors, pattern-setting sectors) <i>Aggregate regulation or management</i> <ul style="list-style-type: none"> - effective demand failures - growth and structural change design/architecture of governance redistribution of power, side-payments

Figure 1: Actor-Structure Model of the Political Economy

Governance Mechanisms

The various literatures upon which we have drawn (orthodox economics, organizational theory, institutional economics, the political science theory of neo-corporatism) suggest that five distinctive mechanisms of economic governance can be identified: markets, corporate hierarchies, state hierarchies, clans or networks, and associations. Some of the characteristics of each is given in *Figure 2*.

Figure 2: Governance Mechanisms

	Definitions, Examples
markets	<p>price incentives effectively control the behavior of transactors</p> <p>prices are free to move in response to excess demands/ supplies</p> <p>production, consumption, and trading activities of individual agents coordinated by a »central coordinator« or »social contract« or a »central supermarket«</p>
corporate hierarchy	<p>modern corporation coordinates supply and demand in individual industries/sectors; stabilizes production thru horizontal and vertical integration permitting monitoring of activities, allocation of capital, technology and personnel. Refiners of products merge backwards into exploration. Manufacturers move forward into marketing and distribution.</p> <p>relations to work force regulated by contracts, job description, work rules, seniority</p> <p>managerial elite has considerable autonomy: own finance, tech. and marketing research, advertising, lobbying</p>
state hierarchy	<p>government agencies (more or less coordinated with each other) respond to fluctuations in economic conditions, clientelle pressures and own objectives: positive incentives (subsidies) to support firms and sectors, patents, procurement, finance research and development, provide infrastructure goods</p> <p>information coordinator</p> <p>enforces markets - encourages/discourages »private governance«</p> <p>regulates »market failures«: air, water pollution, health and safety, work conditions, »natural monopolies«</p>
clans	<p>a loose form of organization among relatively limited number of agents - sharing a common culture, communitarian ethos, professional language, ethnicity, territory, extended families</p> <p>informal networks: nuclei of small firms, university research labs, local government agencies.</p> <p>some sub-contractor relations (e.g. share design, development costs)</p> <p>»industrial districts«</p>
associations	<p>formal organizations of economic agents (in industry, sector, sub-sector, nationally) form stable and institutionalized compromises in pursuit their interests</p> <p>associations and systems of associations may become highly developed vertically and horizontally.</p> <p>Permanent association staffs develop autonomy in pursuit long-term strategies for stabilization of relations with the state and other interlocutors</p> <p>self-regulation and self-governance (private government in <i>re</i> a product, industry, sector)</p> <p>»corporatist intermediation«</p>

The extent to which and the reasons why particular mechanisms prevail in any given interaction situation, economic process, industry or sector, or their relative incidence in any given national economy has begun to be investigated empirically. It seems to vary with such dimensions as: type of product, capital requirements, industrial structure, and technology. The question of which mechanisms are »optimal« or most efficient seems quite complex. In most cases, more than one mechanism will be involved in any particular sector or situation, i. e. these governance mechanisms should be seen not as mutually exclusive, but as potentially (if not necessarily) complementary control systems.

Because political, cultural, and institutional conditions vary from country to country (but also from sector to sector within any country), the purposes, strategies, internal structures, relative power, and institutional contexts of economic agents differ and so too do their »preferences« for one or another governance mechanism or mix of governance mechanisms. Thus market coordination seems to be probably more widespread and more legitimate in the U. S. than it is in W. Europe or Japan. So too (paradoxically?) is coordination through the large horizontally and vertically integrated corporation. On the other hand, associations of all kinds are more important in W Europe, particularly in the centralized organization of labor and business interests for both regulation of their own members' strategies and for »concertation« of labor, business and the state in micro and macro policy-making. Clan-like networks seem especially well-developed in Japan and reinforce highly developed associational mechanisms that organize business interests and produce coordination with the state bureaucracy. State intervention is a more coherent and legitimated factor in economic governance in Japan and continental Europe than it is in North America or the U.K

We can anticipate that further empirical comparisons across sectors and across countries will serve as the »quasi-experiments« needed to solidly determine which mix of governance mechanisms seems most adaptive for given sectors or industries, market conditions, or degrees of technological volatility. Such research would also put us in the position to ask whether there may be serious »mismatches« between the mix of governance mechanisms that seems most appropriate to a given case and the one that is »available« given the constraints of power, culture and institutions.

Mainstream economists' concerns have been with *ideal-type* competitive markets, stylized market failures, and abstract analyses of how these failures can be corrected by equally idealized ranges of government action. Economists have generally dismissed, or treated with suspicion as collusion, the forms of behavior that are suggested by our concepts of corporate hierarchy, clans, and associations. Empirical research on the actual coordination functions served by corporate hierarchies, state agencies, business associations

and labor unions, or by informal networks, has been contributed by political scientists, organizational sociologists, economic historians, and economists working outside of the mainstream.

Figures 3 and 4 offer very schematic summaries of what can be gleaned about the coordination of economic activities from the diverse literatures inside and outside of the economics mainstream, as »integrated« or synthesized by our proposed analytical language of governance mechanisms seen as meso-level rule regimes lying conceptually between the conventional micro and macro levels of analysis. *Figure 3 - The Coordination Properties of Governance Mechanisms* - reinforces one of our basic axioms or assumptions, namely that a capitalist »mixed« political economy is an interconnected network of complex organizations with *complementary* control systems or rule regimes. Since these constituent units are complex organizations whose behavior emerges from internal compromises, their behavior must be understood in terms of a variety of motivations. Since their behavior is also determined by transactions with their environment - conceptualized here in terms of inter-organizational relationships - it is crucial to understand the full range of mutually reinforcing ways in which inter-organizational coordination can be achieved.

The argument of *Figure 3* is that coordination of economic activities among (and within) complex organizations involves a medium of information exchange, a rational or self-interested basis for inducing >collective action,< and an ethical or normative underpinning or justification for action.

This point of the potential complementarity and mutual interdependence of governance mechanisms in concrete, real-world economies is further elaborated in *Figure 4: »When Mechanisms Prevail - or Fail.«* In this Figure I have summarized what comparative research and theoretical work tells us about the kinds of economic, technological, and political circumstances and situations to which particular mechanisms seem adaptively well suited or poorly suited. The message of *Figure 4* is that the various governance mechanisms seem to emerge naturally or spontaneously, within the opportunities and constraints provided by relative power, world views, and response functions of the state and economic agents. They emerge in response to particular market structures (i. e. size of firms, ease of entry, stability of demand, type of product, degrees of competitiveness), to technological complexity and volatility, to stages in the product cycle and the »natural history« of firm internal routines and structures, to the need of particular kinds of relationships with labor, subcontractors, financiers, innovators or technology providers, or to the dependency of a product or industry on state - provided infrastructures or regulatory regimes - or alternatively on regulatory or self-governance regimes operated by associations, usually under state sponsorship.

Figure 3: Coordination Properties of Governance Mechanisms

	Medium of information and information exchange	»Rational« basis of collective action among agents	Ethical or normative principles
markets	prices	dispersed competition »hidden hand«	short-term reinforcement rewards to self-interested behavior
hierarchies	surveillance and evaluation rules, plans regulations, subsidies	bureaucratic control, coercion »visible hand« leadership	medium-term rewards »social contract« legitimate authority
clans	professional cultures, languages shared norms	serial equity (sequential Prisoner's Dilemma games) collective memory	community trust
associations	coordination as property of associational systems autonomy of assoc. and staff	concertation through »selective goods« and »intermediation«	conditional solidarity sociability reciprocity

Figure 4: When Mechanisms Prevail - or Fail

	Works best, prevails, advantages	Works poorly, unimportant, disadvantages
markets	<p>firms have high ratio variable to fixed costs, relatively low potential for scale economies in production and marketing</p> <p>relatively small firms, few technical or financial barriers to entry</p> <p>low structural change and volatility of technology</p> <p>relatively homogeneous products</p> <p>relatively simple information structure</p>	<p>information complexity and technological volatility</p> <p>high uncertainty</p> <p>externalities</p> <p>unstable demand that leads to insufficient investment in technology or capacity</p> <p>highly differentiated goods</p>
corporate hierarchy	<p>demand sensitive to marketing; capital and energy intensive technologies allow econs of scale in processing and assembling large volumes raw materials and semi-finished goods into standardized producer or consumer goods</p> <p>high fixed costs, product complexity, large barriers to entry</p> <p>mature product cycle</p>	<p>motivation to innovate may suffer from bureaucratic rigidity</p> <p>rapid changes technology or demand</p> <p>develops rigid managerial structures and shopfloor practices, labor utilization</p> <p>autonomy of managerial elite insulates other controls</p> <p>inappropriate early stages of product cycle</p> <p>effective demand failures</p>
state hierarchy	<p>very large technological, economic or financial barriers to entry</p> <p>early stages product development (screening and spreading new technology)</p> <p>complex infrastructures needed - suppliers, servicers, regulators</p> <p>stabilize demand via macro policy or procurement</p> <p>regulate some externalities</p> <p>public goods</p>	<p>product life is short or unstable</p> <p>decentralized incentives needed for worker/manager incentives</p> <p>unstable and volatile technology</p> <p>vulnerable to pressures for non-adjustment-oriented protectionism</p>
clans	<p>high levels technological complexity and volatility</p> <p>organizing »flexible specialization« along craft lines</p> <p>information about innovations quickly communicated</p> <p>long-term relationships are important</p> <p>production processes require highly-skilled and integrated work force</p>	<p>mature technologies, later stages of product cycle</p> <p>large infrastructures and stable capital flows required</p> <p>standardized goods</p>

	Works best, prevails, advantages	Works poorly, unimportant, disadvantages
associations	<i>where developed</i> may stabilize market relations, enforce norms of fair competition, provide manpower training and apprenticeship, product and safety standards. Helps secure compliance with state regulations. Facilitates information exchange. Corporatist concertation and macro-policy conditions: state strong, labor organized	less appropriate/important at early stages of product cycle, or in small, high-technology firms less developed in <i>re</i> investment decisions, development of new technology propensity towards protectionism (where state and labor weak) poorly developed where hierarchical industries predominate, state is weak, labor weak

An Agenda for Future Research

Two strong implications would seem to follow from *Figure 4*. First, that any modern economy will be made up of many different sectors and industries confronting rather different conditions of market structure, technological complexity, product cycle, relations with labor and finance, etc. Hence, we must expect different governance mechanisms or more likely, combinations of governance mechanisms to prevail in different sectors or industries. Second, industries, sectors, entire economies will experience changes in these same dimensions. New competitors or technologies, changes in the structure or relative power of agents will alter the contexts of action and interaction. Rule regimes structuring and regulating these transactions will come under pressure as agents' relative gains and rewards from the extant patterns change. The extant mix of governance mechanisms may thus lose capabilities for dealing with particular coordination tasks or problems. This will set in motion a process of rule system and rule regime reformulation or transformation as agents with different effective resources (and access to the state) seek a restructuring that best suits their interests. This process may proceed as one coalition of agents succeeds (with the tacit or active support of the state) in imposing its »rule innovations« on the others. Or the process may proceed by inter-group and inter-organizational bargaining (typically under the aegis of a more or less autonomous state), or alternatively, adjustment and »learning« may be blocked or stalemated.

In fact, we have far too little systematic research into these matters. If we are to construct more realistic models of the coordination of economic acti-

vities - how the real economy really works - we will need to answer the following kinds of questions.

1. Through what mechanisms, transaction systems, rule regimes are a whole set of coordination of economic activities problems resolved in given industries and sectors? What is the political and inter-organizational history of the emergence of these governance mixes? How do factors of ideology, relative power, and intra-organizational structure exercise their influence?

2. How and why do industries and sectors vary in their prevailing governance structure? How and why are the same industries or sectors governed differently in different countries?

3. Does the established governance structure in a sector/industry facilitate or constrain the efforts of agents to respond to technological change, to develop productivity-enhancing relationships with labor, to assure stable sources of financing, or to establish a stable and legitimate framework for public regulation?

4. Under what conditions do you get changes in governance arrangements? How do the internal structure and coalition dynamics of economic agents influence their preferences for an inter-organizational governance structure? What agents or coalitions among agents dominate the process of change? What are the dynamic implications for economic performance? Why have some industries (e. g. computers vs. steel in the U. S.) been so much more adaptive than others? Why do these processes vary from one sector to another or across countries?

5. What are the policy implications of the kind of political-institutional research proposed here? One premise of this agenda is that the governance structure of a sector or industry not only helps shape its economic performance, but also defines both the need for and the constraints on government policies designed to improve industrial performance. It follows that debates about industrial policy or how to improve government - business - labor relations will remain diffuse and ideologically polarized until they are informed by an understanding of how different parts of the economy are in fact governed and how these arrangements are performing under current conditions. Such research would also have important implications for macro- or aggregate-demand policies. Because the impact of such policies can be expected to vary substantially from sector to sector, their presumed effects on relative prices, levels of production, the availability of capital, and productivity performance may be seriously called into question.

6. The proposed agenda conforms to the call of Leontieff, Kornai and many other >heterodox(economists for detailed, sector-specific models of the economy and economic processes. A whole set of challenging macro-level modelling issues are raised by this approach. What are the macro-analytical implications of viewing the economy as a complex set of rule regimes each

of which might be modelled as a kind of dynamic inter-organizational »game«? Can we generalize about the »rules of transformation« that seem to govern »sequential games« in different industries or sectors? What are the macro-performance implications and the interactive effects among different sectors characterized by different rule regimes and dynamic games? Does the dynamic contribution to the economy of certain sectors - e. g. finance or infrastructure goods like telecommunications or transportation, or high-tech-high-value-added products - dictate special public concern for the governance of such sectors?

Footnotes

- 1 For discussions of these various literatures see Lindberg (1982, 1985)
- 2 For a sampling see Eichner (1983), Nelson and Winter (1982), and Kornai (1971), Ward (1972), Thurow (1983), Meehan (1982)
- 3 For example see: Hollingsworth and Lindberg (1985) and Young, Lindberg, and Hollingsworth (1985), and Burns *et al.* (1985)
- 4 See literatures cited in Lindberg (1985)

References

- Alford, Robert and Roger Friedland (1985). *Powers of Theory: The State, Capitalism and Democracy*. Cambridge Univ. Press.
- Burns, Tom R. *et al.* (1985). *The Shaping of Society: Introduction to Dialectical Rule System Theory with Applications*. Manuscript. Dept. of Sociology, Uppsala University.
- Dierkes, Meinolf, Hans Weiler and Ariane B. Antal (eds) (1985). *Comparative Policy Research: Lessons from the Past and Challenges for the Future*.
- Hollingsworth, J. Rogers and Leon N. Lindberg (1985). »The Governance of the American Economy: The Role of Markets, Clans, Hierarchies, and Associative Behavior,« in Wolfgang Streeck and Philippe C. Smitter (eds), *Private Interest Government and Public Policy*. London: Sage.
- Kornai, Janos (1971). *Anti-Equilibrium: On Economic Systems Theory and the Tasks of Research*. Amsterdam: North-Holland Publ. Co.
- Latsis, Spiro J. (1976) (ed.). *Method and Appraisal in Economics*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Leijonhufvud, Axel (1973). »Effective Demand Failures,« *Swedish Journal of Economics* (75), pp. 27-48.
- Leijonhufvud, Axel (1976). »Schools, >revolutions<, and research programmes in economic theory.« in *Latsis* (1976).

-
- Leontieff, Wassily, Faye Duchin, and Daniel B. Szyld (1985). »New Approaches in Economic Analysis.« *Science* 228 (26 April) pp. 419-422.
- Lindberg, Leon (1982). »The Problems of Economic Theory in Explaining Economic Performance.« *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, January, pp. 14-27.
- Lindberg, Leon (1985). »Cross-National Economic Policy Research« in M. Dierkes *et al.*, *Comparative Policy Research: Lessons From the Past and Challenges for the Future*. Berlin: WZB.
- Meehan, Eugene J. (1982). *Economics and Policymaking: The Tragic Illusion*. Westport, Conn.: Greenwood Press.
- Nelson, Richard and Sidney G. Winter (1982). *An Evolutionary Theory of Economic Change*. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press,
- Ouchi, William G (1984). *The M-Form Society*. Reading, Mass.: Addison Wesley Pub.
- Thurow, Lester C. (1983). *Dangerous Currents: The State of Economics*. New York: Random House.
- Young, Brigitta, Leon N. Lindberg, and J. Rogers Hollingsworth (1985). »The Governance of the American Dairy Industry: From Regional Dominance to Regional Cleavage.« Conference on the Regional Organization of Business Interests and Public Policy. McMaster Univ., Ontario. May 22-24.
- Ward, Benjamin (1972). *What's Wrong with Economics?* New York, Basic Books.

BachJahr

Ludwig Finscher

Bach im 18. Jahrhundert

Im Jahre 1955 veröffentlichte Heinrich Bessler einen Aufsatz, dessen Titel bald zu einem musikhistoriographischen Schlagwort werden sollte: Bach als Wegbereiter' - hätte er Arnold Schönbergs heute so berühmten Brahms-Aufsatz gekannt, so hätte er wohl auch, dessen Titel variierend, Bach the Progressive sagen können (ein Titel, der zwanzig Jahre später, wenn auch nicht für ein Geschichtsbild im Sinne Besslers, tatsächlich verwendet wurde²). Bessler beschrieb Bachs Rolle in der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts als wegweisend im doppelten Sinne: als Vorausnahme von Elementen, die für die Musiksprache der Wiener Klassik konstitutiv werden sollten, und als direkten oder vermittelten Einfluß auf die Komponisten, die diese Sprache prägten. Er faßte seinen Entwurf, der sich der herrschenden Meinung, Bachs Werk sei das Ende, nicht der Anfang einer Entwicklung gewesen, schroff entgegenstellte, in sechs Thesen zusammen:

Seit 1716 wurde das Gefühlhafte in Gestalt »inneren Singens« die Grundlage der Bachsehen Polyphonie. Zum kantablen Orgelstil trat um 1720 der expressive Klavierstil, der vor allem durch Philipp Emanuel Bach in die Sprache der Empfindsamkeit einging.

Seit etwa 1720 war die Expressivpolyphonie des von Bach geschaffenen »feierlichen Klavierstücks« mit einer Ausdrucksdynamik verbunden, obwohl Bach am Kieflügel festhielt. 1756 forderte der Bachschüler Johann Gottfried Mithel als erster für Sonaten das Hammerklavier.

Um 1720 schuf Bach sowohl für Konzerte wie für Klavier- und Orgelfugen das auf Gliederung und Kontrast beruhende »Charakterthema«. Die Bachschüler bringen es vor allem im 1. Satz ihrer Klaviersonate. Philipp Emanuel Bach hat mit diesem Vorbild auf Joseph Haydn gewirkt.

Ausgehend von der Chromatischen Fantasie 1719, bringt Bach auch in geschlossenen Formen öfters eine auf Überraschung beruhende »erlebnishaft« Harmonik. Der hier neu auftretende Zug des »Originellen«, von Philipp Emanuel Bach fortgeführt, gipfelt in der freien Fantasie der Geniezeit.

Das individuell-persönliche Musikerlebnis, von Bach in der Chromatischen Fantasie herangezogen, führte zur Umwandlung der bisherigen Strukturform in die neue »Erlebnisform«. Besondere Bedeutung hat hierbei seit etwa 1720 der langsame Satz in der Klaviermusik, bei Johann Gottfried Mithel 1756 der Sonaten-Mittelsatz, später bei Philipp Emanuel Bach außerdem die Fantasie.

Um 1720 drang Bach, vom Charakterthema ausgehend, in Konzertsätzen zur »thematischen Arbeit« vor. Das Prinzip der Einheitsgestaltung des Satzes, um 1730 auch im Klavierkonzert angewandt, lebt in der Klaviermusik der Bachschule fort. Philipp

Emanuel Bach hat an ihm stets festgehalten und hierdurch auf Joseph Haydn gewirkt, bis zur »klassischen« Wende von 1781.

Was 1955 als ein Versuch sinnvoll und verdienstvoll war, der verfestigten Meinung der traditionellen Bachinterpretation wie der beginnenden vulgärmarxistischen Usurpation des Komponisten einen neuen, aus der Interpretation des Bachschen Werkes gewonnenen Ansatz entgegenzustellen, das zeigt sich im Rückblick als ein vor allem methodisch höchst bedenkliches Konzept: bedenklich in der Konstruktion eines gleichsam innerdeutschen Gesprächs zwischen Bach, Bachschule und Wiener Klassik, in das kein Zwischenruf aus Frankreich oder England oder Italien hineinklingt; bedenklich in der isolierten Interpretation der Werke Bachs - so, als gebe es etwa in Konzerten Vivaldis keine »thematische Arbeit« oder als sei das »Charakterthema« im ersten Satz einer Sonate die Erfindung der Bachschüler; bedenklich vor allem im Operieren mit Begriffen, die von aller historischen Terminologie weit entfernt sind und die suggerieren, was am Notentext gerade nicht gezeigt werden kann: inneres Singen, Expressivpolyphonie, Ausdrucksdynamik, Charakterthema, erlebnishaftes Harmonik, individuell-persönliches Musikerlebnis, Erlebnisform. Dem entspricht es, daß dann auch die Interpretation der kompositionsgeschichtlichen Zusammenhänge mißlingt, besonders deutlich dort, wo immer wieder Carl Philipp Emanuel Bach als das missing link zwischen seinem Vater und Haydn eingeführt werden muß und wo die fundamentalen Gegensätze zwischen Bach père und Bach fils deshalb, mit Hilfe der neugeschaffenen Interpretations-Kategorien, hinweggerklärt werden.

Die Reaktion auf Besseler's Entwurf ließ nicht lange auf sich warten. Zwei Jahre später veröffentlichte Hans Heinrich Eggebrecht seinen Aufsatz Über Bachs geschichtlichen Ort³, in dem eine genaue Gegenposition entworfen wurde: Bach als - in der Formulierung Willibald Gurlitts - »ein Stück deutsches Mittelalter in neuzeitlicher Umgebung«; in Eggebrechts zusammenfassenden Worten: »Es wurde versucht, diese Mittelalterlichkeit aus einer Tradition heraus zu verstehen und die neuzeitliche Umgebung ebenfalls in eine Tradition zu stellen. Es wurde an dem Bild gearbeitet, das sich uns im Anschluß an die anfangs vorgetragenen Bestimmungen von Bachs geschichtlichem Ort vor Augen stellte: Mozart am Ende seiner Entwicklung stehend, zu der Bach wesentlich nicht gehört, der selbst am Ende einer Entwicklung steht, die von Mozart nur noch in Wiederentdeckungen und Umdeutungen zu erreichen war«.

Eggebrechts Position ist, mit vielen Korrekturen und Ergänzungen im Detail, diejenige, die heute von den meisten Musikhistorikern akzeptiert wird; wichtiger als die Darstellung der Fakten war aber, daß durch Eggebrechts Aufsatz im Zusammenhang mit den terminologiegeschichtlichen

Studien desselben Autors⁴ sich die Einsicht durchsetzte, daß musikhistorische und musikhistoriographische Terminologie in einem genau bestimmten und kontrollierbaren Verhältnis zueinander stehen sollten. Eggebrecht hatte sich auf die Interpretation der Werke Bachs im Begriffsfeld der musikalisch-rhetorischen Figurenlehre - als dem historisch angemessenen - konzentriert; viele der jüngeren Studien, die Bachs historischer Ort über eine Interpretation seiner Werke zu bestimmen suchten, entwickelten diesen Ansatz durchaus fruchtbar weiter. Die Maxime, daß eine Analyse so genau wie möglich, aber auch der historischen Begrifflichkeit und Terminologie so nahe wie möglich sein muß, hat sich auch in der Bachforschung durchgesetzt.

Da, wo sie der historischen Standortbestimmung des Komponisten dient, impliziert sie allerdings nicht selten eine Musikgeschichtsschreibung im *musée imaginaire* - so, als stünde einem Komponisten die Tradition umstandslos zur Verfügung, und so, als sei Musikgeschichte identisch mit Kompositionsgeschichte und Kompositionsgeschichte identisch mit der Abfolge der großen Werke; hinzu kommt dann nur noch der Bereich der Theorie- und Ästhetikgeschichte, der die historische Terminologie liefert. Rezeptionsgeschichte ist in einem solchen Konzept höchstens ein Randphänomen.

Rezeptionsgeschichte hatte in der Bachforschung schon früh, allerdings unter denkbar ungünstigen Bedingungen eingesetzt, mit Gerhard Herz' bahnbrechender Dissertation über Bach im Zeitalter des Rationalismus und der Frühromantik, die zwar 1935 gedruckt, aber schnell verdrängt wurde, während ihr Autor aus Deutschland flüchten mußte⁵, und mit Leo Schrades bedeutendem, heute fast vergessenem Aufsatz über Bach und die deutsche Nation, der erschien, als sein Verfasser sich ebenfalls anschicken mußte, von dieser deutschen Nation Abschied zu nehmen⁶. Im Gefolge des wachsenden Interesses an rezeptionsgeschichtlichen Fragen auch in der Musikwissenschaft sind dann in den letzten zwanzig Jahren auch einige Studien zur Bachrezeption erschienen, die sich - Herz und Schrade folgend - vor allem auf die Rezeptionsebene der Musikpublizistik, seltener auf die Bachrezeption der Komponisten konzentrierten.

Mit der Ausbreitung und Differenzierung der Bachphilologie hat sich andererseits, vor allem in den beiden deutschen Staaten, ein ganz anderer Zweig der Rezeptionsgeschichte entwickelt, die Untersuchung der Überlieferung der Werke Bachs als eines Rezeptionsphänomens. Die Arbeiten von Hans-Joachim Schulze - der dritte Band der Bach-Dokumente 1972 und die Studien zur Bach-Überlieferung im 18. Jahrhundert 1984 - haben hier bahnbrechend gewirkt'. Erst jetzt und erst aufgrund dieser Quellenpublikationen und Quellenuntersuchungen können wir beginnen, eine Reihe von Fragen zu stellen, die wir von Anfang an hätten stellen sollen:

was wußten Bachs Zeitgenossen von ihm und seiner Musik, welche Werke kannten sie, wer waren diejenigen, die überhaupt etwas von Bach wußten und kannten, und welche Rolle spielten sie im deutschen oder europäischen Musikleben; wie, wo, warum und von wem wurden Werke Bachs noch nach seinem Tode studiert, welche Werke blieben lebendig - in der theoretischen Diskussion, als Unterrichtswerke, in der Praxis - und welche wurden vergessen; in welchem Verhältnis zueinander standen theoretische, ästhetische und kompositorische Rezeption - sofern sie einander überhaupt berührten.

Natürlich müssen im hier gegebenen Rahmen einige Andeutungen dessen, worum es geht, genügen. Beginnen wir mit einem locus classicus der Bachliteratur: »eine bedenkliche stelle in dem sechsten stück des Critischen Musicus« von Johann Adolph Scheibe, wie Scheibes Opponent Johann Abraham Birnbaum sie nannte. Günther Wagner hat gezeigt⁸, daß die isolierte Interpretation der »bedenklichen stelle« und der an sie anknüpfenden Kontroverse Scheibe-Birnbaum - eine Interpretation, die in der Bachliteratur fast ausnahmslos die Regel war⁹ - die Kontroverse selbst und vor allem Scheibes Position gründlich verzerrt hat und daß Scheibe, weit davon entfernt, Bachs Stil und Werke generell zu verdammen und der seit etwa 1730 modischen Musik das Wort zu reden, vor allem auf Bachs Kirchenmusik und deren Textbehandlung zielte. Gerade diese Kritik ist aber, wenn man Bachs Umgang mit poetisch geformten Texten nüchtern betrachtet¹⁰, durchaus verständlich - und nur allzu verständlich im Munde eines Gottsched-Schülers. Unter diesem Aspekt erscheint dann Scheibes berühmter Vergleich der »Schwülstigkeit« Bachs mit dem Stil des »Herrn von Lohenstein in der Poesie« nicht nur als Angriff auf Bach, sondern zugleich als Verbeugung vor Gottsched und dessen Programm einer reformierten deutschen Nationalliteratur. Hinzu kommt, daß diese Art von Bach-Kritik in der Zeit der Scheibe-Birnbaum-Kontroverse 1737/45 in Leipzig nicht ungewöhnlich gewesen zu sein scheint: es ist sicherlich kein Zufall, daß die Argumente der erbittertsten Verteidiger Bachs, Mizler und Birnbaum, und sogar die eine Komposition, auf die sie sich beziehen, identisch sind. In den Worten Birnbaums 1739¹¹:

Daß endlich der Herr Hofcompositeur rührend, ausdrückend, natürlich, ordentlich, und nicht nach dem verderbten, sondern besten Geschmack setze, beweist insbesondere unwidersprechlich die von ihm verwichene Ostermesse vor unserer allerdurchlauchtigsten hohen Landesherrschaft bey Dero höchsten Anwesenheit in Leipzig öffentlich aufgeführte Abendmusik, welche mit durchgängigem Beyfall angenommen worden.

Und in den Worten Mizlers im selben Jahr:

Wenn aber Herr Bach manchmahl die Mittelstimmen vollstimmiger setzet als andere, so hat er sich nach den Zeiten der Musik vor 20 und 25 Jahren gerichtet. Er kan es aber auch anders machen, wenn er will. Wer die Musik gehöret, so in der Oster Messe zu Leipzig vergangenen Jahrs ... von der studirenden Jugend aufgeführt, vom Herrn Capellmeister Bach aber componiret worden, der wird gestehen müssen, daß sie vollkommen nach dem neuesten Geschmack eingerichtet gewesen, und von jedermann gebillichet worden. So wohl weiß der Herr Capellmeister sich nach seinen Zuhörern zu richten.

Die Kantate, um die es geht, war »Willkommen, ihr herrschenden Götter auf Erden«, deren Text - man ist versucht zu sagen: natürlich - von Gottsched stammte. Das Werk ist verloren, aber die Tatsache, daß Mizler und Birnbaum nur dieses eine Werk zu nennen wußten, als sie nach Beispielen für »natürliche« Vokalmusik nach dem »besten Geschmack« suchten, und daß Mizler zuzugeben bereit war, daß Bachs Musik normalerweise sich an einem 25 Jahre alten, das heißt veralteten Geschmack orientierte, läßt doch vermuten, daß nicht allzu viele »natürliche« Bachkantaten zur Verfügung standen. Wenn Bachs Verteidiger keine besseren Argumente hatten, waren Bachs Gegner sicherlich nicht weit von der Wirklichkeit entfernt.

Aber der Streit um die »bedenckliche stelle« ist bemerkenswert noch über die Tatsache hinaus, daß um 1740 Bachs Kantatenstil selbst von seinen Verteidigern für altertümlich gehalten wurde und daß Bach offenbar ganz bewußt an diesem Stil festhielt, obwohl er sehr wohl anders zu schreiben wußte, wenn der Anlaß es forderte¹². Der Fall ist deshalb besonders interessant, weil in ihm exemplarisch Konstellationen und Leitmotive sichtbar werden, die für die Bachrezeption in den deutschsprachigen Ländern im 18. Jahrhundert charakteristisch sind: die Diskussion eines Werkes oder einer Werkgruppe und eines Aspektes auf Kosten anderer Werkgruppen und Werkaspekte, die Konzentration der Diskussion auf einen kleinen Kreis von Personen, das primär ästhetische und theoretische Interesse dieser Personen. Betrachten wir die Argumentation Scheibes und Birnbaums im Ganzen, folgen wir der Interpretation der Kontroverse durch Günther Wagner und stellen wir die Kontroverse in den größeren Zusammenhang, den die von Schulze erschlossenen rezeptionsgeschichtlichen Dokumente anbieten, finden wir eine Reihe weiterer Leitmotive, die meisten von ihnen wohlbekannt, wenn auch nicht immer in ihrer leitmotivischen Funktion; es sind - ohne Anspruch auf Vollständigkeit - Motive wie Bach der Orgelvirtuose, Bach der Vater der Harmonie, Bach der Komponist für Kenner, Bachs Choräle und Fugen als Muster für die Kompositionslehre und für das polyphone Spiel auf Tasteninstrumenten, Bachs Musik als Alte Musik, Bach als Deutscher, seine Werke als - in den Worten Johann Nikolaus

Forkels 1802 - »ein unschätzbare National-Erbgut, dem kein anderes Volk etwas ähnliches entgegen setzen kann«¹³. Was aber eigentlich mit solchen Benennungen gemeint ist, läßt sich nur dann genauer bestimmen, wenn man berücksichtigt, auf welche Werke sich die Urteile explizit oder implizit beziehen, welche Werkverbreitung und Werkkenntnis ihnen zugrunde liegt.

Da zu Bachs Lebzeiten die wenigsten seiner Werke gedruckt wurden und da zwischen 1750 und 1800 zu diesen Drucken nur noch die von Carl Philipp Emanuel Bach besorgten Ausgaben der Choräle hinzukamen, da außerdem die Druckexemplare teuer, Musiker vor allem im Dienst der Kirche schlecht bezahlt, dafür aber mit mehr Freizeit als wir gesegnet waren, spielte die Drucküberlieferung eine geringe, die handschriftliche eine beherrschende Rolle. Daß diese handschriftliche Überlieferung den ungewöhnlichen Umfang und die ungewöhnliche Kontinuität erreichte, die wir noch heute erkennen können, obwohl eine sehr große Zahl von Quellen nachweislich oder wahrscheinlich verloren ging, ist zunächst einmal auf die ganz einfache Tatsache zurückzuführen, daß Bach in seinen Leipziger Jahren, also zwischen 1723 und 1750, eine große Zahl talentierter und fleißiger Schüler - seine eigenen Söhne eingeschlossen - ausbildete und daß die meisten dieser Schüler wie ihr Lehrer Kirchenmusiker und Organisten wurden. Es scheint sogar, als habe kein anderer bedeutender Komponist des 18. Jahrhunderts eine ähnlich große Zahl von Schülern gehabt - geschweige denn so viele, die im selben sozialen Bereich wie ihr Lehrer arbeiteten und die Werke des Lehrers in diesem Bereich tradierten: sozialgeschichtlich wahrscheinlich eine schon fast archaische Situation, wenn man etwa an die soziale und geographische Mobilität italienischer und tschechischer Musiker - oder auch eines Komponisten wie Telemann - in genau derselben Zeit denkt. Schulzusammenhang und traditioneller Konservatismus der Kirchenmusiker verstärkten einander wechselseitig, und die Grenzen des realen und eines fiktiven Schulzusammenhangs verwischten sich: Charles Burney konnte 1773 schreiben, daß »all the present organ-players of Germany are formed upon his school«, und die Erklärung, wie Burney zu einer so eklatanten Übertreibung kommen konnte, gab Johann Adam Hiller 1784: »Noch bis auf den heutigen Tag hält man es für Ehre, den Unterricht dieses großen Mannes genossen zu haben, so daß sich mancher für einen Schüler desselben ausgiebt, der er doch niemals gewesen ist«. Schulzusammenhang, Konservatismus und - natürlich - die Größe der Musik, die den Schülern, die mit ihr umgingen, ständig gegenwärtig sein mußte und gegen deren Druck sich nur die stärksten Talente - Carl Philipp Emanuel und Johann Christian - erfolgreich auflehnten, wirkten zusammen zu einer Konstellation, die der Verbreitung der Werke ungewöhnlich günstig war, über Bachs Tod hinaus und, da die Schüler häufig wiederum

Schüler ausbildeten, bis ans Ende des Jahrhunderts. Dieselbe Konstellation bewirkte aber auch, daß diese Art der Rezeption geographisch und sachlich von vornherein eingeschränkt war und blieb: geographisch auf Mittel- und Norddeutschland mit den Zentren Leipzig und Berlin, sachlich auf Bachs Werke für Tasteninstrumente und vor allem für die Orgel.

Natürlich gab es Unterschiede, warum und wie die Tradition lebendig gehalten wurde. In Thüringen und Sachsen konzentrierte sich die Oberlieferung auf Kirchenmusiker in kleineren Städten, daher dominierten die Orgelwerke. In Leipzig hielt sich offenbar eine lokale Tradition der Auf-führung von Motetten und Passionen. In Berlin nahm die Bachtradition die bekannte und gut dokumentierte entschiedene Wendung zum gelehrt-konservativen theoretischen und ästhetischen Raisonement und zur umfassenden Sammlung der Werke, bei der aber immer noch die Instrumentalmusik überwog. Nirgendwo in Deutschland fanden sich so viele Bachschüler und Bachverehrer wie in Berlin: Marburg seit seiner Jugend, Carl Philipp Emanuel seit 1738, Christoph Nichelmann 1739 und 1745 bis 1755, Johannes Rink (ein Schüler Johann Peter Kellners) seit 1740, Johann Friedrich Agricola seit 1741, Kimberger seit wahrscheinlich 1751, Karl Volkmar Bertuch seit 1764, Friedemann Bach von 1774 bis zu seinem Tod 1784 und natürlich, als sozialer und geistiger Mittelpunkt des Kreises, die Prinzessin Anna Amalie von Preußen, Schwester Friedrichs des Großen.

So gut dokumentiert diese Berliner Aktivitäten schon dadurch sind, daß die bedeutendsten Mitglieder des Kreises sehr fleißig publizierten, so schwierig ist die Rekonstruktion der Bachtraditionen in der Provinz, die auf der Arbeit vergleichsweise wenig bekannter und in ihren kleinen Städten isolierter Kantoren, Organisten und Lehrer ruhte - das Bild, das sich nach unserem gegenwärtigen Kenntnisstand entwerfen läßt, ist trotz der entscheidungsvollen Arbeit Hans-Joachim Schulzes nicht mehr als eine lückenhafte Skizze. Aber eine Vorstellung von dem dichten, meist genealogisch und pädagogisch fundierten Zusammenhang und von der Verzweigtheit dieser Tradition läßt sich aus einigen ihrer skurrileren Details gewinnen¹⁴: so, wenn wir erfahren, daß die autographen Stimmen des C-dur-Cembalokonzertes BWV 1061 in die Sammlung Johann Nikolaus Forkels über den Komponisten und Organisten Carl Christoph Hachmeister in Hamburg gelangten, dessen Neffe kein anderer als August Friedrich Christoph oder Augustus Frederick Christopher Kollmann war, der erste Musikschriftsteller in England, der eine genaue Kenntnis vieler Orgel- und Cembalowerke Bachs, der Kunst der Fuge und des Musikalischen Opfers hatte, der eine Ausgabe des Wohltemperierten Klaviers 1799 plante und eine Ausgabe der Chromatischen Phantasie 1806 herausbrachte; oder wenn wir hören, daß Johann Gottlieb Preller, einer der Urheber der sogenannten Mempell-Preller-Sammlung von Bachhandschriften, bis in die 1780er Jahre als Kir-

chenmusiker in Dortmund arbeitete und dort unter schwierigen Umständen Konzerte veranstaltete; oder - eine eher kuriose als wichtige Beziehung - wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das jetzt in Rochester liegende sogenannte Choralbuch Johann Sebastian Bachs seinem Besitzer am Anfang des 19. Jahrhunderts, Karl Constantin Kraukling, vermutlich durch zwei ehemalige Thomaner vermittelt wurde - Johann August Apel, Mitautor des Gespensterbuches, in dem Weber die Geschichte vom Freischützen fand, und Friedrich Kind, der das Freischütz-Libretto schrieb. Und eine Vorstellung von der Kontinuität und dem Beziehungsreichtum der Überlieferung läßt sich an den - ebenfalls erst durch Schulze rekonstruierten - Schicksalen der sogenannten Möllerschen Handschrift (einer der wichtigsten Quellen für Bachs frühe Cembalomusik) gewinnen: um 1705 /13 von Johann Sebastians ältestem Bruder Johann Christoph Bach in Ohrdruf angelegt, an dessen Söhne Johann Bernhard, dann Johann Andreas Bach und von letzterem an seinen Sohn Johann Christoph Georg weitergereicht, von diesem an den ebenfalls aus Ohrdruf stammenden Johann Gottfried Möller gegangen, der Schüler des Bach-Schülers Johann Christian Kittel und ein begeisterter Bachianer war, 1800 Universitätsorganist in Leipzig wurde und dort sogleich durch seine Orgelzwischenstücke bei einer Aufführung von Haydns »Schöpfung« - Zwischenstücke vermutlich in der organistischen Bachtradition - unliebsames Aufsehen erregte. Aus Möllers Besitz kam die Handschrift schließlich über den Leipziger Organisten und Musikverleger Johann Ambrosius Kühnel an Friedrich Schneider, der 1807 Möllers Nachfolger als Universitätsorganist wurde. Schneider wurde, vor allem in seiner späteren Zeit als Dessauer Hofkapellmeister, der einflußreichste deutsche Oratorienkomponist des frühen 19. Jahrhunderts, den Text zu seinem erfolgreichsten Werk, »Das Weltgericht« (1819), schrieb der schon erwähnte ehemalige Thomaner Apel, und zu seinen Schülern gehörte Robert Franz, der sich als einer der ersten Musiker des 19. Jahrhunderts um eine Wiederbelebung der Bachschen Kirchenmusik bemühte. Damit sind die Zusammenhänge aber noch nicht erschöpft: als Friedrich Schneider 1812 Thomaskirchen-Organist wurde, übernahm sein jüngerer Bruder Johann (Gottlob) das Amt des Universitätsorganisten und entwickelte sich hier und seit 1825 als Dresdner Hoforganist zu einem der bedeutendsten Orgelspieler und Orgellehrer Deutschlands, der die Bachtradition weitervermittelte und unter dessen Einfluß Schumanns kanonische Studien für den Pedalflügel und Fugen über *Bach* entstanden.

Mehr, wenn auch nicht entfernt genug, wissen wir über die Leipziger kirchenmusikalische Bachtradition, deren Kontinuität zunächst durch Bachs Nachfolger im Thomaskantorat gesichert wurde - Johann Friedrich Doles, Johann Adam Hiller und, weit ins 19. Jahrhundert hinein wirkend, August Eberhard Müller und Johann Gottfried Schicht, und wie bei der

Organisten Tradition zeigen sich auch hier sogleich die Familien- und die Schulzusammenhänge: Müller, der bei dem zweitjüngsten Bachsohn Johann Christoph Friedrich in Bückeburg studiert hatte, kam nach Leipzig auf Empfehlung Johann Friedrich Reichardts, der als Publizist in Berlin für die dortige Bachtradition und frühe Händelrezeption wichtig war. Einige Indizien sprechen dafür, daß es von Doles' frühen Jahren im Thomaskantorat - er übernahm das Amt fünf Jahre nach Bachs Tod - bis zur Partiturausgabe von fünf Bachmotetten durch Schicht (1802/03) eine ununterbrochene Tradition der Aufführung Bachscher Motetten in Leipzig - aber eben nur in Leipzig - gab; in diese Tradition gehört auch die Aufführung von »Singet dem Herrn« bei Mozarts Besuch 1789 - falls sie stattgefunden hat: wir wissen von ihr nur aus einem späten Bericht (1798) von Friedrich Rochlitz, der als Thomaner seine ersten Bach-Eindrücke durch Doles empfing und der als Redakteur der Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung zu einem der eifrigsten und wichtigsten Bach-Propagandisten des frühen 19. Jahrhunderts wurde⁵. In Parenthese ist hinzuzufügen, daß diese Aufführung, wenn sie stattgefunden hat, für Mozarts Bachverständnis keineswegs so wichtig war, wie ihr anekdotischer Reiz so viele Autoren hat glauben lassen - Mozarts Auseinandersetzung mit Bach hatte lange vor der Reise nach Leipzig und Berlin stattgefunden. Wichtig war vielmehr die Leipziger Tradition als solche, denn in ihr scheinen zum ersten Mal in der Bachrezeption Werke entfunktionalisiert (denn ursprünglich handelte es sich ja um Begräbnis-Motetten), um ihrer Qualität willen tradiert und ästhetisch rezipiert worden zu sein⁶. Und wenn wir einem noch späteren Bericht Rochlitz' glauben können, sind in Leipzig außerdem zur Zeit von Doles - neben einigen Kantaten - nicht weniger als drei Bach-Passionen aufgeführt worden, also wohl die beiden heute erhaltenen und die apokryphe Lukaspassion. Auch hier ist hinzuzufügen: aber eben nur in Leipzig. Wichtiger als solche mehr oder minder glaubwürdigen Details ist jedenfalls, daß sich die Leipziger kirchenmusikalische Bachtradition offenbar ohne Zäsur aus einer konservativen Lokaltradition in eine Bachrenaissance in der Zeit des Thomaskantors Schicht (1810-23) verwandelte, die bereits Anteil an den historischen Tendenzen des neuen Jahrhunderts hatte.

Die wesentliche Differenz zwischen der Leipziger und der Berliner Bachtradition war offensichtlich die starke Neigung der Berliner zum theoretischen, ästhetischen und literarisch vermittelten Raisonement; hinter dieser Differenz stand natürlich diejenige zwischen einer protestantischen Kirche in einer Handels- und Universitätsstadt und der Residenz- und Hauptstadt eines aufgeklärten Hofes. Offenbar gab es in Berlin kaum öffentliche Aufführungen - öffentlich im Sinne der Öffentlichkeit der Leipziger Kirchenmusik - von Werken Bachs, abgesehen von Orgelkonzerten nach dem Muster der aus Holland über die Hansestädte nach ganz Nord-

und Mitteldeutschland importierten, halb der Andacht dienenden, halb konzerthaften Orgelvorfürungen, mit denen sich seßhafte und reisende Organisten hören ließen und ein Zubrot verdienten; stattdessen gab es Privatkonzerte und Diskussionen nach dem Muster der musikalischen Unterhaltungen im französischen Salon, wobei die Diskussionsfreude durch den Akzent auf der theoretisch-ästhetischen Rezeption im Kreis der Prinzessin Anna Amalie" sicherlich gesteigert wurde. Ein direktes Zeugnis gibt der Bericht Gottfried van Swietens, damals österreichischer Gesandter am preußischen Hof, über das Auftreten Wilhelm Friedemann Bachs im Mai 1774 und über ein daran anknüpfendes Gespräch mit Friedrich dem Großen. Über Friedemann Bachs Konzerte hatten die Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sache am 17. Mai 1774 berichtet:

Vergangnen Sonntag hat sich Herr Wilhelm Friedemann Bach, einer der größten Orgelspieler Deutschlands, Vormittags in der St. Nicolai, und Nachmittags in der St. Marienkirche, öffentlich und mit auszeichnendem Beyfall der Kenner und des Publikums hören lassen ... Wäre es möglich gewesen, den würdigen Sohn eines Sebastians zu verkennen?

Von Swieten schreibt an den Fürsten Kaunitz, Friedrich der Große habe ihm vom Besuch »d'un grand organiste nommé Bach« erzählt, der aber vom Vater Bach seinerzeit noch übertroffen worden sei. Da van Swieten schon seit 1770 am preußischen Hof war und spätestens 1773 mit dem Kreis um Kirnberger und die Prinzessin Anna Amalie Kontakt hatte (der Kompositionsauftrag für sechs Symphonien an den in Hamburg lebenden Carl Philipp Emanuel Bach 1773 kann nur über diesen Kreis gelaufen sein), sind seine eigenartig distanziernten Formulierungen - »grand organiste nommé Bach«, »son père«, »ce vieux Bach« - nicht auf die mangelnde Vertrautheit des Briefschreibers, sondern auf die mangelnde Vertrautheit des Briefempfängers mit der Familie Bach und mit dem Ruhm des »vieux Bach« zurückzuführen.

Ein indirektes, aber beredtes Zeugnis für die Rolle des alten Bach (dazu - ein neues Leitmotiv wird angeschlagen - des alten Händel) im Berlin der siebziger Jahre ist schließlich die merkwürdige pädagogische Provinz, in der Johann Friedrich Reichardt in seinem Romankapitel »Hermenfried oder über die Künstlererziehung« (1779) den Knaben Franz Hermenfried aufwachsen läßt:

Hermenfried hatte von seinem siebenten Jahre an ausserordentliche Neigung zur Musik gezeigt, und spielte in seinem neunten Jahre... recht artig auf dem Klavier... Der Vater befürchtete es stecke Eitelkeit dahinter: denn die Mutter ließ ihn, wenn Besuch kam, oft spielen, und da fehlt' es dann nicht an Lob.... der Vater ... bat daher den Lehrer, ... dem Knaben solche schwere Stücke zu geben mit denen er nicht so

ganz fertig würde, um sich damit zu produzieren, die auch nicht so viel Reitz für die Weiber hätten. Das geschah; er gab ihm keine andere Stücke als die schwerste von Sebastian Bach und Händel.

Dies Hinderniß aber, so den Knaben abschrecken sollte, war ihm Veranlassung zur Entwicklung. Nun fiel er ganz drauf, ließ nicht Nacht nicht Tag ab . . .

<und etwas späten Der Knabe war nur zwölf Jahr alt, und spielte die schwersten Klaviersachen von Sebastian Bach und von Händel: wollte auch nichts anders mehr spielen ... Eben saß er am Klavier da der Vater zu ihm ins Zimmer trat... .

Vater. Du hier, lieber Franz? Warum bist du nicht mit den andern aufm Felde?

Franz. Lieber Vater, das Klavierspielen macht mir mehr Vergnügen: ich habe da eben eine neue Bachische Fuge bekommen ...

In der zweiten Auflage drei Jahre später (1782) wird dann aus der neuen Bachischen Fuge eine neue Bachische Fantasie - es wäre verlockend, über die Bedeutung dieser Änderung zu spekulieren.

Die Beispiele mögen genügen, um eine Vorstellung von den Bachtraditionen des 18. Jahrhunderts zu vermitteln. Kleine Gruppen von Kirchenmusikern in Leipzig, von Hof- und Kirchenmusikern und Musikschriftstellern in Berlin und eine größere, aber weit verstreute Gruppe von Kirchenmusikern in Mitteldeutschland reichten Musik von Bach weiter, führten sie auf, studierten und propagierten sie. Den Kern dieses Repertoires bildeten Werke für Tasteninstrumente. Die Leipziger Motetten- und, vielleicht, Passions-Aufführungen waren Lokalereignisse, die erst durch Rochlitz, das heißt spät und schon in einem neuen Stadium der Bachtradition und Bachrezeption publik gemacht wurden. Die Konzentration auf Musik für Tasteninstrumente, die zu einem wesentlichen Teil protestantische Orgelmusik war und zu einem ebenso wesentlichen Teil aus Fugen bestand, führte mit einer gewissen Notwendigkeit zu einem eingeeengten Verständnis dieser Musik, zur Betonung ihrer technischen Schwierigkeit und ihrer Gelehrtheit. Wie der Bericht van Swietens aus Berlin deutlich (und stellvertretend für ähnliche Berichte) zeigt, wurden Orgelkonzerte Friedemann Bachs als technische Großtaten verstanden, in denen die Überlieferung von den wunderbaren Fähigkeiten des Vaters Bach lebendig wurde. Das Wohltemperierte Klavier wurde vor allem als eine Fugensammlung verstanden, an der heranwachsende Musiker die Fugenkomposition und das Spiel obligat vielstimmiger kontrapunktischer Sätze (samt dem angeblich von Bach erfundenen Daumensatz) lernen konnten. Neefe zog den jungen Beethoven mit dem Wohltemperierten Klavier auf und machte das 1783 in Cramers Magazin der Musik öffentlich bekannt: »Er spielt größtentheils das wohltemperirte Clavier von Sebastian Bach ... Wer diese Sammlung von Präludien und Fugen durch alle Töne kennt (welche man fast das non plus ultra nennen könnte,) wird wissen, was das bedeute ... «; die Formulierung

und das Fehlen jeglicher Spuren eines Bach-Einflusses im Frühwerk Beethovens legen die Vermutung nahe, daß hier wie in vielen anderen Fällen im 18. Jahrhundert das Wohltemperierte Klavier eher als Übungswerk für den Klavierspieler denn als Kompositions-Muster verstanden wurde. Abschriften nur der Fugen, ohne die Präludien, wurden verbreitet; eine davon nahm der Baron van Swieten aus Berlin nach Wien mit, wo dann Mozart und andere Mitglieder des van-Swieten-Kreises für ihre Streichtrio- und Streichquartett-Bearbeitungen von Bachfugen neue Präludien komponieren oder Sätze aus anderen Bachwerken zu Präludien umfunktionieren mußten¹⁸. Die Vorstellung, daß Bachs Musik vor allem als didaktische Musik taugte, und die Konzentration auf Musik für Tasteninstrumente breiteten sich gemeinsam aus und beschränkten sich natürlich nicht auf das Wohltemperierte Klavier. Die Sammlung der Choräle, die Carl Philipp Emanuel 1765 und 1784/88 herausgab, war nicht primär (wenngleich auch) zum Singen gedacht, sondern »den Liebhabern der Orgel und des Claviers zu gefallen auf zwey Systeme gebracht« und sollte als Mustersammlung des vier- und fünfstimmigen Satzes, als »sein J. S. Bachs« praktisches Lehrbuch von den vortrefflichsten Mustern, denen Studirenden in der Setzkunst von ungemeinem Nutzen ... ; seyn«. Sulzer pries sie 1771 als die »besten Muster, die man den angehenden Tonsezer empfehlen kann«, und der Berliner Kantor Johann Christoph Kühnau - selbst ein Bach-Enkelschüler - fand sie 1784 zwar zu schwierig für die Kirche und das häusliche Musizieren am Klavier, betonte aber, daß sie »Muster der Composition« seien.

Das Motiv der besonderen Schwierigkeit der Bachschen Musik - verstanden als kompositorische und spieltechnische Schwierigkeit -, das bei Kühnau angeschlagen wird, wirkte als positives Leitmotiv um so stärker, je mehr die kompositionspraktische Bedeutung kontrapunktisch-gelehrter Musik abnahm, und je größer der zeitliche Abstand zu Bach wurde, desto deutlicher prägte sich die Vorstellung aus, daß nur der kontrapunktische Teil des Bachschen oeuvres noch lebendig und daß er eben deshalb wertvoll und lebensfähig sei, weil er kontrapunktisch sei. Marpurg nannte 1756 »Ockenheim« den »Bach seiner Zeit ... welcher sich nicht allein in allerley Arten von Fugen hervorthat, sondern auch zugleich sehr vielstimmig setzte«; Forkel griff das Motiv (gleichsam ein sekundäres Leitmotiv) 1880 wieder auf, wenn auch auf differenziertere Weise: »Johann Ockenheim oder Okegem, welchen einige in Rücksicht auf die künstliche und tief sinnige Ausarbeitung seiner Compositionen für den Bach seiner Zeit halten. ... <aben Ockenheim war ... Bach seiner Zeit in Rücksicht auf leichte Anwendung solcher Künste, das heißt in Rücksicht einer solchen Behandlung derselben, daß dadurch dem Gesange kein Eintrag geschieht, von dem Bach unserer Zeit noch sehr weit entfernt. Das große Verdienst des neuem Bach liegt eben darin, daß er so viele Kunst mit so vielem, zwar fremdarti-

gen aber doch natürlichen Gesang zu verbinden gewußt hat⁹. Im Umkreis Forkels bringt diese Art des Bachverständnisses schließlich den Prinzen Lichnowsky dazu, sich in seiner Göttinger Studienzeit mit den Französischen und Englischen Suiten zu beschäftigen²⁰, und sie bringt den ersten Bachfreak hervor, den unglücklichen Wilhelm Christoph Bernhard, über den ein Anonymus (vermutlich wieder Forkel) in Cramers Magazin der Musik 1785 berichtet:

Wir haben hier einen wenig bekannten, aber sehr großen Clavierspieler, der auf dem erhabensten Wege ist, den nur ein Musiker gehen kann: Bernhard, ein noch junger Mann ... Seit 5 oder 6 Jahren hat er, man könnte sagen, in seine Clause beynahe eingemauert, und unter allen Mühseeligkeiten des Lebens, nichts als die Werke des größten Harmonikers, den nur unsere Welt aufweisen kann, die Werke Sebastian Bachs studirt. Nicht nur sie mit allen ihren außerordentlichen Schwürigkeiten auf dem Clavier und der Orgel herauszubringen, sondern auch den reinen Satz sich ganz zu eigen zu machen, war er mit unglaublichem Fleiß bemüht ..

Auf das Leitmotiv »größter Harmoniker« komme ich sogleich zurück.

Natürlich besteht im 18. Jahrhundert eine ziemlich enge Beziehung zwischen der praktischen und theoretischen Konzentration auf Bachs Musik für Tasteninstrumente und dem Bach-Repertoire der Musikverleger und Kopiaturbetriebe; es gibt aber Indizien dafür, daß die Verleger wenigstens in der ersten Zeit nach Bachs Tod den Trend nicht setzten, sondern ihm folgten. Zwar lag von Anfang an der Akzent auf den Werken für Tasteninstrumente - schon, weil dies die einzige Werkgruppe war, aus der zu Bachs Lebzeiten etwas gedruckt worden war - aber 1761 bot Breitkopf neben diesen gedruckten Werken auch Motetten, eine Anzahl von Kantaten, fünf Messen und die Lukaspassion an, 1764 auch das Weihnachtsoratorium. 1774 offerierte Westphal in Hamburg nur noch eine Kantate, einige der gedruckten Werke und im Manuskript das Wohltemperierte Klavier, Orgeltrios und die Sonaten für Violine; Rellstab in Berlin 1790 und 1793 verkaufte das Wohltemperierte Klavier, die Partiten und Suiten, die Sinfonien und Inventionen, Haehne in Moskau 1794 das Wohltemperierte Klavier. Der letzte Katalog des 18. Jahrhunderts und der - neben Haehne - am weitesten vom Zentrum der Bachrezeption entfernte, der von Traeg in Wien 1799, verzeichnet eine Orchestersuite, drei Sonaten für Violine, die sechs Cellosuiten, die vollständige Klavierübung und das Wohltemperierte Klavier, die Orgeltrios, Goldbergvariationen, Inventionen und Sinfonien, Kunst der Fuge, Kanonische Veränderungen, Musikalisches Opfer und die Breitkopf-Ausgabe der Choräle. Es gab keinen Markt für Bachs Vokalwerke. Die Kopien der Matthäuspassion in der Sammlung Franz II. und der h-moll-Messe in der Bibliothek Haydns sind unbekannter Provenienz und wurden nicht für Aufführungen benutzt. Als Beethoven sich während der

Arbeit an der Missa solemnis um eine Kopie der h-moll-Messe bemühte, war weder in Wien noch durch Breitkopf ein Exemplar aufzutreiben. Es paßt in dieses Bild, daß die Bemühungen des van-Swieten-Kreises um Bach und Händel säuberlich geteilt waren in private Aufführungen und Diskussionen Bachscher Instrumentalwerke und öffentliche Aufführungen Händelscher Vokalwerke.

Die Konzentration aller Bachtraditionen außerhalb Leipzigs auf Bachs Instrumentalmusik und vor allem auf die Musik für Tasteninstrumente als Muster kontrapunktischer, gelehrter, extrem komplizierter und extrem schwierig zu spielender Musik verband sich, nicht zuletzt über das Anschauungsmodell der Choräle, mit der Vorstellung von Bach als dem Vater der Harmonie, dem »größten Harmoniker, den nur unsere Welt aufweisen kann« (in den Worten Forkels 1785), dem »größten Harmoniker aller Zeiten und Völker« (Reichardt 1781). Auf den Vater der Harmonie zog man sich auch dann zurück, wenn man einräumte, daß Bachs Melodik nicht mehr ganz up to date war. Agricola schrieb in seiner Besprechung der Ausgabe der Choräle von 1765 (1766):

Es ist unstreitig, daß die Harmonie dem seligen Bach gleichsam zur Natur geworden war: und welche artige und harmonisch-sinnreiche Führungen derselben finden sich nicht in diesen Chorälen? Waren seine Melodien gleich nicht allemal so reizend und rührend als andere: so sind sie doch unter dem Zwange der immervollen Harmonie, so natürlich und ungezwungen, daß mancher sehr schwitzen würde, wenn er unter diesen Bedingungen ein gleiches verfertigen sollte.

Hiller übernahm dieses Urteil in seine Bachbiographie von 1784, und von dort wanderte es zu Ernst Ludwig Gerber (Sohn eines Bachschülers).

Auf den Kopf gestellt wurden die topoi des kunstreichen Kontrapunktikers und des Harmonikers Bach durch einen Autor, der von außen kam, Charles Burney: 1771 sprach er von den »trammels of fugues and crowded parts in which his <Philipp Emanuel's> father so excelled«; 1773 heißt es

unequaled in learning and contrivance, <he>thought it so necessary to crowd into both hands all the harmony he could grasp, that he must inevitably have sacrificed melody and expression.

Bachs Verteidiger rief Burney allerdings erst dadurch auf den Plan, daß er Händel als Orgelspieler über Bach stellte. In der hierauf reagierenden heftigen Diskussion verband sich das traditionelle Motiv Bach der größte Orgelspieler (und, meist damit verbunden, der größte Orgelkomponist) aller Zeiten mit zwei weiteren Motiven: dem ebenfalls traditionellen, jetzt aber virulent werdenden Bach der Deutsche und dem jüngeren, eben jetzt sich ausbreitenden Händel der Deutsche, so daß am Ende Burney mit leeren Händen auf seiner Insel zurückblieb.

Der Dioskuren-topos war schon seit dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts von den deutschsprachigen Musikschriftstellern auf Bach und Händel übertragen worden, zum Teil auch schon verbunden mit der Vorstellung, beide Meister zusammen machten den Ruhm der deutschen Musik aus, die sich in ihnen hoch über italienische und französische Musiken erhoben habe. Eine neue Qualität erhielt er aber erst seit den 1760er Jahren durch die literarische Rückeroberung Händels und durch die Verbreitung einer kleinen Gruppe von Händel-Oratorien auf dem Kontinent, die zugleich die wechselseitige Stilisierung des Händel- und des Bachbildes beförderte. Die Rückeroberung Händels war das Werk Klopstocks und seines Kreises, zu dem in Hamburg und Braunschweig Voß, Eschenburg, Ebeling und Carl Philipp Emanuel Bach gehörten. Klopstocks Ode »Wir und Sie«, schon 1766 in Kopenhagen entstanden, feierte Händel und den obskuren Hofporträtmaler Gottfried Kneller aus Lübeck als überlegene deutsche Kulturbringer, denen England sein Bestes zu verdanken habe; die erste deutschsprachige Aufführung des »Messias« in Hamburg 1775 wurde in der Übersetzung Klopstocks und Ebelings gesungen. Für eine kurze Zeit häuften sich Händel-Aufführungen in deutschen Städten und an deutschen Höfen, in Schwerin, Braunschweig, Mannheim, Berlin, Leipzig und Weimar; gleichzeitig, und kulminierend in den Aktivitäten des van-Swieten-Kreises, in Wien, hier vermutlich inspiriert nicht nur von den Hamburger Aufführungen, sondern ebenso von einer Reihe von Aufführungen in den sechziger Jahren in Florenz, die die ersten Aufführungen von Händel-Oratorien auf dem Kontinent überhaupt gewesen waren. Die Werke, die aufgeführt, übersetzt und bearbeitet wurden, waren immer dieselben: das neutestamentlich-christliche Oratorium vom Messias (das sich von Anfang an mit der ebenfalls importierten, schon in England mit dem Werk verbundenen Idee des Wohltätigkeitskonzertes verband und dessen Popularität durch die Popularität des Klopstockschen Messias befördert wurde), die beiden großen Musik-Dichtungen Drydens (Alexander's Feast und Ode to St. Cecilia's Day), also etwas für Kenner, und das am einfachsten aufzuführende und emotional ansprechendste Oratorium, Acis und Galatea. An den Aufführungen dieser Werke bildete sich das Händel-Bild, das zum Komplementär-Bild Bachs wurde, vor allem die Vorstellung der edlen Simplizität, die im Gefolge der - ebenfalls aus England importierten - Massenaufführungen des Messias seit Hillers Berliner Aufführung 1786 sich zur Vorstellung von Simplizität, Würde und Monumentalität zuspitzte.

Der Dioskuren-topos war um die Jahrhundertwende voll entwickelt, seine »vaterländische« Komponente bis in das absurde Detail hinein, daß der berühmte Wettstreit Bach-Marchand - berühmt, weil er nicht stattfand - nun so verstanden wurde, daß Bach hier »die Ehre seiner Nation« gerettet habe. Bach war der gelehrte Meister des Kontrapunkts, der Fuge, der Harmonie, Händel der Meister edler Simplizität und Monumentalität; Bach der

zeitlose Komponist tiefgedachter und subtiler Musik für den Kenner, Händel der Komponist für alle empfindenden Menschen; Bach der Komponist für Haus, Studierstube und Salon der Gebildeten, Händel der Beherrscher des großen Konzertes und bald der großen Musikfeste. Die Generation Forkels und Gerbers suchte und fand hier, was sie in der Musik ihrer eigenen Zeit nicht sah, und sie hielt umgekehrt bei Bach und Händel dasjenige für veraltet, was um 1800 neue Gestalt gewonnen hatte. So konnte der glühende Bachverehrer Forkel schreiben, daß Bachs Cembalokonzerte veraltet seien²¹, und so konnten Forkel und Gerber vorschlagen, die Chöre des Messias (in Mozarts Instrumentation) mit neu komponierten Arien zu verbinden²². Bachbild und Händelbild der Jahrhundertwende waren auf verschiedene Weise, aber in sehr ähnlichem Maße nicht nur stilisierte, sondern schiefe Bilder.

Auch in dem Augenblick, in dem die Bach-Händel-Rezeption in die Kompositionsgeschichte eindringt, bleibt diese Konstellation, das Resultat der Rezeptionsgeschichte, erhalten, aber sie wird für einen - entscheidenden - kompositionsgeschichtlichen Moment fruchtbar: in Mozarts selektiver Aneignung dessen, was ihm im van-Swieten-Kreis seit 1782 an Musik von Bach und Händel begegnete. Auf den Punkt gebracht erscheint das an höchst bedeutsamer, ja geradezu symbolisch wirkender Stelle, im Initiationsritus der »Zauberflöte« im Nebeneinander der von Bach inspirierten c-moll-Choralbearbeitung des Gesangs der Geharnischten und des C-dur-Marsches der Feuer- und Wasserprobe, der vom C-dur-Trauermarsch aus Händels »Saul« abstammt. Im Glücksfall der biographisch-kompositionsgeschichtlichen Situation, dem Zusammentreffen Mozarts mit dem Baron van Swieten, verwandeln sich die Zerrbilder der Rezeptionsgeschichte in das Substrat eines neuen Stils.

Anmerkungen

- 1 Heinrich Bessler, Bach als Wegbereiter. Archiv für Musikwissenschaft 12, 1955, 1-39, Zitat 39.
- 2 Robert L. Marshall, Bach the Progressive: Observations on his Later Works. The Musical Quarterly 62, 1976, 313-357.
- 3 Hans Heinrich Eggebrecht, Über Bachs geschichtlichen Ort. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 31, 1957, 527-556.
- 4 Hans Heinrich Eggebrecht, Studien zur musikalischen Terminologie, Mainz 1955, 2/1968.
- 5 Gerhard Herz, Joh. Seb. Bach im Zeitalter des Rationalismus und der Frühromantik, Kassel 1935.

- 6 Leo Schrade, Johann Sebastian Bach und die deutsche Nation. Versuch einer Deutung der frühen Bachbewegung. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 15, 1937, 220-252.
- 7 Bach-Dokumente. Hrsg. vom Bach-Archiv Leipzig unter Leitung von Werner Neumann. Band III. Dokumente zum Nachwirken Johann Sebastian Bachs 1750-1800. Vorgelegt und erläutert von Hans-Joachim Schulze, Kassel-Basel-London 1972, 2/1984; Hans-Joachim Schulze, Studien zur Bach-Überlieferung im 18. Jahrhundert, Leipzig-Dresden 1984.
- 8 Günther Wagner, J. A. Scheibe - J. S. Bach: Versuch einer Bewertung. Bach-Jahrbuch 68, 1982, 33-49.
- 9 Die eine Ausnahme ist George J. Buelow, In Defence of J. A. Scheibe against J. S. Bach. Proceedings of the Royal Musical Association 101, 1974/75, 85-100; vgl. auch Wagner, a.a.O.; dazu Günther Wagner, Die Bach-Rezeption im 18. Jahrhundert im Spannungsfeld zwischen strengem und freiem Stil (Colloquium Bach in der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts, Berliner Bachtage/ Wissenschaftskolleg Berlin 1985, erscheint 1986). Gegen Wagners Interpretation der Scheibe-Birnbaum-Kontroverse wurden beim selben Colloquium Bedenken angemeldet, vor allem im Vortrag von Hans Heinrich Eggebrecht, Bach - wer ist das?, der an der traditionellen Interpretation festhält.
- 10 Vgl. dazu Wagner, a.a.O., besonders 42-43 und die dort zitierte Literatur.
- 11 Zitate im folgenden, wenn nicht anders angegeben, nach Bach-Dokumente III.
- 12 Robert Marshall (a.a.O.) hat auf einige dieser Anlässe und die ihnen zu verdankenden Kompositionen hingewiesen. Vgl. auch den Vortrag von Arno Forchert, Bachs Kantaten und das Leipziger Musikleben (Colloquium Berlin 1985, wie Anmerkung 9).
- 13 Johann Nikolaus Forkel, Ueber Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke, Leipzig 1802, Vorwort.
- 14 Die folgenden Angaben nach Schulze, Studien zur Bach-Überlieferung (wie Anmerkung 7).
- 15 Rochlitz' Bericht erschien im ersten Jahrgang der Allgemeinen Musikalischen Zeitung. In Rochlitz' Autobiographie bei Ernst Ludwig Gerber, Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler, Leipzig 1812/14, fehlt die Motetten-Aufführung; stattdessen versichert Rochlitz, er sei in den Tagen von Mozarts Besuch in Leipzig dem Komponisten sehr nahe gewesen. Dazu paßt gar nicht, daß der Bericht in der AMZ behauptet »Mozart kannte Bach mehr vom Hörensagen als aus seinen Werken« - eine 1789 und erst recht 1798 unsinnige Feststellung. Ein besseres Indiz könnte die Partitürkopie von Bachs »Singet dem Herrn« aus Mozarts Nachlaß sein, wenn ihre Provenienz feststellbar wäre. Vgl. zum ganzen Komplex Ernst Fritz Schmid, Zu Mozarts Leipziger Bach-Erlebnis, Zeitschrift für Musik 111, 1950, 297-303, und Konrad Ameln, Kritischer Bericht zu Neue Bach-Ausgabe III /1, 1967.
- 16 Vgl. dazu Friedhelm Krummacher, Bach als Vorbild? Über Motetten aus Bachs Umkreis (Colloquium Bach in der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts, wie Anmerkung 9).

- 17 Diese Akzentsetzung wird, abgesehen von den vielen Belegen in Bach-Dokumente III, indirekt bestätigt durch die Anlage der Musikbibliothek der Prinzessin Amalie und der in diese Bibliothek aufgenommenen Teile des Kirnberger-Nachlasses: es handelt sich um eine »Studienbibliothek«, die fast ausschließlich Partituren und fast keine Stimmensätze, aus denen hätte musiziert werden können, enthält. Vgl. Eva Renate Blechschmidt, Die Amalien-Bibliothek, Berlin 1965 (Berliner Studien zur Musikwissenschaft 8), sowie Rudolf Elvers, Quellen zur Bach-Rezeption in Berlin in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Colloquium Bach in der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts, wie Anmerkung 9).
- 18 Daß Mozart an der Komposition und am Arrangieren solcher neuer Präludien beteiligt war, wird neuerdings von Wolfgang Plath nachdrücklich bestritten (vgl. die Diskussionsbemerkungen beim Colloquium Bach in der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts, wie Anmerkung 9). Unberührt davon bleibt die Tatsache, daß Mozart 1782 in Wien mindestens die Fugen BWV 871, 874, 876, 877, 878 und 891, vielleicht auch weitere, für Streichquartett arrangierte, und daß die Vorlage, nach der er arbeitete, eine Handschrift des Wohltemperierten Klaviers (ohne Präludien) aus dem Besitz des Barons van Swieten war.
- 19 Das halbe Zugeständnis des »zwar fremdartigen aber doch natürlichen« Gesanges ist ein später Reflex der Scheibe-Birnbaum-Kontroverse und vor allem der deutschen Reaktionen auf Burneys Bachkritik (s. unten) - Reaktionen, an denen auch Forkel beteiligt war. In der Scheibe-Birnbaum-Kontroverse operieren beide Parteien, in der Burney-Diskussion operiert Burney mit dem Begriff »natürlich«, der von Scheibe als die »Ordnung« und »Natur« der »italiänischen Music« verstanden wird, während Burney die »most natural and pleasing subjects« von Händels Orgelfugen als Muster anführt.
- 20 Vgl. Ernst Fritz Schmid (wie Anmerkung 15). Die beiden Handschriften aus dem Besitz des Prinzen Carl Lichnowsky sind datiert Göttingen 1782; sie gelangten später in den Besitz Gottfried van Swietens. Lichnowsky kehrte 1782 aus Göttingen nach Wien zurück, nahm Unterricht bei Mozart, dessen Logenbruder er wurde, und trat in Kontakt zum Baron van Swieten und dessen musikalischem Salon. Mozarts Reise 1789 mit dem oben erwähnten Besuch in Leipzig wurde von ihm arrangiert und finanziert; nach 1792 war er einer der wichtigsten Mäzene Beethovens.
- 21 a.a.O. (wie Anmerkung 13), 80: »Concerte für den Flügel ... Sie sind ohngeachtet des darin liegenden Kunstreichthums in Rücksicht auf Form und übrige Einrichtung veraltet«.
- 22 Vgl. dazu zusammenfassend Walther Siegmund-Schultze, Über die ersten Messias Aufführungen in Deutschland, Händel-Jahrbuch 6, 1960, 51-109. Bei Forkel (a.a.O., 51) heißt es, mit noch weiter zugespitztem Gegensatz von Chören und Arien: »Bey Händel ist jedoch merkwürdig, daß seine Singfugen noch nicht veraltet sind, da hingegen von seinen Arien nur wenige noch anzuhören seyn möchten«.

Wolfgang Rihm

Musikalische Freiheit*

Im eigentlichen Arbeiten, also dem ausgewiesenen, nach außen dringenden Komponieren, gibt es das Innehalten, bei dem aber nichts stillsteht. Es arbeitet weiter. Was tue ich? Ich setze die Hand an und schreibe Text. Über das Eigene, über die Problematik des Schaffensprozesses, und da ist es ungefähr so, als wenn ich mir selbst gegenüberstehe und janusköpfig mit mir spräche. So sind diese Texte zu verstehen, Versuche, im Selbstgespräch einzudringen in die Substanz dessen, was man tut, geführt über die Überlegung und Frage, was das eigentlich ist, der Arbeitsprozeß. Musik denkt sich, einmal begonnen, gedacht zu werden, in einem fort. Daß dieser Idealzustand von Musikerfindung auch nach außen dringt, als Musik selbst, ohne Formgeplänkel und Vorzeigeverlauf, das wurde bisher in der historischen Musik, wie ich glaube, nur einige Male von Komponisten auch wirklich gewünscht, versucht und auch erreicht. Einmal von Claude Debussy, dann von Arnold Schönberg (besonders in der Zeit um 1910, als er noch nicht so tief in Beweisnot stand und allen Anfeindungen apologetisch gegenüber treten mußte durch Beweise, wie *gut* er komponiere, durch ein System, als er noch frei komponierte im chromatischen Total). Dann gibt es einen Komponisten, dessen musikalisches Denken schon von den Zeitgenossen als anarchisch erspürt worden ist, und dessen musikalische Rede derart frei sich fortzeugt, daß sie mir als der Idealfall und die Ausprägung von Phantasie überhaupt erscheint, die ohne größere Strangulation von innen nach außen gelangen konnte; dieser Komponist ist Robert Schumann. Und wenn ich jetzt noch an die Fessellosigkeit der Imagination in Beethovens späten Quartetten erinnere und einen schnellen Sprung mache zu Edgar Vareses plastisch-direkter Erfindung von Klang und Klangobjekten, dann habe ich durch konkrete Musikansätze eine Ästhetik der Freiheit angedeutet, die ich wohl als den prägenden Einfluß auf meine eigene Arbeit bezeichnen kann. Diese Ästhetik der Freiheit, bei der mit der künstlerischen Freiheit ja nie nur rein handwerkliches Ungebundensein gemeint ist, sondern eine menschliche, sicher auch eine gesellschaftliche Freiheit ersehnt wird, diese Ästhetik leitet sich also ab von konkreten Objekten der Kunst, Musikstücken in diesem Fall, nicht von ästhetischen Vorverständnissen, von Lehrsätzen. Die einzige schriftliche Fixierung dieses ästheti-

*Gekürzter Text eines Vortrags, gehalten während der »Römerbad-Musiktage 1983« im Hotel »Römerbad«, Badenweiler

schen Ideals dürfte überhaupt wohl Ferruccio Busonis Essay »Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst« sein. Busoni entwirft ein freies Musikdenken, eine Haltung, die keinerlei Rezeptur erlaubt, die jede Gestalt im Moment als ein wachstumsfähiges Ganzes und jedes Ganze ebenso nur für sich ohne Wiederholbarkeit zu erfinden befiehlt. Das Ergebnis ist - zumindest in Wunsch und Absicht - eine ständig sich erneuernde Musik, die das Hören am Entstehen teilhaben läßt, die sozusagen offenliegt an ihrem generativen Pol, dort wo sie wächst. Das heißt auch, daß die Musik nicht »dahinter« oder sonstwo ist, sondern *hier*. Gegenwärtigkeit und Pragmatismus berühren sich mit Zeitlosigkeit und Utopie, diese Gegensätze scheinen aufgehoben.

Das Offenliegen am Wachstumsort - also auch die Einsehbarkeit bzw. Ein-Hörbarkeit in den Wachstumsverlauf *im* Moment des Wachsens - das ist natürlich vor allem bei der Zeitkunst Musik möglich. Wobei ich differenzieren will und Zeit nicht als Hauptdimension von Musik zementiert wissen möchte. Der Raum ist mindestens gleichwertig - auch als fließende Kategorie - beansprucht. Auch wenn er sich sukzessiv, zeitlich bemessen mit Klang füllt und als musikalischer Raum dadurch erst realisiert ist, ergibt sich durch die Lesbarkeit der Harmonik oder der klanglichen Verläufe auch außerhalb ihrer realen Klangzeit eine Tiefenstruktur, eine »Perspektivik des Hörbaren«, die es erlaubt, Musik mehrdimensional in der Zeit, als eine Art Bezugsplastik zu verstehen. Ich spreche auch gerne von Klang-Haptik.

Kunst, die Beschäftigung mit Kunst, das Machen von Kunst, ist bereits von sich aus eine Aufforderung zu grenzenloser Freiheit. Es kann kein Fügen geben und dennoch herrscht auf brutalste Art das Recht des Stärkeren, nämlich des stärkeren Gedankens; jegliche Strategie ist zwecklos, hat höchstens im Moment gewisse Folgen, meist markttechnischer Art. Hier ist durchaus ein gewisser Stoizismus erlaubt: was kommt, kommt. Gestampel jedweder Art arbeitet sich selbst ab, das heißt aber gerade nicht, daß hier Hoffnung auf güldene Prinzipien zu setzen ist, auf unabänderliche Werte in der Kunst, auf Wahres, Schönes, gar Gutes. Eben nicht: es herrscht Ungewißheit, das einzige Bewegungspotential des Geistes. Es scheint, daß in dem Maße, wie die umgebende Natur bedroht ist und sich auf dem Rückzug befindet, die Prinzipien des Kreatürlichen und Vegetativen sich im Künstlerischen verwirklichen müssen. Das haben sie zwar vorher auch schon, aber der Gegenbildcharakter von Kunst tritt gegenwärtig plastischer heraus. Darin sehe ich auch die Aufgabe von Kunst: in repressiver Zeit nicht eben Zufluchtsort, sondern Energiespeicher zu sein.

Die Verbindung von Kunst und Freiheit hat im kreativen Prozeß, also im Moment des Machens, ihren offensichtlichen Ort, dort ist Kunst mit Freiheit identisch, dort aber ist auch Freiheit die Voraussetzung für Kunst und damit ist jetzt die imaginative Freiheit gemeint, über die zu sprechen dem

Künstler am meisten ansteht. Davon kann er ein Lied singen, aber hat er nicht schon gesungen? Ein Lied gemacht, es hören lassen, muß er noch einmal beginnen, es erklären, wird nicht am gesungenen Lied vernommen, ob er frei war, oder ob er sich hat binden lassen, freiwillig, mit verbundenen Augen oder unter heftiger Gegenwehr, dabei alles durchschauend? Sowie er über Kunst spricht, muß der Künstler immer wieder beginnen, neu ansetzen, da im anderen Aggregatzustand der Gedanke auch andere Verbindungen eingeht. Ich habe das vorhin gespürt beim Niederschreiben des Wortes Freiheit. Das geschriebene Wort Freiheit kann Ausdruck größter realer Unfreiheit sein. In welcher Freiheit befindet sich doch der, der so wie ich jetzt über Freiheit denken, schreiben und reden kann, und dabei keinerlei physische Dimension dieses Begriffs zu fürchten hat. Das Physische von Freiheit äußert sich dann, wenn Freiheit entzogen ist. Dies nur am Rand, aber es steht dennoch in der Mitte. Freiheit als künstlerische Freiheit auszudenken, setzt zumindest relative physische Freiheit voraus. Aber ist das wirklich richtig? Gibt es nicht unübersehbar viele Kunstäußerungen, die in physischer und psychophysischer Gefangenschaft entstanden sind? Ja, noch extremer gefragt, ist nicht der künstlerische Schaffensprozeß selbst eine Form des Freiheitsentzugs, eine Form von Lebendigbegrabensein? Ich habe immer in den vielen Lebendigbegrabenen bei Edgar A. Poe Hinweisgestalten auf den künstlerischen Schaffensprozeß gesehen, nicht Gespenster.

Es zeigt sich, wie vielfältig, ja sogar zwiespältig der Begriff Freiheit gerät, wenn er in Verbindung zur Kunst gesetzt ist. Das relative und individuell auf verschiedenste Arten Vorverstandene von Freiheit kommt kraß zum Vorschein, wenn wir den Versuch unternehmen, Freiheit und Kunst auseinander heraus zu verstehen. Das geradezu Obszöne einer künstlerischen Freiheit darf um keinen noch so winzigen Aspekt versteckt werden, und man darf sich als Künstler auf keinen Fall dieser Freiheit - überhaupt niemals einer Freiheit - schämen. Dazu ist sie zu sehr Teil von Natur, letztlich auch einfach unüberschaubar, nicht auszumessen für den Einzelnen. Der Begriff Heimsuchung scheint die annähernd richtige Bezeichnung für den aktiven Begegnungsakt mit dieser Freiheit. Die Bedeutung der künstlerischen Freiheit für die Rezeption, also für die Hörer (der Künstler selbst ist ja auch Hörer, Rezipient, in den meisten Momenten seines Lebens) kann nur mit einer moralischen Kategorie verglichen werden. Je weniger frei ein Künstler seine Kunst bildet, umso mehr ist er Zumutung im negativen Sinn. Dort, wo er in momentan vielleicht als ungenehm empfundener Rücksichtslosigkeit vorgeht, *gibt* er wirklich. Da, wo er am rücksichtslosesten ist, kann am meisten eingesehen werden.

Was ist aber »Freiheit« im Musikalischen? Vorhin nannte ich Schumann, Debussy, Beethoven, Schönberg, Varese; vielleicht muß ich noch Wagner

mitdenken, dessen Denken in Musikströmen eine neue Dimension in die Musik gebracht hat. Bei allen diesen Komponisten fasziniert die jeweils andere Ungebundenheit. Ein Aspekt aber ist immer der gleiche: die Freiheit ist immer auch Freiheit von Zeitgemäßheit. Keiner dieser Komponisten hat in irgendeiner Weise geltendes musikalisches Recht vordergründig akzeptiert, und dennoch sind *sie* nicht Systemfinder geworden, die ein Gegengesetz aufstellen, um sich abzufangen beim freien Fall. Nur Schönberg hat Gesetze aufgestellt, und deshalb beziehe ich mich auch lieber auf den um 1910 Komponierenden, als er in der sogenannten freien Atonalität komponierte und noch nicht in Systemfindung konsolidierte, was als freie Prosa im chromatischen Total ohne Tonartbindung erfindbar war. »Freie Prosa« meint hier: Musik, die sich in jedem Augenblick selbst erneuert, eigentlich Debussys Ideal, Musik, deren Verlauf in ihrer eigenen Verlaufsenergie begründet liegt, die der Komponist in seinen Klangobjekten aufspürt und freisetzt. Das »Triebleben der Klänge« wurde dies einmal genannt. Vegetatives Komponieren kann man es auch nennen. Aber das sind nur anmerkende Bezeichnungen für das eine: für eine Art freies, vielleicht eine Art wildes Denken in Musik.

Erkenntnis von Kunst - nicht im Sinne ihrer Abrufbarkeit, sondern als Einsicht in die Wachstumsenergie und Konstellationsfähigkeit der künstlerischen Phantasie - ist Voraussetzung künstlerischer Freiheit. Daß Unwissenheit stark macht, ist gewiß, aber sie macht nicht phantasievoll, den Künstler macht sie schwach. Außerdem ist die Begegnung mit dem schon einmal Imaginierten eine Art natürlicher Ausleseprozeß. Ich meine das auch ganz so provokant, wie es klingt: wer nichts kennt, kann nicht originell sein. Wer viel kennt, und dem es darob die Sprache verschlägt, weiß wenigstens, was er von seinem künstlerischen Primärimpuls zu halten hat. Daß er auf künstlerisch sehr freie und großartige Weise die Sprache sich verschlagen lassen und schweigen kann, ist damit nicht geleugnet. Aber auch da kommt es darauf an, *wessen* Sprache da *wie* schweigt. Es ist also noch grausamer als angenommen: selbst zum Schweigen gehört ungeheuer dichte künstlerische Imagination, nicht nur der Ausfall von Gedanken. Nur zu schnell dringt ein ambitioniertes Schweigen als schepperndes Lamentieren durch. Der Künstler, der sich als der große Verweigerer stets selbst markiert, wird als Maske irgendwann vor sich zu stehen kommen.

Kenntnis, Vergessen (als Bestandteil des Wissens), aufkeimen und in neuer Konstellation sich fügen lassen, lösen, wissen, auflösen, mißverstehen, - all das bildet am Beginn künstlerischer Arbeit ein Bezugs- und Spannungsnetz, aus dem die schöpferische Gestimmtheit aufzieht, eine in ständiger Bewegung schwankende, schaukelnde Substanz von Richtungsmöglichkeiten, einem Nebel vergleichbar (- wo ist die Stange?). Diese Substanz kann an sich noch keine Freiheit abgeben, ohne sie kann aber

künstlerische Freiheit nicht eintreten. Vielfalt ist in der Kunst die Voraussetzung für Vereinfachung - und neuerliche Vielfalt. Also nicht: vom Kleinen ins Große. Keine Bescheidenheit vorschützen! Kunst wächst in diesem Bild inners: von der Krone in den Stamm, von dort in die Wurzeln. Sie wächst weg aus der Konkretion in die vielbemühte Tiefe. Im Gegenbild liegt der Hinweis auf die Gegenwelt, die Kunst sein muß. Darin liegt für die Kunst auch die einzige moralische Rechtfertigung: erst wenn sie Gegenwelt ist, ist Kunst moralisch. Das Gegenbild aber ist die *wirkliche* Gegenwart, die einzig in Erlebniszeit faßbare Realität; alle andere Wirklichkeit, vor allem die uns immer vorgeführte beschworene Ebene der Realität, ist ja niemals als Gegenwart faßbar, da sie entweder droht (in der Zukunft), oder in furchtbarer Erinnerung ist (in der Vergangenheit). Kunst könnte also für den Menschen die einzige Möglichkeit sein, Gegenwart physisch und psychisch zu erleben. Kunst ist ja auch das, was später als signifikant für eine vergangene Zeit von der dann bestehenden Gegenwart erlebt und verarbeitet wird. Kunst ist auch das, was überlebt, weil sie (wie immer) gestaltete Menschenwürde ist. Nicht zuletzt deshalb zielt der Haß dirigistischer und reaktionärer Systeme auf Kunst. Sie wird sehr richtig verstanden als unfaßbarer Ort und Ausdruck einer freien Entfaltung. Interessanterweise sind in demokratischen Systemen vorgenommene Gängelungsversuche an Kunst auch meist gekennzeichnet durch moralische Entrüstung. Jeder Inhaber von Moral erlebt die Wertlosigkeit seiner Grundsätze vor der voraussetzungslosen Freiheit, die im ungebundenen Augenblicklichen von Kunst sich mitteilt.

Der Augenblick, dem zu verweilen geboten wird, dieser Augenblick ist ein Synonym für Kunst. Und die Aufforderung an ihn zu verweilen, ist die poetische Umschreibung des künstlerischen Schaffensprozesses. Dieser Schaffensprozeß ist immer auch ein Studienprozeß, ein Arbeitsprozeß, ein Lernen. Im Entstehen von Neuem wird das Alte erkannt, erkennbar durch hinzugekommene Perspektive, eine Trennung von Theorie und Praxis existiert nicht im Schaffensprozeß. Der nachgezogene Theorieentwurf, ein Paradoxon, ist das Mal der Kunstwissenschaften, auch derer, die über ein historisches Selbstverständnis hinaus sich verstehen und gerade in letzter Zeit fähig waren anzudeuten, daß künstlerische Freiheit nicht gleichzusetzen ist mit legerer Ungebundenheit und unkontrollierter Beliebigkeit.

Vorhin deutete ich an, daß Ungebundenheit in der handwerklichen Dimension von Kunst nicht allein genügt, Freiheit des Ausdrucks, der gesamten Haltung hervorzurufen. Abwesenheit von Metier ist sogar eher ein Hindernis für die Entfaltung unbändigen Ausdrucks, - aber welches Metier meine ich hier? Geschicklichkeit im Handhaben erprobter Rezepte kann es nicht sein; auch nicht die Bemühung um die unangreifbare Kunstäußerung, hervorgegangen aus stimmiger Systematik. Der Wunsch, im

Produkt nicht angreifbar zu sein, ist für einen Künstler jedoch nur zu verständlich, ist er doch im Kunstwerk, wenn überhaupt, dann dort, sichtbar, angreifbar als Lebender, Liebenswert, erkennbar. Hinzu kommt die Qualität des Arbeitsvorgangs, seine Beschaffenheit. Diese ist am besten durch die Bezeichnung *unentfremdete Arbeit* charakterisiert. Es handelt sich also hierbei um den Zustand größtmöglicher menschlicher Selbstverwirklichung. Gerade dieser Zustand *erreichter Freiheit* verpflichtet den Künstler auf dem Weg, also: im Arbeitsprozeß, zu einer *Freiheit des Metiers*.

Freiheit des Metiers? Zuerst darf man sich keiner Illusion hingeben über die Ambivalenz von präziser Phantasievorstellung eines Kunstwerks und der Richtungsvielfalt von Phantasie selbst. Die genaue Vorstellung des Phantasieprodukts Kunstwerk wird immer wieder verunklart durch die Phantasie, mit der es ins Werk gesetzt werden muß. Phantasie kennt kein Ausharren bei einmal erreichten Positionen, kennt auch nicht den Ausbau. Nichts anderes aber ist Genauigkeit: immer wieder in Beziehung setzen zu einem klar umrissenen, feststehenden Vergleichspunkt. Nicht um das Bändigen der Phantasie geht es also, wie in populärer Vorstellung der Weg von der Idee ins klar Umrissene veranschaulicht werden mag, sondern um ein Immer-genauer-Fassen des Phantasiebegriffs geht es. Also sogar darum: im Phantasiebereich immer weiter auszuschreiten, zu entgrenzen, was sich als Verfestigung des Begriffs immer wieder der Eigengesetzlichkeit von Phantasie entgegensetzt. Wenn es sich überhaupt um Phantasie handelt - Skepsis ist für mich nicht Minderung, sondern dialektisches Steigerungsmittel von Phantasie - ist sie in ständiger Bewegung und Ausdehnung, universal, ein Kosmos, »Zierde« des Menschen. Der Künstler muß sich von Anfang an bewußt sein, daß er *mit* der Phantasie *gegen* die Phantasie entscheiden muß, wenn er zum Kunstwerk - wie immer dieses morphologisch ästhetisch aussehen mag - gelangen will. Jeder Vorentscheid, der die Vielfalt des Wachstums im Augenblick der Imagination von ihrer »Ausweglosigkeit« als unendlich Wachstumsfähigem befreien will, der also den Künstler der aktiven Qual enthebt, in jedem Augenblick den totalen Konflikt von Material und Imagination an sich selbst zu erfahren und auszutragen, jeder Vorentscheid verrät die Freiheit der Gestalt durch die Unfreiheit ihrer Formung.

Darin steckt etwas Widersprüchliches, aber auch etwas Utopisches, denn selbstverständlich ist jede Entscheidung auch immer eine Vor-Entscheidung für kommende, dadurch »abhängige« Schritte. Was ich aber durch diese unausweichlich empfundene Forderung nach Freiheit im Entstehungsprozeß eines Kunstwerks genau fassen will, das ist die Unausweichlichkeit von Kunst, des Kunstwerks selbst. Darin liegt die Utopie, daß es keinen Ort gibt für die Freiheit des künstlerisch-schöpferischen Aktes, daß es aber in jedem Augenblick niedergeschriebener Imagination einen Ort zu

geben *scheint*. In der Schrift, die aufscheint und niedergelegt ist. Diesen Widerspruch muß der Künstler selbst im Moment des Arbeitens ausmessen; gleichzeitig weiß er sicher, daß das eben Fixierte, das momentan Niedergeschriebene, Gestaltete, Gemalte, Gebildete, dieser Ort, worin sich die Freiheit ereignet, nicht sein kann, also sucht er weiter, die Arbeit setzt sich fort, zeugt sich fort, als Suche nach ihrem Ziel, eine Art Perpetuum Mobile, dessen Bewegung zwangsläufig, dessen Energie aber Ausdruck äußerster Zwanglosigkeit, äußerster Freiheit ist. So gesehen kann das Werk als Suche nach dem Ort der Imagination verstanden werden. Ich gehe noch weiter und behaupte, das Werk ist die Suche nach dem Werk.

Es gibt eine berühmte Äußerung von Walter Benjamin, jener Satz, daß das Werk die Totenmaske der Konzeption sei. Diese blitzartige Erkenntnis bestimmt das Gefühl des Künstlers beim Fixieren eines Gedankens, einer Vorstellung: Da ist etwas zu einem Ende gekommen, zu seinem Ende, lebt nicht weiter, der Empfängnis-Akt (Konzeption) erliegt. Traurigkeit ist ein substantieller Zustand schöpferischer Euphorie, deshalb halten sich wirkliche Künstler - *sit venia verbo* - nicht beim Werk auf, sondern bei der Arbeit, in die sie sich verstärkt stürzen, sowie ein Werk seinem Ende entgegen droht.'

Es liegt nahe, ein musikalisches Werk als Ausriß aus der Zeit, als Abschnitt eines Zeitkontinuums zu verstehen. Ist doch während einer Aufführung zumindest dramaturgisch die Einheit von Zeit und Ort gegeben. Und sogar beim Abhören einer Tonkassette ist die Eigenzeit des Werkes identisch mit der Ablaufzeit; obwohl es auch da Unschärfen gibt, Zeichen von Leben, für den naturnahen Zustand von Kunst, der immer dann besonders vehement hervorbricht, je perfekter die technische Reproduzierbarkeit eines (musikalischen) Kunstwerkes gewährleistet scheint.

Ich habe die Erfahrung durchaus wechselhafter Eigenzeitlichkeit von Musik gemacht. Jene Zeit und jener Ort, von deren Einheit ich sprach, müssen nicht Ort und Zeit der »inneren Handlung« eines musikalischen Kunstwerkes sein. Diese kann zu verschiedenen Zeiten und vor allem *ortlos* sich ereignen. Das auratische Wesen von Musik mag da mitspielen: das Andauern über ein Ende hinaus, das Ahnungsvolle oder die Totenstille vor Schlägen, das weggesaugte Zeitbewußtsein bei schwankendem Zeitverlauf, das Nachklingen eines Klanges oder Klangkerns in den folgenden Klang oder Verlauf hinein, die Einfärbung der Stille durch ihre Ränder, - all das sind Faktoren, die eine psychologisch eindeutige zeitliche Dimensionierung von Musik unterlaufen.

Das Problem der Pause spielt ja in der Musik nicht nur eine Rolle als leere Räumlichkeit, tonlose Luft, wo einfach keine Musik stattfindet, sondern die Pause ist geprägt durch das, was vorher war und das, was nachher kommt. Es gibt den Begriff der »gefärbten Pause«. Die Stille färbt sich

durch das Ereignis, das ich zeitlich vor sie setze; es gibt Musik, die (weiter-)gedacht wird in einer Pause; es gibt viele Ereignisse, die in der Stille stattfinden, am wenigsten ist es die Stille.

Musik steht eben doch nicht nur im Hier und Jetzt, sondern ist ausbreitet über Vorher, Jetzt und Später. Eine Schlußwendung kann den gesamten Vorverlauf in Frage stellen.

Ich glaube, daß die Freiheit künstlerischer Arbeit vor allem in der Setzung des Einzelereignisses sich äußert. In der Malerei hat das den augenfälligeren Anschein: es ist für uns offensichtlich ablesbar, mit welcher Freiheit der Hand, des Armes, des Körpers, der Vorstellung ein Zeichen gesetzt ist. Die sichtbare Spur der Zeichensetzung ist oft identisch mit dem Zeichen selbst, sie *ist* das Zeichen. Musikalische Niederschrift weist diese Qualitäten nicht auf, da sie Kürzelschrift einer anderen, der Klangschrift, ist.

Bei der Erfindung eines musikalischen Einzelereignisses herrscht aber niemals die Leere des ersten Schöpfungstages: stets ist bereits Zusammenhang anwesend. Selbst wenn Zusammenhang verhindert worden sein wollte oder vom Künstler als umgehbar deklariert worden ist, das Erfinden von Musik ist immer auch Weiter-Finden im musikalischen Materialraum, der unerfindlich ist, aber von Anfang an, von der ersten Note, ja, vom ersten Ton, bereits Zusammenhang gestiftet hat. Wir spüren diese Not der Musik, nie zusammenhanglos sein zu können, beim Hören, einst als zusammenhanglos empfundener, ja sogar als zusammenhanglos erfundener Musik. Cage sprach einmal darüber, wie selbst das als absolut inkommensurabel Erdachte nach Jahren kommensurabel ist, grob gesprochen: daß aus dem Geräusch von Kurzwellen auf gerade tragische Weise übers Jahr die glatte Melodie, das geschmierte Laufwerk, die Schnulze werden kann, seicht und süß. Nun sind dezidiert als neu erfundene Klang- und Formeinheiten besonders schnell in der Gefahr, gestrig geworden zu sein, je mehr sie eben heute gewesen sind. Das ist aber kein Anlaß zur Häme, oder zur Regression in eine Art Pantoffelkunst. Dieser wird es viel schlimmer ergehen, denn es wird *gar nichts* mit ihr geschehen; sie darf a priori vergessen bleiben, muß gar nicht erst vergessen werden. Was ist regressiv in der Musik?

Regressiv ist eine Haltung, die sich selbstgenügsam zurückzieht und Fähigkeiten zurückbildet, dadurch aber keine neuen Möglichkeiten erhält. Das ist ein entscheidender Unterschied zu jener Haltung, die gerade im bewußten Verzicht auf neue technische Möglichkeiten der Kunsterzeugung die Chance sieht, zu neuen spirituellen Möglichkeiten zu gelangen. Hierbei sollten aber keine Fähigkeiten zurückgebildet werden, sondern Wissen und Kunst eingehen in eine neue Fragestellung. Regressive Haltung wird jede neue Fragestellung umgehen und so den Zuspruch reaktionär Gesinnter eher erreichen als eine künstlerische Haltung, die zu neuer

Fragestellung gelangt, auch wenn sich diese Fragen als unbeantwortbar erweisen, was ja eher für die Fragen spricht.

Daß auch hier die Grenzen fließen, ist z. B. daran zu zeigen, daß es oft entschieden avantgardistisch empfindende Menschen sind, die nach längerer Fraglosigkeit im sicheren Bewußtsein einer Vorhut diesen Zustand zementieren und genau die Fähigkeit zurückbilden, deretwegen sie einst geschätzt werden konnten nämlich sensibel zu sein für neue Fragestellungen.

Regressiv ist eine Haltung, durch die z. B. eine vorhandene musikalische Realität dogmatisch festgeschrieben werden soll, auf Unentwickelbarkeit hin, auf Fraglosigkeit der puren Faktur, auf den Endzustand der Einsichtsfähigkeit jedweder Rezeption. Der Weisheit letzter Schluß ist auch das Ende der Weisheit.

Nach diesem Exkurs über das, was musikalisch regressiv zu nennen wäre, den ich versuchte, eben nicht nur aufs Musikalische hin zu denken, ein erneuter Versuch, das Einzelergebnis zu fassen, seine Freiheit, seinen Ausdruck von Freiheit. Es ist eine verwirrende Beobachtung, daß Musik immer zum Zusammenhang hin tendiert, immer sich fügt, schließt, rundet, so brüsk wir auch die Wechsel ihrer Artikulationstemperatur veranlassen mögen. Vielleicht ist das einer der Gründe dafür, ausgerechnet in diesem amorphen und gleichzeitig zwanghaft strukturierten Medium der Musik nach Gestalt und Ausbruch zu suchen, diese Topoi sogar vornehmlich durch die Musik zwingend gestaltet zu finden. Musik scheint ein genuin harmonisches, ein harmonisierendes Medium zu sein, nur wird das zu jeder Zeit von jedem Menschen über jeweils verschiedene Harmoniebegriffe anders erlebt. Die Zeit, das *Medium* Zeit, ebnet selbst schon ein. Um Brüche zu erfahren, muß sowohl das historische, wie auch das sensorische Bewußtsein für Zeit geschärft werden. Für uns ist besonders stark spürbar: die Schwierigkeit, eine Ästhetik der Brüche musikalisch *bewußt* zu realisieren, sie durch musikalische Kunst *bewußt* zu *machen*. Zu leicht wiegt der Einwand, daß, da Musik eben keine Brüche zu artikulieren imstande sei, auf das Wesen des Musikalischen, auf eben jenes Harmonische, Rücksicht genommen werden müsse, und in Musik von vornherein nur ungebrochen Harmonisches zum Ausdruck gebracht werden solle. Der Einwand wiegt deswegen leicht, weil ein anderes Harmonisches gemeint ist. Ein diametral entgegengesetzter Harmoniebegriff liegt vor. Harmonie ist für uns nicht Auflösung der (dadurch verschwindenden) Gegensätze, sondern Spannung, Gleichgewicht, Vibration, der (sehr offensichtlichen) Gegensätze. Man kann es so formulieren: den einen geht es um die Konfliktlosigkeit, den anderen um die Spannung. Das Phänomen Klassik z. B. ist geprägt vom gefährdeten Ausgleich, nicht vom abwesenden Konflikt. Konfliktlosigkeit kennzeichnet Klassizismus in Absicht und Wirkung.

Musik ist der Natur nahe, auch dort gibt es nichts »Falsches«. So könnte scheinen: Musik ist eigentlich gar keine Kunst, sondern ein Aufenthalt oder Agieren im Naturzustand von Phantasie und Denkbareit. *Musica non est falsa?* Musik: ein wertfreier, somit vielleicht wertloser Raum?

Immer, wenn besonders stark materialorientiert Musik erfunden wird, ist die Belanglosigkeit der Materialwahl sehr bald evident. Das ist ja auch gut so: gewähltes Material kann nicht »belangt« werden, ist nicht zwingend verantwortlich für die Rede, die mit ihm geführt wird. Die Rede, die mit dem Material geführt wird, ist eine qualitativ andere Aktion als die Materialwahl. Das gewählte Material wird von Anfang der Ton-Rede an den Ton-Fall mitfärben. Ideologiefrei ist Materialwahl niemals und auf keinen Fall ist durch einwandfreies Material fesselnde Rede garantiert. Was aber ist die Rede, was ist das Zeichen, wie erfinde ich Ruf und Schrift? Das Einzelne, das Ereignis?

Durch die Bindung von Musik an Zeit ist ihre prinzipielle Schlußfähigkeit, die Fähigkeit, Heterogenes auch gegen dessen Tendenz zusammenzuschließen, verstärkt. Dadurch, daß Musik an den fortlaufenden Zeitstrahl gebunden ist, erfährt die musikalische Erfindung eine Vorordnung. Der Ablauf schafft Bezüge, die eine nicht vorgeordnete Gleichzeitigkeit anarchischer Erfindung unterlaufen. Auch Cage's Klavierkonzert beginnt vorne, und endet hinten. Seine Lesbarkeit wird nicht produktiv verwirrt durch die Möglichkeit, eventuell dort zu beginnen, wo ein Zufall es diktiert.²

Cage geht so weit, die Erfindung des Einzelereignisses selbst freizusetzen: u. a. durch die Setzung des übergreifenden »Einzelereignisses« *Haltung*. Diese Haltung aber ist qualitativ keine andere als diejenige, die nötig ist, damit eine Mozart-Interpretation Mozarts Intentionen nahe kommt. In beiden Fällen muß der Interpret aus Gestimmtheit, Einsicht und Können ein musikalisches Denken *äußern*, das vorgegahet wurde, vorgeschrieben ist, aber noch dargestellt werden muß. Nur in einer Haltung, die erstens den Text akzeptiert, zweitens ihn liebt und drittens ihm nahe kommen will, um ihn verlieren, weggeben, äußern zu können, nur in einer solchen Haltung wird es dem Interpreten möglich sein, Vorstellung und Gestalt eines Werkes zu vermitteln - und sei auch im Werk negiert, daß Vorstellung und Gestalt überhaupt denkbare, ja denkwürdige Größen sind, daß das Werk überhaupt ein denkbare sein muß.³

Debussy hat die musikalische Sprache als einer der ersten bewußt als das Eigentliche von Musik aufgefaßt. Die Sprache der Musik als Musik selbst, nicht die Form oder Melodie oder irgend etwas anderes, sondern das musikalische Reden. Wenn der Vergleich gestattet ist: vergleichbar Cézanne, der in der Malerei den Gegenstand der Malerei erkannte, ohne in selbstgenügsamer Farbspielerei den Ausdruck dieser Erkenntnis finden zu müssen. Für

Debussy war Komponieren stets das Erforschen der musikalischen Sprache selbst. Dabei war Debussy Musiker genug, um nicht in der puren Entsprechung syntaktischer Konstellationen bereits Musik sehen zu wollen. Für ihn war Sprache untrennbar vom Sprechen, vom Gesprochenwerden. Deshalb ist die sinnliche Erscheinung der musikalischen Sprache von ihm als integraler Bestandteil der Sprache mitgedacht, miterfunden worden. Die Sprache erfährt keine Einkleidung, ihre Erscheinung ist primär sprachfähig, sprechend auch im Sinn der Darstellungsdramaturgie. Das widerspricht der Vorstellung impressionistischen Komponierens aufs Tiefste, die den Eindruck der »Klangoberfläche« als Ziel der Musikerfindung ausgibt, als Einkleidung von Stimmungen. Die Klangerscheinung, die sinnliche Erscheinung der Musik, ist selbst musikalische Erfindung, nicht ein hinzugefügtes Vestiment, sondern inneres Leuchten der musikalischen Substanz.

Der Interpret erfährt über die Art, wie die Sprache gesetzt ist, wie sie ihn durch ihren Text zum Nachsprechen auffordert, über die haptische Ebene, Grundsätzliches von der und über die Sprache. Er spricht bereits im Ton der Musik, wenn er deren Griff an sich selbst verspürt, indem er diesen Griff »in seine Hand« nimmt, die Hand dem Griff nachbildet, anbildet, um durch das Greifen dem Instrument die Sprache erst zu entlocken. Das ist selbstverständlich nicht nur bei Debussy der Fall, es gilt für jede fixierte musikalische Sprache, vergleichbar einer Vorgabe von Satz und Griff. Aber es ist bei Debussy spürbar, wie sehr er diese qualitativen Spracheinheiten beim Komponieren schon mitgedacht, bei der Sprachfindung berücksichtigt hat, wie sehr das Sprechen schon Sprache selbst ist.

Der Versuch, diese Sprachfindung genauer zu verstehen, könnte uns auf unserer Suche nach dem musikalischen Einzelereignis und dessen Freiheitspotential auf neue Wege bringen. Für Debussy scheinen Abgeschlossenheit und Definition des Einzelereignisses gleich wichtig wie das Wachstum der Ereignisse. Das erlaubt uns, das Einzelergebnis als *Zelle* zu verstehen. Durchaus in der doppelten Bedeutung: als abgeschlossene, entwicklungsfremde Einheit und als Wachstumskern, als Keim. Stellen wir uns eine andere doppelbedeutende Aktion vor: das Freisetzen! Etwas frei, unverbunden in den Raum setzen, oder etwas entfesseln, freisetzen. Versuchen wir die gedankliche Verbindung zum doppeldeutigen Zellenbegriff. So ist das musikalische Einzelereignis von zwei Seiten her beleuchtet: 1. ein unverbundenes, nicht auf Entwicklung hin Gesetztes, das frei in den Zusammenhang - also ohne diesen - gesetzt ist; 2. eine gerichtete Einheit, die Wachstum provoziert, Entwicklung freisetzt.

Beide Ansichten zeigen uns das musikalische Einzelergebnis als Zwitterwesen, denn das Einzelne kann am Ganzen sehr wohl teilhaben, wenn dieses sich später her- und einstellt, auch wenn das Ereignis gar nicht auf ein Ganzes hin erfunden wurde; und sehr wohl kann die erwartete Entwick-

lungsfähigkeit eines Einzelereignisses in kreisende Gestaltlosigkeit zielen, die sich ergibt als Entropie aus zu sehr durchstrukturierter Beziehungsvielfalt. Genau hier beginnt das eigentliche Komponieren, das Zusammenstellen, gleichweit entfernt vom Ordnen wie vom Einfall. Debussy, der musikalische Sprache so streng faßte, daß er sie befreite, gelangte auch hier zu einem bemerkenswerten Fund: zur Großform als Einzelereignis. Als Naturereignis: dort ist Form, wo sie wächst, d. h. die Form, das Klangganze, suspendiert den Hörer in keinem Moment, obwohl es dem Verstehen keinen Abbruch tut, an einem beliebigen Punkt mit dem Hören einzusetzen. Hier, am vorläufigen Ende dieser Überlegung, taucht weiter Denkbare auf: Boulez' »Vertauschbarkeit der Teile«, Stockhausens »Momentform«.

Anmerkungen

- 1 Es gibt Kunstwerke, in denen der Zustand des Werkes als Suche nach dem Werk formuliert ist, z. B. durch Beschreibung gleichzeitiger Ereignisse während des Schaffensprozesses. Vom Werk ist im Werk stets die Rede, es selbst erscheint aber nie als Text. Lediglich die Zeit, aus der es herausgeschnitten ist, läßt durch die Berührungsränder, mit denen sie an das Werk reicht, die Umrißformen des Werkes erkennen. Das Werk selbst aber ist abwesend, gerade dadurch aber wird es in diesem Bezugsfeld zum Werk. »Paludes« von André Gide ist dafür ein - vielleicht etwas preziöses - Beispiel. Überhaupt ist die verbale Darstellung des Phänomens immer in Gefahr, eine gewisse erlesene Stilistik zu provozieren; das Sujet ist bereits selbst Stilübung. Dennoch ist darin eines der faszinierendsten Geheimnisse von Kunst und ihrer Entstehung angedeutet. Die zeitliche Dimension der Imagination und des Werkes, ja die Eigenzeit des Werkes, auch bei nicht an zeitlichen Ablauf gebundener Kunst, wird spürbar in der Idee, daß das Werk die Suche nach dem Werk, also nach sich selbst ist.
- 2 Ich beziehe mich hier auf Cage, weil er am stärksten und für mich auch am überzeugendsten die überkommene Zusammenhangsästhetik von Musik aufgekündigt hat. Allerdings tat er das vor dem Hintergrund einer fast religiös zu nennenden Einheitsvorstellung von Welt, die umso stärker hervortritt, je mehr diese östlich-monistische Vorstellung in der Sprache abendländischer Dialektik verteidigt wird, wie es die deutsche Anhängerschaft von Cage unternimmt. Cage's Zufallsästhetik stellt für mich den viel reineren und radikaleren Denkansatz dar im Vergleich zur Mischform des »gelenkten Zufalls«, die in ihrer Zwitterhaftigkeit vom einen, dem motivischen klassischen Komponieren nicht lassen mag, das andere, herausfordernd Zeitgenössische und Formsprengende des Zufalls nicht versäumen will. Hier wird besonders deutlich, wie wenig Materialwahl und »zeitgenössisches« Vorgehen das fesselnde Ergebnis garantieren. Nur Komponisten mit individuellen Obsessionen gelingt faszinierende Sprache in offener Form (z. B. Boulez).

3 Was ich sagen will: immer gilt in der Kunst, alles ist möglich und nichts. Erst die Art und Weise, die Sprache, mit der ein Künstler Alles und Nichts sieht, bzw. für möglich hält und ausspricht, erst das ist Leben und fordert lebendiges Interesse. Deshalb ist es auch so arm und traurig, wenn das Mögliche vom Unmöglichen geschieden wird *außerhalb* von konkreten Kunstwerken, von den Theoretikern der Kunst, sogar von den Künstlern oft, wenn sie sprechen und sich entwerfen. Nichts von allen Regeln und Maßregelungen gilt mehr, wenn ein anderer es anders macht, und dieses Andere zu uns spricht, und wir es dennoch verstehen, obwohl es uns verboten wurde, Das einzelne Werk ist immer von großer Ausschließlichkeit, die Kunst selbst ist es nicht.

Aleida und Jan Assmann

Der Nexus von Überlieferung und Identität

Ein Gespräch über Potentiale und Probleme des
Kanon-Begriffs

In matter of reason, more is done
in a minute or two, by way of
question and reply, than by a con-
tinued discourse of whole hours.
Shaftesbury

Erste Runde

in welcher der Kanon-Begriff vorgestellt wird und sich durch Widersprüche und Umwegigkeiten hindurch ein Zusammenhang abzeichnet zwischen Großen Texten, Großen Traditionen und Großen Identitäten.

Dort, wo man kürzlich die mächtige Kastanie gefällt hatte, waren einige Quadratmeter eines banalen Ziegeldaches bloßgelegt. Sonst gab es rundum nichts, was das Auge beleidigte. Durch den offenen Spalt der frisch gestrichenen Haustür war das Rauschen des Juniregens, drinnen das asthmatische Schnarchen des schwerfälligen Hovawarts zu hören. Um den Intarsienspieltisch haben es sich gerade Criton, Leontes, Philidas und Neander bequem gemacht.

Criton: Und darf man fragen, womit Sie, Neander, sich in diesem Jahr beschäftigt haben?

Neander: Philidas und ich laborieren immer noch an einer These herum, von deren Wichtigkeit und Tragweite wir inzwischen ebenso überzeugt sind wie von der Tatsache, daß sie in uns nicht die kompetenten und beredten Anwälte findet, die sie verdient hätte.

Criton: Sie machen mich gespannt. Worum geht es denn?

Neander: Ganz einfach um die Vermutung, daß ein Nexus besteht zwischen kultureller Überlieferung einerseits und sozio-politischer Identität andererseits.

Leontes: Klingt gar nicht einmal so überraschend. Im Ernst, ist das nicht mehr oder weniger selbstverständlich?

Philidas: Eher weniger. Die These ist zwar schlicht genug, aber durch rigoreuse Problemspaltung der Disziplinen geraten auch einmal die selbstverständlichsten Zusammenhänge aus dem Blick.

Neander: Es ist doch so: da gibt es Philologen, die sind zuständig für die Überlieferung von Texten, Theologen und Philosophen für die Überlieferung von Sinn, Soziologen für die Analyse zwischenmenschlicher Bindemittel, Politologen für die Analyse von Herrschaftsstrukturen.

Philidas: needless to say: statt dies alles zu verkörpern, sind wir nichts von alledem!

Criton: Dann geht es doch wohl in erster Linie darum, Einzelergebnisse zu koordinieren?

Neander: Natürlich muß man diesen Weg beschreiten. Wir haben auch nicht versäumt, Experten zu Rate zu ziehen und Spezialuntersuchungen anzukurbeln.

Philidas: Aber all das enthebt uns doch nicht der Aufgabe, das Problem, um das es geht, so scharf wie möglich zu konturieren.

Criton: Nichts anderes wünschen wir uns von Ihnen.

Philidas: Wir möchten fragen, wie sich der Zusammenhang zwischen Verfestigungsformen der Überlieferung einerseits und Profilierungsgraden kollektiver Identität andererseits im einzelnen ausprägt. Als übergreifenden Begriff werfen wir dafür das Stichwort *Kanon* in die Debatte. Von Kanon-Fällen wollen wir immer dann reden, wenn Anlaß besteht, in beliebigen kulturhistorischen Situationen diesen Nexus zu vermuten.

Leonies: Kanon? Ich sehe begriffsstrategisch eine ziemliche Crux darin, mit einem Ausdruck zu operieren, der in so vielen verschiedenen Disziplinen in ganz unterschiedlichem Sinne terminologisch fixiert ist. Theologen, Juristen, Kunsthistoriker, Musiker, Heilige - alle haben ihren eigenen Kanon, und Sie wollen die Reihe noch fortsetzen?

Neander: Nicht ganz. Wir wollen dem keinen neuen Kanon hinzufügen, sondern auf einen semantischen Grundbestand zurückgehen, der in all diesen Kanonbegriffen steckt und aufs engste mit dem Gedanken der Fixierung und Profilierung zusammenhängt. Das semitische qana bezeichnet ein Schilfrohr, davon kommt griechisch kanün: wörtlich Stange, Richtigkeit, Meßlatte, und übertragen Regel, Norm und Vorbild. Kanon ist also ein Instrument, das für Maß und Richtung sorgt. Er gibt Antwort auf die Frage, wonach wir uns richten sollen. Beim Textkanon, dem Kanon par excellence, haben diese hochverbindlichen Richtlinien die Form eines Corpus heiliger Texte angenommen.

Criton: Nun gut, unter einem Textkanon, und unter Verfestigung von Tradition, kann ich mir etwas vorstellen. Das hat ja wohl mit schriftlicher Aufzeichnung zu tun, mit Sammlung, Systematisierung, Kodifizierung und so weiter. Das Problem, das damit gelöst wird, ist klar: ohne solche Kodifizierung würde existenznotwendiges Wissen verloren gehen und jede Generation müßte wieder von vorn anfangen. Aber Ihr Nexus, Neander!

Was hat man sich unter Verfestigung, oder Profilierung, von Identität vorzustellen? Und was für ein Problem wird damit gelöst?

Neander: Ein spezifisches Problem sozialer Integration, das wir *normative Selbstdefinition* nennen. Es gibt primäre, unreflektierte Identitätskonzepte, die die eigene Lebensform mit der Weltordnung schlechthin gleichsetzen und die eigene Gruppe als »Menschen« universalisieren. Dieser naive Ethnozentrismus ist nicht nur für die meisten Naturvölker typisch, sondern kennzeichnet auch noch die frühen Hochkulturen. Sein Medium sind ethno-genealogische Mythen, die die Gruppe als Abstammungsgemeinschaft bestimmen und im Kosmos verankern. Diese Mythen geben keine Antwort auf die Frage »Wer sind wir?«, sie lassen diese Frage vielmehr gar nicht erst aufkommen. Mythischen Selbstdefinitionen fehlt alles Normative. Sie erzählen, wie es zu dem kam, was den Mitgliedern als die vertraute Lebensform alternativenlos selbstverständlich ist.

Leontes: Und wie wird Ihrer Ansicht nach der Prozeß der Bewußtwerdung auf eine normative Selbstdefinition hin in Gang gesetzt?

Neander: Es gibt viele Anstöße dafür, daß ein Horizont eingelebter Gewöhnung zerfallen kann. Typisch ist die Konfrontation mit alternativen Ordnungen, durch Eroberung, Wanderung, Handel und andere Formen intensivierte Kontakte. Aber auch große evolutionäre Errungenschaften wie Selbsthaftwerdung, Schrift, Reichsgründung, oder revolutionäre Veränderungen können zu einem Bruch mit der eigenen Vergangenheit und damit zur kulturellen Reflexivität führen. Jetzt genügt es nicht mehr, zu erzählen, wie es zur Entstehung der »Menschen« und ihrer Lebensform kam, jetzt muß präzisiert werden, was dazu gehört, ein »Mensch« zu sein, d. h. ein vollgültiges Mitglied der jeweiligen Gesellschaft. In solcher Situation entstehen normative Texte, die den Anspruch zum Kanon bereits in sich tragen.

Leontes: Kann man das nicht auch anders sehen? Ich könnte mir denken, daß hier ein evolutiver Prozeß abläuft, den die Schrifterfindung in Gang gesetzt hat. Wird verschriftetes Wissen nicht automatisch reflexiv? Widersprüche werden sichtbar und fordern zu Kritik und Selektion heraus, es kommt zu einer fortschreitenden Akkumulierung des Wissens. Ergibt sich damit nicht der Nexus von Überlieferung und Identität ganz von selbst aus der Technik der Verschriftung?

Neander: Einverstanden. Die Rolle der Schrift kann nicht überbewertet werden. Wir würden beipflichten und sagen, daß das Prinzip Kanon aus dem Geist der Schrift geboren ist.

Criton: Das klingt mir zu blumig. Was wollen Sie damit sagen?

Neander: Mit »Geist der Schrift« meinen wir Fixierung, unveränderbare, verbindliche Festlegung von Sinn, Aussteigen aus dem lebendigen Strom der Überlieferung, Option für Invarianz, Stillstellung, Festhalten auch gegen eine veränderte Welt.

Criton: Gibt es auch einen Geist der Oralität?

Neander: Hier gilt, daß der Text nur als eine virtuelle Einheit in der Summe seiner Varianten existiert und daß er immer eingebettet ist in eine multimediale Aufführung, bei der Stimmgebung, Rhythmus, Mimik, Gestik und vieles andere mehr eine tragende Rolle spielen.

Philidas: All dies betrifft die Technik, aber noch nicht unbedingt den Geist dieser Medien. Vielleicht kann man von unterschiedlichen Wahrheitsstilen sprechen. Der Stil mündlich tradierter Wahrheit ist körperlich-konkret, »Wahrheiten für die Füße«, wie Nietzsche sagt, »Wahrheiten, nach denen sich tanzen läßt«. Der Wahrheitsstil des schriftlichen Wortes dagegen ist begrifflich-abstrakt. Aus dem Geist der Schrift entsteht etwas Neues, das in der reinen Mündlichkeit undenkbar ist: eine Sinnkultur.

Leontes: Warum sollte es das in der Mündlichkeit nicht geben? Sie können doch nicht unterstellen, Philidas, daß Sinn eine Konsequenz der Schrift ist!

Philidas: Das liegt uns natürlich fern. Was wir meinen ist einfach dies: in der Bewegtheit mündlicher Überlieferung stellt sich Sinn durch alle Veränderungen des Lebens, der Sprache, der Gesellschaft, kurz: der Welt hindurch immer wieder neu her. Mit der Fixierung von Wortlauten verkommt der Sinn unweigerlich zu einem unverständlichen Abrakadabra. Es muß also eine Kontrollebene hinzukommen, von der aus dieser Sinn durch Auslegung und Kommentierung immer wieder revidiert und restituiert wird. Solche Sinnpflege ist nur in der Schriftkultur möglich.

Neander: Erst recht gilt dies für den Fall eines Kanons. Er ist auf Institutionen der Sinnpflege wie Schule, Tempel, Kloster, Hof, Universität, Akademie angewiesen, die den normativen und lebensfundierenden Anspruch dieser Texte aufrecht erhalten. Durch diese Koppelung von Textkultur und Sinnkultur entstehen Große Traditionen.

Criton: Das ist alles schön und gut. Aber viel interessanter als anonyme Institutionen finde ich die Rolle, die mit der Schrift erstmalig das Individuum spielt. Ist es denn ein Zufall, daß sämtliche der sogenannten Großen Texte mit namhaften Autoritäten verbunden sind: Konfuzius, Laotse, Buddha, Zarathustra, Moses, Sokrates und wie sie alle heißen? Mythen haben keinen Autor, mit solchen Namen tritt das Individuum in die Geschichte ein.

Leontes: Hier muß ich Criton beipflichten. Auch ich verstehe unter »Geist der Schrift« etwas anderes. Gerade nicht Stillstellung und verbindliche Festlegung von Sinn - das würde vielmehr dem affirmativen Gestus mythischer Geisteslage entsprechen - sondern die Stoßkraft der Negation! Die Schrift macht es möglich, daß mit der Überlieferung gebrochen wird, daß Dissenspotentiale freigesetzt werden und gerade keine Rede mehr sein kann von sogenannten Großen Traditionen.

Philidas: Die Widersprüche, in die wir uns jetzt verstrickt haben, machen

doch immerhin eines klar: daß die Schrift eine Technologie, eine kulturelle Voraussetzung ist, aber selbst noch keine Strategie. Das ist es ja gerade, was uns dazu motiviert, über den faktischen Befund der Schriftverwendung hinaus nach Modalitäten und Strategien der Traditionssicherung zu fragen. *Neander*: Das wird, glaube ich, sofort klar, wenn wir einmal feststellen, welchen unterschiedlichen Gebrauch Kulturen von der Schrift gemacht haben. *Ägypten* ist ein Beispiel für, sagen wir: *peripheren* Schriftgebrauch. Tatsächlich war die altägyptische Kultur trotz der Hieroglyphenschrift nie so logozentrisch organisiert, daß Texte zum identitätsbestimmenden Zentrum kultureller Symbolik aufrücken konnten. Man hat den Eindruck, daß andere Symbolismen, vor allem Bild und Architektur, immer die Hauptrolle spielten. Obwohl es in Ägypten durchaus große und auch namhafte Texte gab, sind diese nie zu prägenden Konstanten der Kultur geworden. *Griechenland* ist ein Beispiel für, sagen wir: *hypoleptischen* Schriftgebrauch. *Philidas*: Hypolepsis ist ein Terminus der Rhetorik und meint die Bezugnahme auf das, was der Vorredner gesagt hat. Mit diesem Begriff wollen wir eine kulturelle Option für Evolution, für die Logik fortschreitender Überbietung signalisieren. Dieses Denken ist darauf angewiesen, seine Spielregeln und seine eigene Geschichte zu kennen. Unter solchen Bedingungen fängt man nicht immer wieder von vorne an sondern schaltet sich in einen Diskurs ein, der längst im Gange ist, und trägt seinen Teil bei zur übergreifenden Logik einer konvergenten Forschungsprogression.

Neander: *Israels* schließlich ist ein Beispiel für *kanonischen* Schriftgebrauch. Diese kulturelle Option für Invarianz ist von mythischer Variabilität der Überlieferung etwa gleich weit entfernt wie von ihrer wissenschaftlichen Disziplinierung. Die Schrift dient hier der Sicherung eines Besitzes absoluter Wahrheit. Absolute Wahrheit kann weder variiert noch fortentwickelt werden. Man bleibt konzentrisch auf diesen einen Mittelpunkt der Kultur bezogen.

Philidas: Um es noch einmal zusammenzufassen: Schrift impliziert nicht unbedingt Sinnpflege, wie Ägypten zeigt, und Sinnpflege impliziert nicht unbedingt Kanon, wie Griechenland zeigt.

Leontes: Die Formel vom »Geist der Schrift« schmeckt mir noch zu sehr nach selbsttätigem Fortschritt. Sie sagen jetzt selbst, daß die Schrift allein es noch nicht bringt. Was dann? Welche Sprache sprechen denn die Texte? Ist da der Ausdruck »Wahrheitsstil« wirklich angemessen? Ich würde einen Kraftausdruck vorziehen: zum Beispiel Offenbarung.

Neander: Völlig einverstanden. Das ist eine willkommene Korrektur, aber vielleicht nicht unbedingt ein Widerspruch. Treffen sich nicht im Kanon schriftinduzierte Qualitäten wie Individualität und Negation einerseits, und Offenbarung im Sinne transzendenter Heils- bzw. Wahrheitsgewißheit andererseits? Es ist von entscheidender Bedeutung, daß sich jeder Kanon

als individuell gestiftet versteht und nicht als von Urzeiten gewachsen. Jeder Kanon bricht auf seine Weise mit der vorhergehenden Tradition und stempelt sie als Heidentum, Unwissenheit, falsche Lehre. Kein Kannstifter, der nicht im entschiedenen Gestus der Verneinung aufgetreten wäre.

Criton: Jetzt ist mir doch immerhin *eines* ganz klar geworden. Ihre Theorie bezieht sich auf die Entstehung von Buchreligionen. Wenn Sie sich darauf beschränken, bin ich mit allem einverstanden. Sie sollten aber vermeiden, diese interessanten Ergebnisse unter eine zu allgemeine These zu stellen geschweige denn, hieraus allgemeine kulturwissenschaftliche Prinzipien ableiten zu wollen.

Zweite Runde

in welcher das Gespräch eine Wendung zum Systematischen nimmt und ein paar Faustregeln zur Sprache gebracht werden.

Leontes: In einem Punkt würde ich gern noch klarer sehen. Wozu braucht man überhaupt einen Kanon? Gibt es typische Kanonsituationen?

Neander: Wir können ja einmal versuchen, einige davon näher zu präzisieren. Da ist die Situation der *Bewahrung des heiligen Feuers*. Ein Prophet, ein Guru, ein Heiliger hat um sich und seine Heilsbotschaft eine Gemeinde versammelt. Mit dem Tode dieses spirituellen Zentrums löst sich der Kreis wieder auf, es sei denn, es gelingt, das Kerygma in eine zeitbeständigere Form umzugießen. Ob es sich dabei um Texte, Wissensbestände oder auch nur um eine Handvoll markanter Lebensregeln handelt, entscheidend ist der Verfestigungsgrad, der sich mit einem bewußten Anspruch paart. Dann gibt es die Situation der *Deutungskonkurrenz*. In einem Milieu widersprüchlicher Wahrheiten kann alles darauf ankommen, die eigene gegen die fremde Wahrheit zu immunisieren. Immun wird eine Wahrheit, wenn sie eine geschlossene Gestalt, einen hohen Grad an Inklusivität und Systematizität erhält. Verfestigung meint in diesem Zusammenhang vor allem Abschottung gegen das bedrohlich Andere. Und da ist die Situation der *verordneten Entscheidung*. Um dem anhaltenden Machtkampf konfligierender Interessen ein für allemal ein Ende zu bereiten, wird das gärende Feld politischer Unordnung unter eine absolut bindende Entscheidung gestellt. Eine derart verordnete ist zugleich eine hochgradig verfestigte Ordnung, die mit der Stillstellung des Sinns die Stillstellung der Geschichte anzielt. Philidas, fällt Ihnen dazu noch etwas ein?

Philidas: Mit einer erschöpfenden Liste können wir sowieso nicht aufwarten, aber vielleicht sind doch noch zwei weitere Fälle interessant. Zum Bei-

spiel die Situation der *kulturellen Minderheit*. Ein Heiner Fisch ist beständig in der Gefahr, vom großen Fisch der dominanten Kultur verschluckt zu werden. Die kleine Kultur wird durch die allseits angrenzende große Kultur isoliert, und damit wird die Minderheit auf die eigene Tradition zurückgeworfen, auf das eigene fixiert, an das eigene gefesselt. Angehörige solcher Minderheiten tragen stets die Bürde ihrer kulturellen Identität mit sich herum; kein Wunder, wenn sie keine individuellen Sprünge machen können. Und die Situation *kultureller Normenjläue*. Wenn das menschliche Zusammenleben ganz unter das Gesetz der Rationalisierung gestellt ist und alle nicht-rationalen Belange dem Individuum anheimgestellt werden, dann kann das zu Überforderung und Vereinsamung führen. Abgeschnitten von allen kommunalen Banden wie Religion, Moral, Sitte und Brauchtum lebt es in einer Atmosphäre tiefgreifender Orientierungslosigkeit und Verhaltensunsicherheit. In einem solchen Klima sind Bindungsbewegungen an der Tagesordnung. Das gilt zum Beispiel für die bündischen Bewegungen und die konservative Szene der Jahrhundertwende ebensowohl wie für die Landkommunen und Jugendsekten der Gegenwart. Immer haben in einem solchen Falle überholt geglaubte Normen eine neue Konjunktur. *Leontes*: Wenn ich mir das so anhöre, fällt mir etwas auf. Es scheint mir kennzeichnend für alle geschilderten Kanon-Situationen, daß man jeweils auch anders könnte, daß es in allen Fällen eine gangbare Alternative gibt, die verhindert, unterdrückt, bekämpft, perhorresziert wird. Ist es richtig, daß jeder Kanon von einer abgewehrten Alternative und damit von irgendeiner Form von Zensur lebt?

Criton: Entschuldigung, aber mir fällt etwas ganz anderes auf, und das scheint mir noch handgreiflicher, nämlich die ans Abstruse grenzende Vielfalt der Phänomene. Ich habe wirklich Schwierigkeiten, diese Serie von Beispielen als Fälle von *einer* Regel zu identifizieren. Haben denn die Probleme, um die es da geht, wirklich noch etwas miteinander zu tun? Woher nehmen Sie den Mut und die Zuversicht, Buchreligionen, Dogmenbildung, Absolutismus, Minderheiten und Kollektive auf *einen* Nenner bringen zu wollen! Dieser Nenner wird doch zu einer Farce! Ich muß gestehen, daß mir ziemlich schwindlig geworden ist.

Philidas: Sie sind nicht der Einzige, lieber Criton, dem es so geht, und wir müssen diesen Einwand sehr ernst nehmen. Wir geben sogar gerne zu, daß wir oft selbst Schwierigkeiten haben, angesichts der Verschiedenartigkeit der Befunde die Figur, um die es uns geht, nicht aus den Augen zu verlieren. Deshalb haben wir uns ein paar Faustregeln zurechtgelegt, heuristische Indikatoren gewissermaßen, die uns helfen sollen, das Kanon-Syndrom zu diagnostizieren.

Criton: Und die wären?

Philidas: - Nummer eins: wird die *Sprache der Gewiftheit* gesprochen?

Diese Sprache erkennt man an einem unterschwelligen Entscheidungspathos. Wer sie spricht, steht unter Entscheidungszwang. Es ist eine Sprache, die von Paukenschlägen skandiert wird, die aus abgeschlossenen Kadenzen besteht, zwischen denen ein imaginärer Applaus hallt. Sie klingt zum Beispiel so:

Geschaffen ist noch nie etwas worden, weder im großen, noch im kleinen, wo keine innere Stimme, wo kein Gott sprach - unmittelbar oder durch Mittler.

Sie klingt *nicht* so:

Es kam mir hier darauf an, den Einweggedanken zu fassen, einen unbeständigen Gedanken, der von seinem belastenden Inhalt gleich wieder entlastet, weil er gleich wieder verschwindet.

Wenn es verschiedene Wahrheitsstile gibt, dann gehört zum Kanon der absolutistische Wahrheitsstil.

- Nummer zwei: besteht eine *Option firinvarianz?* Macht man Anstalten, die mit Heilsgewißheit konnotierte Wahrheit festzuschreiben? Das kann durch Fixierung eines Textes oder eines Corpus von Texten geschehen, es kann sich auch im Wiederholungszwang bestimmter Werte und vorgeprägter Sinnmuster, in Bekenntnis oder Propaganda artikulieren. Signifikant ist die Eingrenzung des Sinn- und Handlungsspielraums, die Beschneidung von Variations- und Entwicklungsmöglichkeiten. So entstehen Positionen, die eindeutig identifizierbar sind und an denen dann auch kontrafaktisch festgehalten werden muß.

- Nummer drei: bestehen Formen einer *Institutionalisierung von Permanenz?* Gibt es Anhaltspunkte dafür, daß man der unmittelbaren Evidenz traditioneller Wahrheit nicht mehr traut? Lassen sich Stützapparate und Zwingstäbe nachweisen, die die Wahrheit konservieren und ihr zu obligatorischer Geltung verhelfen? Denn wenn die Wahrheit aus dem Schutz der alternativenlosen Selbstverständlichkeit, dem Mythos, und des spezialisierten Exklusivbesitzes von Experten, dem Priesterwissen, entlassen und zu einer allgemeinen und öffentlichen Angelegenheit wird, dann müssen neue Agenturen der Unterweisung und sozialen Kontrolle auf den Plan treten.

- Nummer vier: macht sich ein Trend zur *Gesamtorientierung* bemerkbar? Im Namen einer heilsgewissen Wahrheit muß die Kultur von diesem Sinnzentrum her neu organisiert werden. Die *eine* Wahrheit ist nicht entwicklungsfähig, aber dafür grenzenlos anwendbar. Also die Frage: gibt es eine Vereinheitlichung der Wertsphären, eine Tendenz zur Totalisierung, Monozentrierung, Entdifferenzierung?

- Nummer fünf: läßt sich ein gemeinschaftlicher *Identitätswille* feststellen? Dieser Punkt betrifft die affektive Seite des Kanons. Steht mit der Infragestellung einer bestimmten Wahrheit eine festumrissene Identität auf dem

Spiel? Eine solche Identität steht quer zu allen Rollendifferenzierungen und widerspricht der Aufgliederung des Individuums in gesellschaftliche Teilansichten. Mit der Wir-Identität verbindet sich ein bewußter Anspruch, ein Distinktionspathos. Eine solche Gruppe verfolgt bestimmte Ziele, unterwirft sich einem bestimmten Lebensstil, nicht weil *man* es so tut sondern weil *wir* das als eine heilige Verpflichtung auf unsere Fahnen geschrieben haben.

Leontes: Damit ist mir jetzt das Spektrum Ihres Forschungsbereichs wesentlich plastischer geworden, aber auch die Probleme, die Sie sich auf diesem Felde einhandeln werden, wesentlich handgreiflicher. Ich habe zum Beispiel Schwierigkeiten, mir einen plausiblen Fall zu denken, wo sämtliche der von Ihnen aufgezählten Merkmale miteinander konvergieren. Nehmen wir Nummer vier: Gesamtorientierung. Das ist doch ein typisches Moment totalitärer Staaten. Aber schwindet nicht mit dem Aufwand an Gleichschaltung und Durchsetzung die innere Überzeugungskraft des Systems? Wird damit nicht indirekt der Dissens und die innere Emigration befördert? Oder nehmen wir Punkt eins: die Affirmation einer absoluten Gewißheit. Enthüllt sich da nicht sehr bald die äußerst begrenzte Reichweite dieses Prinzips, das eben höchstens Gruppen, Bewegungen, Gemeinden, Sekten zusammenschweißen vermag, aber niemals Nationen und Staaten. Machen Sie nicht den Fehler, Kanon und Ideologie gleichzusetzen?

Criton: Genau das meine ich auch. Wenn Sie wirklich mit dem Aufwand einer neuen Terminologie auf neue soziokulturelle Gesetzmäßigkeiten aufmerksam machen wollen, dann müssen Sie präziser herausarbeiten, was Ihre Kanon Theorie von dem altbekannten Theorem unterscheidet, das einen Nexus zwischen herrschender Meinung und der Meinung der Herrschenden unterstellt. Wir kennen doch längst die schichtenstabilisierende Funktion von Überlieferung und das Wahrheitsmonopol als Legitimationsgrundlage.

Leontes: Ich habe noch ein grundsätzliches Problem mit Ihrem Kanon. Das auffällige Moment, gewissermaßen das Skandalon, ist doch wohl die Option für Invarianz. Sie sprechen sogar von »kontrafaktischem Festhalten«. Kann man dieses Phänomen, das in der Tat auffällig ist und zu Erklärungen zumal in unserer liberalen Zeit herausfordert, ich frage: kann man dies nicht auch unter ganz anderen Zeichen deuten als unter denen der Heilsgewißheit? Könnte es sich nicht um ein pathologisches Phänomen handeln, um eine Sklerose oder um eine wahnhaftige Verdinglichung kulturellen Sinns? Ich will sagen: was Sie als eine besondere Überlieferungsstrategie isolieren, ist das nicht eher ein Verfallszustand von Tradition? Max Weber wußte um diese kulturelle Depravationslogik, als er zeigte, wie Charisma in bürokratischen Ordnungen versteinert, wie Sinnimpulse zu stahl-

harten Gehäusen werden. Ist es wirklich sinnvoll, derartige Prozesse jetzt intentional und teleologisch unter dem Begriff Kanon aufzuwerten?

Neander: Was wir wohl noch nicht klar genug herausgearbeitet haben, ist das Doppelgesicht des Kanons, das diesen Begriff einerseits bis zur Paradoxie spreizt, ihm aber andererseits seine Elastizität und Überlebensfähigkeit sichert. Wir meinen das Spannungsverhältnis von Werken und Werten, von Formen und Normen. Kanon kann sowohl einen geheiligten Bestand als auch das diesen Bestand heiligende Prinzip bedeuten: Ausformulierung von Sinn sowie sinngebende Maßstäbe und Wertorientierungen; konkrete Verkörperung und abstraktes Prinzip. Zwischen diesen Polen des Expliziten und des Impliziten entwickelt sich die spezifische Kanon-Dynamik. Hermeneutik bedeutet ja nichts anderes als die Kunst der Verflüssigung, der Freisetzung eingefrorener Richtlinien, die Übersetzung von Texten in Normen und von Normen in Leben.

Philidas: Auch ein Kanon hat also seine Verfallsformen, wenn seine orientierenden Normen opak werden, wenn er nur noch abgeschrieben und hergebetet wird. Er verkommt dann zu einer Zauberformel, einem Fetisch, und verliert seine bindende, identitätsstiftende Kraft. Mit anderen Worten, ein Kanon hört auf, vital zu sein, wenn das Spannungsverhältnis zwischen dem expliziten und dem impliziten Pol zusammenfällt, wenn er zur Tautologie gerinnt. Nützlich würde ich einen Kanon nennen, der als hermeneutisches Instrument zu menschlicher Selbstdefinition herausfordert, schädlich und gefährlich dagegen einen, der die Menschen zur bedingungslosen Verehrung anhält.

Dritte Runde

in welcher die Frage der Aktualität des Kanon im Vordergrund steht und einige Mutmaßungen über Nützlichkeit und Schädlichkeit dieses Prinzips angestellt werden.

Criton: Was mir zu schaffen macht, ist die Unbefangenheit, mit der Sie eine historische Kategorie in beliebige Zeit- und Kulturkontexte transplantieren. Sie haben für mich plausibel gemacht, daß es einen historischen Anfang des Kanon-Phänomens gibt. Was Sie aber offenbar nicht einsehen wollen, ist, daß es auch ein historisches Ende hat. Es ist doch einfach nicht daran zu rütteln, daß seit der Renaissance und der Neuzeit die Kanon-Residuen zumindest der abendländischen Kultur endgültig ausgehöhlt sind. Wo wird denn heute noch die Sprache der Gewißheit gesprochen? In der Politik vielleicht oder in der Werbung. Ich bin überzeugt, daß jeder moderne Kanon-Fall nichts weiter ist als ein großer Bluff!

Philidas: Vielleicht sollten wir das Problem des Kanons in zwei Fragen auflösen: *kann* es noch einen Kanon geben, und, wenn ja, *soll* es noch einen Kanon geben? Criton ist überzeugt von der Irreversibilität des historischen Prozesses, davon, daß sich die Uhr des Bewußtseins nicht zurückdrehen läßt. Dies ist gewiß eine grundgediegene Überzeugung, über die man sich nicht so leicht wird hinwegsetzen können. Aber wie es eine Einsicht in die Dialektik der Aufklärung gibt, die unser Bild von der Geschichte im Sinne eines einsinnigen, stetigen und berechenbaren Fortschritts gestört hat, gibt es vielleicht auch eine entsprechende Dialektik des Liberalismus. Was ich meine ist dies: je konsequenter die Rationalisierung, Pragmatisierung des Lebens, desto heftiger die Konterschläge emphatischer Wertbindung und Gemeinschaftsbildung. Die Ausdifferenzierung und Autonomisierung kultureller Wertsphären wie Kunst, Recht, Wirtschaft, Wissenschaft, Religion, Politik führt zu einer Fragmentierung und Atrophierung gesamt-kulturellen Sinns. Offenbar kann der Verlust an Gemein-Sinn nicht ungestraft für den Gewinn an zweckrationaler Effizienz hingenommen werden. Das Jahr 1900 war ein Höhepunkt dieser Entwicklung. In diesem Klima wuchsen neue Religionen wie der Monismus und die Anthroposophie und Bewegungen wie Jugendstil und Georgekreis. Sind wir heute nicht vielleicht in einer ähnlichen Situation?

Criton: Schön. Beziehungsweise: gar nicht schön! Denn wenn wir dies als späte Ausläufer des Kanons mit in Rechnung stellen, was bleibt denn dann noch übrig von Ihrem Projekt - eine Bestandsaufnahme der düsteren Winkel und staubigen Nischen unserer Zivilisation, ein Bulletin all jener Bewegungen, die ein realitätsgerechtes Leben auf der Höhe ihrer Zeit verweigern, die ihre Anpassungsunfähigkeit durch Flucht in Wahnideen betäuben! Was unter den Bedingungen der Moderne vom Kanon übrig bleibt, ist offenbar nichts als die Negation der Moderne, angefangen bei den Randgruppen, die auf die Kuhstallwärme der Gemeinschaft schwören, bis hin zum totalitären Diktat einer Staatsideologie.

Leontes: Was verstehen wir eigentlich unter den Bedingungen der Moderne? Offenbar doch die Mündigkeit und Entscheidungsfähigkeit des Individuums. Wenn denn das Kanon-Konzept heute noch irgendetwas hergeben soll und nicht bloß ein düsterer Schatten unserer Zivilisation ist, dann wäre zu fordern, daß die Beziehung zwischen Kanon und Individuum präzisiert wird.

Neander: Ich glaube schon, daß es eine solche Beziehung gibt. Von seinen historischen Anfängen her hat das Prinzip Kanon etwas mit der Individualisierung von Kollektiven zu tun. Von der Gefahr schematischer Gleichmacherei und von der Bevormundung durch einen heteronomen Kanon befreit man sich, indem man sich an eigene Gesetze bindet und sich die Verfassung eines autonomen Kanons gibt. Kanonisierung als eine Strategie

abgrenzender Identitätsstabilisierung ist wohl auf allen Ebenen bis hin zum Individuum möglich.

Philidas: Es gibt aber auch noch eine andere mögliche Beziehung, und die betrifft die Kollektivierung des Individuums. In archaischen Gesellschaften kann man nicht von Individuen in unserem Sinne sprechen. Kanon dagegen setzt diese Bewußtseinsschwelle voraus, um sie eigens wieder zurückzunehmen. Er fordert die Konversion, man könnte auch sagen, das individuelle Opfer der Individualität.

Criton: Wenn ich »Opfer« höre, sträubt sich mir alles. Ich nehme an, damit wäre die Frage nach der Wünschbarkeit des Kanons beantwortet!

Neander: Wer für das Prinzip Kanon plädieren will, wird dafür halten, daß nur das Gesetz uns Freiheit geben kann. Das bedeutet, daß sich jeder Kanon messen lassen muß an der Freiheit, die er zu geben und an der Zwangslage, die er zu überwinden vermag. Odysseus ließ sich an den Mast seines Schiffes *fesseln*, um den Gesängen der Sirenen nicht zu verfallen, Moses leitete den Exodus aus dem Fronstaat Ägypten und befreite sein Volk in eine Welt der *Gesetze*.

Criton: Archaische Bilder! Können die uns heute noch wirklich etwas sagen?

Leontes: Heute wohl nicht mehr. Ist es Ihnen klar, wie spät es ist? Wir sollten das Stichwort Exodus zum Anlaß nehmen, um das Haus auf das Wohl unseres Gastgebers zu leeren!

Postscriptum

Wir haben die Form des Gesprächs gewählt, um den durch das Wissenschaftskolleg ermöglichten Chancen spontaner und stetiger Gespräche ein Denkmal zu setzen. An engagierten Kritikern hat es uns jedenfalls nicht gefehlt. Wir danken u.A. Karl W. Deutsch, Ludwig Finscher, Klaus Foppa, Benjamin Hrushovski, Wolf Lepenies, Leo Löwenthal, H.-D. Kittsteiner, Edna und Avishai Margalit, Christian Meier, Günther Patzig, Henning Ritter, Wolf Jobst Siedler, Nicolaus Sombart, Jurij Striedter und Jacob Taubes, sowie den Teilnehmern an beiden Tagungen über »Kanon und Zensur« in Bad Homburg (April 1984) und Berlin (Januar 1985).

Lawrence M. Friedman*

Legal Culture and Expectations of Justice

Der Begriff der »legal culture« (Meinungen, Einstellungen und Wertvorstellungen über Recht innerhalb einer bestimmten Bevölkerung) nimmt eine zentrale Stellung in der Rechtssoziologie ein. Die »legal culture« gilt als das Medium, durch welches die Einflüsse des sozialen Wandels das Rechtssystem durchdringen. Die »legal culture« hat sich im letzten Jahrhundert grundsätzlich gewandelt, so wie sich im allgemeinen auch die Lebensbedingungen gewandelt haben. Am Anfang des 19. Jahrhunderts war die Bevölkerung zum Beispiel physischen und wirtschaftlichen Katastrophen hilflos ausgeliefert. Parallel dazu erwartete man auch nicht viel von seiten des Rechtssystems. Die erstaunlichen Erfolge der Naturwissenschaften und der Technologie haben diese Ungewißheiten und Hilflosigkeiten des Lebens weitgehend reduziert; dadurch wurden soziale Prozesse in Gang gesetzt, die am Ende eine ganz neue »legal culture« produzierten, in der die Bevölkerung jetzt sehr hohe Erwartungen an die Gerechtigkeit von Recht und Staat im allgemeinen hegt. Die zeitgenössische Situation des Rechtssystems ist in der »legal culture« sehr tief verwurzelt; und Reformvorschläge müssen dies in Betracht ziehen, sonst werden sie unwirksam.

The subject of this essay is legal culture and its transformations. I should begin, then, by defining what I mean by legal culture. Very simply, legal culture means the ideas, opinions, values, and attitudes about law, that people carry about with them in their heads. It is possible to talk about the legal culture of Germans in general, or of Berliners, or of elderly people in Berlin, or of Gastarbeiter, or of any class, group, or community whatever.

Legal culture is, or ought to be, a central concept in the sociology of law. It helps to supply the missing middle term in the basic syllogism of that field. Social scientists who study law start from the premise, so obvious as to be banal, that outside forces - political, economic, intellectual, social - have a decisive impact on the legal system. To understand the legal system, then, scholars must understand what is going on in the world outside. One has to draw some connection, at least, between the Industrial Revolution, or the invention of the computer, or the germ theory of medicine, and the working legal system. The connections are plausible: but exactly what is the mechanism? How do we move from the invention of penicillin, or the development

*Marion Rice Kirkwood Professor of Law, Stanford University, Stanford, California, U.S.A. This essay is based on a talk given at the Wissenschaftskolleg, March 6, 1985. A fuller version appears in the *Zeitschrift für Rechtssoziologie*, 2/85.

of modern banking, to specific rules of law, or specific kinds of legal behavior?

Here is where the concept of legal culture enters in. The basic metaphor of the sociology of law treats the legal system as a kind of processing machine. It takes in raw material from outside, grinds it up into legally usable bits, and cranks out a product at the other end. The product is legal behavior: laws, decisions, acts of administrative agencies. (The metaphor of the machine is far from perfect: it makes us think of a rigid object, bolted down in place; the law machine is in fact much more changeable and plastic).

Why do people in society make the choices they make? How do they decide what to do about the law-machine? Their feelings about the machine can be crucial: what they know about it, what they expect it to do for them or to them, and so on - their attitudes and expectations with regard to the legal system. So we can reformulate the basic proposition of the social study of law in this way: social change leads to legal change, but by means of the legal culture. Social change leads to changes in the way people think about law, what they expect from it, how they react to it. Their behavior, in turn, is the immediate source of legal change; their attitudes determine how they relate to the system, the use they make of it, the way they program it, the material they feed it, and so on.

When I say »people«, or »society«, I am, of course, not thinking of the population as a whole. I make no naive assumption about some kind of mystical, general legal culture, residing in »the people« or »society« as such. There is no assumption about a general legal consciousness, still less of an inborn »sense of justice«. »People« or »society« are simply short-hand expressions, so that every time one talks about legal culture it is not necessary to repeat, over and over, that society is stratified; that people and groups differ in wealth, power, talent, and behavior; that what the legal system produces depends on what is put into it in the first place. It responds, in short, to pressure, to the hand on the switch. Some people *can* exert more pressure than others, some *do* exert more than others. Some people matter a lot, some only a little. This is, alas, true of every society. It is, of course, a different group or a different constellation of interests in every period and in every society. What beggars think about the legal system, and how they behave toward it, no doubt matters far less in most modern countries than what lawyers, big businessmen, doctors, or politicians think and do. This goes without saying.

It requires no great leap of imagination to guess that legal culture must have fundamentally altered in the last century or so in the Western countries. After all, fundamental changes have taken place in society itself. But the exact form of the changes, and the reasons for the changes in legal culture, are not always obvious.

Recently, the German press has reported on problems of the Bundesverfassungsgericht, the German constitutional court. The number of constitutional complaints is rising rapidly. The judges see no solution to the problem of overload, except to limit their own jurisdiction.

Why are there more and more complaints before the constitutional court? The situation in the constitutional court reflects, objectively speaking, something afoot in German legal culture. More people are conscious of legal »rights«; more are willing to take steps to translate their attitudes into legal behavior. The underlying phenomenon is not a change in law as such, though of course it leads to legal change. The reality underneath is in the realm of legal culture. What is this feeling that is at work here? And where did it come from?

I will try to answer that question, though largely in terms of American society; the general themes apply, I believe, to other nations of the West as well. To begin with, let us picture life in, say, 1820, somewhere in the United States - perhaps on a small farm in Massachusetts. One striking aspect of reality would be one's sheer helplessness in the face of disaster. There were no cures or even treatments for most of the dreaded sicknesses that periodically swept through the population. Even in this healthy and prosperous country, women died by thousands in childbirth. Parents had to make their peace, somehow, with the death of small children. Grown men, too, died quickly and suddenly of infections and other diseases. People lived out their lives in the shadow of unexpected death.

There was uncertainty, too, in the realm of the economy. Here too people lived in the shadow of catastrophe - even in the richest of countries. Most people lived and worked on farms. They were typically in debt, and they depended on good crops and fair weather for their living. But weather and crops sometimes failed; banks collapsed; debtors did not pay; creditors turned desperate; economic calamity was always around the corner. Factories began to dot the countryside in the 19th century. Their workers had no job security. There were no pensions, public or private. Life insurance was almost unknown, and fire insurance was common only among businessmen. There was only a rudimentary system of welfare. Of course, there was charity; there were churches; there were friends and relatives. And there were fat years as well as lean years - perhaps more fat than lean, overall. Still, in the early years of the industrial transformation, farmers and workers had to reckon with grave economic uncertainty, along with the other uncertainties and dangers inherent in the human condition. Human beings had to reckon with the *chance* of sudden disaster. The facts of life were reflected, necessarily, in legal culture as well. In life, there was no general expectation of justice or fairness; no general expectation that somebody, or some agency, would step forward and help out. The same was true of law.

My thesis is simply this: since the 19th century there has been a major revolution in legal culture, as well as in the legal order. The world has been transformed - to begin with, by new technology. To take one example, a real science of medicine has developed - a science which can actually cure diseases. Plague, infant mortality, death in childbirth - these are simply no longer important problems in the modern Western countries. Technology laid the basis, too, for economic transformation. Science and technology held out the hope, or the promise, that humanity could control powers and forces that had been beyond it before. This was first and foremost true of the physical world; later came promises about the social and economic world. Some were false promises; but they nonetheless inspired considerable belief. Thus a certain kind of life-uncertainty, the sense of exposure to sudden calamity, began slowly to ebb.

Slowly, too, expectations were transformed. What was impossible became possible; what was blind fate became the object of human contrivance; and the culture of expectations moved from hopes and demands for bodily security, to more complex hopes and demands that were displaced onto law or the state: hopes and demands for collective control. At the end of the process, in modern times, people have come to expect a higher level of justice - social justice, life justice.

Of course, life is still unfair, in all sorts of ways; there are still massive uncertainties - disease, accidents, economic reverse. The 19th century, for all its sins, did not have hydrogen bombs and acid rain. It had no way to kill off the whole human race. Uncertainty is still very much with us, and so is the sense and reality of cosmic injustice. But in the little orbits in which most people in Western countries live and work, there can be no doubt that technology, and its social consequences, have had an enormous impact on day-to-day life. People still suffer catastrophe. What is notably different about modern legal culture is what these victims afterwards expect. They expect to get something in return. They expect help. They expect amelioration. They expect compensation, in short. And more and more, broad segments of the population get it.

To a certain extent, the point is obvious; it is the very definition of the modern welfare state. But where did the welfare state come from? And how do we explain what might be called the private welfare state - the incredible expansion of legal liability *outside* the boundaries of tax-supported programs? Why has private law moved in the same direction as public law? The two streams of law do not necessarily run parallel. In socialist countries, no such development has taken place; rather, there is a kind of stagnation in private liability; social legislation has essentially replaced it. This is not the case in the West.

My argument, briefly put, is this: the welfare state is an effect as well as a

cause of modern legal culture. The reduction of uncertainty, as it gradually took place, led to a spiral of demands on the state; the legal system responded, and in this way more expectations were evoked. To repeat: in the beginning of the period, there was no general expectation of justice, neither from life nor from law; at the end, in present times, precisely this kind of general expectation has taken hold of the population. It colors all our attitudes, and stamps the whole legal system with its influence.

The law of personal injury - of accidents - can serve as an apt illustration. Before the machine age, the law of personal injury was rather insignificant. Personal injuries were relatively rare as grounds for lawsuits. The industrial age was, for the first time, an age of powerful, dangerous instruments; and the railroad engine was the most dangerous and destructive of all.

In the first half of the 19th century, legal doctrine on the subject of personal injury developed very rapidly. This branch of law became extremely complicated, full of bewildering technical details. The main point of it can be quickly stated, however. A web of doctrines grew up in the United States that were tilted rather sharply toward the side of the railroads (and industry in general). Victims and their families, who tried to recover compensation for injury or death, faced high and tricky legal barriers. It was hard for a passenger to collect money from a railroad company; even harder for an injured workman. Oddly enough, if the victim died, his family's chances of recovery were smaller yet.

In brief, workers or passengers hurt in accidents often collected no money at all. Few got as far as the courtroom. If their case went to a jury, there was a good chance the jury would return a favorable verdict. But even winners did not collect much money. Most American lawyers firmly believe that juries are, and have always been, exceedingly generous with other people's money. In fact, this does not seem to be true.

Why was the law, in theory and practice, so callous? There is an obvious *economic* explanation. In the United States, the policy of encouraging enterprise was genuinely popular. If encouraging railroads required freeing the companies from the burden of lawsuits, then so be it. On a number of accounts, it is not surprising that the law in a capitalist state should show little sympathy for victims of accidents.

But the general economic argument leaves some questions unanswered. One might expect, for example, less harshness and cruelty in American law than in English or continental law. America was, after all, a more egalitarian society. And the behavior of juries is something of a puzzle. The men who sat on juries were not rich capitalists. They were drawn, by and large, from the lower middle class; they were carpenters, farmers, smallholders. Why were *they* so callous at times? Why did they harden their hearts against widows and orphans?

At least part of the answer lies in the legal culture. There was no general expectation of justice. Men, women, and children got sick and died; they suffered accidents; calamities were a normal concomitant of life. And there was never (or hardly ever) a *deus ex machina*. In other words, only the *exceptional* case got, or even deserved, some kind of compensation. There was, I suggest, an unconscious attitude, which conditions of life itself helped create; and when this attitude joined forces with general attitudes toward economic growth, the result was a powerful culture of non-liability - a folk-theory of justice, a folk-conception of justice, that was restrictive and limited. It was a society where only the few collected compensation; the many were left where blind fate and the Gods had put them.

Over the years, the old structure of accident law has been changed, root and branch. Very little is left of the tough body of law that flourished a century ago. Key changes took place *outside* the law - economic changes, social changes (including the growth of insurance), technological changes. Nineteenth-century cases were harsh and unyielding, because that was the texture of life itself. The courts, and everybody else, including members of juries, lived in a world of calamity. They fully expected someone to suffer when an accident happened. Either the loss would fall on the workman and his family, or on the company. Either way, the result was calamity. Better to spare the company - better, that is, for society as a whole.

Expectations today, rightly or wrongly, have a wholly different flavor. Victims believe in, and expect, compensation. Somehow society must take responsibility; in any event risks have been foreseen and the consequences spread, through private or social insurance. Reduction of uncertainty in one area of life leads people to expect less uncertainty in other areas; this leads, in the end, to a culture of *high* expectations; which in turn transforms the body and soul of the law. A subtle form of mutual influence turned the law of personal injury upside-down. Insurance, and the new rules of tort law, made recovery much more likely. As a result, people came to *expect* compensation; they felt they had a right to some form of money payment. The source of the compensation became almost irrelevant; it might come from an insurance company, or from the tortfeasor, or from the government. It hardly mattered. The crucial point was, that somebody would pay.

And the mentality spread. In the 19th century, it was almost unheard of for a patient to sue a doctor. There was no *theoretical* reason why a doctor should not pay for his mistakes; but there were practically speaking no cases. All this has dramatically changed: in the United States at least, lawsuits against doctors, nurses, hospitals are an everyday affair - and, for that matter, lawsuits against lawyers, accountants, even teachers and preachers.

So far, I have been mostly talking about the right to collect money in what European legal scholars like to call »private law«. The term is avoided in the

common law countries; and, in any event, what continental scholars label private and public law are in fact hopelessly intertwined in every country. A person who is hurt in an accident may, to be sure, have the right to sue somebody; but in the welfare state, the victim or his family will almost certainly have additional rights, which the government provides or guarantees. The government or insurance will take care of medical costs; or some other form of compensation will become available. Obviously, there are tremendous differences from country to country, but the basic commitments are surprisingly similar.

The welfare state is essentially a product of the last hundred years. The state in the nineteenth century was small, and it was cheap. Hobbes described the state as a *Leviathan*; but the 19th century state, to us at least, looks more like a minnow than a whale. What kept the state from getting larger, from doing more and more, as its potential wealth and power grew? One obvious factor was ideology: the cult of *laissezfaire*. For the rich and the powerful, this theory had obvious advantages. It glorified the free market, and it kept the government from meddling in the affairs of commerce and trade.

But the United States is an interesting case here too. From the early 19th century on, in most Northern states, all adult men had the right to vote; most families owned at least a small piece of land, and the lines between classes were never as sharply drawn as they were in the old country. There was no king, no nobility, no established church. And, at first, there were not many genuine capitalists of the late 19th century sort. Landless factory labor was not a significant political force until the last half of the nineteenth century. In the first half of the century, power was greatly decentralized; and a good deal of this power was in the hands of small farmers and minor merchants.

What controlled the level of demands on government? Why did farmers and workers not ask for more from the state? I would suggest that legal culture played a part: not ideology; not ideas about what the state should and should not do, but about what it *could* do - about its ability to control events and circumstances.

The argument is this: people had a high expectation of uncertainty, and a low expectation of justice in private affairs, and from life in general. They transferred their expectations to government as well. They believed, of course, in the just society; and they put pressure on the government, to provide this just society. But people defined a just society differently in 1800, or 1850, from the way they define it today. The voting public expected from the state a certain amount of physical protection; people wanted the state to deliver the mail; they expected it to help finance roads, canals, and railroads; they expected an honest system of courts; and not much else. They did not

think other things were *possible*. And they got what they asked for, more or less.

But the 19th century was in the middle of a revolutionary process. Science and technology were tearing down the old world and putting up a new one. There was a tremendous increase in power to control the forces of nature. Scientific knowledge, technical knowledge, is power; but it is power of a particular kind: it is collective power. Science and technology mean that society - through the state - can do more, can exert more control, than without this knowledge. Nobody asked the government in 1800 to do much about disease. There was nothing much it *could* do. But the germ theory, and the rise of modern medicine, changed the situation drastically. When nobody knew how to cure measles or polio; when penicillin and insulin had not yet been discovered, when there were no liver transplants and dialysis machines, there was of course no demand on the state to pay for drugs, medicine, doctors, vaccinations, operations, at least for people who could not pay for these themselves.

Technology does not create social demand in itself; it lays the foundation. The process may go roughly like this: science (let us say) discovers a way to cure or control some disease. The victims now, for the first time, have hope, but also for the first time there are conditions that give rise to a social demand. Destiny is no longer controlled by blind fate, or by the Gods. Destiny is in a doctor's hands, or in a bottle of medicine. If the patient dies, it is not the Gods who sentenced him to death, but rather a concrete form of earthly injustice: some institutional failure. And *who* can guarantee that the bottle of medicine, which is now defined as the precondition of justice, will be actually delivered? Society is more and more complex; people are dependent on strangers, the unseen hands that mass-produce food and clothing; the unknown people who drive busses and trains, or who build bridges and elevators; the distant companies who make medicine and sell it. Private arrangements and markets cannot guarantee safety and efficiency; they cannot guarantee delivery of the products of modern technology, in proper form. Only through the generalized third-party, the state - or in other words, the law - is there leverage or power, to make the machinery move. At least, this is the popular conception.

As time goes on, old uncertainties and impossibilities tend to wither away. Infectious disease is more or less tamed. Social inventions guarantee an economic minimum. The articulate public - which grows larger and larger in Western countries - demands ever more public action. A cycle begins. The state grows in size, and takes on new tasks. Thus the public comes to expect still more from the state. At each stage, justice gets redefined, becomes a broader and more general concept. It is applied to areas of life where it never penetrated before. In the middle ages, when the Black Death

swept over Europe, people flocked to the churches to pray. They expected nothing from their princes, kings, and dukes; the princes, kings, and dukes had nothing to give them. The same was true in the face of earthquakes, floods, and fires. Today, all events and situations, even so-called »acts of God«, involve, as cause or consequence, arrangements of law, for better or for worse. Law cannot prevent an earthquake, of course; but it can lay down rules about the construction of schoolhouses and public buildings; it can require cities to draw up emergency plans. Government is also responsible for disaster relief, for medical care of victims, and so on. A public disaster calls forth a public response. The same is true of a private disaster in this modern age. An American obstetrician, disgusted with malpractice cases, put it this way: in the past, if a baby was born imperfect, it was »an act of God. Today, there are no more acts of God. They expect you should have been able to do something.« (*Intl Herald Tribune*, Feb. 13, 1985, p. 3).

In short, there is a new climate of opinion, a deep culture, that generates new legal principles out of social norms. In modern societies, and in their legal systems, there is, for example, an implicit social principle or norm that goes something like this: no calamity shall be so great, so overwhelming, that it utterly and irrevocably ruins a person's life. Of course such calamities do occur; but there must also be at least some kind of compensation or provision for the victims. There are exceptions to this social principle - for example, for people who are monstrously evil, mass-murderers, or the like. But even the criminal justice system shies away from ruining a person's life irrevocably; it is full of second chances. Leniency for first offenders is written into the criminal law. The criminal record of a juvenile delinquent is sealed and wiped out when he reaches 18. Indeed, the legal system as a whole is a system of second chances - the law of bankruptcy, for example.

I have used the phrase, »general expectation of justice.« It contains the difficult and complex term »justice«. Philosophers have argued over its meaning since antiquity. In all Western languages, »justice« has many meanings, and is drenched with ambiguities. Legal culture reflects these ambiguities. The popular mind mixes together a number of phenomena, subsuming them under the folk concept of justice. The phrase, »general expectation of justice« refers to »justice« in the popular sense - broad, ambiguous, complicated. A fair trial is justice; but justice is also getting a fair wage, or getting a pension check on time. It is also justice to be able to live in peace, to develop and carry on one's life, without economic or social disaster, without discrimination or oppression, and without calamity, without earthquakes, fire and flood, without plague, without criminal attack. The opposite of all of this is injustice - human, legal, cosmic, or bureaucratic injustice.

In modern legal culture, all forms of justice are jumbled together in

people's minds, and the lines between them become vague and indistinct. This is why the modern American - and, more and more, the modern German or Englishman, I believe - feels that all forms of injustice should give rise to legal claims, or legal intervention, in court or otherwise. The boundaries between what is appropriate to law, and what is not, blur to the point where they vanish altogether, at least in the popular mind.

This does not mean, of course, that there is no separate legal domain, a little world in which legal technicality is king. Obviously law and legalism exist; and in growing amounts. The job of translating and transforming the stuff of life - and popular notions of justice - into legal terms is a difficult one, as always. Nor does the general expectation of justice necessarily produce a »litigation explosion«, or a »flood of norms«, or the like. The point made here is not a point about *quantities* of law. That is a separate, and difficult, subject.

I have tried to sketch out, in the briefest possible form, an argument about changing legal culture. I tried to show the development of what I called the general expectation of justice. The story was told in a descriptive, not a normative way. Whether the changes go too far, or not far enough, I did not say. There is controversy about every aspect of modern justice. Justice in its various forms can be expensive. It is a luxury good. This has become fairly obvious with regard to some of the arrangements in the welfare state. Programs of social benefit cost money, and lots of it. There is debate about whether society, in the current economic age, can afford to pay the price.

There are other costs as well. It follows logically from the modern conception of justice, in Western countries, that there must always be a way to cut down authority to size. The professor can no longer be an absolute dictator, within his domain. Nor can the legislator, the bureaucrat, the prison warden, the Army colonel. The state provides more than welfare; citizens, more and more, have the right to protest against actions of government, through regular procedures. There is at least *some* sort of recourse, some means of protest and argument, with respect to any action taken by government which affects the subject's life, liberty, property, health, or even his pure sense of right. One result is the incredible growth of constitutional law. This is most striking, of course, in the United States; but, as we saw, something similar is happening in Germany as well. Most litigants lose; but a few of them win; each winner upsets some plan, law, order, or arrangement fostered or devised by the state. Perhaps some regulation is swept aside; or a new highway does not get built; or an airport plan goes back on the shelf; or the state is forced to take action on toxic waste; or raise or lower welfare benefits; or loosen or eliminate security measures. Government must, in our times, reckon with the chance of legal challenge, in any controversial

instance. This is a new situation; and it is costly, in terms of delay, in terms of obstruction. I think it is worth the price, overall. Not everyone agrees.

How does the general expectation of justice affect order and discipline in society? To put it another way, does the new legal culture contribute to social unrest? New expectations certainly encourage the use of law. People expect justice from courts, and from government; they do not, of course, always get justice, at least not as they define it. There are plenty of losers. But in some obscure way, most losers seem to accept their legal outcomes. With significant exceptions, there are few signs of overt revolt, in modern Western states.

What *does* seem clear is that people expect a kind of loser's justice. They expect not to be punished for trying. In most countries, past or present, a person foolish enough to protest against injustice, usually suffered a second catastrophe. This was most obviously true of political losers. Rebels and protesters who lost their cause also lost their lives. Nowadays, it is not fatal to lose an election; you keep your profession, your social status, your family; best of all, you keep your life. If you sue your landlord for failing to give heat, and lose, you expect to keep the apartment. In most times, and places, and systems, this could not be taken for granted. The price of asserting or claiming rights was high - sometimes prohibitive.

Loser's justice encourages, of course, a kind of claims-consciousness, a kind of feistiness, a kind of individualism. Most people, after all, are not heroes by nature. They like peace and security. The modern protestor - and here I mean not only people who riot in the streets, but also people who sue their bosses, or criticize their governments, or try to change institutions - are unconsciously responding to, and reflecting, modern legal culture, that is, the reduction of uncertainty, and the general expectation of justice. Their actions presuppose the welfare state, the social safety net; they presuppose general justice, and also loser's justice, the right to protest, to make a certain amount of trouble, to kick against the traces.

Of course there are things one may not do, and it is easy to go too far. Social disapproval can still inflict a kind of cold, hard punishment; the state can itself be vengeful and despotic, even in the best of countries. But in relative terms, and compared to the past, the protestor, the claimant, the rebel, all face far less danger. This may even be true at the level of social disapproval. Society is so big, so pluralistic, that nonconformists can find some niche, some subgroup, some normative home, more easily than in the past. The modern legal system, then, acts as a sort of base camp, which a mountain climber uses for refuge and safety, before and after the assault on some high and difficult peak. The general expectation of justice thus encourages a certain boldness in asserting claims, which affects at least a few people in society. Hence the (apparent) »litigiousness«, the claims-con-

sciousness, the »excessive« use of law, and of mild social protest, which observers claim to see in so many societies.

If my argument is basically right, then the causes of legal transformation lie deep; and the consequences are far-reaching. In many countries, there are complaints about a (perhaps mythical) litigation explosion. There is endless discussion about the sicknesses and problems which result from the »overuse« of law. The problems and pathologies are certainly real. But the critics fail to come to grips with the roots of modern law. They ignore legal culture, and the general expectation of justice. They see things that strike them as wrong; they suggest technical or »legal« solutions. But merely technical, or »legal«, or structural »solutions« are unlikely to have much impact. They do not address the underlying issue. They do not flow from a grasp of the underlying phenomenon. They ignore the deep structure of modern legal culture. Legal culture links the community with its working legal arrangements. It is a strong, flowing current. One can swim with it or against it, but to ignore it means failure in response or reform.

Jerzy Holzer

Der Weg ohne Ausweg. Politische Konzeptionen des polnischen Judentums 1918-1939

Historiker neigen manchmal dazu, gute Ratschläge zu geben und sich besonders im Bereich der Politik als Besserwisser zu profilieren. Es gibt jedoch Situationen, die man eher mit einer tiefen Demut und Ratlosigkeit hinnimmt. Ganz sicher gehörte dazu die jüdische Frage im osteuropäischen Raum während der Zwischenkriegszeit.

Der Volkszählung 1931 nach wurden in Polen über 2,7 Millionen Menschen registriert, die als Muttersprache Jiddish oder Hebräisch angaben, über 3,1 Millionen Bekenner des Mosaismus. Beide Werte bestimmen die numerische Stärke der jüdischen nationalen Minderheit nur ungenau, denn viele Familien hegten ein ambivalentes oder labiles Nationalgefühl. Der bekannte zionistische Politiker Maksymilian Apolinary Hartglas schrieb in seinen Memoiren: »Persönlich stand ich an der Scheidelinie von zwei Welten, einer jüdischen und einer polnischen ... Zwei Faktoren kollidierten beinahe mein ganzes Leben. Die polnische Erziehung und Kindheit, die Verbindung mit dem polnischen Volk, mit seiner Kultur und seinem Boden. Und eine spontan hervorgerufene Liebe zu meinem gequälten jüdischen Volk, zu seinem Leiden und zu seiner Wiederbelebung im eigenen Vaterland. Das war die Ursache, daß ich mein ganzes Leben lang an einem Doppel-Ich-Komplex litt, denn es gab keine Kraft, die diese zwei unterschiedlichen Gefühle in eins verschmelzen konnte. Als Jude konnte ich nicht das Unrecht, das mein Volk in Polen erlitten hatte (ich persönlich erlitt es nicht) vergessen machen, aber als assimilierter Pole ... mußte ich Vorurteile gegenüber Juden teilen, die sogar beste Polen hegten. So eine seelische Entzweiung, die mich mein ganzes Leben lang plagte, betrübte meine angenehmsten Augenblicke.«'

Bleiben wir jedoch bei der Schätzung, daß es damals in Polen ungefähr 3 Millionen Juden mit einem eigenen Nationalgefühl gegeben hat, am Anfang mehrere Hunderttausend weniger, am Ende - mehrere Hunderttausend mehr, etwas weniger als 10 % der Bevölkerung im polnischen Staat. Die Zahl und die Kraft einer Eigentümlichkeit, die teilweise innerhalb der jüdischen Minderheit aus ihr selbst existierte, teilweise ihr aufgezwungen wurde, bildeten die Grundlage eines eigenständigen politischen Lebens,

das desto mehr notwendig war, weil beinahe jede polnische politische Bewegung ihren nationalpolnischen Charakter und nicht selten auch ihre christliche oder katholische Verpflichtung betonte. Lassen wir hier beiseite die eher gesamt europäische Erscheinung einer aufsteigenden antisemitischen Welle in der Zwischenkriegszeit. Sicher war die jüdische Frage in Polen, wo sich Juden in Städten und Kleinstädten konzentrierten und einen hohen Anteil am Bürgertum und an der Intelligenz aufwiesen, sehr kompliziert. Konflikte mit der polnischen Bevölkerung, mit ihrem Streben nach einer bevorzugten Stellung im sozialwirtschaftlichen Leben, entsprechend ihrem politischen Primat, waren nicht zu vermeiden. Die Zwischenkriegsperiode brachte sogar eine Verschärfung der Konflikte wegen der strukturellen Krise. Eine dramatische Prägung erhielt der Konkurrenzkampf durch die Verarmung des Kleinbürgertums, die Überproduktion bei der Intelligenz, die Arbeitslosigkeit bei der Arbeiterschaft.

Im jüdischen politischen Leben gab es drei fundamentale Tendenzen, die sich jedoch manchmal in dem Versuch einer Teilsynthese artikulierten. Zwei von ihnen standen unter dem Zeichen einer zielbedingten Zukunftsutopie, die dritte stützte sich auf die existierende Realität. Die erste, die zionistische Tendenz, wollte die jüdische Frage über die Gründung des jüdischen nationalen Domizils und gegebenenfalls auch eines jüdischen Staates in Palästina und über die jüdische Massenemigration aus den Diasporaländern lösen. Die zweite Tendenz wollte die Lösung der jüdischen Frage mit einer grundlegenden sozialistischen Umwälzung verbinden. Die dritte Tendenz verneinte die Möglichkeit, die jüdische Frage in ihrer Gesamtheit lösen zu können, versuchte aber pragmatisch, im Rahmen der bestehenden Bedingungen, einen Weg einzuschlagen, um die Juden gegen eine Verschlechterung ihrer materiellen und kulturellen Lage zu schützen.

Der ideologische Einfluß des Zionismus war bei den polnischen Juden schon am Ende des 19. Jahrhunderts bemerkbar. Der Zionismus hatte anfänglich eine eher unkonfessionelle Form, wenn auch die Konfession als Grundlage der jüdischen Kultur betrachtet wurde. Der Traum von der Rückkehr in das Gelobte Land war vom religiösen Standpunkt aus kontrovers, und die jüdischen Orthodoxen lehnten den Zionismus, der die messianistischen Aufgaben mit menschlichen Kräften bewältigen wollte, ab. Jedoch schon in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelte sich eine Richtung des Misrachismus, die die mosaistische Orthodoxie mit dem Zionismus auszusöhnen wünschte.

Der Zionismus mußte auch bald seine Beziehungen zu den Sozialisten klären. Die Versuche, die zionistischen und die sozialistischen Tendenzen auszusöhnen, waren beim polnischen Judentum ziemlich stark, und schon während der Revolution 1905 entstand in Russisch-Polen die Jidyse Socjalistycz-Demokratyzse Arbeter Partaj Poale Syjon. Dagegen konstituierte sich

die Hauptrichtung des Zionismus in Polen erst 1916, als sich Histadrut und Misrachi organisatorisch profilierten. Schließlich entstand 1920 die polnische Organisation der Hitachdut, eines gemäßigten Flügels der zionistischen Sozialisten.

Der Sozialismus fand viel früher als der Zionismus Widerhall bei den polnischen Juden, obwohl anfänglich eher Assimilierte oder zur Assimilierung geneigte Juden Sozialisten wurden. Am Ende des 19. Jahrhunderts erzielte aber der Sozialismus auch eine breite Popularität in der jüdischen Arbeiterschaft. Die begrenzten Kontakte der polnischen sozialistischen Parteien mit dem unassimilierten Judentum und ihr mangelndes Verständnis für die Spezifik der jüdischen Frage stimulierten die separate Tätigkeit der jüdischen Sozialisten. Als Zentrum galt Wilna, eine Stadt des ethnischen Grenzlandes, wo die junge jüdische Intelligenz nur teilweise einer polnischen oder russischen Assimilierung unterlag. Schließlich entstand 1897 Allgemeiner Jidyszer Arbeiter Bund fun Rusland und Pojlen. Der Bund lehnte alle Palästina-Pläne grundsätzlich ab und verpönte die Massenemigration als ein schädliches Wahnbild. Anders jedoch als polnische und russische Sozialisten oder unter ihrem Einfluß jüdische sozialistische Assimilatoren, verkündete der Bund die Notwendigkeit, eine separate jüdische sozialistische Aktivität organisatorisch zu entfalten und das Programm einer Lösung der jüdischen Frage auf einem anderen Weg als der Emigration oder der Assimilierung auszuarbeiten.

Als ein solches Programm wurde die nationalkulturelle Autonomie akzeptiert. Das Konzept selbst war österreichischer Herkunft, paßte aber gut für die komplizierten Probleme des osteuropäischen Judentums. Die nationalkulturelle Autonomie bildete die Rückseite einer allgemeinen sozialistischen Solidarität und einer universellen sozialistischen Umwandlung. Die Realisierung der nationalkulturellen Autonomie war programmatisch nicht unbedingt mit der sozialistischen Umwälzung verbunden, man sah aber wenig Chancen für sie im Kapitalismus. Übrigens sprach auch Poale Syjon von der nationalkulturellen Autonomie und betrachtete sie als eine Übergangslösung, solange sich die Juden nicht in Palästina versammelten.

Bis 1918 schienen pragmatische Tendenzen, die sowohl sozialistische wie zionistische Zukunftstopien ablehnten, am schwächsten vertreten zu sein. Quantitativ stimmte das nicht. Sicher waren jedoch die Pragmatiker politisch weniger aktiv. Das betraf vor allem die religiöse und konservative orthodoxe Bewegung. Sie hatte den entscheidenden Einfluß in Städteln, spielte aber auch eine bedeutende Rolle in den Großstädten, besonders bei der älteren und mittleren Generation. Die Orthodoxen interessierten sich am stärksten für die Problematik der konfessionellen Freiheit und des Unterrichts, wollten auch ökonomische Interessen der jüdischen Bevöl-

kerung verteidigen. In Polen organisierten sie sich eigentlich erst 1916, und seit 1919 agierten sie unter dem Namen Agudas Jisroel oder kurz Aguda. Sie war eher ein konfessioneller und kultureller Verein als eine politische Partei, nahm jedoch an der parlamentarischen Tätigkeit teil.

1917 wurde eine ganz andere, obwohl auch pragmatische Bewegung organisatorisch eingerichtet, die Jidyse Folks-Partaj. Die Folkisten neigten zur Verweltlichung des jüdischen Lebens, widersetzten sich den Orthodoxen. Sie standen jedoch auch den Sozialisten und Zionisten kritisch gegenüber. Ihr Programm befürwortete eine dauerhafte Anwesenheit der Juden in Polen, plädierte für ein demokratisches System und zugleich für die jüdische nationalkulturelle Autonomie.

Als die polnische Republik 1918 entstand, mußten gleich alle jüdischen politischen Gruppen zu zwei Fragen Stellung nehmen. Die erste Frage betraf die polnische Unabhängigkeit. Die zweite - eine eigene Einstellung zur bolschewistischen Revolution in Rußland, umso mehr, als alle jüdischen Organisationen in Polen (oder in Russisch-Polen) vorher eine enge Verbindung zum russischen, ukrainischen oder belorussischen Judentum hatten.

Zionisten, Orthodoxe und Folkisten nahmen eindeutig positiv zur Bildung des polnischen Staates Stellung und betonten ihre Loyalität. Sie wollten jedoch am polnischen politischen Leben nicht aktiv teilnehmen, sondern konzentrierten sich auf die Vertretung oder Verteidigung der jüdischen Interessen. Auf dieser Grundlage kam es ziemlich schnell zu einem Konflikt mit den polnischen Nationalisten. Die Nationaldemokraten versuchten, die Rechte der nationalen Minderheiten zu begrenzen und ihre sozialwirtschaftliche Rolle zu mindern. Dagegen verständigten sich die nationalen Minderheiten und bildeten vor der parlamentarischen Wahl 1922 den Block der Nationalen Minderheiten. Die Wahl und die spätere Zusammenarbeit mit den Deutschen, Ukrainern und Belorussen im Parlament war jüdischerseits eher taktisch bedingt, aber drängte die jüdischen Gruppierungen in eine radikale Opposition. Ihre Verbündeten waren dem polnischen Staat meistens abgeneigt.

Diese Entwicklung ging sicher viel weiter, als es die jüdischen zionistischen, orthodoxen und folkischen Gruppierungen wollten. Besonders die Aguda und die Misrachi suchten nach einem Kompromiß mit den polnischen Behörden. Mehr geteilt war die Stimmung im Histadrut. Eine Fraktion interessierte sich eher für politische Aktivitäten in Polen und betrachtete das Bündnis mit anderen nationalen Minderheiten als den einzigen Weg, um die jüdischen Interessen zu verteidigen. Die andere Fraktion versuchte vor allem, die Propaganda für die Palästina-Emigration zu entfalten und Kader für die Emigration vorzubereiten.

Alle Kontroversen der Zionisten hatten jedoch nur taktischen Charakter.

Ebenso wie die Orthodoxen und die Folkisten stellte keine zionistische Fraktion die polnische Unabhängigkeit in Frage. Und doch warf das taktische Bündnis mit den Gegnern des polnischen Staates, den Vertretern anderer Minderheiten, einen Schatten auf die polnisch-jüdischen Beziehungen. Sicher war nur, daß die Orthodoxen, Folkisten und Zionisten die bolschewistische Erfahrung in Rußland und ihren Einfluß auf Polen entschieden ablehnten.

Die Positionen der jüdischen Sozialisten waren anders. Poale Syjon und Bund verheimlichten ihre Euphorie über die russische Revolution nicht. Anfänglich benahmen sich die polnischen sozialistischen Parteien ähnlich. Mit der Zeit wurde die Stimmung bei den jüdischen Sozialisten unterschiedlich. Ein bedeutender Teil war vom Kommunismus weiterhin fasziniert. Dabei spielte die Überzeugung eine große Rolle, daß der Kommunismus alle Formen nationaler Diskriminierung der Juden abgeschafft hatte. Kritisch gegenüber Rußland verhielten sich eher führende Politiker als breite Kreise der sozialistischen Mitglieder und Sympathisanten. Viele kleine oder größere Gruppen spalteten sich, um in die Kommunistische Partei einzutreten. Der Einfluß des Kommunismus auf die jüdische Bevölkerung war jedoch stärker, als das die Spaltungen zeigten. Viele Leute, die bisher unpolitisch waren, engagierten sich kommunistisch. Das betraf besonders die Jugend, auch in den Kleinstädten, wo früher die Sozialisten kaum Einfluß gehabt hatten: Die Unterstützung für Sowjetrußland, der Wille, die bolschewistische Revolution in Polen nachzuahmen und das Sowjetsystem einzuführen, die Bereitschaft, die Ostgebiete des polnischen Staates in die Sowjetunion einverleiben zu lassen, alle diese Aktivitäten bestimmten auch die Einstellung dem polnischen Staat gegenüber. Man verurteilte ihn als bürgerlich, aber in den ersten Jahren nach 1918 lehnte man - ebenso wie die polnischen Kommunisten - selbst die Idee der polnischen Unabhängigkeit ab, die man als ein Hindernis für die Verbindung mit dem revolutionären Rußland betrachtete.

Ein verhältnismäßig hoher Anteil der Juden an der kommunistischen Bewegung in Polen, besonders an der Funktionärs- und Intellektuellenschicht, rief den Stereotyp der »Judenkommune« hervor. Sicher beeinflusste der Kommunismus die jüdische Bevölkerung stärker als die polnische, und doch verdrehte der Stereotyp die Wirklichkeit auf zweierlei Weise. Einerseits blieb die Kommunistische Partei in Polen transnational, wenn auch mit einer unterschiedlichen Beteiligung der einzelnen Nationalitäten. Andererseits blieb eine große Mehrheit der Juden in Polen dem Kommunismus gegenüber mißtrauisch und nicht selten feindlich eingestellt, sie fühlten sich mit den Orthodoxen oder den Zionisten verbunden.

Die jüdischen sozialistischen Parteien waren auch nach den Spaltungen in ihrer Einschätzung der bolschewistischen Erfahrung uneinig. Die Poale

Syjon spaltete sich sogar wieder. Ihre Linke blieb dem Traum von einem sozialistischen jüdischen Palästina treu, betonte aber auch ihre Unterstützung für die Sowjets - ohne Gegenliebe zu finden. Die Rechte war zuerst viel schwächer und versuchte, die Idee eines demokratischen, sozialistischen Zionismus zu verteidigen. Das betraf auch die Hitachdut, die wenig Aktivität zeigte. Der nach der Spaltung entkräftete Bund optierte für den demokratischen Sozialismus und die polnische Unabhängigkeit, blickte aber zugleich mit einer kritischen Sympathie auf die sowjetische Entwicklung. Allen polnischen Regierungen gegenüber waren die Sozialisten oppositionell. Als Sozialisten kritisierten sie den Mangel an sozialen Reformen, als Juden verhehlten sie ihre Unzufriedenheit über die Minderheitenpolitik nicht.

Mitte der 20er Jahre zeigten sich die Orthodoxen und die Zionisten zu einem Kompromiß mit der polnischen Regierung bereit. Andererseits wollte der Premierminister Wladyslaw Grabski die Unterstützung der jüdischen Fraktion für seine Verhandlungen um ausländische Ausleihen haben. Im Juni 1925 kam es zu einem informellen Abkommen. Die Regierung versprach, die Rechte der jüdischen Schulen zu wahren, Jiddisch und Hebräisch als Sprachen in öffentlichen Versammlungen zu erlauben, eine Reform der jüdischen konfessionellen Gemeinden zu unterstützen, um sie in eine Art jüdische Selbstverwaltung umzuwandeln. Die Jüdische Fraktion hatte schon vorher eine Erklärung abgegeben, nach der sie dauerhaft »bei einer Position der Integrität der Grenzen und Machtinteressen des polnischen Staates und der Notwendigkeit, den Staat innerlich zu konsolidieren«, stand. Die Fraktion versprach der Regierung, ihr Unterstützung zu leisten. Der Kompromiß war aber nur kurzfristig, denn die Regierung betonte seinen unverbindlichen Charakter.

Politisch hatte das wenig Bedeutung. Im Mai 1926 wurde das parlamentarische System abgeschafft. Der Staatsstreich von Pilsudski schob die polnischen Nationalisten, die eine mächtige Parlamentsfraktion hatten und vorher einen bedeutenden Einfluß auf die Minderheitenpolitik ausgeübt hatten, an die Seite. Die neue Regierungspartei einer bürgerlichen Sammlung im Dienste des Staates machte keine nationalen Unterschiede. Jüdische bürgerliche Parteien waren damit zufrieden. Die jüdischen Sozialisten dachten an die sozialistische Vergangenheit von Pilsudski bis 1914 und hofften auf eine sozialreformfreundige Politik.

Am Ende der 20er Jahre betonten die stärksten jüdischen Parteien ihren guten Willen, sich mit der polnischen Regierung zu verständigen. Das betraf vor allem die Orthodoxen, aber auch den überwiegenden Teil der Zionisten. Die programmatischen Tendenzen dieser Gruppierungen änderten sich nicht. Bemerkenswert war nur eine neue Erscheinung, die Zionistisch-Revisionistische Fraktion im Zionismus. Ihre Auslegung des

Zionismus war extrem nationalistisch. Als Hauptaufgabe betrachtete sie die Vorbereitung und Durchführung des bewaffneten Kampfes in Palästina mit dem Ziel, einen jüdischen Staat in seinen historischen Grenzen zu begründen. Das zukünftige jüdische Leben sollte sich auf konfessionelle Regeln stützen. Die zionistisch-revisionistische Interpretation führte zu einer Militarisierung der eigenen Reihen und folgerichtig zum Verzicht auf demokratische Grundsätze, die vorher für alle zionistischen Fraktionen kennzeichnend gewesen waren.

Am Ende der 20er Jahre verstärkte sich die Hitachdut, eine zweite - neben der Poale Syjon Rechte - demokratische Richtung der sozialistischen Zionisten, die jedoch klar antimarxistisch war. Die Hitachdut propagierte eine jüdische Solidarität in der Diaspora, und ihr sozialistisches Konzept betraf lediglich die Entwicklung in Palästina. Dagegen blieb die Poale Syjon Linke dem Marxismus treu. Sie war allen polnischen Regierungen gegenüber streng oppositionell, versuchte, sich den Kommunisten zu nähern, und kritisierte die anderen polnischen und jüdischen sozialistischen Parteien wegen ihres Versöhnertums und Reformismus. Doch die Kommunisten verdammt ihre zionistische Zielsetzung. Isoliert im politischen Leben, spielte sie eine immer kleinere Rolle.

Anders erging es dem Bund. Obwohl Befürworter eines demokratischen Sozialismus, neigte er zu einer radikalen Auslegung im Sinne des Austromarxismus. Auf einer oppositionellen Basis näherte er sich den polnischen Sozialisten und versuchte zugleich, Verbindungen mit den Kommunisten - wenn auch ohne Erfolg - zu knüpfen.

In den 30er Jahren spielten zwei neue Faktoren eine wichtige Rolle im jüdischen politischen Leben. Die große wirtschaftliche Krise traf alle Schichten der jüdischen Bevölkerung, wenn auch mit einer unterschiedlichen Intensität. Andererseits verbreitete sich in Polen und Europa eine aggressive antisemitische Welle, und besonders ab 1933 bestimmte sie die Situation entscheidend.

Die jüdischen Pragmatiker wurden sichtbar entkräftet. Die Orthodoxen verloren viele Anhänger, betonten aber auch immer mehr die Palästina-Frage und näherten sich den Zionisten. Die Folkisten spielten kaum noch eine Rolle. Die Voraussetzung für eine dauerhafte jüdische Existenz in Polen entweder auf der Basis einer nationalkulturellen Autonomie oder wenigstens mit einem status quo im Bereich der Bürgerrechte und Eigentumssicherheit wurde fraglich.

Bei den Zionisten verstärkten sich die Zionisten-Revisionisten. Sie spalteten sich 1931 ab und organisierten 1935 eine neue zionistische Organisation im Weltmaßstab. Andererseits verstärkten sich gewaltig die zionistisch-sozialistischen Gruppierungen. Kennzeichnend war, daß auf dem Zionistischen Weltkongreß 1937, ohne Teilnahme der Zionisten-Revisionisten, 49

Delegierte aus Polen (bei einer Gesamtzahl von 103) sozialistische Zionisten waren.

Der gemäßigte Flügel des Zionismus wurde schwächer; bekam aber auch eine gewisse Verstärkung. Die antisemitische Welle beunruhigte Kreise der assimilierten Juden. Obwohl sie in der Emigration keine Lösung für ihre persönlichen Probleme fanden, unterstützten sie manchmal die zionistischen Pläne als die einzige Lösung der jüdischen Frage. Sogar ein bekannter Historiker, Professor an der Warschauer Universität, assimilierter Jude und polnischer Unabhängigkeitskämpfer, Mitglied des Oberhauses im Parlament, Zdzislaw Zmigryder-Konopka, unterstützte 1938 öffentlich die zionistische Bewegung als Äußerung des nationalen Stolzes der Juden.

Die Zionisten-Revisionisten intensivierten ihre Tätigkeit in Palästina und vor allem ihre militärischen Aktivitäten. Diesen wurde die Tätigkeit in Polen untergeordnet. Sie behielten deswegen der polnischen Regierung gegenüber eine wohlwollende Indifferenz. Sie betrachteten die gemäßigt antisemitische Regierungspolitik der zweiten Hälfte der 30er Jahre sogar als eher günstig für ihre Emigrationspläne, notierten auch mit Wohlwollen die polnische Unterstützung für die Bildung eines unabhängigen jüdischen Staates in Palästina. Als Aufgabe in Polen blieb - außerhalb der Vorbereitung zur Emigration - lediglich die Selbstverteidigung. Sogar sie betrachtete man teilweise als eine Art Übung für den zukünftigen Kampf um Palästina.

Die zionistisch-sozialistischen Parteien überwandern im Laufe der 30er Jahre teilweise ihre Kontroversen. Die Hitachdut und die Poale Syjon Rechte, seit 1937 sogar auch die Poale Syjon Linke wirkten in einer Liga der Arbeitenden Palästinas zusammen. Die beiden ersteren Parteien radikalisierten sich, während die politische Entwicklung in der Sowjetunion nach 1935 die Poale Syjon Linke eher zurückhaltend dem Kommunismus gegenüber werden ließ. Alle sozialistisch-zionistischen Gruppierungen nahmen jedoch wenig am polnischen politischen Leben teil.

Anders verhielt es sich mit dem Bund. Er versuchte am intensivsten von allen jüdischen Gruppierungen, sich am polnischen politischen Leben zu beteiligen. Einerseits arbeitete er mit den polnischen Sozialisten zusammen, andererseits führte er Verhandlungen mit den Kommunisten und schlug die Unterzeichnung eines Einheitsfrontabkommens vor. Das gelang jedoch nicht. In der zweiten Hälfte der 30er Jahre interessierte sich der Bund wegen der Kriegsgefahr und der faschistischen Aktivitäten in Europa viel weniger für spezifische Probleme des polnischen Judentums, viel mehr für die allgemeinen Probleme der Politik. In seiner programmatischen Deklaration von 1935 stellte er sich als sozialistische Partei der jüdischen Arbeiter vor, aber zugleich als Bestandteil der sozialistischen Bewegung in Polen und in der ganzen Welt. Er glaubte an einen baldigen Untergang des

Kapitalismus. Die Bundisten betrachteten die sowjetische Politik der Repressalien und des Bürokratismus kritisch, wollten aber mit den Sowjets und mit dem internationalen Kommunismus gegen die faschistische Gefahr gemeinsam den Kampf führen.

Der Bund vermutete, daß es den Sozialisten möglich sein würde, die Staatsmacht mit Gewalt an sich zu reißen. Dazu sollten sie ihre Kampfgruppen verwenden, sich auf die Arbeiter stützen, teilweise auch enttäuschte Kleinbürger mit einbeziehen. Als Übergangsperiode sollte die Diktatur des Proletariats fungieren. Der Bund machte keine genauen Angaben über die Form der Machtausübung, obwohl er das sowjetische System nicht als obligatorisch betrachtete. Man setzte eine breit angelegte Enteignung der Großindustrie, des Handels, der Finanzen und des Verkehrs, auch der Landgüter (mit einer teilweisen Parzellierung) voraus. In Zukunft sollte die Wirtschaft gemeinsam von Vertretern des Staates, der Produzenten und der Verbraucher verwaltet werden. Die bundistische Zielsetzung war gekennzeichnet durch eine linkssozialistische Utopie, die versuchte, einen neuen Weg zwischen Kommunismus und parlamentarischer Demokratie im politischen, zwischen Kommunismus und Marktwirtschaft im wirtschaftlichen Bereich zu finden.

Die jüdische Frage wurde nur nebenbei betrachtet. Man glaubte an einen einmaligen Krach des Faschismus und Kapitalismus. Die zionistische Programmatik wurde weiterhin abgelehnt, ein Sieg des Sozialismus würde eine Gleichberechtigung der Juden in allen Bereichen und über die Planwirtschaft eine Überwindung der jüdischen Misere bedeuten. Sonst blieb die nationalkulturelle Autonomie ein Schlüssel zur Lösung der jüdischen Eigenproblematik.

Schon vorher war die Rede von der Selbstliquidierung der pragmatischen Tendenzen und von einer weitgehenden Polarisierung innerhalb des Zionismus, entweder in Richtung auf Nationalismus und Militarismus oder den sozialistischen Zionismus. Im Bund zeigte sich auch kraß eine Flucht vor der Realpolitik, eine Suche nach dem Weg über eine Gesamtlösung der menschlichen Probleme.

In jener finsternen Realität der zweiten Hälfte der 30er Jahre gab es für eine jüdische Realpolitik keinen Platz mehr in Polen, wie auch nirgendwo in der Welt. Geblieben war nur der Traum von einer neuen prächtigen Welt oder wenigstens von einer Möglichkeit, in der existierenden falschgerichteten Welt einen eigenen Staat, ein Zauberland des Israel, zu finden. Welche Chancen hätten jedoch darin 3 Millionen polnische Juden und viele Millionen Juden aus aller Welt gehabt, eine richtige Heimat zu finden und glücklich zu leben?

Der 2. Weltkrieg zog herauf und mit ihm der Völkermord, die Endlösung der jüdischen Frage. Nicht erfüllt blieb sogar die Hoffnung, die einer der

führenden Bund-Politiker Szmul Zygielbojm darstellte. In einem Brief kurz vor seinem Freitod im Londoner Exil schrieb er am 12. Mai 1943: »Es ist mein Wunsch, daß die Reste, die von Millionen polnischen Juden übrigbleiben, ihre Befreiung in einer Welt der Freiheit und der sozialistischen Gerechtigkeit zusammen mit der polnischen Bevölkerung erleben. Ich glaube daran, daß ein solches Polen entsteht und daß eine solche Welt existieren wird«.

F. W. Korff

Wie kann man Propellerlärm verringern?

Bei der Technik der Lärmreduzierung muß man darauf achten, einen möglichst turbulenzarmen Vortrieb zu bekommen, wobei Leistungseinbuße und Geräuschminderung in einem ausgewogenen Verhältnis stehen, abschaffen wird man das Geräusch nicht, denn der lautlose Propeller ist bekanntlich der stehende Propeller.

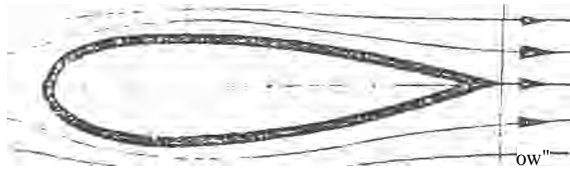
Es ist jedoch klar, daß die Strömungen, Wirbel und Turbulenzen, die aerodynamischen Vorgänge insgesamt an der Luftschaube unmittelbar, und zwar direkt proportional mit akustischen Phänomenen sich verknüpfen, so daß wir zwei verwandte Phänomene gleichzeitig haben, die wir aber jetzt hintereinander betrachten wollen, um daraus zu lernen, wie man Maßnahmen gegen Propellerlärm ergreift.

Aerodynamik

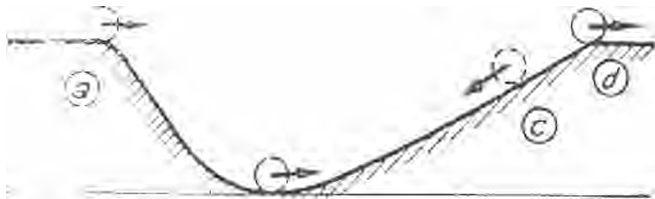
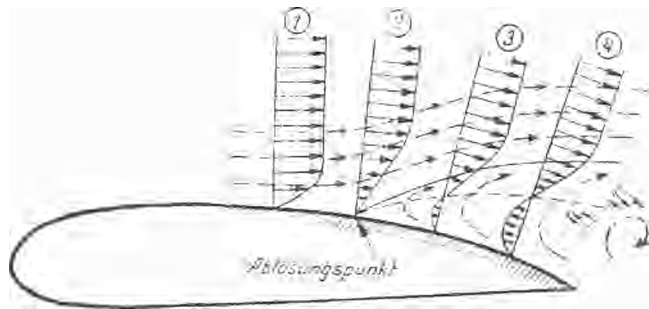
Bei der Umströmung eines gekrümmten Körpers kann man einen Bereich beschleunigter und verzögerter Geschwindigkeit unterscheiden (*Bild 1*). Verengung der Stromlinien deutet auf Beschleunigung und Druckabfall, Erweiterung auf Verzögerung und Druckanstieg. Für ein randnahe Teilchen würde also bei reibungslosen Strömungsmedien die kinetische Energie in Punkt b gerade ausreichen, um den Druckanstieg von b nach d zu überwinden. Das Teilchen wäre also in der Lage, von a nach d zu gelangen. Man kann diesen Vorgang auch mit einer Kugel veranschaulichen, die in ein Tal rollt. Wäre die Oberfläche reibungsfrei, so rollte die Kugel von a nach b und weiter von c nach d. Da aber Reibung vorausgesetzt wird, ebenso wie an dem obigen Profil, gelangt das Teilchen nur bis c und rollt dann zurück. Wir haben also in dem Bereich der hinteren Tragflächenkante mit Ablösungserscheinungen, d. h. mit Turbulenzen zu tun. Da nämlich die Reibung auch an einem Profil nicht unterbunden werden kann, so kommt das Teilchen schon bei c zum Stillstand und beginnt rückwärts abzufahren. Es tritt also in diesem Bereich eine Geschwindigkeitsumkehr, d. h. eine Rückströmung auf. Die Folge dieser Rückströmung ist die Bildung von Wirbeln und das Ablösen der Grenzschicht, wodurch ein Druckwiderstand (Wirbelwiderstand) hervorgerufen wird. Je weiter vorn der Ablösungspunkt liegt, um so breiter wird die Wirbelstraße und desto größer der Druckwiderstand. Es versteht sich, daß hinter diesem Ablösungspunkt Luftgeräusche entstehen,

Drock-- ' Druck,9,f7.51467

a 3ta

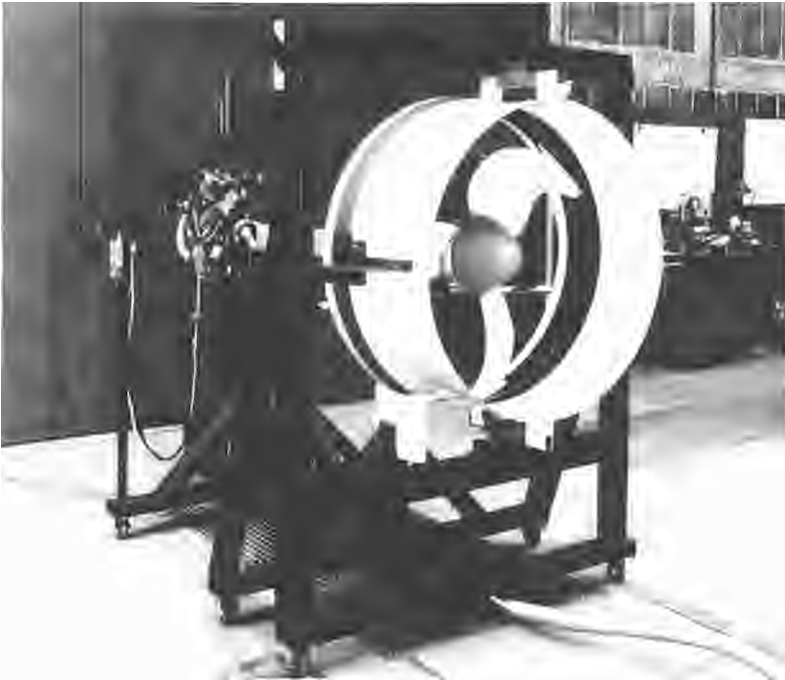


hesch/n,- kerzöge rl-



©

Bild 1



Prüfstand des Mantelstromtriebwerks

so daß wir hier eine Lärmquelle an einer Tragfläche vor uns haben. Das gleiche Phänomen ist Ihnen sicherlich bekannt, z. B. wenn man einen Wasserhahn vorsichtig öffnet, so daß der Strahl glatt und laminar fließt, dann wird man das Wasser nicht hören können. In dem Moment, in dem aus dem laminaren Strahl ein diffuser Wasserstrahl entsteht, in dem Moment ist die Strömung nicht mehr laminar, sondern turbulent und rauschend hörbar geworden. Wie das nächste Bild (*Bild 2*) zeigt, sind zwei Drittel der Oberseite einer Tragfläche von der Turbulenzgrenzschicht bedeckt. Die laminare Unterschicht geht auf der Unterseite etwa bis zur Mitte. Bei größeren Anstellwinkeln kann es zu einem Nach-Vorn-Wandern des Ablösungspunktes kommen, was man hier im Bild unter c sieht. In diesem Fall ist das $C_{a,\dots}$, also der höchstmögliche Auftriebsbeiwert eines Propellers, bereits überschritten. Die Strömung ist abgerissen, der Propeller ist in seiner Leistung wirkungslos und sehr laut geworden.

Die erste akustische Lehre, die man daraus ziehen müßte, wäre also im Fall eines Propellers Laminar-Profilen zu benutzen. Durch Verwendung von Laminar-Profilen, bei denen *die* Turbulenzbildung erst nach einer

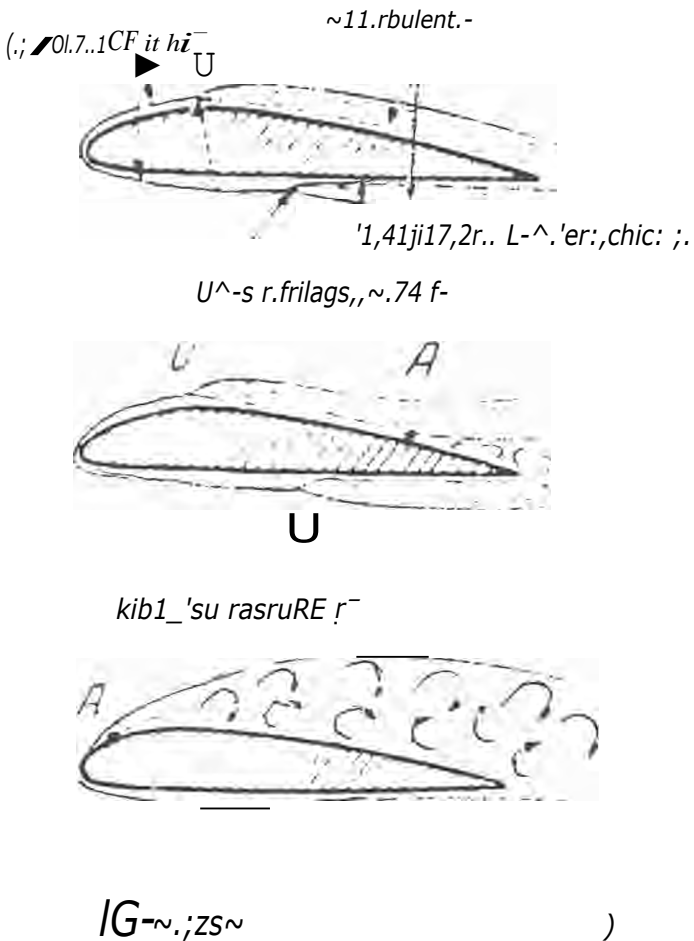


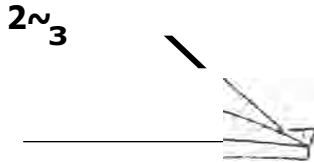
Bild 2

Länge von etwa 40 % der Blattiefe einsetzt, läßt sich der Geschwindigkeitsabfall und die Turbulenz im Nachlauf stark mindern. Allerdings sind Laminarprofile bei freifahrenden Propellern sehr empfindlich im Abreißverhalten. Sie werden allerdings in Axialverdichtern, d. h. in Gasturbinen, verwendet.

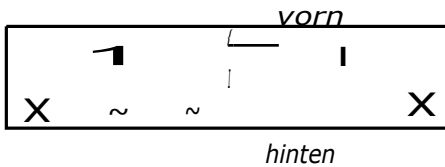
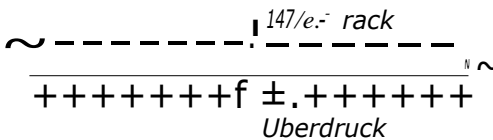
Ein Propeller ist im Grunde nichts anderes als eine rotierende Tragfläche. Bei einer Tragfläche eines Flugzeugs ist zu beobachten, daß die Oberfläche

eine andere Krümmung hat als die Unterfläche. Der Weg eines Strömungsteilchens über die Oberfläche eines Tragflügels ist daher länger als derjenige unterhalb der Tragfläche, folglich wird die Geschwindigkeit auf der Oberfläche beschleunigt und auf der Unterseite beibehalten. Es entstehen daraus Unter- und Überdrücke, wie aus *Bild 3* sichtbar. Das Verhältnis von

Bild 3



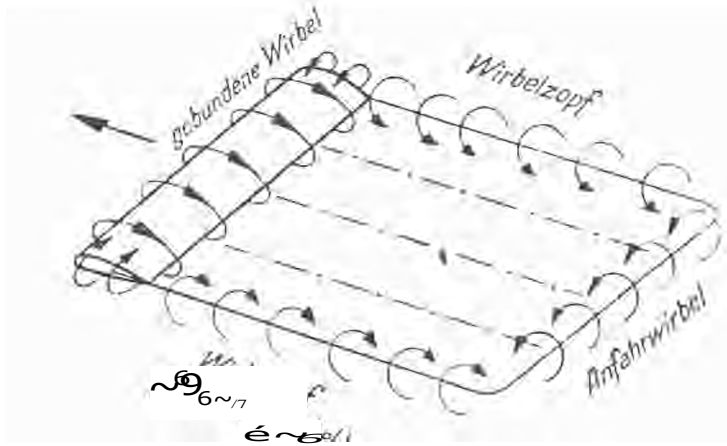
Druckverlauf um ein Tragflügelprofil



b



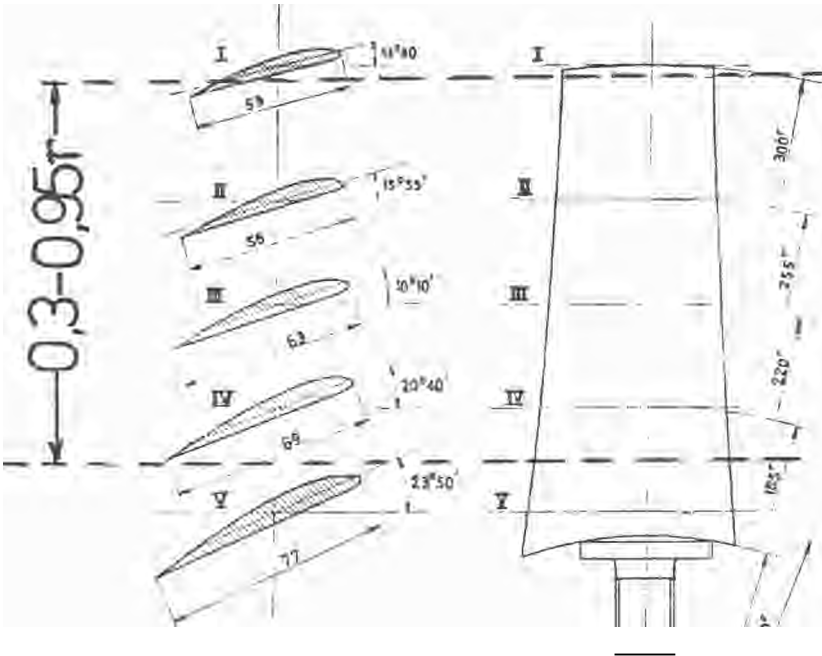
Die Entstehung der Unstetigkeitsfläche unter dem Tragflügel



Das Wirbelsystem des Tragflügels

Unterdruck und Überdruck ist etwa zwei Drittel zu einem Drittel, der Flügel hängt also gewissermaßen an einem luftverdünnten Raum und gleitet nicht auf einem Luftpolster, wie man normalerweise anzunehmen pflegt. Wie ich bereits dargestellt habe, wird der Druckausgleich hinter der Tragfläche stattfinden, aber in noch größerem Maße an der Flügelspitze. Da auf der Oberseite der Unterdruck größer ist als der Überdruck auf der Unterseite, tritt, wie auch aus dem *Bild 3* ersichtlich, ein Wirbelsystem auf. Denkt man sich nun den Flügel bewegt, so fahren die Wirbel in Flugrichtung ab. Die Drehachsen der einzelnen Wirbelbänder liegen dabei also hinter der Tragfläche. Sehr stark ausgebildet sind die Wirbelbänder, die von den Flügelen ausgehen, die sogenannten Wirbelzöpfe. Setzt sich ein Tragflügel in Bewegung, so entsteht ein sogenanntes Wirbelviereck, gebildet aus dem Anfahrwirbel des Tragflügels, den beiden Wirbelzöpfen und den gebundenen Wirbeln um die Tragfläche. Diese Wirbelfläche ist an und für sich kein stabiles System, sie beginnt sich in einiger Entfernung hinter dem Flügel aufzurollen. Es fällt dabei auf, daß die Stromlinien auf der Oberseite der Tragfläche nach innen abgelenkt werden, während sie auf der Unterseite nach außen abgelenkt werden, woraus sich die Drehrichtung des Aufrollens ergibt. Da der Sog auf der Oberseite größer ist als der Druck auf der Unterseite, ist es klar, daß die Strömung um die Tragflächenspitze herumgezogen wird. Zur Neubildung dieser Wirbelzöpfe muß dauernd Arbeit vollbracht werden, und diese Arbeit besteht in der Überwindung dieses induzierten Widerstandes. Der induzierte Widerstand macht Lärm. Eine lärmverhindernde Maßnahme wäre also, ihn zu überwinden. Man kann aber den indu-

Bild 4



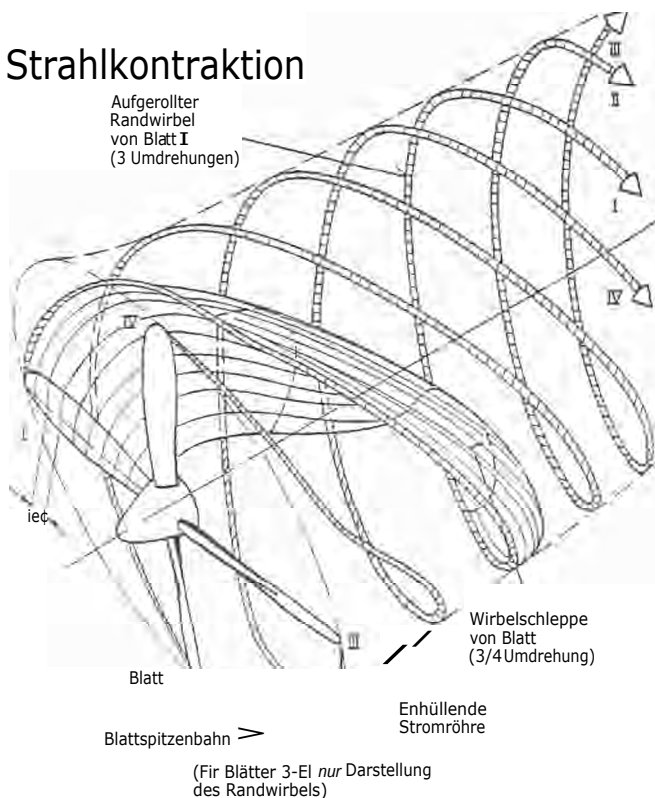
zierten Widerstand an keiner Tragfläche überwinden, es sei denn, man machte sie unendlich lang. Dies ist auch einer der Gründe, warum ich meinen Propeller in einem Rohr mit der Blattspitze in Wandnähe laufen lasse, denn auf diese Weise wird der induzierte Widerstand des Propellers, wenn nicht überwunden, so doch zumindestens sehr eingeschränkt.

Wenn man sich nun einen Propeller ansieht, so kann man ihn mit einem Tragflügel vergleichen (*Bild 4*). Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Auftriebsverteilung von der Nabe bis zur Blattspitze sich ständig ändert, um in jedem Punkt des Sehnenabstandes von der Nabe den gleichen Auftrieb zu haben, weil sich ja mit dem Abstand von der Nabe die Drehgeschwindigkeit ortsfester Punkte auf dem Propeller erhöht. Gleichbleibenden Auftrieb fördert ein Propeller allerdings nur im Bereich von $0,3 r_R$ bis $0,95 r_R$. Wie man aus dem mathematischen Modell zur Propellerberechnung sieht (*Bild .S*), ist das Wirbelsystem an einem Propeller nicht anders als das an einer Tragfläche. Auch hier haben wir den Anfahrwirbel, wir haben den Nabenwirbel und die Blattspitzenturbulenzen, nur ist der induzierte Widerstand bei einem Propeller besonders groß, weil die Grenzschicht

Bild 5



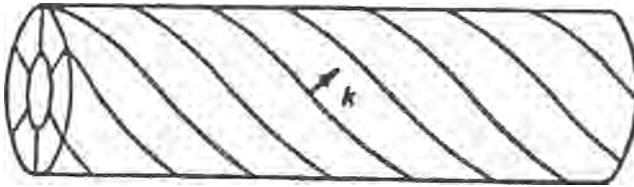
Strahlkontraktion



Mathematisches Modell zur Propellerberechnung (schematisch)

durch die Rotation nach außen geschleudert wird und, je höher die Blattspitzengeschwindigkeit, desto größer ist der Lärm. Wenn man nun, um ihn zu unterbinden, die Propellerblätter von einem Zylindermantel umschließt, dann gibt es besondere Schall-Ausbreitungsbedingungen, die von denen eines freifahrenden Propellers unterschiedlich sind. Sie hängen im wesentlichen von den Fördereigenschaften des Rohres ab. Bei einem laufenden Rotor entstehen nämlich rotierende Schallwellen, die von Tylor

Bild 6



Rotierende Schallmoden

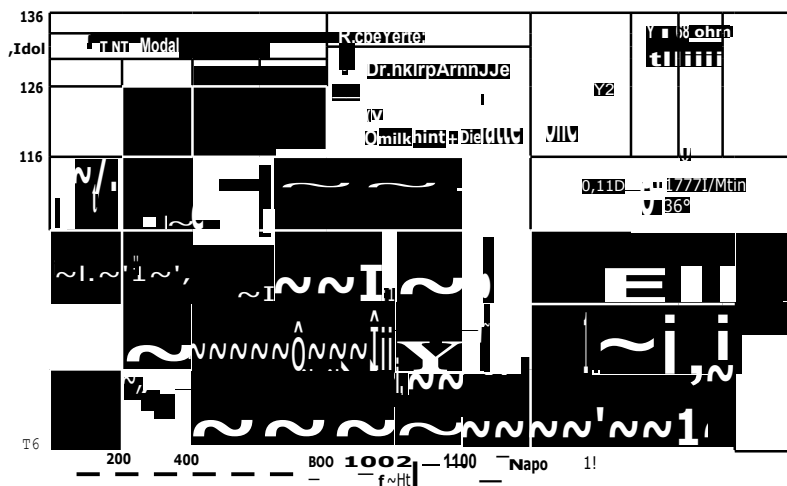
und Sofrin entdeckt wurden, die man »drehende Moden«, »spinning modes« oder »Helikalwellen« (*Bild 6*) nennt. Da die Drehgeschwindigkeit der Spinnmoden höher sein kann als die Blattspitzengeschwindigkeit der Propellerblätter, ist es selbstverständlich, daß ungedämpfte Moden auch dann auftreten, wenn die Blattspitzengeschwindigkeit kleiner ist als die Schallgeschwindigkeit. Der kritische Wert für die Lärmausbreitung in Fanantrieben, also in Mantelantrieben, liegt etwa bei 140 bis 145 m/sec, ein Wert, unter dem meine Werte weit liegen, denn mein Propeller läuft mit etwa 120 m/sec.

Akustik

Damit wären wir bereits bei der Akustik des Propellers. Eine wichtige Eigenschaft unseres Ohres muß vorweg noch erwähnt werden. Wenn zwei Schallschwingungen verschiedener Stärke vorhanden sind, registrieren Geräte jeden Schall und seine Stärke voneinander getrennt. Unser Ohr aber nimmt nur den stärkeren Schall wahr, kann also den schwächeren nicht unterscheiden. Wenn z. B. das stärkere Geräusch von der Luftschraube und das schwächere vom Auspuff des Motors herrührt, wird der Auspuff von uns nicht gehört und wir neigen dazu, das Propellergeräusch mit dem Motorengeräusch zu identifizieren. In der Regel ist es aber so, daß der Propeller um 70 % lauter ist als der Motor, so daß man, wenn man einen Motor leise machen will, zuallererst den Propeller leise machen muß, um bis an das Geräusch des Motors heranzukommen. Erst wenn man den Schallpegel des Motorengeräusches erreicht hat, lohnt es sich überhaupt, Auspuff-, Maschinen- und Ansauglärm des Motors zu verringern.

Schallquellen bewegen sich und senden Schwingungen aus: Sind die Bewegungen unregelmäßig, so gibt es ein Geräusch, sind sie regelmäßig, so

Bild 7



Blattbelastungsanteil = Drehklangharmonische aus Auftrieb und Widerstand
 Blattdickenanteil = Drehklang durch Formwiderstand des Propellers
 Diskrete Töne = stochastische und periodische Störungen im Zu- und Abstrom
 Wirbelgeräusche = Turbulenzen, Druckausgleich auf und hinter dem Propeller, vor allem an der Blattspitze

bildet sich ein Klang. Stehen die Klänge in einem gradzahligen Verhältnis zueinander, so entstehen Intervalle und aus ihnen Harmonien. Der Propeller hat alle diese Lärmarten. Er besitzt ein Terzspektrum und ein Oktavspektrum. Hier wie überall gilt, daß Drucksteigerungen zugleich Steigerungen der akustischen Kräfte hervorbringen. Beides, Druck und Akustik, sind eine Funktion des Massenflusses. Wie aus dem *Bild 7* ersichtlich, hat der Propeller drei besondere Lärmarten: Wirbelgeräusch, Drehklang und diskrete Töne. Diese drei Geräuschkomponenten teilen sich wieder in Untergeräusche auf, die ich Ihnen jetzt im einzelnen vorführen möchte.

1. Das *Wirbelgeräusch* hat allein vier Komponenten. Es entsteht
 a) durch Kraftschwankungen auf den Rotorblättern, die durch Turbulenzen in der Zuströmung erzeugt werden. Es entsteht auch
 b) durch Wirbelablösung an der Hinterkante der Blätter, sowie
 c) durch Druckausgleich an den Blattspitzen (induzierter Widerstand).
 Diese Wirbelgeräusche sind als breitbandiges Rauschen zu hören, wobei der Lärm durch den Druckausgleich an den Blattspitzen dominiert, denn je weiter der Wirbel von der Luftschraubenachse entfernt ist, desto höher ist

der Ton des Wirbels. Auch deswegen ist die Blattspitze am lautesten. Insgesamt stellt das gesamte Wirbelgeräusch der Luftschraube eine komplizierte Mischung von Tönen verschiedener Frequenzen dar.

2. Dagegen hat das **Rotationsgeräusch**, zu dem ich jetzt komme, einen bestimmten und bestimmbaren harmonischen Ton. Das Geräusch, das durch den Formwiderstand des Propellers oder durch seine Blattdicke entsteht, kann folgendermaßen erklärt werden: Eine Luftschraube schiebt beim Anlaufen des Schraubenblattes die Luft vor sich auseinander und erzeugt damit eine periodische Volumenverdrängung in der Rotorebene, die von der Stärke, d. h. Dicke des Schraubenblattes abhängig ist. Der dabei erzeugte Lärm hat nach der klassischen Theorie von Gutin und Lighthill Monopolcharakter. Der Drehklang tritt bei bestimmten Frequenzen, gemessen in Hertz, auf. Das Schallspektrum besteht aus Tönen, die sich in der Höhe durch einen Wert unterscheiden, der ein Mehrfaches des Grundtones ist (*Bild 8*). Nehmen wir die Frequenz des Grundtones oder der Fundamentale mit 1 an, dann besitzen die übrigen Frequenzen ein Mehrfaches einer Reihe ganzer Zahlen, also 2, 3, 4 usw. bis ins Unendliche. Diese Töne werden Harmonische genannt. Bei einem Propeller spricht man von Drehklang-Harmonien. Die Höhe der rein harmonischen Schwingung eines

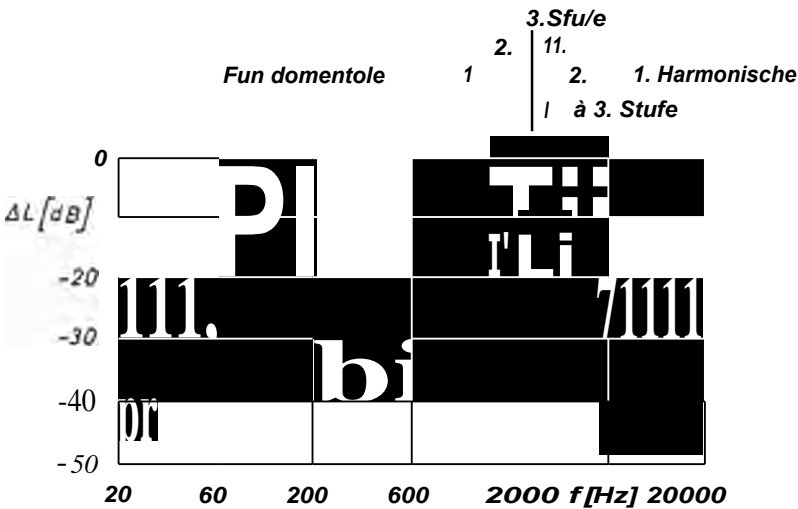


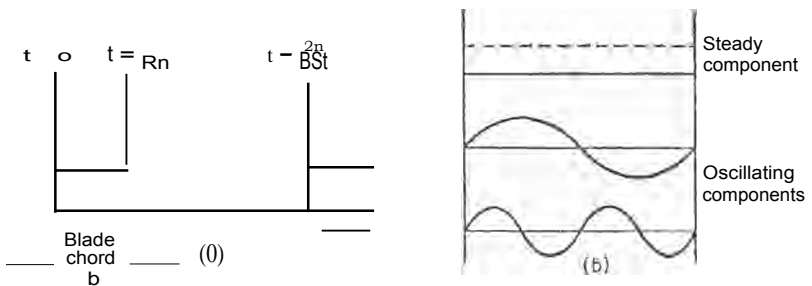
Bild 8

Tons empfindet das Ohr als die Höhe des Grundtons, während die Oberschwingungen als Klangfarbe empfunden werden. Die Amplitude der Oberschwingung ist um so kleiner, je höher die Frequenz der entsprechenden Oberschwingung ist. Je höher aber die Amplitude der Oberschwingungen ist, desto schärfer erscheint der Ton (daraus resultiert das Vorurteil, daß die »Kleinen« immer am lautesten sind). Es gilt daher, die Oberschwingungen so niedrig wie möglich zu halten. Eine Mücke z. B. ist für unser subjektives Lärmempfinden unangenehmer als eine Hummel, obwohl die Hummel lauter ist.

Der Drehklang, der also vom Formwiderstand des Propellers abhängt, erzeugt eine bestimmte Klangfarbe mit Oberschwingungen, und bei diesem Rotationsgeräusch sind es meist nur die zwei ersten Oberschwingungen, also die Grundschwingung eins, Fundamentale, und die zwei höheren Vielfachen, also zwei und drei, die Lärm machen. Die übrigen Obertöne sind wesentlich schwächer und können vernachlässigt werden. Die Schall-emission, die durch den Formwiderstand, also durch die Blattdicke, hervor-gebracht wird, wechselt mit den Propellerradien. An der Luftschraubena-achse z. B. ist der Schall überhaupt nicht vorhanden. Diese Lärmsorte kann verringert werden, wenn man das Blatt des Propellers dünn macht. Die Grenze eines solchen Verfahrens liegt auf der Hand, da ab einer gewissen Dünne sich das Propellerblatt unter der Luftbelastung verbiegt oder zu schwingen beginnt und dabei als neue Lärmquelle strahlt.

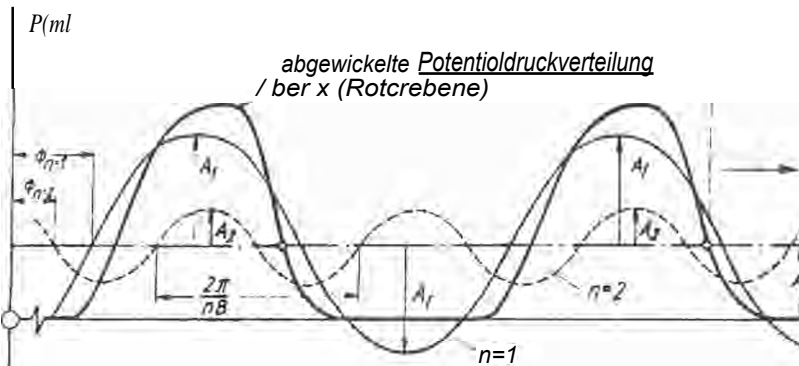
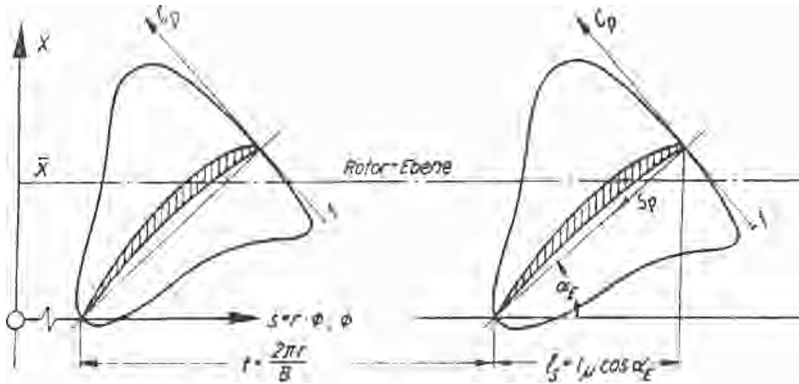
Das Geräusch durch die Blattdicke des Propellers ist eine stetige Komponente im Lärmspektrum, während die Druck- und damit auch die Lärmverteilung, die durch den Auftrieb und Widerstand des Propellers entsteht, eine umlaufende, d. h. eine oszillierende Komponente ist, gemessen von einem festen Punkt in der Rotationsebene. Daraus resultiert der Dipollärm, den man nach dem Druckverlauf der Fourier-Gleichung bestimmen kann. (Bild 9 und 10) Der Blattbelastungsanteil, der nun am meisten Lärm macht,

Bild 9



(a) Pressure distribution on element; (b) Fourier analysis of (a).

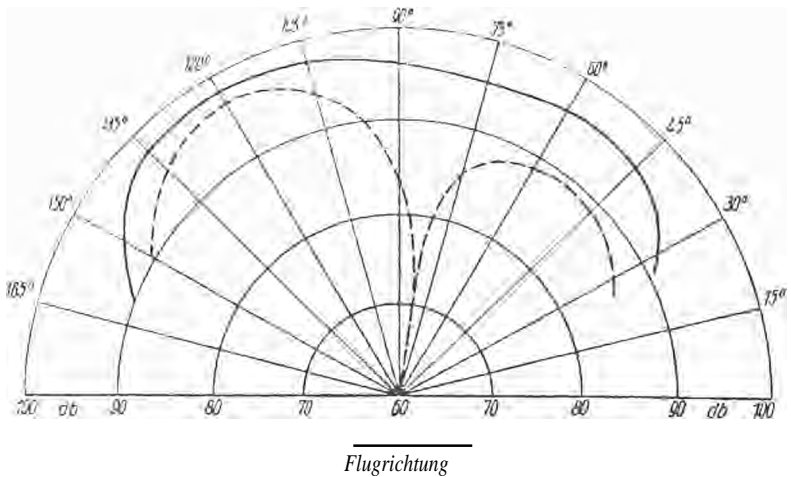
Bild 10



" Bogenmaß : $C_p(\varphi)$ - Potentioldruckverteilung längs 'P' ofoGerllöchen

ist der Drehklang, der aus Auftrieb und Widerstand des Auftriebs durch das Blatt verursacht wird. Lärm macht hier die Druckdifferenz zwischen der oberen und unteren Seite des Schraubenprofils. Der Drehklang entsteht dadurch, daß die am Flügel ausgebildeten Druckfelder in jedem festen Punkt der Schraubenebene ähnliche periodische Druckänderungen erregen. Die Größe des Schalldrucks, das Spektrum und die Richtcharakteristik der Ausstrahlung hängen von der Profilform, vom Anstellwinkel, vom Durchflußvolumen und von den Strahlungseigenschaften der Schraubenscheibfläche ab. Der Drehklang eines Flugzeugpropellers überwiegt in jedem Falle das Wirbelgeräusch. Das Wirbelgeräusch wird überhaupt erst unter der Machzahl 0,4 bedeutend. Über diesen Werten dominiert der Dreh-

Bild 11

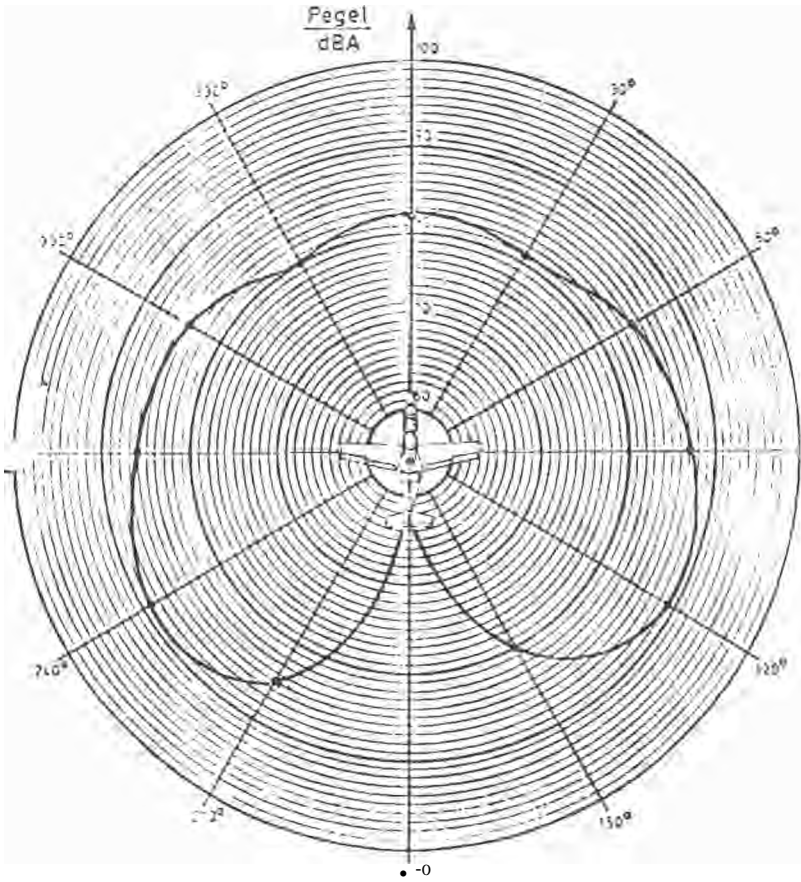


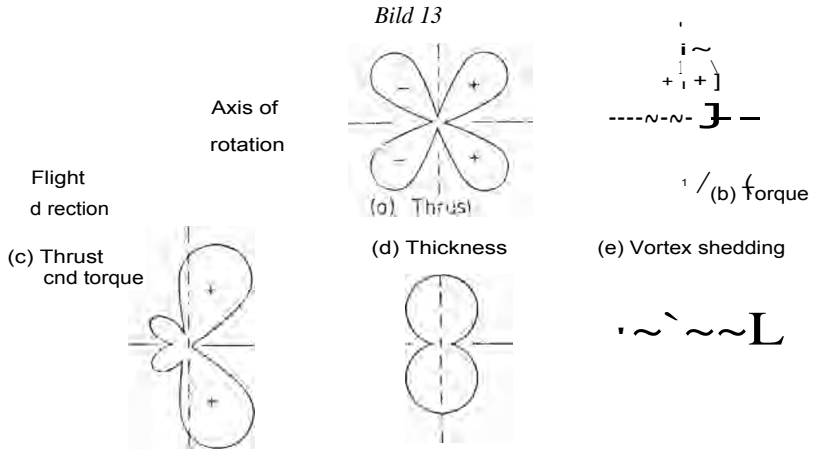
Vektorendiagramm der Schallstärke, 1-te Oberschwingung
 Die ausgezogene Kurve stellt das gesamte rotierende Geräusche, die gestrichelten das Schubgeräusch dar

klang. Am Drehklang eines Propellers läßt sich leider nicht viel ändern. Das Schubgeräusch hat eine etwas andere Ausstrahlungsrichtung als das Geräusch durch die Verdickung. Die größere Ausstrahlung hat man bei diesem Dipol etwa in 120 Grad und eine etwas geringere in der Richtung von 55 Grad. (Bild 11) Man sieht deutlich, daß der Lärm, der von der Blattdicke stetig hervorgerufen wird, relativ gering zu dem Lärm ist, der vom Drehwiderstandschub periodisch hervorgerufen wird. Ein Beispiel aus der Praxis zeigt das Bild 12. Es handelt sich um die Richtungscharakteristik des Fantrainers der Fa. Rhein-Flugzeugbau. Auch hier sehen wir, daß die größte Lärmausbreitung bei etwa 120 Grad liegt. Über die Schallausbreitung, über die Richtungscharakteristiken kann ich hier nicht ausführlich sprechen. Nur soviel, daß man sie in Patterns (Bild 13) idealisieren kann und zu einem Gesamtbild vereinigen, das in der Regel einem Kreis gleicht, der ein Kleeblatt umschließt, dessen beide vorderen Blätterpaare kleiner sind als die hinteren, in Flugrichtung gesehen. Nimmt man die Flugrichtung mit 270° an, so ist die maximale Ausstrahlung bei 30° und bei 120°.

3. Die dritte Lärmquelle am Propeller, die besonders bei Mantelstrompropellern wichtig wird, sind *Störungen im Zustrom*, durch die sogenannte

Bild 12



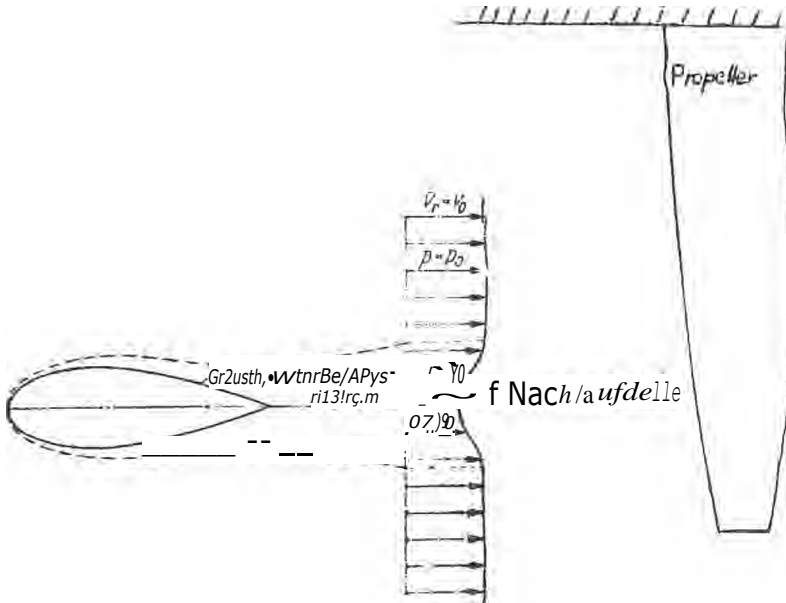


Idealized directional patterns for the various noise sources.

Nachlaufdelle. (*Bild 14*) Sie sind technisch bedingt durch Statoren vor den Rotoren, durch Finnen, durch Mantelstreben überhaupt. Sie entstehen aber auch an den Entdrallern im Abstrom. Während bei solcher Anordnung diese dritte Lärmquelle periodisch ist, jedesmal ein Geräusch abgibt, wenn das Propellerblatt die Störung passiert, so gibt es zweitens auch Störungen, die stochastischer Natur sind, durch Turbulenzen im Zustrom verursacht und zwar durch atmosphärische Bedingungen.

Durchschlägt das Propellerblatt eine Nachlaufdelle, dann entstehen akustische Impulse, sozusagen eine Sirene mit schwachem Wirkungsgrad. Es bilden sich Frequenzen höherer Harmonischer als Vielfache der Grundfrequenz. Wir kennen dies alle vom Summen der Telefondrähte im Wind. Hier haben wir die Karmonsche Wirbelstraße. Es handelt sich hierbei um den Dipol oder Strahler erster Ordnung. Wird der Luftstrom eines Propellers nicht gestört, so dominiert die Grundschwingung, während bei Störungen im Zulauf mehrere sinusförmige Signale gleich großer Amplituden, also Harmonische, sich mit der Grundschwingung überlagern. Diese Erhöhung der Drehklang-Harmonischen wird bei der A-Bewertung besonders wirksam. (Die A-Bewertung ist keine physikalische Bewertung, sondern berücksichtigt unser menschliches Hörempfinden.) Man hat gemessen, daß der Gesamtpegel um jeweils 1,5 bis 2 Dezibel ansteigt, wenn die Anzahl der Störkörper im Zustrom verdoppelt wird. Auch der Einstellwinkel des Propellers hat einen Einfluß auf die Lärmerzeugung. Vergrößert man den Winkel von etwa 19° auf 22° , so gibt das eine Erhöhung des Gesamtpegels

Bild 14



um etwa 1,5 db. Natürlich spielt auch die Rotordrehzahl eine große Rolle. Die Zunahme der Schallintensität erfolgt bei ungestörtem Rotor etwa mit der 6. Potenz der Blattspitzengeschwindigkeit. Ist die Strömung dagegen gestört, sind die Störkörper im Zustrom, nimmt sie nur mit der 3. bis 4. Potenz zu. Nachdem ich nun zur Aerodynamik und zur Akustik des Propellers einiges theoretisch gesagt habe, komme ich jetzt zur Praxis der Lärmdämpfung.

Wenn man sich lärmdämpfende Maßnahmen vorstellt, die ohne größere Leistungseinbuße ergriffen werden können, so kommt man zu folgenden Punkten:

Es bietet sich 1.) die Herabsetzung der Umlaufgeschwindigkeit eines Propellers an. Das sind große, langsam laufende Propeller mit großer Streckung und kleinen Anstellwinkeln, die allerdings am Flugzeug unpraktisch sind. Mehrblatt-Propeller sind auch nicht sehr geeignet, da im ungestörten Zustrom mit zunehmender Zahl der Propellerblätter der Propeller zwar leiser wird, aber in seinem Wirkungsgrad nachläßt. Im übrigen muß man in der Praxis stets mit Störungen des Zustroms rechnen.

2.) Herabsetzung des Formwiderstands, d. h. die Verdünnung des Propellerblatts hat auch ihre Grenze, wie ich bereits sagte. Gleichwohl kann man durch die Auswahl geeigneter Profile und geeigneter Blattformen - auf die ich noch zu sprechen komme - und Materialien einen gewissen Lärmdämpfungserfolg bekommen.

Man kann 3.) das Wirbelgeräusch verringern, indem man den induzierten Widerstand kupiert. Man zieht einen Ring um den Propeller und dichtet auf diese Weise die Blattspitze gegen die Ringwand, so daß kein Strömungsausgleich (oder nur ein sehr geringer) stattfinden kann. Bekanntlich liegt einer der Vorteile der Mantelschraube gegenüber einem freien Propeller in der Möglichkeit, den Standschub bei Beibehaltung der Antriebsleistung und des Durchmessers um 26 % zu erhöhen oder bei Schubbeibehaltung den Durchmesser auf den Faktor 0,6 des freien Propellers zu verringern. Der Grund dafür liegt, wie aus *Bild 15* und *5* ersichtlich, in der Aufhebung der *Strahlkontraktion*, wie sie der freifahrende Propeller hat. Die Schraubenkreisfläche hinter einem freifahrenden Propeller verringert sich nämlich trompetenförmig auf die Hälfte ihrer Fläche, und die Durchströmungsgeschwindigkeit verdoppelt sich im Betrieb. Dabei geht sehr viel Energie verloren. In einer Mantelschraube dagegen wird diese Kontraktion durch den sogenannten Nasenschub und die Nachleitfunktion des Rohrs aufgehoben. Hier bleibt die Geschwindigkeit die gleiche, die Schraubenkreisfläche beträgt 100 %. Vergleicht man nun einen freifahrenden Propeller mit einem Mantelpropeller, setzt bei beiden Propellern gleiche Leistungen an, so stößt man auf die Tatsache, daß ein Mantelpropeller, der einen Diameter von 111 cm hat, die gleiche Leistung hervorbringt wie ein freifahrender Propeller mit einem Diameter von 185 cm. Leider verschlechtert sich das Leistungsverhältnis sehr rasch bei schwindendem Durchmesser. Ein Mantelstrompropeller, der 90 cm im Durchmesser besitzt, hat daher nur noch die Leistung, die etwa ein freifahrender Propeller mit einem Radius von 110 cm hätte. (*Bild 16*)

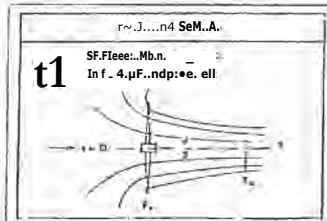
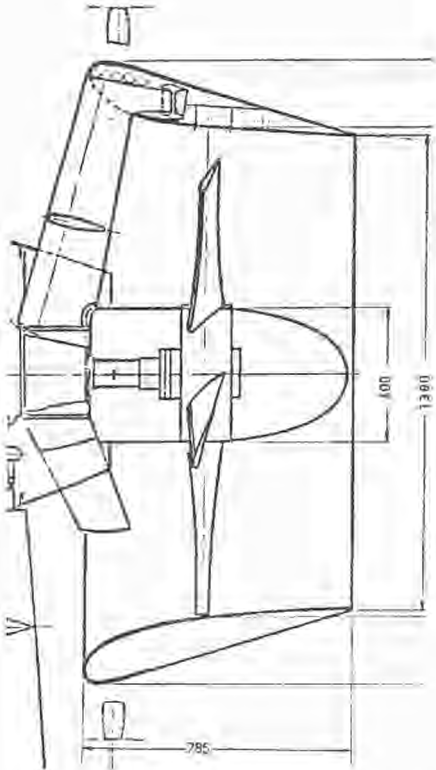
Da also der Radius des Mantelpropellers wesentlich geringer ist als der des freifahrenden Propellers, nämlich um den Faktor 0,6, so ist auch die Blattspitzengeschwindigkeit geringer. Und darin liegt der Vorteil der Mantelschraube für die Lärmerzeugung. Der Mantelvortrieb hat also insgesamt vier Lärmvorteile:

1. Die 26-prozentige Leistungssteigerung durch den Mantelantrieb führt zu einer Herabsetzung der Reisedrehzahl des Motors, was eine sekundäre Reduzierung des Lärms um 1 bis 2 dB (A) bringt. Die primäre Lärmreduzierung überhaupt erzeugt bereits 20 % Lärmeinbuße, da
2. die Blattspitzengeschwindigkeit des fast auf die Hälfte verkleinerten Propellerradius weitaus geringer ist,
3. der lärm erzeugende Druckausgleich an den Blattspitzen durch den Mantel kupiert ist und

Bild 15

OORNIER

Fig.: 1.2-1 ; Geometrie der Mantelschraube



Re

L. 15M.de.F

M. Sc.Ha

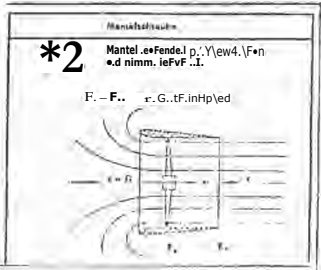
• .. w(

f. f...dp.e.+F.n .. N

/.. SW. M.e:ei<A. cl

a .l.Mw..p. Δ l

• tdolddelee 1.01



unterschied freifahrende
Schraube
Hantelschraube

IWEINFLUGZEUGBAU GHBH

Die Mantelschraube als Vortriebserzeuger

Bekanntlich liegt einer der Vorteile einer Mantelschraube gegenüber einem freien Propeller in der Möglichkeit, den Standschub bei Beibehaltung der Antriebsleistung und des Durchmesser um 26 % zu erhöhen bzw. bei Schubbeibehaltung den Durchmesser auf 0,6 des freien Propellers zu verringern. Die Bilder 1 und 2 zeigen die Zusammenhänge.

Bild 16

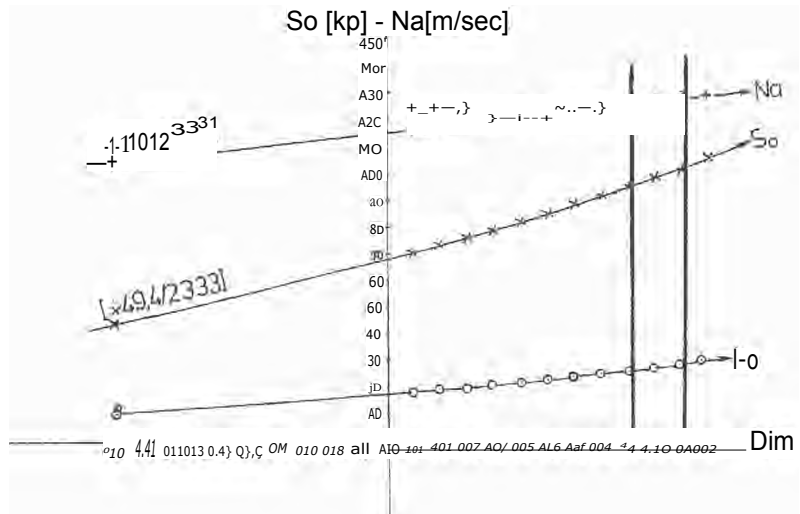
Motor = 28 PS , $N_{mot} = 4000/\text{Min}^{-1}$, $N_{prop} = 2222/\text{Min}$ h[1.8

$$\text{Schub} = S_0 = 0.16^{27} \times N a^2 \times f \times D^2 \text{ [kp]}$$

$$\text{Leistung} = L_0 = 0.16^{68} \times N : f^3 \times D^2 \times \frac{1}{\zeta} \text{ [PS]}$$

$$\text{Blattspitzengeschwindigkeit} = N a \approx 60 \times N \text{ [m/sec]}$$

D	N _a	L ₀	S ₀
0.80 100.6		10.1	44.63
1.00 120.5		18.18	70.9
1.20 144.6		29.07	113.7
1.40 171.2		20	96.6
1.60 197		24.06	111.7
1.80 222		27.05	122.81
2.00 247.2		23.1	86
2.20 272.4		24.2	89.3
2.40 297.6		as +	92.9
2.60 322.8		26.5	96.1
2.80 348		Zw. 22	99.3
3.00 373.2		29.43	103.5
3.20 398.4		30.43	4071



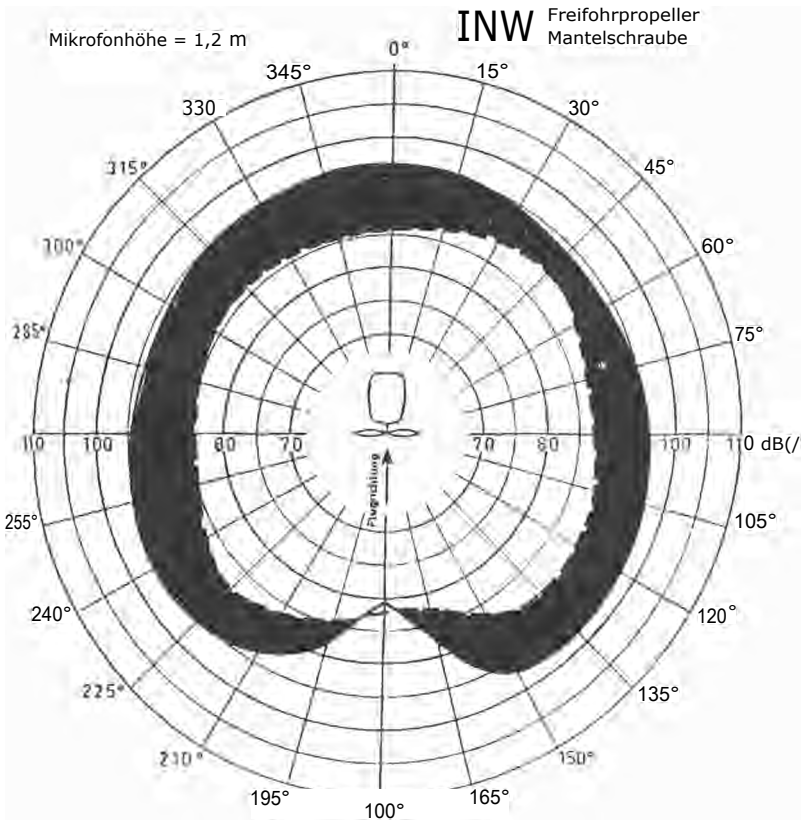
4. der Mantelinnenlärm nach außen abgeschirmt wird.

Gegenüber einem freifahrenden Propeller ergibt sich also beim Mantelstrompropeller eine Lärmreduzierung aus insgesamt vier Komponenten, was auch aus Lärmmessungen (*Bild 17*) deutlich wird. Es sei hier noch erwähnt, daß der Mantelantrieb nicht nur Vorteile, sondern auch Nachteile hat, die nicht nur in höherem Bau- und Kostenaufwand liegen. Ab der

Bild 17

Windrichtung: 240 °

Windgeschw.: 1-2 m/s

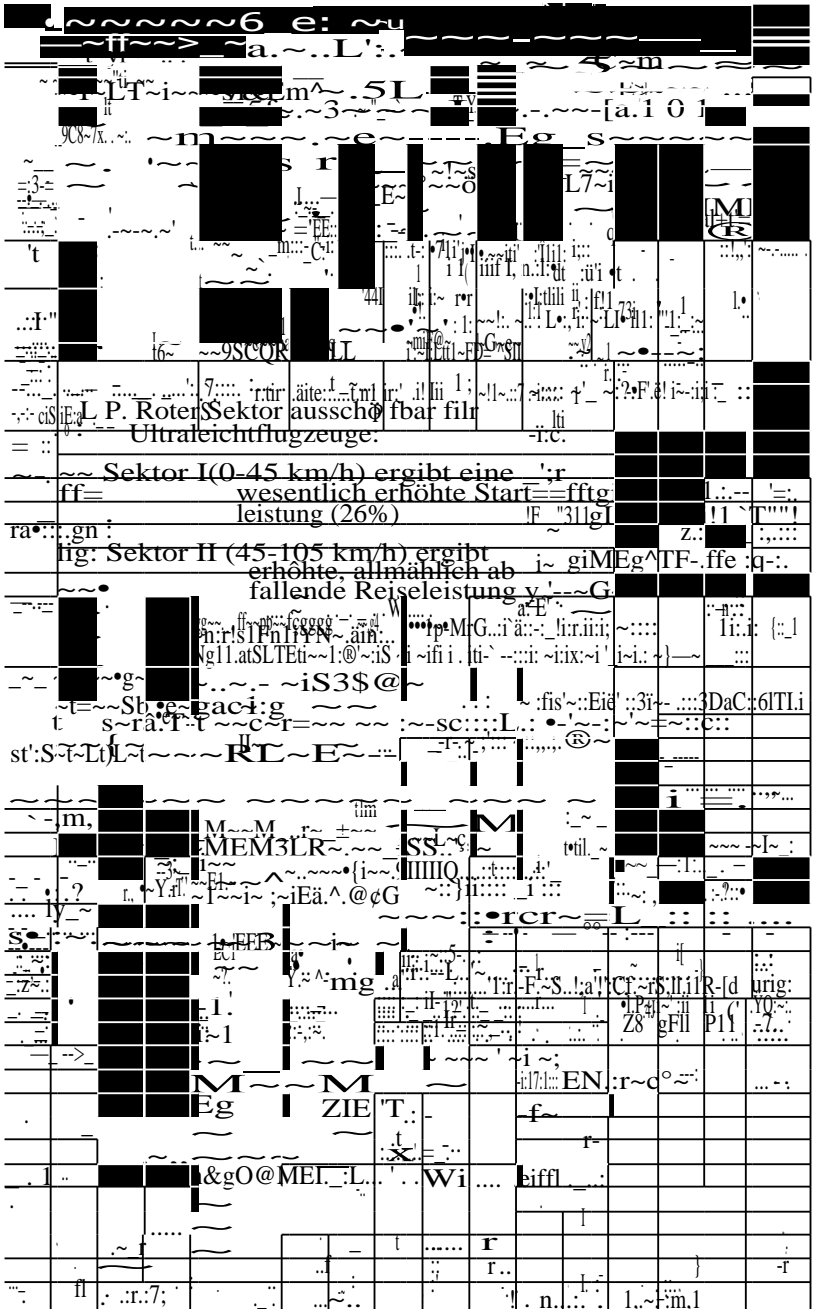


Biott-Anstellwinkel: 19,5°

Schub: 3,5 kN

Vergleich der lärmrichtcharakteristiken eines 3-Blatt-Freifahrpropellers und einer 5-Blatt-Mantelschraube

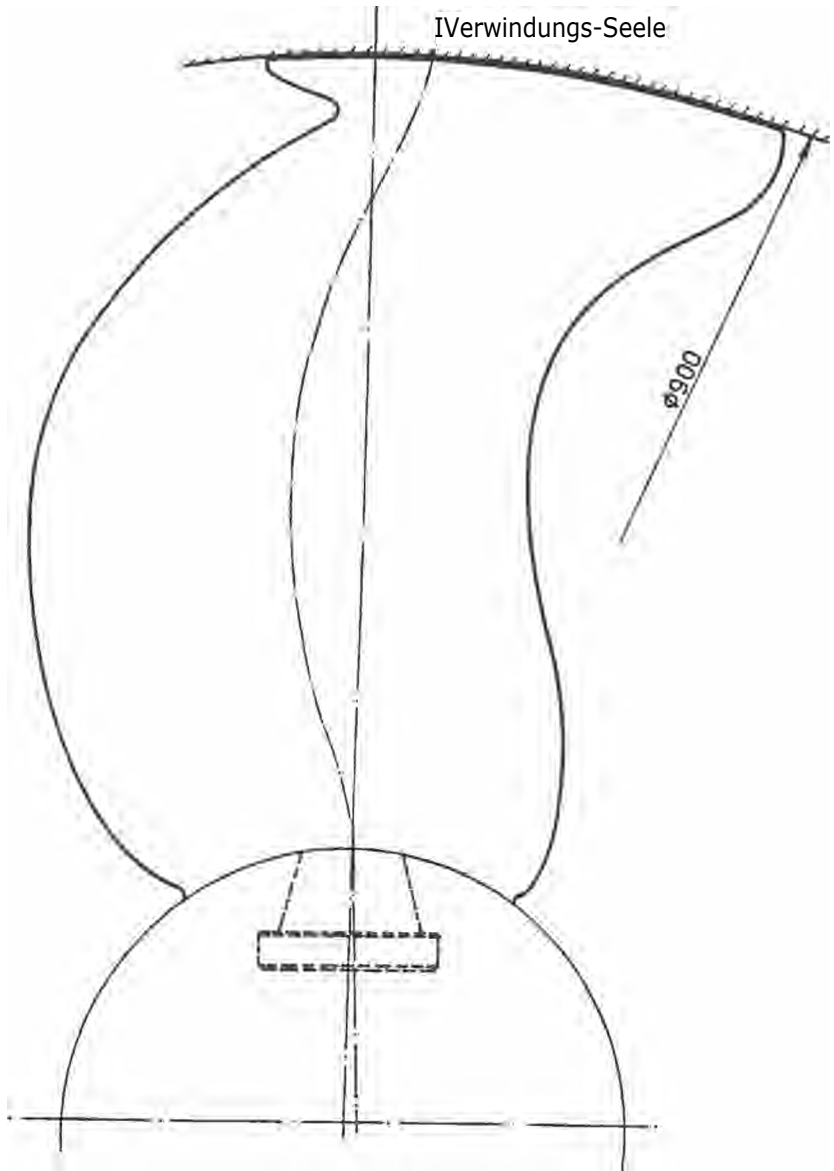
Bild 18



Geschwindigkeit von etwa 100 km/h beginnen der Mantelwiderstand zu wachsen und die Leistungen unter die eines freifahrenden Propellers zu sinken. (*Bild 18*) Aber im Spektrum von 0 bis 100 km/h ist die erhöhte Mantelleistung auszuschöpfen. Das ist aber exakt der Bereich, der für Ultraleichtflugzeuge ausgefliegen wird. Darüber hinaus ist der Mantel sehr empfindlich und reagiert auf Störungen des Zustroms mit Leistungsabfall und Geräuschzunahme. Bei Schwankungen der Blattbelastungen, wie sie durch Nachlaufdellen entstehen, gehen beim Mantelpropeller kurzzeitig oder dauernd die Drehklangharmonien auseinander und in die Höhe. Ich sagte bereits, daß unsere Ohren besonders auf Drehklänge mit höheren Ordnungszahlen reagieren. In der Praxis ist der Zustrom selten laminar, je nach Auslegung und Anbringung des Propellers wird der Zustrom durch die Rumpfkontur oder durch Statoren, Mantelstreben gestört. Im Fall eines mechanisch ungestörten Zustroms muß sogar mit lokalen Turbulenzen der Luft selbst gerechnet werden. Darauf reagiert man mit ungewöhnlichen Maßnahmen, nämlich mit besonderer Formgebung des Propellers. (*Bild 19*) In die Formgebung dieses Propellers, den man auch »Türkensäbel« (Konstrukteur: P. Giese, DFVLR Braunschweig) nennt, sind gleich drei Lärmdämpfungsmaßnahmen eingebaut. Der erste Lärmdämpfungseffekt in Folge der Blattfeilung wird dadurch erreicht, daß die schlagartigen Anstellwinkeländerungen durch die S-schlagförmige räumliche bzw. radiale Ausgleichsströmung auf der Druck- und Saugseite des Blattes gemildert werden. Der zweite damit verbundene Lärmdämpfungseffekt wird dadurch erreicht, daß die Nachlaufdelle schräg angeschnitten wird und zwar über einen möglichst langen Drehwinkel von der Nabe bis zur Blattspitze. Der kurze aber heftige Schlag einer senkrechten Anschneidung wird durch die schräge Anschneidung - ähnlich wie bei einer Wurst - in Rauschen aufgelöst.

Man muß dazu sagen, daß es eigentlich keine optimale Blattform gibt, die in allen Fällen günstig wirken würde. Vielmehr hängt die optimale Form des Rotorblatts von der Geometrie der Störung in der Zuströmung ab. Hier wie so oft ist auch in der Natur alles gegenseitig. Die Druckverteilung eines Propellers in Sehnenrichtung läßt sich durch die Wahl bestimmter Profile beeinflussen. Die Verteilung in radialer Richtung dagegen läßt sich über die Verwindung des Rotorblatts verändern. Die Praxis aber läßt deutlich erkennen, daß eine Verlagerung von Kraftanteilen zu kleineren Radien eine Abnahme des erzeugten Lärms bei allen Harmonischen zur Folge hat. Das ist der dritte Punkt der Lärminderung, denn deshalb finden wir hier bei diesem Türkensäbel die größte Breite des Propellers in Nabennähe. Dieser Verlagerung zur Nabennähe hin sind allerdings Grenzen durch den Leistungsgrad des Propellers sowie durch den maximal zulässigen Anstellwinkel gesetzt. Es kommt noch hinzu, daß ein Propeller im Innenbereich

Bild 19



wesentlich empfindlicher auf Änderungen der Axialgeschwindigkeit reagiert als im Außenbereich, d. h. schon bei kleiner Veränderung der Umlaufgeschwindigkeit kann das Ca., überschritten werden. Man kann sagen, daß bei einer gegebenen Blattspitzengeschwindigkeit der Lärm mit der Zahl der Blätter sinkt. Dies gilt nur für die ungestörte Zuströmung. In der gestörten Strömung ist es besser, die Zahl der Blätter zu begrenzen. Deshalb finden Sie an diesem Gebläse drei Blätter.

Stand Schub-Messungen beider Motoren, sowohl des freifahrenden Propellers mit 1,10 m Spannweite und des Mantelstrompropellers mit 90 cm Spannweite haben in gleicher Entfernung einen Unterschied von etwa 8 db (A) zutage gebracht, was einen Unterschied von etwa 200 % des subjektiven Schalleindrucks ausmacht. Im übrigen möchte ich darauf hinweisen, daß beide Motoren eigentlich nicht verglichen werden können, da der eine ein Dreizylinder und der andere ein Vierzylinder ist. Der Vierzylinder ist eben um 2.500 Knälle pro Minute lauter als der Dreizylinder. Daß er gleichwohl leiser ist als der Dreizylinder, liegt an dem lärmminimierten Propeller. Ich hoffe, hiermit mein Ziel, 55 db (A) in 150 m Höhe Überflug bei Vollast zu erreichen.

Ergebnisse:

Schub bei variablem Einstellwinkel des Propellers und Motorhöchstdrehzahl (a) sowie Beschränkung auf $N=4000 \text{ U/min}^{-1}$ (b):

Winkel	/	N-max (a)	/	N-4000 (b)	/	N-Propeller (a, b)	/	Schub in Kp
19°	/	4350	/	4000	/	2523 // 2333	/	46-48 // 43
20.5°	/	4100	/	4000	/	2378 // 2333	/	50-51 // 48-49
22.5°	/	3950	/		/	2291	/	52-53 //
24.5°	/	3950	/		/	2291	/	53-55 //
26°	/	3650	/		/	2117	/	55
28°	/	3400	/		/	1972	/	49-51
30°	/	3100	/		/	1778	/	49-51

Der beste Schub (ca. 55 Kp) liegt beim Einstellwinkel 26° (gemessen am Winkel zwischen der Profiltiefe der Blattspitze zur Null-Grad-Einstellung des Propellers) und bei einer Drehzahl um 4000 N/min^1 . Die Schubleistung ist im Einstellwinkelbereich 22°-26° annähernd konstant, was auf ein gutmütiges Abreißverhalten bei variablen Anstellwinkeln im Flug schließen läßt. Alle gemessenen Werte sind Standschubwerte.

Schallemission dB (A) bei variablem Einstellwinkel und Motorhöchstdrehzahl (a) sowie Beschränkung auf N=2200 U/min' (b):

Winkel / N-max (a) / N-2200 (b) / dB(A) bei N-max / dB(A) N=2200

19°	/	4350	/	2200	/	97.5	/	83.2
20.5°	/	4100	/	2200	/	97.5	/	83.3
22.5°	/	3950	/	2200	/	96.9	/	83.2
24.5°	/	3900	/	2200	/	96.4	/	84.1
26°	/	3600	/	2200	/	95.7	/	84.7
28°	/	3200	/	2200	/	93.6	/	85.3
30°	/	3000	/	2200	/	92.6	/	86.3
32°	/	2500	/	2200	/	90.3	/	86.6

Bei abfallender Drehzahl (4350-2500 U/min⁻¹) und wachsendem Einstellwinkel des Propellers ergab sich eine Lärmsenkung um 7.2 dB (A). Bei konstanter Drehzahl (2200 U/min⁻¹) und wachsendem Einstellwinkel (19°-32°) war die Lärmsteigerung 3.4 dB (A), woraus geschlossen werden kann, daß im Motordrehzahlbereich bis 4500 U/min⁻¹ es vorteilhafter ist, die Drehzahl zu senken und die Einstellwinkel bzw. Lademenge der Blätter zu erhöhen, wenn der Geräuschpegel gesenkt werden soll.

Die Lärmmessung fand mit einem Brüel-Kjaer-Präzisionslärmmessgerät der Technischen Universität Berlin im Abstand von 15 Metern zur Schallquelle in Richtung der größten Schallabstrahlung (120° nach hinten, gemessen zur Motorachse) statt.

Die Festsetzung auf 2200 U/min⁻¹ des Mantelstrom-Dreiblatt-Rotors ergab sich aus dem Schubvergleich zu einem zweiten Motor mit einem konventionell freilaufenden Propeller, dessen Durchmesser 20 cm grösser war (D=1.10 m). Dieser Motor leistete 44 Kp Standschub bei Vollast von 3200 U/min⁻¹ und einer Lärmabgabe von 92.2 dB (A), gemessen unter den gleichen Bedingungen. Der Mantelstromantrieb brachte 44 Kp Schub bei bereits 2200 U/min⁻¹ und einem Einstellwinkel von 26°. Es wurden dabei 81.4 dB (A) gemessen.

Der Unterschied bei gleicher Schubleistung und geringerem Diameter beträgt also 8 dB (A)!

Der Verfasser dankt den Personen und Institutionen, die ihm bei dieser Forschung behilflich waren: Herrn Prof. Dr.-Ing. Claus Oehler (Institut für Luft- und Weltraumtechnik der Technischen Universität Berlin) für die Bereitstellung eines Arbeitsplatzes und für die Beratung beim Bau des Prüfstandes, dem Rektor des Berliner Wissenschaftskollegs, Herrn Prof. Dr. Peter Wapnewski, sowie dem Kanzler der Techni-

schen Universität Berlin, Herrn Höbich, für die Unterstützung des Projekts, Herrn Dieter König (»König-Motorenbau«, Berlin), Herrn Direktor Hanno Fischer (»Rheinflugzeugbau«, Mönchen-Gladbach) für nützliche Hinweise zur Akustik und Herrn Dr.-Ing. G. Neuwerth (Lehrstuhl für Luft- und Raumfahrt der RWTH Aachen) für die leihweise Überlassung der »Türkensäbel«-Propellerblätter des Konstrukteurs Peter Giese (DFVLR Braunschweig).

Peter Machinist

The Assyrians and Their Babylonian Problem: Some Reflections

In der Geschichte des assyrischen Staates blieb Babylonien ein ständiges und vielschichtiges Problem, das während der Periode der neuassyrischen sargonidischen Könige (8. bis 7. Jh. v. Chr.) besonders akut wurde. Nach gängiger Geschichtsauffassung standen die Assyrer zumindest vor einem Verwaltungsproblem: Wie sollte Babylonien nach seiner Eingliederung in das assyrische Reich verwaltet werden? Wie konnte man Bestrebungen, die assyrische Herrschaft abzuschütteln, in Schach halten? Umstritten ist dagegen die Frage, ob der Konflikt mit Babylonien einen kulturellen Aspekt hatte und in welcher Weise die herrschende assyrische Elite davon beeinflusst wurde. Dieser Aufsatz nimmt diese Frage wieder auf unter Berücksichtigung der früheren, mittlassyrischen Beziehungen mit Babylonien. Die These ist, daß trotz des wichtigen kulturellen Einflusses, den Babylonien auf die sargonidische Führerschaft ausübte, diese darauf nicht einfach mit Begeisterung oder heftigem Widerstand reagierte, sondern sich bemühte, diesen Einfluß zu absorbieren und ihn so zu ersetzen.

I.

The Babylonian imprint on Mesopotamia, culturally speaking, appears to have been so pervasive that not occasionally there has been the tendency to operate as if Babylonian and Mesopotamian culture were essentially the same. To be sure, homage has always been paid to the other main actor on the Mesopotamian scene in the historical periods, Assyria. But of real attention Assyria has received far less than Babylonia; and one can still find traces of the old view, whose roots lie in the Hebrew Bible, that the Assyrian achievement embraced little more than imperial, military conquest. Or as the archaeologist Jacques de Morgan put it, around the turn of the century: *L'Assyrien n'est ni un artiste, ni un littérateur, ni un juriste. C'est un parasite, appuyant l'organisation du pillage sur une formidable puissance militaire.*¹

Fortunately, there have always been those to protest against such one-sided assessments; and particularly in the last twenty or so years, a new round of studies, in such areas as language, literature, art, and religion, have pointed up features which do not seem to have parallels in the Babylonian south. The result has been a growing appreciation for the status of Assyrian culture in its own right, and for the extent of its continuity back even into prehistoric times.

Withal, a good deal of the character of Assyrian civilization, in this long-term continuity, is still to be clarified. An important part of the matter is the native self-understanding - or, more precisely, given the available sources, the self-understanding of the ruling elites in court and temple. To grasp this in its overlapping varieties, however, we cannot focus just on the indigenous, unparalleled features in Assyria. As with any group, we must ask also about influences from the outside. And when we do so, we are brought back inevitably to Babylonia.

For if Assyria can no longer be seen as a barbarian »parasite« of Babylonia, one must nevertheless admit that the Assyrian elites had a special sensitivity to Babylonia and things Babylonian, which they displayed toward no other outsider. The manifestations of this have been noted many times: the composition, for example, of official Assyrian texts in basically literary Babylonian dialects; the permeation of the Assyrian pantheon by gods of Sumero-Babylonian origin; the adoption by the Assyrian kings of Babylonian royal titles; occasionally, even the direct assumption of the Babylonian throne upon the conquest of Babylonia - the only victim of Assyrian conquest so honored. But what such manifestations mean for the self-understanding of the Assyrian elites needs further study.

Most revealing in this regard are a series of episodes, between the high Middle Assyrian period in the thirteenth century B.C. and the end of the Neo-Assyrian in the seventh, in which Assyrian imperial expansion directly collided with the south. And of these episodes the most informative, by reason of its length and the abundance and variety of its sources, is the century of the four Sargonid kings: Sargon II (721-705 B.C.), Sennacherib (704-681 B.C.), Esarhaddon (680-669 B.C.), and Assurbanipal (668-627 B.C.).

II.

What, then, was the »Babylonian problem« for these Sargonids? At minimum, modern scholarship agrees, it was a political and military issue: how to govern a Babylonia which shortly before the Sargonids, under Tiglath-pileser III, had been incorporated into the Assyrian empire, only to prove a highly troublesome vassal. Thanks to a number of recent studies, we can follow in some detail how the Sargonids met this challenge: ruling Babylonia now by loyal natives, by Assyrian deputies, including royal heirs, or directly by taking the Babylonian throne themselves; then by setting native Babylonians in the older cities against »tribal« groups of Chaldeans and Arameans also in the area; lastly, by large-scale measures toward the capital and most important city of Babylonia, Babylon. The latter included Sennacherib's destruction of the city in 689, then its comprehensive rebuilding under Esar-

haddon and Asurbanipal, ca. 680-669, with new, though less severe destruction by Ashurbanipal in 648, in the course of crushing the Babylonian insurrection led by his brother, Samassumukin.²

The tortuous persistence of the Sargonid kings on the governance issue bespeaks its great importance for them. Clearly, Babylonia, once annexed, was just too powerful and strategically located a vassal to be lost without irrevocable harm to the rest of the empire and to the Assyrian heartland as well - the heartland, by this point, needing the empire far more than the empire needed it. But in talking about Babylonia as a problem of governance, one should not miss the ideological actions and expressions - most of them, as one would expect, of a religious import - which permeate our sources on the matter. Many of these are well known; but as their significance is still disputed, perhaps another look at them will not be superfluous.

We begin with a brief review of the principal phenomena:³

1) The Assyrian equation of the national god, Assur, with the Babylonian cosmogonic deity, Ansar, such that Assur can now be found written as Ansar. This equation, obviously facilitated by the phonetic similarity between the two names, is first attested in the reign of Sargon H and continues through the remaining Sargonids. The texts for it come especially from the old Assyrian capital at Assur; and it is there as well that Sargon's successor, Sennacherib, erects a statue to Assur-Ansar.⁴

2) Sennacherib's assertion, in the Bavian inscription, that his attack on Babylon (689) »completely blotted out« the city by flood to its »foundations«, destroying with it Babylon's temples and even smashing its gods, i. e., the divine statues. And all this was done »so that in days to come the site of that city, (its) temples and gods might not be remembered.«⁵ Particularly striking here is the smashing of the gods - it is also noted in a foundation stela from Assur⁶ - for we should have expected Sennacherib to say, following the standard Mesopotamian justification of victory, that he carried off the gods to his homeland (thus demonstrating their approval, without which he could not have done this).

3) The Bavian inscription, however, though not the Assur stela, does not mention the principal Babylonian god, Marduk, and his son Nabu: they appear, in fact, in the introductory list of gods, headed by the Assyrian A3šur, who are invoked by Sennacherib as his guardians.⁷ This mention is all the more significant, as Sennacherib seldom refers to Marduk and Nabu in his official texts, by comparison with his predecessor, Sargon II, and his successors, Esarhaddon and Assurbanipal.⁶

- 4) Similarly, as against these three other kings, Sennacherib does not take for himself the Babylonian royal titles.⁹
- 5) Although the Bavian and Assur stela texts affirm the destruction of the Babylonian divine statues and property, later Assyrian texts record that Sennacherib did bring out from Babylon the throne of Marduk and the ceremonial bed Marduk shared with his consort, Sarpanitu, and set them up in the Assur temple in Assur for Assur-Ansar and his consort, the originally Babylonian goddess Nina¹⁰
- 6) Following his destruction of Babylon, Sennacherib renovates in Assur what he calls a long neglected shrine for the celebration of the New Year's festival, a bit *akiti*. Intended for Assur-Ansar, it is re-established, apparently in Babylonian fashion, on the outskirts of the city; and in it, Sennacherib affirms, he places some of the »dust« from the destroyed Babylon."
- 7) Connected with the establishment of this *bit akiti* are several compositions, two of which are particularly informative: a) a document dedicating persons to service in the shrine, and confirming that the center of the cult there is the god Assur-Ansar, whose statue Sennacherib has fashioned and who is »the king of the totality of the gods, who creates himself, the father of the great gods ... «;¹² and b) the description of the reliefs on the gate of the *bit akiti*, which depict the dramatic battle between chaos and order known from the Babylonian myth of *En ûma ells*, except that here the forces of order are led not by the Babylonian Marduk, but by the Babylonized Assyrian Assur-Ansar.¹³
- 8) These gate descriptions clearly presume a knowledge not simply of *Enlîma ells*, but of *Enûma ells* in the version recovered from the city of Assur, which likewise substitutes Assur-Ansar for Marduk.¹⁴ (The version from Nineveh follows the Babylonian original and retains Marduk.) It may even be that this Assur version was created at the same time as the *bit akiti* of Sennacherib, though this cannot be proved. At the least, its use and elaboration of the Assur-Ansar equation point to a date somewhere in the Sargonid period.
- 9) One more composition may fit here as well: a fragmentary and difficult cultic commentary, which describes some kind of captivity of Marduk under the direction of Assur and other gods.¹⁵ It is extant in versions from Assur and Kalhu, and from Nineveh; and a Sargonid date, after Sennacherib's destruction of Babylon, is indicated by references to Assur as Ansar and to the recent removal of Marduk from the New Year's festivities in Babylon.

Whether the composition in fact belongs to Sennacherib in his post-Babylon years is disputed. Frymer-Kensky has lately argued for a date at the beginning of the reigns of Assurbanipal and Samassumukin, when the Marduk statue was reinstated in Babylon.¹⁶ But the final lines of the text, which she holds to reflect that event, are obscure, and do not readily fit with it.

10) A letter addressed to Esarhaddon, shortly after his assumption of power as Sennacherib's successor. It recalls to him the omen of kingship which he received while still the crown prince: »Esarhaddon will rebuild Babylon and reconstruct Esagila (= the sanctuary of Marduk in Babylon).«¹⁷

11) As noted *sub* 3) and 4), Esarhaddon, followed by Assurbanipal, resumes the use of various Babylonian royal titles in his inscriptions, as well as the mention, rather frequent, of Marduk and Nabu.

12) Esarhaddon has numerous inscriptions composed dealing with Babylon, and they are deposited in Assur and Nineveh as well as in Babylon itself.¹⁸ These emphasize Esarhaddon's elaborate reconstruction of Babylon and its temples, and his restoration of its divine statues and its people, now with all their rights and honors. But in the process several counterpoints appear: a) the prior destruction of Babylon is explained by reference not to Sennacherib, but to the sins of the Babylonians and the willing abandonment of them by Marduk; b) restoration occurs only when the omens become favorable and the Babylonian gods friendly again to their people; c) before the divine statues, especially of Marduk, are returned, they must be fashioned or refashioned - or »born«, in the language of the texts - in the city Assur, in the temple of »the father of gods, Aggur(Angar)«. ¹⁹ Marduk is, in fact, said to be in Assur as the son of Asšur-Ansar, or, as a later inscription, from Aggurbanipal, explains: he »took his seat ... at the feet of the father who begot him.«²⁰

13) Finally, there is the establishment by Esarhaddon's successor, Aggurbanipal, of his monumental library collections in Nineveh, intended to group the bulk of Babylonian literature with the bulk of Assyrian in one setting. Much of the collecting effort, as Parpola's recent work has made clear, occurs in the wake of Aggurbanipal's siege of Babylon and defeat of the Babylonian insurrection led by Samaggumukin.²¹

The actions and expressions we have reviewed all involve the reaction of the Assyrian monarch, and his associated elites, to Babylonian cultural traditions, especially religion. In assessing such actions and expressions historically, we must avoid several extremes. On the one hand, we cannot trivialize them as merely the inconsequential *Spielerei* of isolated court scribes and priests. To do so would not explain, for example, the abrupt changes in the uses of Babylonian royal titles and in the mention of Marduk and Nabu, or the establishment of the *bit akiti* and its rites outside of Assur, all of which bespeak the direct hand of the king. We also cannot assume that even if the king was involved, these actions and expressions were only cynical gestures on his part to placate some kind of public opinion, and reflected no real concern with the effects of Babylonian culture.²² Such cynicism seems incompatible, again, with the effort expended by Sennacherib on the *bit akin*, a central element in the major religious festival of the year, or with the omen of kingship emphasizing the rebuilding of the Esagila temple of Marduk - an omen given to Esarhaddon, whose correspondence and inscriptions are flooded with references attesting to the importance of omens for him.

These actions and expressions, thus, should be taken seriously, as manifestations of the impact of Babylonian culture on the elites of Sargonid Assyria. Yet we cannot overdraw the significance involved. For example, to judge Babylonian culture as *the* factor determining Sargonid policies would be to ignore other, perhaps even more pervasive issues: the practical challenges of governing Babylonia, described earlier; the simple desire to wreak vengeance on the south for killing Assyrian deputies and so refusing to remain a loyal, quiet vassal; the rivalries among the Assyrian royal princes for succession to the throne; etc. We also cannot say that the Babylonian cultural impact was such as to divide the Sargonid elites neatly into »pro-Babylonian« and »anti-Babylonian/nationalist« parties which alternated in power: Sargon II being pro-; Sennacherib, nationalist; Esarhaddon pro-again; and Assurbanipal, nationalist.²³ For while Sennacherib and Esarhaddon, for instance, act differently toward Babylonia, it is plain, as their actions and expressions show, that the first did not avoid nor the second prefer everything Babylonian. Sennacherib's Bavian inscription, after all, affirms the destruction of the Babylonian divine statues at one point and invokes Marduk and Nabu at another.²⁴ And in the texts where Esarhaddon talks about the return of the statues to Babylonia, he makes it clear that they must first be »born« under the aegis of Assur-Ansar.

How, then, should we understand the actions and expressions we have been discussing and the cultural impact they reflect? I should like to propose

that they are the manifestations of a particularly Assyrian ideology, consciously playing upon its Babylonian foundation. In promoting this, the key figure among the Sargonid kings appears to have been Sennacherib, and the basic thesis to be advanced, that Assyria was to be the new center of Mesopotamian culture, built literally upon the ruins of the old center in Babylonia. In other words, Sargonid policy toward Babylonia had as one of its aims to »out-Babylonize« - but with an Assyrian twist - the Babylonians.

Perhaps »ideology« is too rigid a term for what I am suggesting, since the actions and expressions at issue do not fit together into a perfect system, indeed exhibit different emphases and tensions. But if we think at least of a compelling ideological tendency, our phenomena begin to make sense and even to reveal an underlying coherence. For one thing, we can understand why the Sargonids did not simply equate their national god, Assur, with the principal Babylonian deity, Marduk, but instead with Ansar, the deity who was older in the Babylonian reckoning of divine descent. The point was not to show Assur's *interchangeability* with Marduk, but his *superiority* - older is better - and yet to do so within the Babylonian system of theogony.

The textual or what might be called the »scriptural« side of this argument appears in various texts we have surveyed. Thus, in the Assur version of the Babylonian *Enûma êlls*, Assur-Ansar's place in the divine order is laid out. Significantly, the Assur reviser leaves intact the opening section of Tablet I, which presents the primordial genealogy:

Apsu = Tiamat
 Lahmu = Lahamu
 Ansar = Kisar
 Anu
 Ea (= Damkina)²⁵

It is not until I: 81-84, when the Babylonian text introduces Marduk, the son of Ea and Damkina, that the reviser substitutes Assur, written Ansar, the son of Lahmu and Lahamu.²⁶ Assur appears, in short, as Ansar *redivivus*; and the effect is to call up the beginning of the text and to make us see that Assur has not merely replaced Marduk, but is, indeed, superior to him as well as to Anu, Ea, and Damkina - i. e., to all the gods in the list who are actually worshipped in Babylonia. In this new scheme, Assur's only superiors are the cultically otiose deities, Apsu, Tiamat, Lahmu, and Lahamu.

Two other texts we have noted demote even these deities, putting Assur at the head of the genealogy. Thus, in the document dedicating personnel to the Assur *bit akiti*, Assur-Ansar is said to be the god »who creates himself, the father of the great gods«,²⁷ while in the captivity of Marduk commentary, the opening lines of *Enûma êlls* are quoted, but here in a version that substitutes Assur-Ansar for Apsu and Tiamat as the original deity: »When heaven and earth were not yet created, Assur (ANSAR) (already)

existed.«²⁸ As for Marduk, whether or not the captivity text alludes to his return to Babylon, what is central in it is that he is held prisoner under Assur's direction, before whom, it appears, he has to answer charges.

These texts, then, form the »scriptural« side of the argument for Assur's superiority within the Babylonian divine order. The practical or »ritual« steps, as others of our sources indicate, are taken by Sennacherib in two stages:

- 1) The destruction of Babylon. The unusual emphasis in Sennacherib's inscriptions on the utter rooting out of the city's foundations and the smashing of its gods (statues) and temples, signals that this is no routine conquest, but an effort to neutralize, on its own soli, the imperium of Babylon and its gods. Consistent with this intent is Sennacherib's avoidance of Babylonian royal titles and infrequent mention of Marduk and Nabu. And the fact that one of the few mentions of the two gods comes in the Bavian account of the destruction of Babylon, where they appear among Sennacherib's divine guardians, may be meant to show their own acquiescence in the loss of their home base.

- 2) The transfer of the Babylonian imperium to Assyria, especially to the city of Assur. Here we should understand a) Sennacherib's removal of the throne and bed of Marduk and Sarpanitu to Assur for Assur-Ansar and Ninlil; and b) his reactivation, in Babylonian fashion, of the *bit akiti* outside of Assur, with its several new features: the »dust« of the destroyed Babylon, whose deposit in the shrine, as we may now suggest, serves to consecrate it; a place for the statue of Assur-Ansar; and the gate reliefs, which put on public display, as it were, the new »scripture« created by the Assur version of *En ima elii*. In none of these projects, significantly, does Marduk play an active role. Indeed, whatever the real fate of his statue in the destruction of Babylon, he apparently enjoys no worship in Assyrian official circles during the latter part of Sennacherib's reign. Ideologically, thus, he remains neutralized, even as the traditions of and around him are absorbed into the new Babylonized Assyrian realm.

The ideology we have been discussing must have been aimed primarily at the Assyrian ruling elites. But within these, it will have been noticed, Sennacherib's activities assumed a special role for the city of Assur, not for Nineveh or Kalah. This is no accident. As the oldest Assyrian capital and still its ultimate center, Assur was the ultimate conservator of the Assyrian past and so formed the counterpoint to Babylon's well-known venerability. But more was involved. The elites in Assur, as other sources intimate,²⁹ appear not to have liked being displaced by the newer capitals of Nineveh, Kalah, and (briefly) Dur-garrukin, and to have had doubts about certain excesses com-

mitted in the realization of the policy of imperial expansion. Sennacherib's destruction of Babylon may have been seen as one of those excesses; and Sennacherib, accordingly, may have been anxious to demonstrate that the destruction meant a revived place for Assur in the new order.

In any case, some kind of uneasiness over the fate of Babylon and its cultural traditions must have developed in Assyria as well as, of course, in Babylon. Otherwise we cannot explain the concern and effort with which Esarhaddon and Assurbanipal sought to restore the southern capital and its shrines, and to proclaim this restoration - both to the Assyrian and to the Babylonian elites - in official inscriptions, in the resumption of Babylonian royal titles, and in the renewed mention of Marduk and Nabu. Yet in turning away from Sennacherib's policy of neutralizing Babylon, his successors never condemn him for it officially,³⁰ and do not abandon the other focus on Assyria as the *Kulturzentrum*. Thus, the references in their texts to Marduk as the son of A sur-Angar, under whose aegis he and the other Babylonian gods are »born«. And thus, the building up of the Assurbanipal library in Nineveh - the fact that much of it comes as war booty from Babylon is especially significant in this context³¹ - as the greatest collection in Assyria and Babylonia.



There is, in sum, a certain continuity to the ideology we have been examining, despite its various twists and turns. What is equally important is that it did not appear only in the Sargonid period. Something of the same set of problems and responses surfaces at an earlier phase of the Assyrian-Babylonian encounter, when our sources are also rather full: the high Middle Assyrian period, especially the reign of Tukulti-Ninurta I in the second half of the thirteenth century B.C.³³ Here, too, the god Aggur is exalted over the Babylonian Marduk in Babylonian theogonic terms, though as the »Assyrian Enlil« (71111 *assurû*), not as Aasgar. Here, too, Babylon the city is sacked, its Marduk statue removed (though not destroyed or disposed of), and a Babylonian-style *akitu* festival instituted in the old capital at Assur (in honor of Marduk, however, whose worship is not avoided). Here, too, is a proliferation of Assyrian literary compositions, commenting on the events of the day and built on, but creatively reworking Babylonian themes and structures from an Assyrian perspective, the most notable of which is the Tukulti-Ninurta Epic. And finally, here, too, is an effort to create a centralized literary collection in Assyria, by gathering up - also in the wake of the sack of Babylon - the principal tablets in the Babylonian libraries.

The parallels just enumerated seem too close to be fortuitous, and that

suspicion is happily confirmed by one last fact that we may note: among the booty taken by Sennacherib in his destruction of Babylon was a Babylonian (Kassite) royal seal, which, he indicates, he brought out because it had been removed 600 years before by Tukulti-Ninurta I in his sack of the city, but then returned in the interim.

The point, I hope, is clear: Tukulti-Ninurta's response to Babylonia and its culture, and that of the Neo-Assyrian Sargonid kings are not merely parallel; they are, at the most, crests in a centuries-long continuum of confrontation between Assyria and Babylonia. The very reappearance of the cultural issue in that confrontation suggests that it was an intimate part of it, not an isolated fantasy of a few native scholars or a cynical, propagandistic excrescence of the official documents. The Assyrian ruling elites, thus, had to deal with Babylonia not only politically and militarily in the narrower sense, but also culturally - to find a way to neutralize and appropriate what they evidently felt was a Babylonian cultural superiority. Indeed, in the final analysis, it is artificial to keep political, military, and cultural issues separate. They interpenetrated; and it was precisely the fact that the Babylonian problem was not merely a technical, administrative one, but challenged on so many levels, going straight to the heart of the self-understanding of the Assyrian elites, that made it so pressing and so intractable 35

Notes

Abbreviations follow those in R. Borger, *Handbuch der Keilschriftliteratur I-III* (Berlin: 1967-1975).

1 Quoted from R. Labat, *CRAIB* 1972, 670.

2 E. g., J.A. Brinkman, *JCS* 25 (1973), 89-95; G. Frame, *Babylonia 689-627 B.C.: A Political History* (Ph.D., Chicago, 1981); L.D. Levine, *JCS* 34 (1982), 28-58.

3 The following list is not meant to be exhaustive. See generally H. Tadmor, *Eretz-Israel* 5 (1958), 150-163; B. Landsberger, *BBEA*. I am also most grateful to Prof. H. Tadmor for a number of illuminating discussions of these phenomena, especially for bringing to my attention and explicating the two *bit akiti* texts described below as No. 7: cf. his paper »Monarchy and Elites in Assyria and Babylonia,« forthcoming in S.N. Eisenstadt (ed.), *The Origins and Diversity of Axial Age Civilizations* (State University of New York Press). I should note, however, that the connections between these two texts and the Assur version of *Enûma ellû*, proposed later in the present paper, are my own responsibility.

4 Tadmor, *Eretz-Israel* 5 (1958), 159-160; *idem*, *JCS* 12 (1958), 82.

5 D.D. Luckenbill, *Senn.*, 83-84:48-54.

6 *Ibid.*, 137:36-37.

7 *Ibid.*, 78:1.

- 8 R. Borger, *BiOr* 29 (1972), 34.
- 9 J.A. Brinkmann, *JAOS* 103 (1983), 35.
- 10 Landsberger, *BBEA*, 25-26.
- 11 Luckenbill, *Senn.*, 135-139; E. Ebeling, *SPAT*, 3-5; G. van Driel, *Cult*, 57-58, 163.
- 12 Ebeling, *SPAT*, 4-5:7-8.
- 13 Luckenbill, *Senn.*, 139-142.
- 14 H. Zimmern, *MVAG* 21 (1916), 213-225.
- 15 T. Frymer-Kensky, *JAOS* 103 (1983), 131-141, with review of previous studies.
- 16 *Ibid.*, 140-141.
- 17 The letter is *ABL* 1216. See, e. g., R. Labat, *RA* 53 (1959), 113-118 and S. Parpola, in B. Alster (ed.), *Death in Mesopotamia* (Copenhagen, 1980), 179-180: n. 41.
- 18 R. Borger, *Asarh.*; Brinkman, *JAOS* 103 (1983), 35-42.
- 19 Borger, *Asarh.*, 83:24, 35.
- 20 M. Streck, *Assurb.* II, 242-243:23-25; 244-245:36-41.
- 21 S. Parpola, *JNES* 42 (1983), especially 10-12.
- 22 Landsberger, *BBEA*, 15-16, *passim*; less extremely, P. Garelli, in A. Finet (ed.), *La voix de l'opposition en Mésopotamie* (Brussels, 1973), 193-197. For a reaction to Landsberger, see Borger, *BiOr* 29 (1972), especially 35-36.
- 23 Discussion of representative opinions in Landsberger, *BBEA*, 14-16. Tadmor, *Eretz-Israel* 5 (1958), 150-163, tends in this direction, but is more careful and nuanced, *pace* some of the criticisms of Garelli, in *La voix* (above n. 22), 193-197.
- 24 Garelli, in *La voix* (above n. 22), 197-198, though he draws different conclusions.
- 25 E. Ebeling, *KAR* No. 118: obv.
- 26 *Ibid.*, No. 117: rev 3-6 (= I: 81-84).
- 27 Ebeling, *SPAT*, 4-5: 7-8.
- 28 Frymer-Kensky, *JAOS* 103 (1983), 134, 136:53*-54.
- 29 Garelli, in *La voix* (above n. 22), 191, 209-210; A.L. Oppenheim, in H.D. Lasswell *et al.* (eds.), *Propaganda and Communication in World History* (Honolulu, 1979), 123-133.
- 30 A possible exception may occur in a psalm to Nabu, *STT I*: No. 65, as interpreted by I.M. Diakonoff and E. Reiner (I.M. Diakonoff, in *AS* 16 [Chicago, 1965], 344: n. 9).
- 31 Even so, A1i;urbanipal's siege of Babylon in 648 had neither the goal nor the result of obliterating the city, as in Sennacherib's case.
- 32 One is tempted to include here as well the fact that despite Esarhaddon's claims or promises of doing so, the main statue of Marduk was not returned to Babylon until the reigns of his sons, Allurbanipal and S.ama ,Iumukin. Many reasons probably were involved in this, but could not one of them have been Esarhaddon's hesitancy to give back to the citizens of Babylon their central cultural symbol, which might prove a rallying point for new trouble, both from them and from discontented Assyrian elites? In other words, would not Marduk's continued residence in Assur have been »living« proof of the ideology of Assyria as cultural - and political - center? On this possibility, it becomes significant that the Marduk statue is returned only at the accession of an *Assyrian* royal son, SamaSIumukin, as Babylonian king..

33 P. Machinist, *CBQ* 38 (1976), 455-477, with references to other studies.

34 E.F. Weidner, *ITN*, 37-38: n. 29.

35 What we have been describing was not, of course, unique to Assyria. Potentially illuminating analogies can be observed, for example, in the history of the Roman advance into the eastern Greek world during the second and first centuries B.C. For a concise orientation, see M. Crawford, *The Roman Republic* (London, 1984), 74, 84-89, 112-113.

Christian Meier
Die Griechen und die Andern*

Wer die Griechen waren, das wissen Sie - vielleicht; wer die Andern sind, mögen Sie sich fragen. Mir geht es eher umgekehrt: ich frage mich, wer die Griechen waren, und weiß, daß die Andern, von denen hier die Rede ist, alle Andern sind, mit denen wir sie vergleichen, ja genauer noch: an denen allen zusammen wir vielleicht etwas studieren können, was wir brauchen, wenn wir von den Griechen das wissen wollen, worum es hier geht, nämlich: wer sie waren. Womit ich nicht sagen will, daß ich über die Andern mehr wüßte als über die Griechen. Das Gegenteil ist der Fall.

Damit ist schon klar, daß es hier sehr viel mehr um Fragen als um Antworten geht - um den Aufweis einer Problematik nämlich, die eigentlich die wichtigste zentrale Problematik der Altertumswissenschaften sein sollte, obwohl sie sie nicht beschäftigt. Wo auch käme sie sonst hin? Auch für Wissenschaften gilt ja das Gesetz Parkinsons, wonach im Vorstand einer Firma über die Frage, ob in der Frühstückspause Bohnenkaffee gereicht werden soll, viele Stunden lang, über diejenige, ob der Fahrradständer ein Dach bekommen soll, auch noch eine ganze Weile diskutiert wird, hingegen nur minutenlang über diejenige, ob für viele Millionen eine Investition vorgenommen werden soll. Denn mit der Wichtigkeit der Gegenstände nimmt die Zahl derer, die mitreden können, ab.

Einer der wichtigsten Erträge des ruhigen, zusammenhängenden Nachdenkens am Kolleg war für mich, daß ich mir über die Wurzeln vieler Ratlosigkeit, die mich seit Anfang meiner historischen Studien und zunehmend gequält haben, einigermaßen klar wurde. Dadurch kam ich auf neue, auf konsequentere Weise zur Frage nach den Andern. Es ist nicht unbedingt Reduktion, sondern oft nur die Kunst des Ausblendens oder Ignorierens der Komplexität, was Wissenschaft reichlich und rasch zu Papier kommen - und werden - läßt. Beherrscht man sie nicht oder schlecht, so braucht man viel länger; das wußte ich. In Wirklichkeit, das habe ich jetzt gelernt, muß man den Spieß umdrehen, muß ganz bewußt und umfassend auf vielfältige Weise anderes einbeziehen, wenn man über eigene Gegenstände sich äußert. Was das bedeutet, möchte ich hier an einigen Problemen vorführen. Es geht um eine Besinnung aus einer gewissen Distanz, nicht um den Versuch, Erkenntnis weiterzutreiben (obwohl der darin enthalten ist), sondern um die Frage, wie überhaupt für bestimmte zentrale Themen Erkenntnis zu erzielen ist.

* Vortrag am Wissenschaftskolleg vom 19.6.1985 (überarbeitete Fassung)

Um die These vorwegzuschicken: die Frage nach der Besonderheit der Griechen, nach vielen ihrer Besonderheiten kann nur beantwortet werden, wenn man sich ein »Sachwissen« über die möglichen Zusammenhänge erarbeitet, die dort in besonderer, in griechischer Form begegnen; Zusammenhänge etwa der Faktoren, die sich im historischen Prozeß einer Kulturbildung auswirken, oder diejenigen, zu denen sich anthropologische Eigenarten tilgen. Ein solches Sachwissen kann sich bei aller Einzigartigkeit der Griechen nur aus dem Vergleich mit ähnlichen oder doch parallelen Zusammenhängen in anderen Kulturen ergeben; und es müßten Gegenproben an ihnen möglich sein. Insofern brauchen wir das Studium der Andern zur Erkenntnis der Griechen.

Es ist im Grunde der alte, im großen Stil vergleichende und auf ein allgemeines Sach- und Zusammenhangswissen zielende Ansatz Max Webers wieder aufzunehmen, nachdem er nun mehr als zwei Generationen alt ist, gewiß für die Betrachtung des Altertums bestenfalls - und selten genug - erreicht, in Wirklichkeit aber längst erneuerungsbedürftig. Die Frage also resultiert aus der Alten Geschichte, welche allerdings ihre Antwort allein aus der Hinterlassenschaft der Griechen, die sie untersucht, nicht geben kann.

Was waren das für Menschen, die da zum ersten Mal in der Weltgeschichte Demokratien hervorbrachten, eine Kunst, die Menschen und Götter in einer Weise anthropomorph bilden konnte, daß es nach unserem Verständnis schon kaum mehr menschenähnlich ist; denn wir wissen ja, wie wenig anthropomorph Menschen sind, wie einseitig man zumindest in weitesten Teilen der Kunstgeschichte offenbar Anlaß hatte, sie darzustellen; hier dagegen sind sie ungemein umfassend, präsent, gespannt und gelassen zugleich, souverän, anmutig und maßvoll in hohe Vollkommenheit gesteigert. Wie konnte solch eine Kunst, in der Klassik, schön, also auch wahr sein?

Was - weiter - waren das für Menschen, denen die abendländische Philosophie zu verdanken ist, die Tragödie, die Geschichtsschreibung - und in einem wesentlichen Sinne wohl die westliche Kultur überhaupt?

Man weiß, daß alle Menschen gleich sind, indem sie Menschen sind. Wie weit diese Gleichheit reicht, ist freilich unklar. Habsucht, Ehrgeiz, Furcht sind nach Thukydides die wichtigsten Antriebe, und sie werden es sein, solange die menschliche Natur sich gleichbleibt. Konrad Lorenz würde die Aggression hinzufügen. Freilich prägt diese menschliche Natur sich nach Thukydides je verschieden aus, in frühen anders als in entwickelten Gesellschaften, in Athen anders als in Sparta, im Frieden anders als im Krieg. Gerade im Krieg aber zeige sie sich besonders unverhüllt. Die Decke der Zivilisation, so hätte nicht erst Freud, sondern schon Thukydides sagen können, ist dünn.

Gleichwohl gehört zu den wichtigsten Charakteristika des Menschen seine Bildsamkeit. Dieses Wesen ist - nach Musil - ebenso leicht der Menschenfresserei wie der Kritik der reinen Vernunft fähig. »Ich will behaupten«, schreibt er, »daß ein Menschenfresser, als Säugling in europäische Umgebung eingepflanzt, wahrscheinlich ein guter Europäer würde, und der zarte Rainer Maria Rilke ein guter Menschenfresser geworden wäre, wenn ihn ein uns ungünstiges Geschick als kleines Kind unter Südseeleute geworfen hätte«.

Was allerdings der Einzelne, rechtzeitig verpflanzt oder auch: wenn er ungebildet genug ist, an Bildsamkeit besitzt, das besitzen ganze Völker so leicht nicht. Da befestigt und verschränkt sich vieles, wird manches eröffnet, anderes versperrt, so daß sie, mindestens in bestimmten Epochen, ihre Angehörigen tief und umfassend prägen können - bei allen Unterschieden, die das im Laufe der Geschichte annehmen kann. Auch die Weise, in der ein Volk in bestimmten Phasen seiner Geschichte höchst individuelle Charaktere hervorbringen kann, ist nach Kant Ausdruck seines Nationalcharakters.

Wenn dabei der eine oder andere - oder gar viele - Besonderes schaffen, so liegt das also gewiß nicht allein an ihrer speziellen Begabung, sondern auch an der Weise, in der ihre Gesellschaften in bestimmten Situationen ihnen Begabung zu entfalten erlauben. Dann ist ein Caesar, ein Leonardo, ein Shakespeare oder Goethe möglich - während ähnliche Begabung (wie es sie nach statistischer Wahrscheinlichkeit immer gibt) sonst vielleicht nur ein Sich-Aufreiben an der Mediokrität oder das Aussteigen übrig läßt. Wenn im Hof der Uffizien fast alles portraitiert ist, was in der Renaissance Rang und Namen hat, und fast alle aus Florenz und der Umgebung stammen, so kann man dies ja wohl nicht auf die besonderen Rassen- oder Wetterumstände in der damaligen Toscana zurückführen. Es müssen damals vielmehr, um Thukydides fortzuspinnen, Gesellschaft, Epoche und Situation in besonderer Weise geartet gewesen und zusammengekommen sein.

Fragt man also, warum die Griechen so anders waren als die andern, so zielt das nicht auf die Einzelnen unter ihnen. Es zielt auch nicht auf Anlagen, die sie von vornherein gehabt haben und dann von Situation zu Situation je neu aktualisiert hätten. Sie sind vielmehr so sehr Schöpfer wie Geschöpfe ihrer Kultur und ihrer selbst. Leute machen, wie Musil sagt, Kleider, und diese wieder machen Leute. Wir haben keine Anhaltspunkte für besondere Volksbegabung oder gar spezifisch griechische Gene, sondern nur für bestimmte Angewohnheiten, die sie sich aneigneten, Bedingungen, die sie vorfanden oder sich schufen; die irgendwann sich auch verfestigten in einem Rahmen, der dann lange bestand; zwar brüchig werden, altern, bröckeln konnte - aber doch die Form blieb, die ihnen eigen war. Irgendwann erfolgen ja solche Festlegungen, die dann zugleich Alter-

nativen abschneiden. Doch wie immer das sei: hier ist jedenfalls keine spezielle griechische Anthropologie vorauszusetzen, aus der sie dies und jenes geschaffen hätten, sondern nach der anthropologischen Dimension ihrer Geschichte zu fragen, nach der Geschichte ihrer Weise, Menschen zu sein, für sich und mit andern, folglich in der Welt zu stehen und sich in ihr zu orientieren, auszudrücken und ihr Gehäuse zu schaffen. Warum wurden sie dabei so besonders? Und wie ist ihre Besonderheit genauer zu bestimmen?

Als erste große Eigentümlichkeit und als das größte Rätsel der griechischen und vielleicht der Weltgeschichte überhaupt sticht ins Auge, daß hier die Kulturbildung aus der Mitte der Gesellschaft heraus erfolgte. Wo immer sonst Hochkulturen entstanden, in Ägypten, Mesopotamien, Kreta, Indien, China, Mittelamerika und sonst - soweit wir wissen, geschah es stets von monarchischen Instanzen aus (wohl auch in Israel, obwohl die Dinge dort besonders lagen). Sie prägten sich so tief in die Gesellschaft und deren Denken und Vorstellen ein, daß offenbar jeder Weg zu einer nicht-monarchischen Ordnung endgültig verstellt war und blieb. Monarchie oder Chaos war die Alternative. Die europäischen Monarchien der Neuzeit sind die einzigen kräftig ausgebildeten monarchischen Herrschaftsformen der Weltgeschichte, die sich von Innen heraus durch eine neue, eine republikanische und dann demokratische Ordnung überwinden ließen. Sie bewahrten sich bei aller Prägung sehr viel evolutive Offenheit (um den Fachausdruck der Evolutionstheorie zu gebrauchen), wohl zumal auf Grund des von vornherein vorhandenen Gegensatzes von politischen und geistlichen Instanzen, also: der Erbschaft der Antike, nicht zuletzt der Griechen.

Wie man Hochkulturen genauer bestimmt, möchte ich offenlassen. Hier mag es genügen, daß Kulturbildungen wohl jedenfalls die Antwort auf eine tiefe Erschütterung überkommener Lebensordnungen darstellen und daß sie auf vielfältige Weise in einer Differenzierung bestehen. Überall sonst erfolgt diese zugunsten einer Gesellschaftspyramide (grob gesagt), an deren Spitze der Monarch steht; bei den Griechen hingegen zugunsten einer Gruppe primär Zugehöriger, unter denen zunächst der Adel maßgebend, die aber zu Nicht-Adligen offen war, sich freilich zu Unfreien, zu Nichtbürgern, mit der Zeit auch zu den Frauen sehr scharf abgrenzte. Und was immer den Reiz des Archaischen daran ausmacht, ihre eigentliche Blüte erreichte sie erst im 5. Jahrhundert, in der Zeit, da die Demokratie oder deren unmittelbare Vorform entstand, und sie war aufs Engste damit verbunden.

Was sich über die frühen Phasen und die Vorgeschichte ausmachen läßt, ist in Kürze dies: der kritische Prozeß beschleunigter Veränderung beginnt offenbar in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. Vorher hatte der Ägäis-Raum den Zusammenbruch der mykenischen Kultur und eine Reihe von Einwanderungen erlebt. Alles spricht dafür, daß die mykenischen

Reiche aus inneren Gründen erheblich geschwächt worden waren; man scheint dort zuletzt »kulturmüde« gewesen zu sein. So hatten die Völkerscharen, die von Norden andrängten, ein leichtes Spiel. Einen Teil des Landes nahmen sie selbst in Besitz, in andern hielten sich die Vorbewohner. Zugleich wurde auf den Inseln und an der kleinasiatischen Westküste neues Land eingenommen. Überall ging die mykenische Verwaltung und Kultur, selbst die Schrift, total verloren. Es blieben Kulte (wohl in veränderter Form), Göttervorstellungen, die zum Teil am Land hafteten, und Erinnerungen, die in das Epos eingingen.

Man lebte künftig - seit etwa 1000 v. Chr. - zumeist in kleinen, politisch selbständigen Gemeinwesen. Das Land befand sich im Eigentum vieler Familien, darunter regelmäßig auch freier Bauern. Man ernährte sich von Weidewirtschaft und zunehmend von Ackerbau. Jagd und Raubzüge kamen hinzu. Die Geographie lockte zu Schiffbau und Schifffahrt, und da sie so sehr über See liefen, also nicht eingezwängt waren in unmittelbar vorgegebene Nachbarschaft (sowie die damit verbundenen Interessen), werden die Verbindungen dadurch vielfältiger, freizügiger, offener, wird der Horizont weiter gewesen sein.

Die Mittel waren begrenzt. Selbst große Herren hatten kaum mehr als kleine Güter. Entsprechend waren die sozialen Differenzierungen, die es gab, relativ gering. Eine Art von Adel hob sich aus der Reihe der übrigen heraus, aber kaum sehr weit; der König konnte nicht mehr sein als ein *primus inter pares*. Ein besonders charakteristischer Zug dieser Gesellschaft war, wie Moses Finley gezeigt hat, der Gabentausch; hier haben ethnologische Kenntnisse über Andere die Altertumswissenschaft schon stark befruchtet.

Nachdem man aber zwei bis drei Jahrhunderte eher vor sich hingelebt, wohl einen gewissen Wohlstand angehäuft, zusätzlich Land gerodet, die Wirtschaft verbessert, allmählich wohl auch Handel zu treiben begonnen hatte, geriet diese Welt in Bewegung. Sicher ist, daß die Bevölkerung rasch anstieg, daß der bisherige Rahmen nicht ausreichte, sie zu ernähren, und daß dem Handel ins westliche Mittelmeer und dann auch nach Norden und Süden eine große Kolonisationsbewegung folgte: sehr viele Städte wurden gegründet, die Küsten des Mittelmeers und des Schwarzen Meers weithin mit griechischen Kolonien gesäumt. Vor allem ging es um die Versorgung mit Ackerland.

Zu Beginn der Kolonisation hatten die Monarchien fast nirgends mehr etwas zu bedeuten. Die außerordentliche Aktivität ging von einem weiten Kreis von Adligen aus, und entsprechend breit verteilten sich die Gewinne aus Kolonisation, Handel, Seeraub, Geschenken; an Ruhm, Kenntnissen und Initiative. In den griechischen Städten regierten künftig Oligarchien.

Mit der wachsenden Seefahrt intensivierten sich aber auch die Verbin-

dungen nach Osten, zumal nach Syrien und Ägypten. Eine Unsumme von Gütern und Kenntnissen, von Mythen, Vorstellungen, aber auch Wünschen, ja Ansprüchen gelangte von dort zu den Griechen. Indem sich die Ansprüche und Wünsche nach orientalischen Maßen richteten sowie nach dem, was die Erfolgreichsten unter den Griechen und die wohlhabendsten ihrer Städte verwirklichten, stiegen sie gleichsam explosionsartig. Da die Mittel und Möglichkeiten das jedoch viel weniger taten, kam es mit der Zeit zu einer schweren Krise. Wer es konnte, bereicherte sich, so gut es ging - an Gemeindegut, durch Ausbeutung der Bauern, die zunehmend in Schulden gerieten, schließlich zum Teil verklavt wurden; aber auch durch immer mehr Raubzüge. Zudem verbanden sich mit den vielfältigen Möglichkeiten, etwas zu gewinnen, große Risiken. Während die einen viel reicher wurden, wurden die andern viel ärmer. Die Folge waren Empörungen, Aufstände, ein Bruch mit zahlreichen Überlieferungen, eine tiefe wirtschaftliche, gesellschaftliche, rechtliche, auch religiöse, politische und ethische Erschütterung.

Sie war, mindestens in den bewegteren Städten, vom Adel nicht einzufangen. Damals usurpierten verschiedentlich Tyrannen die Herrschaft. Erstmals gab es kräftige Monarchien. Aber nirgends gelang es ihnen, ihre Herrschaft auf Dauer zu verwurzeln, fast nirgends, sie über ihre Stadt hinaus zu vergrößern. Weder konnten sie ihre Lösung noch sich als Lösung der Krise den Gemeinwesen oktroyieren (wobei die Ausnahme, die Sizilien in gewissem Sinne bildet, beiseite bleiben mag).

So zog sich die Krise hin. Und da keine Macht vorhanden war, die von sich aus eine neue Ordnung hätte installieren können, übrigens auch keine, die die Intelligenz der Zeit hätte an sich binden und auf sich hätte konzentrieren können, entstand eine neue Instanz: man kam immer mehr dazu, den Ausweg im Rat weiser Männer zu suchen. Stets, schon bei der Koloniegründung, hatte es unter den Griechen ein Nachdenken über das Zusammenleben in den Poleis gegeben. Die Vielzahl der Städte mit der großen Zahl von Lösungsversuchen muß es in der Krise stark angeregt haben. Mit der Zeit kam jedenfalls ein ausgebildetes politisches Denken auf (das seinen Kern in Delphi gehabt zu haben scheint). Es gewann eine gewisse Autonomie insofern, als es primär eigenen Gesetzen folgte. Wieweit immer Einzelne den Wünschen von Machthabern willfährig waren, der Kreis politischer Denker im Ganzen fand seinen Stolz darin, je das Beste für die Betroffenen zu raten. Da hatte man es mit Vielen zu tun, entsprechend war man relativ unabhängig. Man kam darauf, ein Ordnungsmodell hinter dem status quo zu vermuten.

Es war abgelöst aus der schlechten, konfliktreichen Realität, die man vorfand. Man vermutete dahinter das Bild rechter Ordnung, ohne Konflikte, ohne unbeherrschbare Prozesse. Verloren etwa die Bauern ihren Boden

und die Freiheit, so empörten sie sich. Folglich gehörten Bodeneigentum und Freiheit der Bauern zur rechten Ordnung. So etwa muß man geschlossen haben. Das Konzept war konservativ gedacht, zugunsten der Notleidenden und Bedrohten. Aber es ermöglichte die Unterscheidung von status quo und rechter Ordnung. Als man dann erkannte, daß den Bauern letztlich nicht zu helfen war, wenn sie nicht die Gelegenheit erhielten, sich selbst zur Geltung zu bringen, wurden Institutionen ersonnen, um ihre Mitsprache zu installieren, wurden unter ihnen Ansprüche, Einsicht, Fähigkeit erweckt - so daß erklärlich wird, wie sie schließlich dazu kamen, etwas zu schaffen, was sonst nur möglich war aufgrund griechischen Wissens: unsere Väter wußten ja immer schon, daß Demokratien möglich sind, bevor sie sie schufen. Woher sollten die Griechen es wissen, da sie keine Griechen vor sich hatten? Hier, in ihrem politischen Denken, liegt vermutlich die Lösung.

Es war gleichsam ein Abenteuer, zu dem sie aufbrachen, indem sie ihre Sache aufeinander statt auf eine höhere Instanz stellten. Das Abenteuer wurde approbiert, als sie die Perser bei Salamis abwehrten, nicht nur ihre Freiheit verteidigten, sondern - im Rückschlag - die Möglichkeit zu großer Politik, was damals zumal Krieg hieß, erhielten, aus der die Demokratie selbst entstand, in der auch die Untersten mitsprachen (nachdem man vorher nur eine Vorstufe dazu erreicht hatte).

Soweit in Kürze die Geschichte. Sie klingt plausibel. Aber Geschichten haben es an sich, daß sie einem Sog zur Konsistenz unterliegen. Man muß sie also gegen den Strich lesen. War es eigentlich von vornherein wahrscheinlich, daß die Griechen diesen Weg nahmen?

Vom Ausgang her gesehen spricht manches für eine »Entwicklung«: Die Monarchien, die herrschaftliche Komponente überhaupt in der Polis sind von Anfang an schwach; es gibt schon bei Homer Rat und Volksversammlung, einen Versammlungsplatz auf dem Markt; es gibt eine relativ freie Auffassung von den Göttern, was gegen jede priesterliche Macht zu sprechen scheint. Und die Helden des Epos haben unverkennbar eine ganze Reihe von Zügen, die die Griechen auch der späteren Zeit auszeichnen, insbesondere jenes auffällige Streben nach Eigenständigkeit, nach »Autarkie«, wie es später heißt.

Allein, ob wirklich in andern Völkern die Monarchien in dem Zeitpunkt, da die Erschütterungen vor dem Kulturbildungsprozeß einsetzten, regelmäßig stärker waren als die griechischen, ist sehr zu bezweifeln. Wahrscheinlich liegt das Besondere der Griechen also weniger in der Schwäche des ursprünglichen Königtums als in der Tatsache, daß sie im Laufe dieses Prozesses nicht überwunden wurde - und daß dieser Prozeß in entscheidenden Phasen sogar ohne Monarchen stattfinden konnte. Dann ist die Schwäche der späteren Usurpatoren, der Tyrannen, das eigentlich Kennzeichnende. Volksversammlungen kannten auch die Inder, die Perser,

kannte man vermutlich im alten Mesopotamien (übrigens auch bei den Zulus in Afrika und bei vielen anderen). Wie will man wissen, ob die Volksversammlungen der Griechen in früher Zeit so ausgebildet waren, daß sie bessere Überlebens- und Entfaltungschancen gehabt hätten als die der anderen? Statistisch erscheint es jedenfalls als wahrscheinlicher, daß frühe Volksversammlungen im Laufe der Kulturbildung unterdrückt werden. So könnte es sehr wohl sein, daß die Kontinuität der Volksversammlung bei den Griechen nichts »Natürliches«, sondern ein besonderes Rätsel darstellt.

Was die Religion angeht, hat Max Weber gemeint, Respektlosigkeit gegen die Götter, wie sie sich im Homer findet, habe nur im Gefolge von Wanderungen entstehen können, wo man nicht an alten Tempeln und Gräbern zu leben hat. Aber Teile der Vorbevölkerung waren schon viele Jahrhunderte im Land, und sie unterschieden sich religiös kaum von den andern. Außerdem täuscht unsere Überlieferung: Homer steht nur für einen Teil, einen besonders lichtvollen, uns zugewandten Teil der damaligen Religiosität. Es fragt sich auch hier, wieweit die frühe Religion der Griechen sich von der vergleichbarer Völker unterscheidet, was nur ein intensiver Vergleich mit den andern klären kann. Und es ist ganz offen, ob das Auszeichnende der Griechen nicht auch in diesem Punkt darin besteht, daß sie eine so freie, das heißt von politischen und sakralen Instanzen so wenig in Dienst genommene Religiosität nur deswegen haben bewahren können, weil eben Instanzen, die daran etwas hätten ändern können, sich kaum ausgebildet. Ähnliche Fragen ließen sich in Hinblick auf die Eigenständigkeit der Griechen und vieles andere stellen. Auch das Zusammenleben in vielen kleinen, selbständigen Poleis, wie die Griechen es von Anfang bis zum Ende pflegten, muß keine Konstante gewesen sein. Ihr Überdauern unter den bewegten Umständen der archaischen Epoche könnte seinerseits erst das Ergebnis einer eigenartigen Schwäche machtexpansiver Kräfte darstellen.

Jedenfalls ist es sehr wohl möglich, daß es nicht so sehr die ursprüngliche Eigenart der Griechen ist, die sie befähigt hat, einen besonderen Weg einzuschlagen. Entscheidend dafür könnten vielmehr irgendwelche Bedingungen gewesen sein, die es ihnen erlaubt hätten, ohne mit dieser anfänglichen Eigenart zu brechen, eine so besondere Kultur aufzubauen. Dabei wäre vorausgesetzt, daß in aller Regel Kulturbildung es mit sich bringt, daß alle Verhältnisse auf eine gründlich neue Basis gestellt werden, anders gesagt die Volksversammlungen beseitigt, die Religion ganz neu geformt, das Streben nach Eigenständigkeit gekappt und die Selbständigkeit kleiner politischer Einheiten aufgehoben wird. Weil eben normalerweise Kulturbildung wesentlich auch darin besteht, daß ein Monarch seine Position umfassend befestigt und dabei alle Bereiche auf sich ausrichtet, mithin einen Bruch mit

wesentlichen Teilen des Überkommenen verursacht. Dann bestünde das Problematische der frühen griechischen Geschichte darin, daß dieser Bruch bei ihnen ausblieb, dann wäre die Kontinuität in so vielen wesentlichen, zentralen Hinsichten bei ihnen das eigentlich Unwahrscheinliche, das es zu erklären gälte.

Wenn Kulturbildung nicht einfach ein Prozeß allmählicher Mehrung von Wissen, Fähigkeiten und Gütern ist, sondern - summarisch gesagt - die erfolgreiche Antwort auf bestimmte Herausforderungen, auf eine tiefe Erschütterung des Überkommenen darstellt, so wäre bei den Griechen zumal zweierlei bemerkenswert:

- (1) Daß eben nicht Einzelne die Offenheit der Situation dazu ausnutzen konnten, um eigene Herrschaften zu errichten, um Wissen und Fähigkeiten vieler sich zunutze zu machen, um eigene Lösungen und sich als Lösung der Krise durchzusetzen und
- (2) daß weitere Kreise des Adels und dann auch der Bauern mit der Zeit in die Lage kamen, von sich aus, gleichsam aus der Mitte der Gesellschaft heraus die Mittel, Kenntnisse, Fähigkeiten hervorzubringen oder zu organisieren, in denen diese Kultur dann bestand.

Man kann eine Reihe eigenartiger Bedingungen für die frühe griechische Geschichte benennen: Die geographische Beschaffenheit des Ägäis-Raums schloß größere Machtbildungen zwar nicht aus, aber sie erschwerte sie. Dieser Raum bildete außerdem jahrhundertlang ein weltpolitisches Vakuum. Da die Griechen schon durch die Verteilung von Land und Meer in ihm zur Schifffahrt provoziert waren, kam es zugleich dazu, daß sie den östlichen Hochkulturen, denen sie politisch-militärisch so fern waren, kommerziell nahe kamen. Das brachte mit der Zeit eine dichte kulturelle Berührung mit sich. Und als größere Probleme bei ihnen auftauchten, zumal die Übervölkerung, stand ihnen ein weiter »Entlastungsraum« in großen Teilen des Mittelmeers und des Schwarzen Meers zur Verfügung.

Möglicherweise war die Kolonisation, zu der sie diesen Raum nutzten, sogar der entscheidende Angelpunkt des ganzen historischen Prozesses. Sie führte nicht nur dazu, daß große Teile der Bevölkerung exportiert wurden, die sonst innerhalb des Landes viel Unruhe hätten stiften und ehrgeizigen Männern hätten dazu dienen können, sich eine große, ergebene Gefolgschaft und schließlich umfassende Herrschaftskomplexe aufzubauen. Vielmehr bot sie, wie die Verhältnisse lagen, einem relativ breiten Kreis von Aristokraten große Bewährungs-, Bereicherungs- und Machterwerbschancen. Sie trug erheblich zu jener insgesamt sehr breiten Lagerung der Macht bei, die Griechenland in den frühen Jahrhunderten kennzeichnete und zu der nicht zuletzt die Fortexistenz einer Vielzahl kleiner selbständiger Städte gehörte. Sie brachte zugleich eine rasche, ungemaine Bele-

bung von Energien, eine beachtliche Entfaltung von Fähigkeiten und Kenntnissen, eine ganz neue Öffnung der Welt, eine »neue« Sprache mit sich, die in einem breiten Kreis von Adligen wachsen ließ, was sonst Monarchen an ihrem Hof zu monopolisieren pflegen. Dabei mag es eine Rolle gespielt haben, daß den Griechen ein breiter Zugang zu den Kenntnissen der östlichen Kulturen offenstand; vielleicht auch, daß die früh übernommene Schrift es ihnen ermöglichte, in ihren Epen Verhaltensweisen festzuschreiben und als Vorbild weiter wirken zu lassen, die an sich nur einer Frühzeit zugehören.

Dies alles könnte dazu geführt haben, daß hier schon die ersten Schritte auf dem Weg zu gesellschaftlicher Differenzierung und zur Entfaltung jener Palette von Möglichkeiten, die wir Kultur nennen, einen breiten Kreis von Aristokraten so sehr in seiner Stellung befestigten und zugleich damit solche Ideale, eine solche Mentalität und Offenheit einbürgerten, daß es Usurpatoren schwer wurde, in dieser Welt dauerhaft zu reussieren.

Freilich begannen sich irgendwann die Energien ehrgeiziger Adliger auf die Erringung politischer Herrschaft zu konzentrieren. Vielerorts entstand Tyrannis. Manches daran ist vermutlich sogar der Errichtung von Monarchien in entsprechender Lage in anderen Hochkulturen vergleichbar. Nur hatten diese ja letztlich Erfolg, während die Tyrannis bei den Griechen schwach blieb und keine Wurzeln zu schlagen vermochte.

Bei dieser Erklärung ist natürlich keineswegs ausgeschlossen, daß bestimmte von vornherein vorhandene Eigenarten die Griechen überhaupt erst instandsetzten, die Möglichkeiten, die sich ihnen im Mittelmeerraum boten, zu nutzen. Andere hätten sie vielleicht gar nicht erst bemerkt. Gleichwohl, was sie dazu instandsetzte, war eventuell nur ein bestimmter Wohlstand, bestimmte Kenntnisse, ein gewisser Aktionsradius und die Offenheit eines anfänglichen, noch kaum festgelegten Volkes, nichts wirklich Spezifisches also, eher mit der »Entwicklungsstufe« als mit einem Volkscharakter vermacht. Nur, wie kann man das entscheiden?

Aus den Quellen ist dazu nichts zu entnehmen. Sie fließen sehr spärlich. Und die bei weitem wichtigste unter ihnen, das homerische Epos, gibt von sich aus dafür nichts her. Es erweckt zwar den Anschein, daß die frühen Helden gar nicht so unterschiedlich waren von den späteren Griechen. Nur, diese Helden sind nicht genau zu datieren. Vieles im Homer entstammt erst der Abfassungszeit des Epos, also dem Beginn der Kolonisation. Und eine genaue Probe aufs Exempel, worin die Besonderheit der homerischen Welt gegenüber derjenigen anderer Epen besteht, ist noch nicht gemacht worden. Jeder weiß, daß Ilias und Odyssee in vieler Hinsicht einmalig sind. Aber eine genaue Erfassung dieser Einmaligkeit kann gewiß nicht aus noch so intensiver Homer-Lektüre resultieren, sondern nur aus dem systematischen Vergleich mit andern Epen. Wir müssen etwa wissen, wie frei Helden

früher Epen sich überhaupt bewegen können, um die Freiheit der homerischen zu ermassen. Wir müssen Maßstäbe für das Ausmaß haben, in dem Sänger Kritik andeuten können, für epische Göttervorstellungen, überhaupt für den Zusammenhang von Literatur und Gesellschaft, kurz: Ein aus vielen Kulturen gespeistes Sachwissen, das allein es uns ermöglichte, aus Homer Schlüsse auf die Besonderheit der Griechen jener Zeit zu ziehen.

Wir müßten aber auch wissen, wieweit die räumliche Situation der Griechen im Mittelmeer um 750 und die Eigenart ihrer Kolonisation über See einmalig war, oder ob es etwa in Indonesien oder anderswo Parallelen dazu gibt, in denen es zu ganz anderen Ergebnissen kam.

Wir müßten wissen, wieweit in der Situation des »take off« nicht stets zunächst vielerlei »Adlige« Aktivität entfalten, um dann in Ausscheidungskämpfe mit der Konsequenz der Monarchie zu geraten. Nur so könnte man ermassen, was eigentlich an der frühen Geschichte der Griechen besonders war.

Nicht zuletzt müßten wir durch ethnologische Studien und durch mancherlei Rückschlüsse, welche spätere Zeugnisse anderer Kulturen gestatten, zu ermitteln suchen, wieweit etwa bestimmte Eigenarten des frühen Griechentums verbreitet oder doch einmalig waren: Etwa das weitgehende Streben nach Eigenständigkeit, das mit freier Verfügung der Häuser (das heißt der Familienoberhäupter) über das Grundeigentum kombiniert war.

Diese Autarkie scheint - um die Thematik auszuweiten - im 7./6. Jahrhundert mit andern griechischen Zügen auf eigenartige Weise ein Ganzes gebildet zu haben. Wir beobachten eine auffällig geringe Fähigkeit, Bindungen einzugehen. Der Zusammenhang größerer Geschlechter spielt kaum eine Rolle. Es gibt nur Rudimente einer Klientel. Die Fähigkeit, sich als Teil einer Freundesgruppe zu fühlen, wächst erst sehr allmählich heran (die Solidarität der Bürger untereinander entsteht überhaupt erst in der unmittelbaren Vorstufe der Demokratie, in den breiten Schichten der Bauern, die sich politisch gegen die vielfältig überlegenen Adligen nur gemeinsam behaupten können).

Sollte man nicht annehmen, daß weitere Eigentümlichkeiten in engem Zusammenhang damit stehen? Wer etwa ein hohes Maß persönlicher Eigenständigkeit anstrebt, kann es sich nicht gefallen lassen, Teil eines unüberschaubaren Ganzen zu sein. Er kann sich nicht in großen Zusammenhängen »aufheben« lassen. Die Griechen konnten ja nicht mal, wie die Römer, höhere Instanzen mit einer bestimmten Überlegenheit und eigenen Würde ausstatten. Denn zu jener Eigenständigkeit gehörte eine besondere und eifersüchtige Versammlung der psychischen und materiellen Energien in den Einzelnen. Und das bedeutete, daß man bestenfalls einem solchen Ganzen sich einfügen konnte, das man unmittelbar und konkret mit anderen zusammen ausmachte.

Mit der Kleinheit der Polis hängt vermutlich eine weitgehende Kommunurabilität zwischen den Einzelnen und dem Geschehen zusammen, und dies wieder bedeutete, daß man als Einzelner wie zusammen mit denen, mit denen man in einer Stadt lebte, eine relativ umfassende, auf sich gestellte Form des Menschseins ausbilden konnte, die wohl die Voraussetzung für die besondere, weit getriebene Anthropomorphie des griechischen Selbstverständnisses und der griechischen Kunst darstellte.

Mit der Kleinheit der Polis muß aber auch die eigentümliche Beziehung (oder genauer: Beziehungslosigkeit) der Griechen zum Raum zusammenhängen. Alle ihre Städte waren ja nur Punkte in einer Umgebung, die sie - über das unmittelbare Umland hinaus - nicht beherrschen wollten. (Erst das Athen des 5. Jahrhunderts sollte daran grundsätzlich etwas ändern.)

Aber wahrscheinlich ist auch die hohe Schätzung des Agonalen Teil des gleichen Zusammenhangs, jene Art der Bewährung des Einzelnen, bei der er für sich kämpft. Während andere Völker, wie die Römer, eher für das Gemeinwesen Krieg führen und Eroberungen machen, liegen den Griechen Raubzüge, zu denen sie sich vorübergehend mit andern zusammentun, näher als Unternehmen, in denen sie nicht mehr als Teil eines Ganzen sind, das über sie hinausragt. Sie waren mehr auf die unmittelbare Beute aus als auf den mittelbaren Gewinn an Land und Macht, den ihr Gemeinwesen hätte erzielen können. So kam es denn auch zu dem »schönsten Distinguenten« der frühen griechischen Geschichte (Jacob Burckhardt), der »Wenigkeit der Kriege«.

Ist es zu kühn, hier noch die besondere Schätzung der Jugend anzuknüpfen? Und die des Stils, der Anmut, der Schönheit, die Tatsache, daß das Leben der Einzelnen in einem besonderen Stil relativ so viel wichtiger war als die Erfüllung von Aufgaben (um die es etwa den Römern so weitgehend zu tun war); daß das Stilistische im Ensemble der Lebensinhalte so bedeutend war. Wo das Gemeinwesen nicht so stark ausgebildet ist, mag auch ein besonderer Spielraum für die Entfaltung des Ästhetischen sich öffnen. Und wo so viele selbständige Städte zusammen eine Kultur bilden, muß eben primär Kultur- und nicht »Staats«-bildung das Ergebnis sein. So waren die Griechen ursprünglich wohl ein ganz besonders unpolitisches Volk; wie sonst hätten sie auch das Politische völlig neu entwickeln können?

Angesichts dieses eigenartigen Komplexes fragt es sich, wieweit man die Vermutung seines Zusammenhangs wissenschaftlich stützen kann. Ich wüßte es nicht zu sagen. Aber es scheint mir, daß wir auch hier an einem Punkt stehen, wo man nur mit Hilfe eines aus einer Vielzahl von Kulturen ermittelten Wissens sich jene Kenntnis der Sache und des Zusammenhangs aneignen kann, die allein ein begründetes Urteil erlaubt. Eventuell kann man Zusammenhänge zwischen Größe der politischen Einheiten, Verhältnis zum Raum (und zur Zeit?), Struktur der Gemeinwesen, Bedeutung von

Stil und Schönheit, Schätzung von Jugend oder Alter etc. auch anderswo, nur eben dort auf ganz andere Weise, finden - so daß sich meine Vermutung jenes Zusammenhangs bestätigen ließe. Man könnte die Frage noch weiter treiben, etwa in Richtung auf die jeweilige kultur- resp. epochenspezifische Ausbildung von Individualität, die Fähigkeit oder Unfähigkeit, von sich zu abstrahieren etc.

Schließlich noch ein letztes Beispiel, das mit der Problematik der Bildung neuer, schließlich demokratischer Ordnungen zusammenhängt: wie kommt es zum Politischen Denken der Griechen; oder allgemeiner, denn darauf läuft es wohl hinaus, zur griechischen Philosophie? Diese Frage bereitet nicht jedem Schwierigkeiten: die Griechen waren ja so begabt - warum sollten sie nicht zur Philosophie kommen? So könnte man einen beliebigen Standpunkt formulieren. Neuerdings neigt man dazu anzunehmen, daß die Philosophie - auch die frühe - ein Kind der Demokratie (jedenfalls der Polis) sei. Denn das Sein muß ja das Bewußtsein bestimmen, auch wenn es ihm chronologisch folgt. Gewiß ist ein Zusammenhang zwischen Philosophie und Demokratie unbezweifelbar. Aber er lockert sich erheblich, wenn man sieht, daß auch die Chinesen eine große Philosophie hatten, mit zahlreichen Einsichten, die sich hinter denen Platos und der Sophisten nicht zu verstecken brauchen.

Es muß also mehrere Wege zur Philosophie geben - wenn nicht auch in China am Anfang der Philosophie Demokratien gestanden haben sollen. Damit hat bisher keiner gerechnet; in den Quellen steht es anders. Aber Michel Strickmann hat uns hier im Kolleg darüber orientiert, daß das noch nicht das Gegenteil beweist. Denn man weiß inzwischen, daß unsere Überlieferung aufs Stärkste dogmatisch überformt worden ist.

Vielleicht also kann man, wenn Philosophie wirklich nur in der Vorgeschichte von Demokratie möglich ist, daraus ein Argument für die frühe chinesische Geschichte entnehmen? Doch ist damit wohl einstweilen nicht zu rechnen. Jedenfalls fragt es sich, ob etwa die griechische und die chinesische Geschichte relevante Merkmale gemeinsam hatten, die beide Male eine Philosophie ab ovo entstehen ließen, während sie etwa in Ägypten oder Israel fehlten. Die Sache würde dann interessanter.

Vielleicht bestand die Gemeinsamkeit darin, daß beide einen - wenn auch unterschiedlichen - Anlaß, eine Herausforderung zur Philosophie hatten: daß sie sie brauchten, also notwendig hatten, weil sie nur so bestimmte zentrale Probleme hätten lösen - oder jedenfalls: in der Weise, in der es dann geschah, hätten lösen können. Gewiß können Probleme auch ungelöst bleiben (wo kämen wir sonst hin?), da sie aber in diesem Fall mit Hilfe einer frühen Philosophie gelöst wurden, hat man diese dann auch gebraucht, also genutzt und fortentwickelt (wobei sie, wie man insbesondere von den Sophisten, Sokrates, Platon und Aristoteles weiß, auch weiter aufs Stärkste vom Politischen angestoßen wurden).

In Griechenland können wir Einiges vom Prozeß des frühen Denkens rekonstruieren: aus den zahlreichen **Beanspruchungen** der Sieben (der vielen) Weisen und der Männer von Delphi resultierte die Notwendigkeit, Maßstäbe rechter Ordnung aufzurichten. Übrigens könnte die ägyptische Idee der Ma'at Vorbild dafür gewesen sein (die wohl Entsprechungen im indischen Dharma, vielleicht im chinesischen Tao hat).

Aber wenn dem, wie ich vermute, so war, so bleiben doch zwei bedeutende Unterschiede. Der eine liegt darin, daß diese Ordnung von Solon und anderen als eine alles umfassende, über jede einzelne Macht hinausreichende, von keiner repräsentierte Gesetzmäßigkeit begriffen wurde. Sie bestand in dem Verhältnis zwischen den Kräften, sie war ein Verhältnis vor allem von Adel und Volk. Sie kannte keine Monarchen und - das ist der zweite Unterschied - es war keiner speziell für sie zuständig. Wohl sollte dem Adel die Führung zukommen, aber verantwortlich für sie waren alle Bürger. Mindestens dieser Gedanke fehlt bei den Chinesen, soweit ich deren Philosophie kenne. Stets kann der Philosoph dort nur wirken, wenn er den Kaiser von etwas überzeugt. Ob dort auch der Gedanke der über jede einzelne Macht hinausreichenden und von keiner repräsentierten Gesetzmäßigkeit fehlt, wüßte ich gerne.

Bei den Griechen kann es zwar sein, daß in einer völlig zerstrittenen und gesellschaftlich durcheinandergeratenen Stadt ein Einzelner bestellt wird, um die Dinge wieder ins Lot zu bringen. Aber er hat danach zurückzutreten. Seine Aufgabe besteht also darin, die Dinge dazu zu bringen, daß sie von selbst ordentlich laufen, innerhalb geeigneter Institutionen! Wer aber dies muß, muß - so vermute ich - sehr viel mehr über ihre Kausalität und ihren Zusammenhang nachdenken, als wer alles nur auf einen Monarchen einzurichten hat, der notfalls oder gar regelmäßig eingreifen kann.

Insofern würde sich den Griechen eine besondere Intensität der Frage nach den Gründen, und das heißt zugleich nach der *arche* als Prinzip nahegelegt haben. Wenn man aber einmal dazu kommt, derart tief nach Gründen und Zusammenhängen zu forschen, dann muß es wohl auch wahrscheinlich sein, daß man die Welt entsprechend der Polis zu verstehen sucht, ebenfalls als Ordnung, das heißt als *kosmos* (denn dieses Wort bedeutet ja ursprünglich Ordnung und bezeichnet dann zugleich das, was als Ordnung verstanden wird, eben das Weltall, den Kosmos). So mögen sich dann auch die Homologien zwischen politischem (sowie Rechts-) Denken und Kosmologie erklären, möglicherweise die Entstehung der besonderen griechischen Weise von Wissenschaft überhaupt.

Sollte sich für die Chinesen zeigen lassen, daß ihre Philosophie ausweislich der besonderen Interessen und Formen ihres Denkens ursprünglich ganz ähnlich auf bestimmte gesellschaftliche Herausforderungen bezogen war, so müßte das jene Vermutung bestätigen; so könnte sich daraus ein

neues Sachwissen für die Beziehungen zwischen Denken und Gesellschaft ergeben - wobei es interessant wäre, wenn auch die Chinesen im Denken manches antizipiert hätten wie die Griechen. Die Frage würde insbesondere auf die chinesische Monarchie, vielleicht auch das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie, schließlich auf die besonderen Formen chinesischer Religiosität zielen. Die anderen Kulturen könnten zur Gegenprobe herangezogen werden.

Etwas allgemeiner wäre die Frage, wieweit Kulturbildung überhaupt eben deshalb die Bildung einer Kultur ist, weil nach einer tiefen, den Grund aufwühlenden Erschütterung der Neuaufbau einer politischen Ordnung nur denkbar ist, wenn er in weitesten Lebensbereichen, eben kulturell abgesichert ist. Die Einführung neuer politischer Ordnungen ist vermutlich in solch einem Fall kein Pappentier. Vielleicht verlangt sie geradezu eine bestimmte Architektur, Plastik, Dichtung, Mythologie; von Religion zu schweigen.

Indem die griechische Demokratie auf eine tiefe, den Grund aufwühlende Erschütterung antwortete, unterscheidet sie sich von manchen offenbar leichter erreichbaren Schöpfungen einer demokratieartigen Ordnung, etwa in der Schweizer Eidgenossenschaft und vielleicht auch an anderen Stellen der Weltgeschichte.

Es wäre in den angerissenen Zusammenhängen noch unendlich vieles zu fragen. Etwa über die möglichen Zusammenhänge zwischen der besonderen Form der griechischen Anthropomorphie und dem griechischen Ideal der Gleichartigkeit und Umfassendheit sowie der Erfüllung, die die politische Problematik und die der klassischen Kunst fast gleichzeitig erfuhren. Aber meine Sache war ja nur, zu zeigen, was alles wir über die Andern wissen müssen - wenn wir wissen wollen, wer die Griechen waren. Denn es ist, um es zu wiederholen, eine ganz offene Frage, ob die Griechen einfach diachron aus dem Dunkel einer ursprünglichen Volkseigenart und nicht wesentlich auch oder gar viel mehr noch synchron aus den besonderen Umständen zu verstehen sind, unter denen sich die prägende Phase ihrer Kulturbildung abspielte.

Allgemein gesagt: es galt zu zeigen, wie sehr wir ein allgemeines Wissen von den Sachen und von den Zusammenhängen haben müssen, von denen wir handeln. Man muß - leider - in seinem eigenen Fach weit gekommen (vielleicht auch alt geworden) sein, um diese Probleme voll wahrzunehmen. Und wir werden uns vielleicht nur in Form eines falschen Gewölbes ihrer Lösung nähern können.

Ich wollte hier nur ein Plädoyer für eine Neue Geschichte halten, nicht die französische *nouvelle histoire*, sondern eine deutsche, in den Spuren Max Webers, viel umfassender also und auf einer Tradition fußend, die hier - übrigens gerade auch in Berlin - zu Hause ist und derer wir uns nicht zu

schämen brauchen. Ein Plädoyer auch für das Wissenschaftskolleg, an dem man sich auch über Dinge dieser Art klar werden - und die Gedanken darüber in einem Gespräch zwischen den Disziplinen fördern kann. Daher verbindet sich mit dem Plädoyer der Dank.

Henning Ritter

Das Weltbild eines Virtuoso John Aubrey (1626-1697)

Das englische siebzehnte Jahrhundert ist im eminenten Sinne eine Curiosity-Kultur, eine Kultur der Neugierde, durch die Fülle von eigenwilligen Gestalten, die man nach dem Sprachgebrauch der Zeit als Curioso und Virtuoso bezeichnet, müßiggängerische Gentlemen und Adlige, die Zeit und Vermögen an die Pflege und mäzenatische Unterstützung vielfältiger antiquarischer, naturkundlicher und künstlerischer Interessen wenden. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, unter dem verspäteten Einfluß der italienischen Renaissancekultur und in der Verbindung des Verhaltensideals des Hofmanns mit der humanistischen Gelehrsamkeit, entsteht der Typus des vielseitig interessierten englischen Virtuoso, der ebenso sehr Sammler von antiquarischen wie naturkundlichen Raritäten, dilettierender Künstler und experimentierender Naturforscher ist. Charakteristisch für den Virtuoso ist, wie er das Interesse an Raritäten aus Natur und Geschichte mit dem an den neuen Entwicklungen der experimentellen Philosophie verbindet und beides in den Dienst der bloßen Neugierde, ohne jeden Gedanken an den Nutzen, zu stellen sucht. Die Devise des Virtuositums könnte das Wort John Evelyns, seines führenden englischen Vertreters sein: »God has given enough for use, not for Curiosity, which is Endless«. Gegen die Neue Philosophie, die die Erkenntnis ganz an »benefit and use« zu binden unternimmt, verteidigt der Virtuoso das Ideal einer von aller Absicht auf den Nutzen freien Erkenntnis. An der Gestalt des Virtuoso läßt sich der Kampf des Nützlichen mit dem Merkwürdigen und Wunderbaren ablesen, der das Jahrhundert beherrscht. Er endet mit der Niederlage des Virtuoso, der, ein Don Quichotte der Erkenntnis, im Antiquarischen und im Naturkundlichen dem Kult all dessen verhaftet bleibt, was fremdartig und selten ist. Im Kampf gegen den kurzsichtigen Nutzen der praktischen Geister der Zeit verfehlt er den Zugang zu der neuartigen theoretischen Erkenntnis, die die Welt nicht mehr als eine Sammlung von Raritäten und Monstrositäten, sondern als den entzauberten Schauplatz von Naturgesetzen sieht. Selbst wo er das Feld des Neuen betritt und sich in die mechanischen Künste und Experimente vertieft, tut der Virtuose es im Zeichen der Freude am Merkwürdigen und Kuriosen. Er kann das Raritätenkabinett nicht verlassen, und die Welt bleibt ihm ein unerschöpfliches Reservoir für allerlei antiquarische und naturkundliche Kostbarkeiten, deren Besitz und Betrachtung ihm Grund des höchsten Vergnügens ist.

Auch eine scheiternde Bewegung hat Gestalten, die in ihr das Gelingen verkörpern. Das Virtuosentum hat eine Reihe solcher Gestalten zu verzeichnen. Dazu gehören John Evelyn und Samuel Pepys, die beiden großen Diaristen der Epoche. Das Virtuosentum hat aber auch gescheiterte Existenzen gekannt, in denen sich sein Drama vielleicht noch eindrucksvoller verkörpert. Zu ihnen gehörte als eine einzigartige Figur John Aubrey. Er stammte aus einer Familie vermögender Landedelleute und wurde am 12. März 1626 in Easton Pears in der Grafschaft Wiltshire geboren, noch in der langen und glücklichen Friedensperiode, die dem Bürgerkrieg und den vielfältigen Umwälzungen vorausging, die sein Leben und das seiner Generation bestimmten. Es waren schon die Auswirkungen des beginnenden Bürgerkriegs, die Aubrey nötigten, seine am Trinity College in Oxford begonnenen Studien abzubrechen. Trotz wiederholter Anläufe, sie wieder aufzunehmen, hat er den Anschluß nicht mehr gefunden und blieb ein einzelgängerischer Altertumskundler, ein »antiquary«, wie man damals sagte. Als solcher hat er sich den Ruf des ersten englischen Archäologen erworben, indem er die Megalithdenkmäler von Avebury entdeckte und erstmals zu beschreiben und zu deuten unternahm. Er hielt sie für Schöpfungen der Druiden, also etwa für zwei- bis dreitausend Jahre jünger, als sie in Wirklichkeit sind. Jedenfalls ist die Erhaltung dieser Monumente wohl John Aubrey zu verdanken; man hatte damals gerade begonnen, sie als Steinbruch für den Neubau von Häusern zu nutzen. Aubreys Untersuchungen über Avebury kamen ebensowenig zum Abschluß wie die im Zusammenhang damit beabsichtigte Kritik der Deutungen von Stonehenge (wie sie z.B. Inigo Jones vorgelegt hatte). Die Beschäftigung mit diesen Monumenten scheint aber einen Anstoß zu den Grafschaftsbeschreibungen gegeben zu haben, die Aubrey nun mehrfach und in großem Maßstab unternahm, ohne eine von ihnen zur Publikation zu bringen. Freilich haben sie als Manuskripte zirkuliert und Aubrey den Ruf eines vielseitig interessierten und kenntnisreichen Mannes eingetragen. Den Rayon dieser Beschreibungen kann man sich nicht weit genug vorstellen. Das erste Projekt dieser Art, die »Natural History of Wiltshire« (die Aubrey 1656 begann), wirkt in ihrem Inhaltsverzeichnis wie ein Inventar von allem, was in dieser Grafschaft nur vorkommt. Die Überschriften lauten: Luft, Heilquellen, Flüsse, Erdreich, Mineralien, Steine, Pflanzen, Tiere, Fische, Vögel, Insekten und Reptilien, Männer und Frauen, außernatürliche Dinge, z.B. Hexenwesen, Geistererscheinungen etc., die Zahl der Rechtsanwälte über einen Zeitraum von jeweils dreißig Jahren seit Heinrich VIII. und zahlreiche Abschweifungen zur Geschichte der Kleidung und der Schneider in Wiltshire, über Messen und Märkte, ihren Aufstieg und Niedergang und über einzelne hervorragende Bewohner. Die Sonderbarkeit dieser landeskundlichen Beschreibungen erschöpft sich nicht in ihrem Bemühen um restlose Vollständigkeit.



John Aubrey

und in der eigenwilligen Mischung von Naturkundlichem und Antiquarischem. Hinzu kommen die vielen, dem experimentierenden Geist der Zeit verpflichteten Versuche zu einer allseitigen quantitativen Erfassung des Vorfindlichen. Um die Proportion zwischen Tälern und Höhen zu ermitteln, zerschneidet Aubrey mit der Schere eine Karte von Wiltshire so, daß er schließlich mit einer Goldwaage die respektiven Anteile abwiegen kann. Wünschenswert scheint ihm etwa auch eine Karte von England, die in den Farben des Bodens gehalten und mit Angaben über Fossilien und Minerale versehen ist.

Schon den Zeitgenossen Aubreys fiel auf, daß er von einer erstaunlichen Leichtgläubigkeit gegenüber allerlei Gerüchten und abenteuerlichen naturkundlichen Anschauungen war und alles, was ihm irgend interessant und merkwürdig schien, in seinen Aufzeichnungen festhielt. So sind sie noch heute interessant als Sammlungen volkskundlicher Merkwürdigkeiten. Das gilt für seine landeskundlichen Beschreibungen («The Natural History of Wiltshire«, «An Essay towards the Description of the North Division of Wiltshire« und die «Perambulation of Surrey») wie auch für die Sammlungen von lokalen Bräuchen, abergläubischen Praktiken und übersinnlichen Erscheinungen, die er zusammengetragen hat («Remaines of Gentilism und Judaism« und die «Miscellanies«, das einzige Manuskript

Aubreys, das zu seinen Lebzeiten gedruckt wurde - 1696). Nicht der geringste Reiz dieser Sammlungen besteht darin, daß zwei gegensätzliche Einstellungen zu den beschriebenen Bräuchen, Praktiken und Ansichten unvermittelt nebeneinanderstehen: im einen Moment scheint Aubrey sie ernstzunehmen, im nächsten sind sie barer Unsinn für ihn. So kann die völlig unkritisch wirkende Aufzählung dessen, was den Hexen an Untaten angelastet wird, übergehen in die Bemerkung über den Hexensabbat, daß die Sitzungen dort »à la mode der Royal Society« gehalten werden, mit einer »Balloting-Box«, einer Urne, zur Abstimmung. Altes Brauchtum sei nicht leicht zu verdauen, meint Aubrey, doch sollten Bräuche und Altweibergeschichten nicht dem Vergessen überantwortet werden, »denn es mag ihnen etwas Wahres und Nützlichendes entnommen werden können, abgesehen davon, daß es ein Vergnügen ist, die Irrtümer früherer Zeiten zu betrachten; wie auch die der Gegenwart«. Ganz modern rechtfertigt er seine antiquarische Neugierde gelegentlich auch damit, daß Sprichwörter auf der »Erfahrung und den Beobachtungen vieler Jahrhunderte« beruhten, und die »alte Naturphilosophie der einfachen Leute« sei in irgendwelchen alten englischen Reimen überliefert, damit unsere »curious modern philosophers« sie auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüfen können. Zwischen den beiden Haltungen, einer abwägenden und prüfenden und einer, die unterschiedlos alles hinnimmt, vermag Aubrey sich nicht zu entscheiden - in einem Augenblick bestimmt ihn die eine, im nächsten die andere. Die alles in seiner Weise schätzende und an seiner Bewahrung interessierte antiquarische Einstellung hat dabei das Übergewicht, und die Versuche, das Registrierte zu ordnen, zu vergleichen und zu klären, können sich nur mühsam daneben behaupten.

Festzuhalten bleibt zunächst, daß Aubreys Aufzeichnungen sowohl in den Grafschaftsgeschichten wie in den Sammlungen alten Brauchtums und merkwürdiger Erscheinungen und Gerüchte eine Art von Totalität anstreben, die an die eines Raritätenkabinetts erinnert, das ja auch verdichtet in Merkwürdigkeiten und sonderbaren Bildungen eine Totalität von Natur und Geschichte vorstellt. Für Aubreys Sammlungen ist es dabei jedoch charakteristisch, daß die unregelmäßige Neugierde, die alles mögliche aufhäuft, jeden Versuch der Ordnung und Darstellung eines Ganzen vereitelt. Als er seine »Perambulation of Surrey« unvollendet liegenläßt, klagt er darüber, daß er sie nicht gleich nach der Durchwanderung der Grafschaft zum Abschluß gebracht habe, solange die Eindrücke und Ideen noch frisch und lebhaft waren. So hätten diese Blätter mehr Geist gehabt, während sie jetzt wie »Sybillina folia« seien: »Ich werde mir jetzt nicht die Mühe machen, die Dinge in eine bessere Ordnung zu bringen ... und belasse es jetzt bei diesem Durcheinander, so als käme alles aus einem Sack gepurzelt ... eine Mischung von Altertümern und Naturdingen ... Es wird vielleicht von eini-

gem Nutzen sein für die Liebhaber von Altertümern und Naturgeschichte, und darum unterbreite ich sie den Augen des wohlwollenden Lesers und wünsche ihm beim Durchblättern soviel Vergnügen, wie ich beim Anschauen hatte«.

In dieser Komplettheit der Aufzeichnungen, dem Drang, alles festzuhalten und der Anschauung oder Erinnerung zu bewahren, haben die Zeitgenossen Aubreys, vor allem der Typus des Virtuoso, sein eigentliches Verdienst gesehen. So äußert der berühmteste Virtuoso der Zeit, John Evelyn, über die genannte »Perambulation of Surrey«, er habe das Manuskript mit »unglaublicher Befriedigung« durchgesehen und Fleiß und Urteilskraft in der Fülle der Beobachtungen bewundert, die so akkurat und vollständig seien, daß für Späterkommende fast nichts mehr zu tun übrig sei. Aubreys Aufzeichnungen und Beobachtungen sind dabei primär nicht von einem eigentlich historischen oder naturkundlichen Interesse diktiert, sondern von einem beide Bereiche übergreifenden Impuls des Bewahrens, der von einer fast traumatisch zu nennenden Betroffenheit durch die Zerstörung des Bürgerkriegs zeugt. Man kann dies vielleicht nicht besser verdeutlichen als durch eine winzige Episode, die Aubrey festgehalten hat: »In Fausby (bei Daintre) in Northamptonshire pflegte ein Rabe zwischen Kirchturm und Turmhelm sein Nest zu bauen. Die Großväter der ältesten Leute konnten sich nicht anders erinnern, als daß dieser Rabe hier alle Jahre sein Nest baute; und im letzten Bürgerkrieg haben die Soldaten ihn getötet. Mich bekümmert das tragische Ende dieses alten Kirchenvogels, der so viele Veränderungen von Regierung und Religion überlebt hat«.

Es sind die Veränderungen von Regierung und Religion, die Aubreys Aufzeichnungen ihr spezifisches Pathos geben. Die durch die Reformation aufgelösten Klöster, die überall buchstäblich herumfliegenden Manuskripte aus ihren Bibliotheken, die Kunstwerke und Kirchenbauten, die den Zerstörungen religiöser Fanatiker zum Opfer fallen, die Bürgerkriegswirren, all dies führt Ortschaften, Bauten, Kunstwerke, Manuskripte, Bücher, Menschen und selbst Naturdinge einem gemeinsamen Schicksal von Zerstörung und Untergang, Entstellung und Vergessen zu. Dieser Erfahrung antwortete der Impuls des Bewahrens, der sich aber nicht nur aus den Verlufterfahrungen der Epoche, sondern auch aus der Horizonterweiterung des Lebenskreises und den geistigen Umwälzungen von Wissenschaft, Religion und Erziehung speist. »Things become antiquated« - das klingt immer wieder in Aubreys Aufzeichnungen an und gibt ihnen im Vergleich zu anderen Altertumskundlern der Zeit, wie seinem Freund Anthony Wood oder Thomas Fuller (dem Verfasser einer »History of the Worthies of England«), eine eigene, unverwechselbare Atmosphäre. Gerade das Vorherrschen des Anekdotischen, die scheinbare Wahllosigkeit der Aufzeichnungen, die Aufmerksamkeit auf jedes Gerücht, die schein-

bare Leichtgläubigkeit, die Fähigkeit, allem einen interessanten Aspekt abzugewinnen im Blick auf die in jedem Moment anstehende Verwandlung von allem und jedem in etwas Veraltetes und Antiquarisches - all das sind Züge, die Aubrey den Ruf eines fragwürdigen Zeugen eingetragen haben, der seinen Nachruhm lange überschattete. Man mußte erst den literarischen Reiz dieser Aufzeichnungen entdecken, um schließlich auch ihren Aufschlußwert als kulturgeschichtliches Dokument zu erkennen. So scheint es mit Aubrey ähnlich zu gehen wie mit Samuel Pepys, der heute, hundert Jahre nach der erstmaligen Veröffentlichung seiner Tagebücher, eine unangefochtene Autorität für die Kulturgeschichte der Epoche ist und einen Tagebuchschreiber wie John Evelyn in den Hintergrund gedrängt hat, der in ganz anderer Weise und vom Persönlichen stärker abgehoben ein repräsentatives Porträt der Epoche aus der Sicht einer ihre Kultur prägenden Gestalt gab.

Das Werk John Aubreys, durch das er in eine Pepys vergleichbare Stellung rückt, sind seine »Brief Lives«: Lebensbeschreibungen berühmter Männer von Erasmus, Thomas More oder John Dee bis zu Robert Boyle, William Penn oder Edmund Halley, aber auch von unbekanntem Zeitgenossen, die in keinem anderen Dokument erwähnt werden. Die Niederschrift dieser Lebensbeschreibungen hat Aubrey etwa 1667 begonnen, nachdem er die Bekanntschaft seines Kollegen Anthony à Wood machte, der eine Universitätsgeschichte von Oxford vorbereitete und in Aubrey einen Helfer und Korrespondenten fand, der ihm durch seinen unübersehbar großen Bekanntenkreis mit Nachrichten über Zeitgenossen und große Männer der Vergangenheit behilflich sein konnte. Im Laufe der Zeit haben diese Aufzeichnungen für Aubrey das Eigengewicht eines persönlichen Projekts angenommen. Was auszugsweise zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und 1898 in einer nahezu vollständigen Edition in zwei Bänden (von Andrew Clarke) vorgelegt wurde, ist in der Tat mehr als das, was davon in die Veröffentlichungen Woods Eingang fand. Der Wert dieser Aufzeichnungen beruht auch nicht auf ihrer Zuverlässigkeit, sondern auf der ungefilterten und kaum stilisierten Wiedergabe von Gerüchten, Anekdoten und Gedanken, die uns aus keiner Quelle sonst zugetragen werden. Aubrey nannte diese Aufzeichnungen »pieces written an the spur of the moment«, und in der Tat sind es rasch hingeworfene und weitgehend ungeordnete Notizen. Die Arbeitsweise Aubreys war etwa die folgende: An den Kopf einer Seite eines Foliomanuskriptbandes schrieb er den Namen der Person, darunter, so wie es ihm einfiel oder zugetragen wurde, alles, was er über Erscheinung, Eigenheiten, Freunde, Umgebung, Aussprüche und Taten des Betreffenden wußte. Wo eine Einzelheit nicht klar war, wurde eine Lücke gelassen, die später ausgefüllt werden konnte. Manches geriet bei diesem Vorgehen an den falschen Platz, auch deswegen, weil die Notizen

oft nach durchzechter Nacht oder unterwegs im Sattel gemacht wurden. Die Ausgabe von Andrew Clarke läßt wenigstens andeutungsweise erkennen, als was für ein Gewirr von Zetteln, Bemerkungen, Randnotizen und Zusätzen diese Aufzeichnungen überliefert sind.

Ihr Wert liegt, wie schon gesagt, nicht in ihrer Zuverlässigkeit, sondern im Anekdotischen, gleichgültig, ob Aubrey es, wie in zahlreichen Fällen, aus eigenem Erleben mitteilt oder irgendwo aufschnappt. Die Lebensbeschreibung von Hobbes beispielsweise beruht auf einer jahrzehntelangen Bekanntschaft, und viele Aussprüche von Hobbes sind in Aubreys Lebensbeschreibungen anderer Zeitgenossen eingegangen, so daß wir so ein erstaunlich persönliches Bild des Philosophen erhalten. Über andere verzeichnet Aubrey nur einen Satz, zum Beispiel über einen gewissen John Holywood die Bemerkung: »Dr. Pell ist sicher, daß sein Name Holybushe lautete«, oder über einen Abraham Weloc: »Simple man«. Einen Eindruck von der Charakterisierungskunst Aubreys gibt die folgende kurze Beschreibung Thomas Fullers: »Thomas Fuller war von mittlerer Größe; stark gebaut; lockiges Haar; sein Kopf war stets bei der Arbeit, und zwar so sehr, daß er beim Herumgehen und Nachdenken vor dem Essen wohl einen Penny-Laib Brot aufaß, ohne es zu bemerken. Sein natürliches Gedächtnis war sehr groß, dem fügte er die Gedächtniskunst noch hinzu: alle Schilder von Ludgate bis Charing-Cross konnte er auswendig vorwärts und rückwärts hersagen.« Als Beispiel des anekdotischen Elements mag ein Auszug aus der Lebensbeschreibung von Thomas Hariot (1560-1621) dienen, des Mathematikers und Astronomen, der im Auftrag Walter Raleighs eine »Description of Virginia« verfaßte und eine eigene philosophische Theologie lehrte. Darüber berichtet Aubrey: »Die alte Geschichte von der Erschaffung der Welt mochte er nicht. Er konnte die alte Auffassung nicht glauben; er pflegte zu sagen *ex nihilo nihil fit*. Am Ende tötete ihn ein *nihilum*: an seiner Nasenspitze nämlich bildete sich ein kleiner roter Fleck (überaus klein), der größer und größer wurde und ihn am Ende tötete. Ich vermute, es war das, was die Chirurgen ein *noli me tangere* nennen. Die Geistlichen seiner Zeit sahen in der Art seines Todes ein Urteil über ihn, weil er die Heilige Schrift verneint hatte.«

Doch anders als Linnés »Nemesis Divina«, an die ein solcher Abschnitt unmittelbar erinnert, sind Aubreys Lebensbeschreibungen kein Buch von der Nachtseite der modernen Wissenschaft in ihren Anfängen. Sie bezeugen zwar die lange fortbestehende Koexistenz von Aberglaube, Astrologie, Mathematik und experimenteller Naturwissenschaft, die Kluft zwischen esoterischen Lehren und dem, was den Weg in die Öffentlichkeit findet, das Zögern der vernünftigen Einsicht gegenüber dem Wahn der Hexenprozesse, vor allem aber sind sie ein Dokument des »advancement of learning« und der Initiative derer, die sich durch Bacon dazu aufgerufen fühlten, »faber

fortunae«, Schmied ihres eigenen Glücks zu sein. Am eindrücklichsten wird dies vielleicht in einer Aufzeichnung, in der Aubrey die Anfänge jener experimentellen Philosophie, die 1660 in der Royal Society die sie tragende und fördernde Institution finden sollte, auf das Jahr 1649 datiert, das Jahr, in welchem Charles I. hingerichtet wurde: »Bis zum Jahr 1649, als in einem Club in Oxford erstmals die Experimentelle Philosophie betrieben wurde, hielt man es für eine sonderbare Vermessenheit, wenn einer eine Neuerung in die Wissenschaft einzuführen unternahm, und es entsprach nicht den guten Sitten, mehr zu wissen als seine Nachbarn und Vorväter; und selbst der Versuch von Verbesserungen in der Landwirtschaft (auch wenn sie Gewinn brachten) wurde mit scheelem Blick angesehen ... Man hielt es für eine Sünde, die Wege der Natur auszuforschen, während es doch gewiß ein wesentlicher Bestandteil der Religion ist, Gott in seinen Werken zu preisen, und grobe Dummheit, überhaupt nicht zu bemerken, was täglich unter unsren Augen geschieht.« Wie aus einer analogen Bemerkung in Aubreys Biographie von John Wilkins hervorgeht, ist dies eine Aussage über die Vorgeschichte der im Jahre der Restauration der Monarchie 1660 unter der Schirmherrschaft von Charles II. gegründeten Royal Society. Den Kreis um John Wilkins, den Aubrey den »Principall Reviver of Experimentall Philosophy at Oxford« nennt, beschreibt er als einen »experimentall philosophical Clubbe«, der sich einmal wöchentlich getroffen habe, und die »Inkunabel« der Royal Society gewesen sei. Es kann hier nicht darum gehen, diese und andere Aussagen Aubreys mit anderen zeitgenössischen Aussagen über die Vorgeschichte der Royal Society zu vergleichen. Die Kontroverse über die Gruppierungen in Oxford oder London, innerhalb oder außerhalb der herkömmlichen Colleges, die den Anspruch geltend machen können, diese neuartige wissenschaftliche Institution auf den Weg gebracht zu haben, ist trotz oder wegen der Tatsache, daß ihre offizielle Geschichte schon 1667 von Thomas Sprat im Auftrag und unter Aufsicht der Gesellschaft verfaßt wurde, bis heute nicht beigelegt. Es ist ja auch leicht einzusehen, daß viele der Reformideen der Commonwealthperiode, die in die Gründung der Royal Society mit eingeflossen sein mögen, zu Beginn der Restauration der Monarchie nicht unverhüllt mit der neuen Institution in Verbindung gebracht werden durften. Im übrigen war die Royal Society allein schon deswegen von den Gruppierungen, die ihr vorarbeiteten, abgehoben, weil sie neben einem Kreis von, wie Thomas Sprat sich ausdrückt, »men of particular professions« einen weit größeren Kreis von »Gentlemen, free and unconfined« aufnahm.

Einer der »Original Fellows«, der Gründungsmitglieder der Royal Society, ist John Aubrey gewesen. Die ehrenvolle Nominierung hatte er wohl seinem damals schon beachtlichen Ruf als »antiquarian« und seinem weitgespannten Freundeskreis sowohl unter den Vertretern der neuen

»experimentellen Philosophie« wie in dem Kreis der Gentlemen zu verdanken, die die neue Institution von Anfang an mit trugen. Die Zugehörigkeit zu dieser Institution, die Teilnahme an ihren wöchentlichen Sitzungen und der Umgang mit den anderen Mitgliedern ist eine der Voraussetzungen für die Sammlung der »Brief Lives« geworden, die Aubrey Ende der sechziger Jahre begonnen und bis in seine letzten Lebensjahre fortgeführt hat.

Die Rolle, die Aubrey in der Royal Society gespielt hat, läßt sich nicht ganz leicht erfassen, da er zu dem Kreis von Mitgliedern gehörte, die eher im Hintergrund blieben und das Publikum der Experimente und Mitteilungen waren, die im Mittelpunkt der regelmäßigen Mittwochssitzungen standen. Gelegentlich taucht Aubreys Name in den Protokollen auf, etwa mit Vorschlägen zur Bestimmung der Höhe der Flut an der englischen Küste. Auch reichte er seine Manuskripte, wie das über die Natural History of Wiltshire, der Gesellschaft zur Lektüre ein und notierte, daß man drei bis vier Tage »entertainment« daran gehabt und es geschätzt habe. Eine der hauptsächlichen Aktivitäten Aubreys in der Royal Society ist es nach Auskunft der in den »Brief Lives« verstreuten Hinweise jedoch gewesen, ihr Manuskripte oder Dokumente zuzuführen, die er der Aufmerksamkeit dieser Körperschaft für wert hielt. Als Auffangbecken für Dinge, die von Vergessen oder Zerstörung bedroht waren, muß ihm die neue Institution besonders wichtig erschienen sein. Hier ließ sie sich seinen eigenen Interessen dienstbar machen. Doch ganz offensichtlich hat er sich auch von den naturwissenschaftlichen Experimenten, die den Kern der Wirksamkeit der Royal Society bildeten, faszinieren lassen. So berichtet beispielsweise Robert Hooke in seinen Tagebüchern, daß er gemeinsam mit Aubrey 1674 Experimente zum Luftwiderstand gemacht oder 1678 eine Mondfinsternis beobachtet habe. Ähnliches können wir auch Aubreys Lebensbeschreibungen gelegentlich entnehmen. In der Vita von Francis Potter (1594-1678), einem Geistlichen und Erfinder mechanischer Apparaturen, berichtet er, bei einem Besuch in seinem Haus im Jahre 1649 habe dieser ihm Überlegungen zur Heilung von Krankheiten durch Bluttransfusion von einem Menschen auf den anderen mitgeteilt. Die Idee dazu sei Potter sogar schon zehn Jahre früher gekommen. Sie hätten dann im folgenden Jahr gemeinsam einen Versuch an einem Huhn gemacht, aber mit untauglichen Geräten. Wiederum ein Jahr später habe Aubrey einen Brief von Potter über eben dies Thema erhalten, und den habe er später in der Royal Society (deren Mitglied Potter seit 1663 war) verlesen und zu den Akten nehmen lassen.

Hier wird offenbar eine Priorität Potters in Fragen der Bluttransfusion angemeldet, die, wie wir auch aus Pepys' Tagebuch wissen, in den späteren sechziger Jahren durch einige aufsehenerregende Experimente in den Mittelpunkt des Interesses rückte. An mehreren Stellen seiner Aufzeichnun-

gen hat Aubrey zu Prioritätsstreitigkeiten Stellung genommen, so in der Auseinandersetzung zwischen Hooke und Newton um die Entdeckung des Gravitationsgesetzes oder dem Streit zwischen John Wallis und William Holder um die Heilung eines Taubstummten.

Darüber hinaus scheint Aubrey durch die Royal Society aber auch zu Projektphantasien angeregt worden zu sein, die nur in einem lockeren Verhältnis zu seinem antiquarischen Betätigungsfeld standen. In ein Notizheft mit dem bezeichnenden, auf Bacon Bezug nehmenden Titel »Faber Fortunae« notiert er beispielsweise Projekte für statistische Erhebungen, wie sie damals unter dem Begriff der »politischen Arithmetik« von John Graunt oder William Penn betrieben wurden und über die Aubrey in seinen Lebensbeschreibungen verschiedentlich berichtet. Es ist charakteristisch für diesen Virtuoso, daß er mit seinem Projekt eines »Register Generall of People, Plantations, and Trade of England« alles überbietet, was damals in dieser Richtung unternommen wurde. Nicht nur Geburten, Heiraten, Bestattungen sollten regelmäßig registriert werden, so daß jederzeit ein genaues Bild von Zunahmen oder Abnahmen der Bevölkerung möglich war; es sollten alle Häuser und Einwohner in England gezählt werden, die Menschen nach Alter, Geschlecht, Gewerbe, Titel und Amt; über den Handel sollte eine ständige Übersicht möglich werden durch die Auswertung der Zollunterlagen, das Steueraufkommen sollte regelmäßig festgestellt und die Schulen, Universitäten, Gefängnisse etc. erfaßt werden und vieles andere mehr. Die durch praktische Bedenken ungehemmte Phantasie des Dilettanten schießt über das damals Realisierbare weit hinaus, macht aber dadurch Intentionen, die auch hinter den bescheideneren Unternehmungen der Praktiker stehen, besonders plastisch.

Soviel sollte deutlich sein: Durch die Mitgliedschaft in der Royal Society wird das ohnehin schon breite Interessenspektrum des »antiquary« noch einmal mit neuen Elementen bereichert. Im Grunde werden diese aber in das Aufmerksamkeitsfeld so integriert, daß von einer prinzipiellen Neuorientierung durch die Begegnung mit der neuen experimentellen und mechanischen Philosophie kaum die Rede sein kann. Gerade das Projekt der Lebensbeschreibungen ist geeignet, diese weitgespannten Interessen zu integrieren. Auf die Herausforderung der »neuen Philosophie« reagiert John Aubrey durch deren Historisierung. Er geht darin weiter als seine Zeitgenossen, weiter auch als die »Geschichte der Royal Society« von Thomas Sprat, indem er einen eigenwilligen antiquarischen Radikalismus praktiziert, dem die Überzeugung zugrunde liegt, daß nichts zu trivial und unbedeutend sein kann, um Aufnahme in die Aufzeichnungen des »antiquary« zu finden: denn im nächsten Augenblick ist aus dem Trivialen und Unbedeutenden etwas anderes geworden - eine »antiquity«.

Anmerkung

Eine Geschichte des englischen Virtuositums existiert bis heute nicht. Unübertroffen ist die Skizze, die Walter E. Houghton 1942 im 3. Jahrgang des *Journal of the History of Ideas* gegeben hat: »The English virtuoso in the seventeenth century«. Über John Aubrey unterrichtet am eindringlichsten die 1949 zuerst erschienene, von Oliver Lawson Dick bearbeitete Ausgabe von Aubreys *Brief Lives* mit einer umfangreichen biographischen und kulturgeschichtlichen Einleitung des Herausgebers (wieder aufgelegt in der Penguin English Library, 1972). Dort finden sich auch weitere Hinweise zu den übrigen Manuskripten Aubreys. Auf deutsch liegt vor: *Thomas Hobbes. Ein Porträt aus John Aubrey's Brief Lives*, übersetzt und mit einer Einführung versehen von Henning Ritter, 1984 bei der Friedenauer Presse in Berlin.

Die hier abgedruckten Bemerkungen über John Aubrey wurden mit geringfügigen Abweichungen vorgetragen beim XXIII. Symposium der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte, Münster, 16.-18. Mai 1985, das dem Thema gewidmet war: »Liebhaber der Wissenschaft. Zur Rolle des Amateurs in der Geschichte der Wissenschaften«.

Jutta Scherrer

Zur politischen Kultur der »linken Bolschewiki«

Es handelt sich im Folgenden um keine in sich ausgewogene, abgeschlossene Darstellung des genannten Themas. Vielmehr soll in einer eher essayistischen Form der Versuch unternommen werden, einige Gedanken, Konzeptionen und Hypothesen zu formulieren, die sich aus meiner am Wissenschaftskolleg durchgeführten Forschung ergaben. Der Unzulänglichkeit wie dem Ungenügen der geleisteten Arbeit durchaus bewußt, sei hiermit nichtsdestoweniger dem Wissenschaftskolleg, der Bibliothek und dem Fellowsekretariat mein aufrichtiger, warmer Dank ausgedrückt für ein in jeder Hinsicht reiches und anregendes Jahr.

Um es vorwegzunehmen: auf das Schlagwort der »politischen Kultur« und seine verschiedenen Definitionen werde ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen. Dieses wird von der politischen Wissenschaft ebenso häufig gebraucht wie mißbraucht - doch das soll nicht mein Propos sein. Für mich bedeutet dieser Terminus gegenwärtig nichts weiter als eine Arbeitskommodität und -konvenienz, die lediglich im Rahmen dieses Berichts über den Stand meiner Forschung - oder über das, was man an amerikanischen Universitäten gern als »work in progress« bezeichnet - von Relevanz ist. Mein beabsichtigtes Buch wird wohl kaum den Terminus »politische Kultur« im Titel führen. Zu meinem vorläufigen Gebrauch hier nur so viel: es geht mir nicht nur um politisches Denken allein, sondern gleichfalls um den politischen Stil, die politischen Gepflogenheiten und Verhaltensweisen, die Mentalitäten, die Denk- sowie die Umgangsformen, die die von mir untersuchte führende Parteiintelligencija in einer bestimmten politischen, sozialen und kulturellen Konstellation auszeichnet bzw. charakterisiert und die sie wiederum ihrerseits als Gruppe in den sozialpolitischen, kulturellen Kontext ihrer Zeit einbringt.

Was die Bezeichnung »linke Bolschewiki« angeht, so gebrauche ich auch diesen Begriff nur als vorläufigen Arbeitstitel. Lenin hatte die von ihm seit 1908 als »linke Boykottisten« (der Duma) befehdeten ehemaligen Parteigenossen ein Jahr darauf als »linke Bolschewiki« nicht nur titulierte, sondern als solche teilweise auch aus der eigenen Fraktion - noch bildeten die Bolschewiki keine eigene Partei - ausgeschlossen. Die Gruppenangehörigen selber, die sich jetzt im Protest gegen Lenins Konzept des Bolschewismus

zu der politischen Gruppe Vpered (Vorwärts) zusammengeschlossen hatten, empfanden diese Bezeichnung jedoch durchaus nicht als polemische Abwertung, so wie diese gemeint war, sondern sie nahmen sie mit einem gewissen Stolz an und in ihr Selbstverständnis als Gruppe auf Nichtsdestoweniger aber sollte der Begriff der »Linken« hier nicht überstrapaziert werden, d. h. er sollte nicht in einem allzu modernen Sinn verstanden werden. Wie sich nach der Revolution von 1917 zeigen wird, trug der kulturpolitische Radikalismus dieser »Linken der Linken« auch solche Züge, die den linken Extremismus selbst in Frage stellten und in eine Art von »Revisionismus« mündeten, den wiederum Lenin als erster und am folgenschwersten für die weitere Existenz der Gruppe kritisieren wird.

Zum Ausgangspunkt meiner Arbeit: Meine früheren Forschungen über die verschiedenen philosophischen, religiösen und literarischen Gruppen der russischen Intelligencija des *fin de siècle* hatten es nahegelegt, daß ich mich auch mit den marxistischen Gruppen der Intelligencija befaßte. Unter den letzteren fiel mir ganz besonders eine Gruppe auf, deren Mitglieder später im Zusammenhang mit Lenin zu den Urhebern des Bolschewismus - zunächst zu den Mitbegründern der bolschewistischen Fraktion - gehörten und sich als Bolschewiki der »ersten Stunde« verstanden, die jedoch Zeit ihres Lebens den ethischen, ästhetischen und in einem eingeschränkteren doch prononciertem Sinne auch den religiösen Werten innerhalb des Marxismus eine hervorragende Rolle einräumten.

Ihre Wortführer zur Zeit der Jahrhundertwende, der Arzt und Naturwissenschaftler Aleksandr Aleksandrovic Bogdanov, der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Anatolij Vasil'evic Lunarskij, der Ökonom Vladimir Aleksandrovic Bazarov und in einem gewissen Sinne auch Ivanov Ivanovit Skvorcov-Stepanov, ebenfalls Ökonom, hatten ursprünglich denselben Kreisen (*kruzki*) der Intelligencija angehört wie die späteren Religionsphilosophen Nikolaj Aleksandrovic Berdjaev und Sergej Nikolaevic Bulgakov, die sich am Ende des Jahrhunderts vom sogenannten legalen Marxismus weg- und einer Art idealistischer Philosophie zuwandten. Die Kreise in Kiev, wo Lunarskij mit Bulgakov und Berdjaev zusammengetroffen war, später die Verbannung in Vologda, wo Bogdanov, Lunarskij und Bazarov mit Berdjaev disputierten, stellten neben den verschiedenen geheimen Arbeiterbildungszirkeln, in denen sie alle tätig waren, ein geistiges Milieu dar, das es so nur innerhalb der russischen Intelligencija gegeben hat und das zu deren Charakterisierung und zu deren Selbstverständnis entscheidend beigetragen hat.

Ich habe hier nicht die Zeit, um die frappierenden Parallelen aufzuzeigen, in denen sich das später zu solch unterschiedlichen Aussagen entwickelnde Denken der ursprünglich gleichermaßen radikal revolutionären jungen Intelligencija entwickelt hat. Werden 1909 in den berühmt-berücht-

tigten *Vechi* (Absteckpfähle) die Berdjaevs, Bulgakovs und ihre Kreise die »religiösen Marxisten« Lunacarskij und Bogdanov vermaledeien, hier am Anfang ihrer geistigen, philosophischen Entwicklung sprechen sie noch eine ähnliche Sprache, auch wenn die Ausrichtung bereits anders koloriert ist: die *civitas Dei* auf Erden ist allen ein Ziel.

»Aus Vologda, wo Berdjaev und Bogdanov sitzen, verlautet, daß die Verbannten dort eifrig über Philosophie streiten, und Berdjaev >siegt< augenscheinlich, da er am meisten weiß«, so informiert Lenin, selbst in der Verbannung, allerdings im Ausland, die Parteifreundin Ljubov Aksel'rod (Ortodoks), nicht ganz ohne Interesse daran, was in den Kreisen der marxistischen Intelligencija in Rußland selbst vor sich geht.

»Im wesentlichen arbeiteten wir über dasselbe Problem, und das sicher nicht zufällig«, wird später, längst nach 1917, LunaCarskij - damals Volkskommissar für Bildungswesen der jungen Sowjetrepublik - über die Zeit seiner ersten Begegnungen mit Berdjaev schreiben. Gemeinsam diskutierten sie über Idealismus und Materialismus, über Kant und Marx, über Religion und Metaphysik, Mystik und Ästhetik, Nietzsche, Mach und Avenarius, und vor allem über die schöpferischen Möglichkeiten des Menschen, die Welt zu transformieren, kraft seiner Sensibilität und Imagination, kraft seines Glaubens, seiner Hoffnung und Liebe, in erster Linie aber aufgrund seiner schöpferischen Energie.

Der Appell an ein »neues religiöses Bewußtsein«, den nur wenig später Berdjaev wie auch Lunacarskij an die Gesellschaft richten, geht unmittelbar aus ihren Gesprächen und Auseinandersetzungen in der gemeinsamen Verbannung hervor. Und selbst wenn beide hierunter letztlich etwas grundsätzlich Verschiedenes verstehen werden - Berdjaev den transzendenten Gott und Lungarskij die immanente Religion der Sozialdemokratie selbst - so bleiben sie sich doch ihrem Ansatz nach und bis in ihre Sprache, ihren Sprachstil und ihre Terminologie, noch auf Jahre hinaus geistesverwandt. Die Forderungen, die sie an das neue Zeitalter und vor allem an den Menschen der Zukunft stellen, sind ihren ursprünglichen Intentionen nach dieselben: einzig und allein ein religiöser Impuls vermöge der Gesellschaft neue, schöpferische Energie zu verleihen; die revolutionäre Aufgabe müsse zu dem Ort werden, wo sich der Sozialismus als »soziales Ideal«, als *civitas Dei* verwirklichen wird. In erster Linie geht es beiden um die Lösung der Antinomie von Individuum und Gemeinschaft, um die Verwirklichung des Menschen im sozialen Verband der Zukunft, um die Erlösung der Menschheit. Was kurze Zeit später im Mittelpunkt von Berdjaevs Philosophie steht: das Verhältnis von *persona* und ökumenisch-universalistischer *communitas*, die persönliche Errettung und die Aussöhnung der Menschheit in der Gottmenschheit; was Lunacarskij's Reflexionen über die Bedeutung des Religiösen über lange Jahre hinaus dominiert: die positive Integration des

Individuums in das die Menschheit erlösende proletarische Kollektiv («allein das Kollektiv ist unsterblich»), wobei der »Erlöser«, das Proletariat, bei Lunacarskij fast immer synonym mit der universalen Menschheit ist - beiden, Berdjaev und Lunacarskij, geht es im Grunde um das seit den Slavophilen über Herzen, Vladimir Solov'ev und Dostoevskij bis zu der jungen Generation der »ethischen Sozialisten« immer wieder geforderte Gemeinschaftsbewußtsein und um die Frage nach der »All-Einheit« (*vse-edinstvo*). Trat die das russische Denken im 19. Jahrhundert charakterisierende Idee der »All-Einheit« auch unter den verschiedensten Benennungen auf; wie die der *sobornost*; der *obicina*, der religiösen *obicestvennost'* und schließlich der *Theokratie* selbst, so war damit doch stets das Ideal der Gemeinschaft als der Zusammenschluß der Pluralität der »Ichs« gemeint. In der Sprache der »Gottsucher« und der »Gottesbauer« - so wie die Gruppen einerseits um Berdjaev und andererseits um Lunacarskij später genannt wurden - hieß das, daß die Gesellschaft zu Gott werden müsse, gleichviel der Gott für die einen und für die anderen ein grundsätzlich anderer war.

Für Berdjaev und Lunacarskij war das Gemeinschaftsbewußtsein, das neue religiöse Bewußtsein, die Grundvoraussetzung für die totale Neuordnung der Welt und als solches war es »revolutionär«. Beide verstanden ihre Konzeption als »das Gewissen der Revolution«; sie selbst empfanden sich als Wortführer dieses »revolutionären« Bewußtseins, das für sie beide gleichzeitig »mystisch« und »sozial« ist, auch wenn sich hinter diesen Termini ein grundsätzlich verschiedener Inhalt verbarg.

Sie selber haben den gemeinsamen Ansatz ihrer religiösen Ideologien sehr schnell und anscheinend auch ganz bewußt aus den Augen verloren. Das ideologische Gefecht zwischen den Idealisten und den Marxisten hatte sich binnen weniger Jahre zum politischen Gefecht zwischen Liberalen und Sozialdemokraten ausgeweitet. Die von der Gruppe um Berdjaev und Bulgakov herausgegebenen *Problemy idealizma* (Probleme des Idealismus) erfuhren zwei Jahre später von der Gruppe um Lunacarskij und Bogdanov, inzwischen Mitglieder der bolschewistischen Fraktion geworden - sie hatten sich dieser noch in der Verbannung angeschlossen -, eine scharfe Entgegnung. In dem von ihnen in der Verbannung konzipierten kollektiven Werk mit dem charakteristischen Titel *Očerki realističeskogo mirovozzrenija* (Abrisse einer realistischen Weltanschauung) hatte Lunacarskij, hiermit bewußt Berdjaev herausfordernd, die Religion als »Glauben des aktiven menschlichen Wesens an die zukünftige Humanität« definiert. Diese »Religion ist ein Aggregat derjenigen Gefühle und Gedanken, die den Menschen zum Mitwirken im Leben der Menschheit machen, einem Glied in der Kette, die sich zum »Übermenschen« in die Höhe zieht, zu einer wunderschönen und mächtigen Existenz, zu einem perfekten Organismus«.

Nichtsdestoweniger sind die gemeinsamen ideologischen Ansätze in diesen beiden kollektiven Sammelbänden sowie in einer Reihe von Einzelschriften aus den beiden Lagern unverkennbar. Doch wir haben hier keine Gelegenheit, diese weiter zu verfolgen. Halten wir nur soviel fest, daß zu ihrem Verständnis ganz wesentlich die Kultur des *fin de siècle* beiträgt, so wie sie sich sehr spezifisch in Rußland ausgeprägt hatte; daneben ist genau so wichtig der soziologische und ideologische Differenzierungsprozeß, der um diese Zeit innerhalb der Intelligencija stattfindet und von jetzt an zu einer Reihe von einzelnen, sehr unterschiedlichen Gruppen führt, die freilich immer noch einen gemeinsamen ideologischen Ausgangspunkt haben, der unverkennbar ist.

Von frühester Jugend an Marxist, hätte er sich als solcher von allem Anfang an für Kunst und Religion interessiert, schreibt LunaCarskij in seinen Mitte der 20er Jahre redigierten autobiographischen Aufzeichnungen. »Die gnoseologischen, ethischen und ästhetischen Aspekte des Marxismus zu vertiefen«, darin hätte das wichtigste Anliegen der Gruppe von jungen Marxisten bestanden, mit denen er die Jahre der Verbannung gemeinsam verbracht hatte. Daß vom Marxismus die Bereiche der Ethik, Ästhetik und Erkenntnistheorie ausgesprochen vernachlässigt worden waren, hatte die Gruppe um Lunaarskij und Bogdanov nicht Marx und Engels unmittelbar angelastet als vielmehr ihren »orthodoxen« Nachfolgern. Unter den letzteren zeichneten sie in erster Linie Plechanov dafür verantwortlich, die dem Marxismus inhärenten schöpferischen Elemente völlig verkümmern und verdorren zu lassen. Statt den Marxismus weiterzuentwickeln, hätte ihn Plechanov auf den Stand der »oberflächlichen Aufklärung der Materialisten des 18. Jahrhunderts« zurückgeführt. Er sei von Feuerbachs umwälzender Erkenntnis, daß der Mensch ein Bedürfnis nach Religion habe, ja, daß er sich durch die Religion selbst definiere, um viele Schritte zurückgefallen. Marx und Engels selbst seien zu stark von der Ausarbeitung der wissenschaftlichen Erkenntnis der Wirklichkeit, der wissenschaftlichen Weltanschauung des Proletariats beansprucht gewesen, als daß sie die Zeit gefunden hätten, um den ästhetischen, ethischen und gnoseologischen Fragestellungen nachzugehen, die sich im Lichte der neuen Weltanschauung nun auch völlig neu stellten. Umso mehr sei es jetzt an ihren berufenen Nachfolgern, sich der Ausarbeitung dieser Aspekte zu widmen, um damit gleichzeitig zu der Ausweitung der Marxismus selbst beizutragen.

Hat Lungarskij, von der Ästhetik herkommend, zu der »Ausweitung des Marxismus« in seltsam spektakulärer Weise durch sein »Gotterbauertum« (*bogostroitel'stvo*) beigetragen - er meinte, dem Sozialismus in der Form einer Religion eine emotionale Dimension verleihen zu müssen -, so war der Naturwissenschaftler und Arzt Bogdanov um die Verbindung des Mar-

xismus mit der neuesten Wissenschaftstheorie eines Mach und Avenarius bemüht, die er in seinem System des Empiriomonismus erbrachte. Die anderen Angehörigen dieses Kreises, in erster Linie der Literaturtheoretiker und Ökonom Bazarov, der Ökonom und Philosoph Skvorcov-Stepanov sowie der vom Anarchismus her beeinflusste Philosoph Stanislav Vol'skij trugen jeder in seinem spezifischen Bereich zur Ausarbeitung der neuen Aspekte des Marxismus bei. Höchst summarisch lassen sich die Forderungen der Gruppe, zu der etwas später noch Maksim Gor'kij und die Historiker Pokrovskij und Ljadov gehörten, sowie Aleksinskij, Krasin, Sancer (Marat), Kalinin, Desnickij, Men'zinskij, kurz ein gutes Dutzend von Literaten, Publizisten, Philosophen und Historikern -, wie folgt auflisten:

- Sie gingen vor allem davon aus, daß der Marxismus durchaus kein ein für alle Male festgelegtes und ewig gültiges Explikationsschema der sozialen Realität sei. Und wenn sie für eine unorthodoxe, oder wie sie sagten, »antiautoritäre« Auffassung des Marxismus plädierten, so dachten sie an die kontinuierliche Weiterentwicklung und Erneuerung des Marxismus und das insbesondere durch die Einführung der neuesten Erkenntnisse der Naturwissenschaften und der Wissenschaftsphilosophie. Genau hierfür griffen sie auf die Erkenntnistheorie der Empiriokritizisten Ernst Mach und Richard Avenarius zurück (die davon ausgingen, daß die Erkenntnis einzig auf der Erfahrung beruhe), wobei sie die von Plechanov - und später in unmittelbarer Anlehnung an Plechanov auch von Lenin - vertretene Auffassung eines mechanischen Materialismus und übertriebenen Determinismus vehement kritisierten. (Der »absolute Marxismus« bedeutete in ihren Augen die Stagnation, ja die Fetischisierung des Marxismus und sei von Marx und auch von Engels - auch wenn gerade im Hinblick auf Engels eine leichte Kritik aus ihren Textanalysen herauszulesen ist - niemals so konzipiert worden.)

- Der Marxismus hat in ihren Augen nicht nur mit materiellen Reformen zu tun, sondern er bedarf neuer Impulse, die aus der menschlichen Energie, dem Aktivismus, dem Voluntarismus abzuleiten sind. Sie plädieren daher für eine »Philosophie der Aktion«, eine »Philosophie des proletarischen Kampfes« (Vol'skij), die sie dem »historischen Fatalismus« eines Plechanov - und später auch eines Lenin - gegenüberstellen.

- Sie glauben vor allem an die Schöpferkraft des Menschen, seinen *élan vital*, seinen Enthusiasmus, seine innere Dynamik sowie an die Dynamik der sozialen Verhältnisse. Von hierher kritisieren sie auch Plechanovs Postulat einer objektiven, überhistorischen Wahrheit. Sie sprechen in diesem Zusammenhang von dem neuen Menschen der Zukunft als dem »Übermensch«, wobei dieser »Übermensch« selbst zum Gott wird.

- Auf dieser Linie konzipieren einige von ihnen - Bogdanov selbst gehörte nicht dazu - die Theorie vom »Gottesbauertum«: Es ging darum,

eine irdische, immanente Religion zu schaffen, eine Religion des Lebens, der Schönheit und der Gattung, eine Religion, die den Hauptakzent auf die schöpferische und revolutionäre Energie der Menschheit setzt. Dem Marxismus solle damit »eine große emotionale Breite gegeben werden, ohne dabei etwas an seinem ursprünglichen Geist zu verändern«. Das christliche Dogma der Trinität wird der Terminologie der neuen proletarischen Weltanschauung angepaßt: der »Vater« repräsentiert die Produktivkräfte, der »Sohn« das Proletariat, der »Heilige Geist« den wissenschaftlichen Sozialismus. Der gesamte Prozeß der Geschichte der vorchristlichen und christlichen Religionen wird als Erwartungen, Sehnsüchte und Stimmungen, als Suchen der werktätigen Menschen nach einer kohärenten Weltanschauung aufgefaßt. Die Geschichte der Menschheit stellt sich als verschiedene Stufen des religiösen Bewußtseins dar: zuerst die Mythen der alten Religionen und die des Christentums, später die religiös-philosophischen Systeme der Neuzeit (Spinoza, Fichte, Schelling, Hegel) und schließlich der wissenschaftliche Sozialismus als höchster Ausdruck des religiösen Suchens. Das höchste Ideal aller großen Religionen - Glück, Gerechtigkeit, Freiheit, Beherrschung der Natur - ist mit dem Ideal von Marx identisch. Marx selbst, »Apostel des Durstes nach Gerechtigkeit«, wird, in der Reihe von Jesaja, Christus, Paulus, Spinoza stehend, als der größte Prophet des Judentums bezeichnet und der marxistische oder wissenschaftliche Sozialismus als die fünfte aus dem Judentum hervorgegangene Religion. Als Synthese der religiösen Erwartungen der werktätigen Menschen im Verlaufe der Geschichte - Religion wird hier zum »kulturellen Erbe« des Proletariats - ist der »wissenschaftliche Sozialismus die religiöseste aller Religionen und der echte Sozialdemokrat ist ein zutiefst religiöser Mensch«, er ist »Mensch der 'Religion der Arbeit'«. Religion, so wird betont, meint in dieser Sinnggebung »das Gefühl der Verbindung des Individuums mit dem höchsten Prinzip überhaupt: der Menschheit.«

Wie bereits angedeutet, alle diese Theorien, Gedanken und Postulate hatten nicht unterschiedslos bei allen Gruppenangehörigen dieselbe Bedeutung. Auch wurden diese Ideen über eine längere Periode hin ausformuliert, die sich über ein gutes Jahrzehnt etwa erstreckte. Und schließlich handelte es sich hier um eine relativ kleine Gruppe von Intellektuellen, die sich zu diesen Ansichten bekannten. Doch waren die angeführten Denkrichtungen und Erwartungen in ihnen allen seit ihrer frühesten Jugend angelegt, was sie freilich zu keinem Moment daran gehindert hat, sich mit Lenin zusammenzuschließen bzw. - und das ist vielleicht noch weitaus bemerkenswerter - was auch Lenin selbst nicht gehindert hat, sich, zu Jahrhundertbeginn, mit ihnen zusammenzuschließen.

Sie lasen begeistert Lenins *Was tun?* (1902) und fanden sich ungeheuer angesprochen von dem »turbulenten Voluntarismus« (Valentinov) des

Pamphlets; gleichzeitig unterstrichen sie voll und ganz die hier definierten Punkte zur Parteiorganisation, zur Rolle der Berufsrevolutionäre und ihrer Aufgabe, den Arbeitern das Bewußtsein von außen antragen zu müssen - fanden sie doch gerade hierin ihre *raison d'être* als Parteiintelligencija definiert. Im Augenblick der Spaltung in Bolschewiki und Menschewiki (1903) übernehmen sie ohne Zaudern Lenins Standpunkt. Und Lenin selbst appelliert an sie, die nach Ablauf ihrer Verbannung nicht das Exil aufzusuchen brauchen, sondern in Rußland verbleiben können, daß sie dort an Ort und Stelle die Parteiorganisationen aufbauen, daß sie durch ihre Schriften in der legalen Presse, zu der sie als bereits öffentlich anerkannte Literaten weitgehend Zugang hatten, sowie natürlich auch mittels illegaler Publikationen den revolutionären Geist vorantrieben. Mit unmittelbarer Hilfe Bogdanovs gründet Lenin in Genf die erste bolschewistische Zeitschrift, den *Vpered* (Vorwärts), um die Arbeiterkreise in Rußland gegen die Menschewiki zu beeinflussen. Bogdanov selbst führt hierfür Lenin die literarische Parteiintelligencija zu: Lungarskij, Bazarov, Skvorcov-Stepanov, Krasin und andere. Gemeinsam mit Lenin besetzen sie von nun an die höchsten Stellen in der Parteihierarchie. Bogdanov und Krasin sind wiederholt im Zentralkomitee vertreten, öfter sogar als Lenin. Und 1905 sind sie es, die von allem Anfang, d.h. vom »blutigen Sonntag« im Januar an, an den revolutionären Ereignissen direkt teilnehmen - Lenin kehrte, wie man weiß, erst Mitte November nach Rußland zurück. Sie waren es, die die Aufrufe an die Arbeiter verfaßten, sie betrieben die Agitation und Propaganda, sie organisierten die Straßenkämpfe in Petersburg, sie versorgten die Arbeiter mit Waffen, ja, sie waren entscheidend an der Vorbereitung des bewaffneten Aufstands in Moskau im Dezember beteiligt: die Wohnung des Schriftstellers Maksim Gor'kij diente als Waffenarsenal für die Aufständischen. Im Oktober 1905, immer noch vor Lenins Rückkehr nach Rußland, hatten sie die erste legale bolschewistische Tageszeitung in Petersburg gegründet, die *Novaja Zizn'* (*Neues Leben*). Bogdanov selbst vertrat die bolschewistische Fraktion im ersten Sowjet der Arbeiterdeputierten in Petersburg und wurde in dieser Funktion verhaftet. (Nur als Anmerkung sei hier notiert, daß er in der Verhaftung den zweiten Teil seines für seine Philosophie grundlegenden marxistisch-wissenschaftstheoretischen *opus*, den *Empiriomonismus*, verfaßte.) Schließlich waren auch sie es, die kleine Gruppe von Parteiliteraten und Parteiintellektuellen, die die berühmt-berüchtigten Expropriationen und Banküberfälle im Ural sowie in Tiflis organisierten und hierdurch Gelder sicherten, die später in den Parteidisputen, die die Emigration zerrissen, noch für lange Jahre ein heißes Feuer blieben.

Erst die Bilanz, die man aus dem Fehlschlag der Revolution zieht, vor allem aber die Einschätzung und Bewertung der Rolle der Partei nach 1905, führt zu unterschiedlichen Stellungnahmen zwischen einerseits Lenin und

andererseits »unseren« Parteiliteraten. Politischer Pragmatiker, der er stets ist, sind für Lenin seit dem Sommer 1907, den Stolypinschen Reformen, die Chancen für ein Aufflammen der Revolution für längere oder gar sehr lange Zeit endgültig vorbei. Er plädiert daher dafür, das zaristische System nicht nur aus dem Untergrund, von einer eindeutig revolutionären Position aus, zu bekämpfen, sondern ebenso das Spiel der neu gewonnenen parlamentarischen Kräfte zu spielen, d.h. die sozialdemokratische Partei in der Duma für ihre Sache selbst Propaganda machen zu lassen. Die weniger pragmatischen literarischen und philosophischen Parteikameraden sehen in diesem Kompromiß mit dem konstitutionellen Regime einen Verrat an der Revolution, aber auch einen Verrat am revolutionären Bolschewismus, d.h. an Lenins eigenen Prinzipien. Dagegen setzen sie selbst unter den Arbeitern die revolutionäre Agitation und Propaganda fort, sie bewaffnen weiterhin Arbeiterbataillone, organisieren Expropriationen, kurz, sie leben in der Erwartung eines jederzeit wieder möglichen Aufflackerns der revolutionären Atmosphäre. Unter dem Einfluß des italienischen und französischen Syndikalismus - sie tragen eigens zur Übersetzung und Propagierung der Schriften von Arturo Labriola und Georges Sorel bei - plädieren sie für den Antiparlamentarismus (in den russischen Auseinandersetzungen bekannt geworden als »Boykottismus«, »Otsovismus« und »Ultimatismus«), der unter den Arbeitermassen in den Hauptstädten Petersburg und Moskau sowie in den großen Industriezentren des Landes wie im Ural und Odessa eine Zeitlang weitaus populärer ist als Lenins »Arrangement« mit dem Regime - wie uns die hellhörigen Berichte der zaristischen Geheimpolizei, der Ochrana, in allen Einzelheiten unterrichten.

Kurz, eine vorerst in Bezug auf Strategie und Taktik begründete politische Differenzierung in zwei Lager beginnt, die in den Ochrana-Berichten als »Leninisten« (*lenincy*) und Bogdanovisten (*bogdanovcy*) bezeichnet und deren Einflüsse und Kräftespiel eifrig und aufmerksam verfolgt werden.

Die einzelnen Etappen und Stufen der sich hier bereits in den unmittelbaren Nachwehen der Revolution abzeichnenden künftigen Spaltung darzustellen, erlaubt mir die Zeit nicht. (Gleichsam in Klammern sei hier angeführt, daß die Korrespondenz der früheren »linken« Parteiiintellektuellen, vor allem Gor'kij's und Bogdanov's, deren Edition ich hier am Wissenschaftskolleg vorbereitete, ein reiches, bisher unbekanntes Dokumentationsmaterial über die Hintergründe dieser Spaltung in Lenin- und Bogdanov-Anhänger abgibt; eine Spaltung, unnützlich es zu unterstreichen, die von der sowjetischen und in ihrer Folge weitgehend auch von der westlichen Historiographie bisher entweder ausgeklammert und ignoriert oder nur höchst beiläufig zur Kenntnis genommen wurde.) Schließlich und endlich gelingt es dem taktisch wie immer weitaus geschickter manövrierenden Lenin, seinen ehemaligen Parteifreund Bogdanov aus der bol-

schewistischen Fraktion auszuschließen (im Sommer 1909) und bei derselben Gelegenheit auch die ganze Gruppe der intellektuellen Veteranen des Bolschewismus als »Pervertierer des Marxismus«, als »Karikierer des Bolschewismus«, kurz als »linke Bolschewiki« zu bezichtigen und gegen sie eine enorme Kampagne in politischer und ideologischer Hinsicht zu lancieren. Vorbereitet wurde dieser politische Kampf gleichsam durch Lenins philosophische Abhandlung, wenn man diese als solche bezeichnen darf, *Materialismus und Empirioskritizismus*, dem Versuch, die politischen Ansichten von Bogdanov und seinen Anhängern philosophisch zu torpedieren. Der politische Konflikt wird hier zum erstenmal in der Geschichte des Bolschewismus mit ideologischen Mitteln ausgetragen: der Nachweis muß erbracht werden, daß Bogdanov in philosophischer Hinsicht kein Marxist ist. Der Parteiausschluß bzw. der Ausschluß aus der Fraktion wird mit philosophischen Argumenten untermauert - ein Exempel, das später Schule machen wird ...

Der Parteiausschluß hat aber auch zur Folge, daß sich die Gruppe der sogenannten »linken Bolschewiki« von nun an mehr strukturiert. Schon mindestens ein halbes Jahr vor dem Ausschluß waren von Bogdanov, Gor'kij, Lunacarskij, Aleksinskij und den anderen Parteikameraden die Grundlagen zu einer ersten sozialdemokratischen Parteischnule für russische Arbeiter gelegt worden. Genau dieses Faktum hatte Lenin bewogen, mit aller möglichen Energie gegen die Gruppen vorzugehen. War von den »Bogdanovisten« doch vorgesehen, daß die von ihnen in Capri und später in Bologna in den Parteischnulen ausgebildeten Arbeiter nach Absolvierung der jeweiligen Lehrgänge unverzüglich nach Rußland zurückkehren sollten, um in den dortigen lokalen Organisationen die Arbeiter im Sinne der von nun an zum Schlagwort der neuen Linken erhobenen »proletarischen Kultur« zu erziehen bzw. zu beeinflussen. Lenin mußte dieses Propagandainstrument torpedieren, und als ihm dieses nicht gelang, gründete er schließlich in Longjumeau bei Paris, freilich ohne großen Erfolg, seine eigene Parteischnule. Die Gruppe der »linken Bolschewiki« schloß sich Ende 1909 zu der im Gesamtverband der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei unabhängig bis 1917 fortbestehenden Gruppe *Vpered* zusammen. Diese hatte jedoch ihrerseits wiederum ihre besonderen Peripetien, in einer deren Folgen Bogdanov selbst die Gruppe - und damit auch endgültig die Gesamtpartei - verließ. Eine andere Krise des *Vpered* hatte das Entstehen der in Paris unter Lunacarskijs Ägide funktionierenden Gruppe *Proletarskaja Kul'tura* (Proletarische Kultur) zur Folge, der außer den Parteiintellektuellen die ersten russischen proletarischen Schriftsteller wie Kalinin und Gastev angehörten. Die Pariser Gruppe der »Proletarischen Kultur« sowie auch die im Kriege wieder auflebende Gruppe *Vpered*, die im Sommer 1917, nach der Rückkehr der Revolutionäre nach Rußland, mit den

Mezrajoncy (Interdistriktgruppe) verschmolz, stellten unmittelbar Bindeglieder dar zu der noch kurz vor der Oktoberrevolution in Petrograd gegründeten Massenorganisation des *Proletkul't*. Mit seinen Zentren in Petrograd (anfangs unter der Leitung Lunacarskijs) und in Moskau (unter der Leitung Bogdanovs) sowie seinen zahlreichen Filialen - den Studios und Laboratorien - in allen Gebieten des Landes hatte der autonome *Proletkul't* nach dem Ende des Bürgerkriegs annähernd so viele Mitglieder wie die Kommunistische Partei, was wohl einer der Gründe Lenins gewesen sein mag, ihn von nun an der strikten Aufsicht zunächst des *Narkompros*, dann der Gewerkschaften, kurz der von der Partei kontrollierten Instanzen zu unterstellen. Der alte Konflikt Lenins mit Bogdanov flammte wieder auf. Noch einmal wird *Materialismus und Empirioskritizismus* ediert und die Gefahr der *bogdanovJcina* gebrandmarkt, die nichtsdestoweniger, in der einen oder anderen Form, noch manche der großen intellektuellen Debatten der 20er Jahre charakterisiert, wie man es aus den damaligen *tolstye iurnaly* entnehmen kann, und die, so meine Hypothese - ohne daß der Name Bogdanovs je mehr genannt wird - auch in der politischen Kultur der Stalinzeit ihre Spuren hinterläßt.

Ich sagte es bereits, doch möchte ich hierauf zurückkommen: die Gruppenzusammengehörigkeit der »linken Bolschewiki« - nicht zu verwechseln mit den »linken Kommunisten« von 1918, obwohl diese, besonders in der Person Bucharins von Bogdanov nicht ganz unbeeinflusst waren - zeichnete sich nicht durch ein starr festgefugtes, »orthodoxes« Credo aus. Die die Gruppe bildenden Schriftsteller, Philosophen, Ökonomen und Historiker beschritten in ihren jeweiligen Arbeitsbereichen unterschiedliche Wege. Dazu kommt auch, daß nie alle am gleichen Ort wohnten, also die Korrespondenz, die sie führten und die uns nur zu einem sehr beschränkten Teil zugänglich ist, eine sehr wichtige Rolle spielt, um ihre Mentalität und ihre politischen Verhaltens- und Entscheidungsweisen zu erfassen. Doch nichtsdestoweniger kann man trotz der nicht sehr reichhaltigen Archivmaterialien über die »linken Bolschewiki« mit Bestimmtheit sagen, daß sich ihr Selbstverständnis als Gruppe nach dem Fehlschlag der Revolution von 1905 und als Reaktion hierauf verstärkt herausbildete. In erster Linie ist dabei ihre Einschätzung der Rolle der Partei sowie ihr eigenes Selbstverständnis als Parteiintellektuelle zu nennen.

Daß sich die Gruppe den Namen *Vpered* gab, geschah in engster Anlehnung an die erste illegale bolschewistische Zeitschrift, den *Vpered*, den Bogdanov und seine Freunde noch gemeinsam mit Lenin begründet hatten. Hiermit sollte nicht zuletzt die Kontinuität des, wie sie sagten, »wahren«, »eigentlichen« Bolschewismus legitimiert werden, den Lenin in ihren Augen nach 1905 durch seine Zugeständnisse an die Dumapolitik der

Sozialdemokratischen Partei aufgegeben hatte. Der Begriff »Leninismus« kommt übrigens bei Lunacarskij seit 1907 vor im Sinne von »autoritärem Führungsstil«, »autoritärer Selbstbestätigung der Persönlichkeit«, dem der kollektive Geist, die Verhaltensweise des Arbeiterkollektivs gegenübergestellt wird. Kritisiert wird im Zuge der sich gegenüber Lenin zunehmend verschärfenden taktischen Meinungsunterschiede in erster Linie - und zwar gilt das durchweg für alle »linken Bolschewiki« -, daß die Parteiintelligencija, sofern sie nach dem Rückgang der revolutionären Ereignisse die Partei nicht überhaupt verließ, ihrer eigenen Klasse, der Bourgeoisie, zutiefst verbunden geblieben wäre. Der Individualismus der führenden Parteiintellektuellen bei der Abwicklung von Parteiangelegenheiten, ihre krankhafte Betonung der eigenen Persönlichkeit, ihr autoritäres Weltbild, hinderten sie ein für alle Male, sich in die Mentalität des Arbeiters, in dessen Namen sie sprechen, einzufinden. Den linksbolschewistischen Parteischnulen von Capri und Bologna geht es daher zu allererst darum, eine Arbeiterintelligencija bzw. Parteiarbeiter auszubilden, die die Führung von Parteiangelegenheiten auf allen Ebenen, bis in die höchsten Instanzen wie das Zentralkomitee, in die eigenen Hände nimmt. Wenn hier erstmals programmatisch von »proletarischer Kultur« die Rede ist - der Idee nach gab es diese bereits in Bogdanovs frühem Aufsatzzyklus *Novyj Mir* (Die neue Welt) -, so bedeutet das keineswegs, Arbeitern lesen und schreiben beizubringen. Es geht vielmehr darum, der bürgerlichen Kultur, dem vom Individualismus geprägten Bewußtsein der Bourgeoisie einschließlich der Parteiführer eine Kultur gegenüberzustellen, die zutiefst in den Lebens- und Empfindungsformen sowie in den Erfahrungsbereichen des Proletariats (*byt*) verankert ist. Das vom kollektiven Arbeitsprozeß am Fließband in der modernen Großindustrie geprägte Bewußtsein des Arbeiters und die von diesem Arbeitsprozeß her bestimmte Fähigkeit der Rezeption von Wissen und Erkenntnis durch den Arbeiter kann einzig und allein die Grundlage für die Ausarbeitung einer »proletarischen Kultur« sein, worunter im breitesten Sinne die Schaffung einer »proletarischen Wissenschaft«, einer »proletarischen Kunst«, einer »proletarischen Philosophie« sowie der *proletarischen* Familienbeziehungen und Lebensweisen verstanden werden (im Unterschied zu der *autoritär-individualistischen* Familienstruktur der Bourgeoisie).

Das breite Programm einer proletarischen Kultur, in dem Bogdanovs Lebenswerk mit seiner Organisationswissenschaft (*Tektolo%1a*) gipfelt, bedeutet politisch nichts anderes - und so wird es auch im Programm der Gruppe *Vpered* formuliert -, als daß das Proletariat seine kulturelle Hegemonie erlangen müsse, um allein auf dieser Grundlage die Errungenschaften der politischen und ökonomischen Revolution auch wirklich zu seinen Gunsten ausnutzen und auswerten zu können. Mit anderen Worten,

die von den »linken Bolschewiki« postulierte »proletarische Kultur« bedeutet, daß die eigene Bewußtwerdung des Proletariats vor der politischen, sozialen und ökonomischen Revolution zu geschehen hat. Ansonsten drohe eine klassenfremde Elite im Namen des Proletariats dessen Rechte zu usurpieren. Die kulturelle Autonomie und die kulturelle *samodejatel'nost'* (Selbsttätigkeit) des Proletariats werden somit wichtiger als der Klassenkampf selbst.

Die Teilung der Gesellschaft in Klassen resultiert laut Bogdanov nicht wie bei Marx aus dem Eigentum an Produktionsmitteln, sondern aus dem Besitz »an Erfahrung der Organisation«. Die dirigierende Klasse ist nicht die der Besitzer von Produktionsmitteln, sondern es sind die Organisatoren der Produktion, die Manager, wie man heute sagen würde. Die Aufhebung der Klassen geschieht nicht durch die Machtergreifung der Arbeiterklasse selbst und die Übergabe der Produktionsmittel in ihre Hände und zu ihrem Profit, sondern durch die Sozialisierung der Erfahrung an Organisation - dem Ergebnis der ideologischen Erziehung, die die Arbeiterklasse erhalten hat. Die politische und ökonomische Revolution kann keinen Erfolg haben, wenn ihr nicht die ideologische Revolution, d.h. die »proletarische Kultur« vorausgeht. Das soziale Leben ist somit für Bogdanov untrennbar von dem Bewußtsein; das soziale Sein und das soziale Bewußtsein sind für ihn gleichsam identisch.

Hic et nunc, im kapitalistischen System selbst, fordert Bogdanov 1910, sollte das Proletariat die Elemente der zukünftigen Kultur schmieden. Denn der Kampf für den Sozialismus sei keineswegs allein auf den Krieg gegen den Kapitalismus beschränkt. Dieser Kampf sei eine positive, schöpferische Arbeit - die kontinuierliche Schaffung der Elementarbestandteile des Sozialismus im Proletariat selbst, im inneren Universum seiner alltäglichen Lebensverhältnisse und seiner konkreten Lebensbedingungen. Es genüge nicht, Arbeiter in Organisationen wie Partei und Gewerkschaften zusammenzuschließen. Es müsse um die Ausarbeitung ihrer inneren, geistigen Einheit (*duchovnoe edinenie*) gehen mittels der Ausarbeitung der »sozialistischen proletarischen Kultur«, d.h. um die schöpferische - und das bedeutet letztlich die sozialistische - Verwirklichung des Proletariats. Allein die Erringung der geistigen Macht durch die Arbeiterklasse sei die Voraussetzung zur politischen Stabilität der Herrschaft des Proletariats. Und je schneller die bürgerliche Kultur abgebaut würde, desto größer seien die Chancen für die Revolution. In diesem Sinne werde die sozialistische *Entwicklung* ihre Vollendung in der sozialistischen *Revolution* finden.

Als dann schließlich doch die bolschewistische Revolution siegt, bevor das Proletariat seinen Bewußtwerdungsprozeß und seine kulturelle Autonomie erreicht hatte, halten Bogdanov und die anderen Führer der Organisation *Proletkul't* daran fest, daß diese als autonome, gleichberechtigte

und gleichgewichtige Bewegung neben den Instanzen bestehen müsse, die die politische und ökonomische Revolution inkarnieren, also unabhängig neben Partei und Gewerkschaften sowie dem Staat.

Ich habe hier keine Gelegenheit gehabt, im einzelnen auf die Gesellschafts- und Arbeitstheorie von Bogdanov einzugehen, die das Fundament der »proletarischen Kultur« bildete und zu der sich alle »linken Bolschewiki« bekannten. Genausowenig konnte ich hier auf den großen Gegenspieler Lenin eingehen und auf seine Forderung der »kulturellen Revolution«, die sich von dem spezifischen Verständnis der »proletarischen Kultur« wesentlich unterscheidet. Doch auch wenn die letztere sich im sozialen Kontext der jungen Sowjetmacht als utopisch erweisen mußte - eine allein an die Erfahrungen der Elite des Proletariats appellierende Kultur konnte kaum den elementaren Bedürfnissen nach Bildung, die das Land keimzeichneten, entsprechen - so hat sie doch eine Reihe von Kriterien und Normen in die politische Kultur der 20er und, freilich unausgesprochen und offiziell nicht anerkannt, auch in die der 30er Jahre eingebracht. Der Appell an den Aktivismus, an die Energie des als »Übermenschen« verstandenen Proletariers, der Glaube an die Wissenschaft und Technik, der Kult der Maschinen, eine gleichsam mystisch-religiöse Konzeption von der Arbeit sowie vom Aufbau des Sozialismus, schließlich der vitale Glaube an die Schaffens- und Schöpferkraft in allen Bereichen des sozialen und kulturellen Lebens der jungen Sowjetrepublik - das alles sind Ideen, die sich in der politischen Kultur der »linken Bolschewiki« finden und die zweifellos auch in dem Wurzeln faßten, was gemeinhin als »Leninismus« bezeichnet wird. Dieser aber war längst nicht so homogen und monolithisch, wie ihn die Historiographie in Ost, aber auch in West gem ausmalt. Letztere zu nuancieren, sollte dieser Beitrag ein wenig gedient haben.

Um noch einmal kurz auf den Ausgangspunkt meiner Forschungen zurückzukommen, den Differenzierungsprozeß innerhalb der russischen Intelligencija zur Zeit der Jahrhundertwende: Die von den *Vechi*-Autoren (Berdjaev, Bulgakov, Struve, Frank, Gersenzon u.a.) geübte Kritik an der radikal revolutionären Intelligencija traf so nicht auf alle ihre Gruppen zu. Das Erscheinungsbild der »linken Bolschewiki« entspricht in keiner Weise dem stereotypen Bild der von den *Vechi* nur allzu schematisch kritisierten Intelligencija. Die »linken Bolschewiki« haben das Recht der Persönlichkeit keinesfalls negiert, nur haben sie die Persönlichkeit in den Bezug mit dem sozialen Kollektiv gestellt. Genausowenig haben sie das geistige, schöpferische Leben negiert. Literatur und Kunst sind keineswegs nur im Hinblick auf ihren Nutzen eingeschätzt worden, sondern sie wurden als schöpferisch tätige Befreiung des Menschen gedacht. Es ging ihnen keineswegs nur um

soziale Interessen. Der schöpferische Elan, die Schaffung von Kunstwerken, ja die Schaffung des »neuen Menschen« überhaupt war von entscheidender Bedeutung. Es handelt sich bei den »linken Bolschewiki« durchaus nicht um eine, wie die *Vechi* sie beschrieben, nihilistische und materialistische Gruppe der Intelligencija, auch wenn - oder gerade weil - hier die Vergötterung des Menschen, die Religion des Menschengottes, eine kollektivistische universalistische Menschheit als Voraussetzung der *civitas Dei* postuliert wurde.

Genau aber diese Differenzierung innerhalb der traditionellen Intelligencija, die wohl aus der nahen, allzu nahen Perspektive der Zeitgenossen, die die *Vechi* Autoren ja waren, nicht genügend zur Kenntnis genommen werden konnte, hat die ideologische Krise im russischen »orthodoxen« Marxismus bzw. im »Bolschewismus«-»Leninismus« selbst ausgelöst.

Eric Stein

Uniformity and Diversity in the American Federal System: a Pattern for Analysis

Dieser methodologische Aufsatz ist der erste Schritt einer Untersuchung, warum, von wem und auf welche Weise im amerikanischen Bundessystem einheitliche Regelungen an Stelle unterschiedlicher Regelungen in den 50 Einzelstaaten Geltung erlangen. Rechtseinheitlichkeit wird einerseits durch freiwilliges Vorgehen in den Einzelstaaten, andererseits durch den Gebrauch der Bundesmacht erreicht. Fünf »Syndrome« werden identifiziert, die auf Rechtseinheitlichkeit drängen.

Tension between harmony and disharmony, uniformity and diversity, central power and local power, legislature and judiciary, executive and legislature - is endemic to a divided-power system such as the United States federation. Georg Christoph Lichtenberg described it in less ponderous terms: »Zwei auf einem Pferd bei einer Prügelei, ein schönes Sinnbild für eine Staatsverfassung.«

Even while constructing a more centralized order to replace a disintegrating confederation, the drafters of the American Constitution worried about preserving regional diversity.' In the new federation - unlike in the Bundesrepublik - private law was to remain in principle within the preserve of the states, subject to specified powers delegated to the federal authorities and general constitutional restrictions. Still in contrast to the Bundesrepublik, the states were to retain the complete hierarchy of state courts, with the full federal judiciary added. Although common law has provided a vital underpinning for essential uniformity the process of administering common law has allowed for substantial diversity.

The nineteenth century rhetoric of the European reformers flourished in the new Republic: The »progressive and many-sided development« of Europe, wrote John Stuart Mill, was due to the »remarkable diversity of character and culture«. That was being eroded by political changes (»since they all tend to raise the low and to lower the high«), education, means of communications, commerce, competition, and above all »the ascendancy of public opinion«. Invoking the testimony by Wilhelm von Humboldt and de Tocqueville he warned the Europeans, that they were becoming every day more like the Chinese². The concern for diversity has remained a part of the public discourse in America even though the forces of the industrial, post-industrial and »post-material« revolutions have worked mightily against diversity and for uniformity and a uniform rule.

I am interested in the question, why, by whom and through what process a uniform rule is accepted or imposed in place of diverse rules. As a first step, this methodological paper offers a pattern for analysis. In my future work, I propose to apply this pattern and to illustrate the working and the impact of the process in selected fields of private and public law.

It may not come as a surprise that the inquiry will lead us to issues at the heart of the federal process. Moreover, the institutional analysis will bring us to the threshold of societal problems arising out of cultural heterogeneity and caused by value conflicts of private against public good and equality against individual achievement.³

The three faces of uniformity

When I speak of uniformity I have generally in mind not only the situation of identical norms but also a situation in which norms are diverse but lead to essentially identical results. As is the case with many concepts, »legal« uniformity has different meanings in different contexts.

1. There is, in the first place, the uniformity within each component state of the Union, ultimately promoted by the state's Supreme Court - a concept essentially similar to the uniformity in a unitary state. However, this aspect of uniformity is complicated in the American federation by the already mentioned existence of two complete hierarchies of courts, federal and state. Until 1938, federal courts were free to make their own determination about common law. A party in a controversy with a citizen of another state who considered the federal law more favorable to his side could bring it before the federal court that would apply federal common law, rather than before the state court that would apply potentially different and less favorable state common law. Uniformity thus prevailed within the federal system at the price of diversity within the same state since federal and state courts within the same state could apply different law to the same facts.⁴ Since 1938, however, by a decision of the United States Supreme Court, »there is no general federal common law,«⁵ so that both the federal and state court in a state must apply the same substantive state law: the uniformity within the state is victorious at the price of uniformity in the application of common law by the federal courts. Yet subsequently a subtle development has led to a reemergence of federal common law in a new reincarnation, where federal interest in a uniform rule demanded special recognition.'

2. There is, in the second place, the uniformity within the system of federal law based on federal statutes (Acts of Congress) and rulings of the federal

executive and federal agencies implementing federal statutes. The problem here is, for instance, to ensure that, in the application of the federal income tax law, a citizen of Michigan is taxed not more nor less than a citizen of California.

3. Last but not least, there is the uniformity, or - perhaps more accurately - the lack of uniformity between the states (and, sometimes even within the states). The bulk of all law in the United States is still the law of the fifty states, which varies quite egregiously from state to state. The vast majority of judicial cases are decided by state courts under these divergent state laws, and, in the absence of a federal question, there is no judicial superauthority - such as one encounters in unitary states - which would wield the power to review decisions of state Supreme Courts for uniformity. Although not compelled to do so by the rule of precedent, state courts do look at sister states' courts decisions except in matters that they consider to be of particularly local concern.

The diversity of results in various state courts is aggravated by each state's liberty to apply its own rules even to events that occur in other states. Neither the Supreme Court, nor for that matter Congress, has been prepared to bring order into the confused field of interstate conflict of laws, which by definition would seem to call for uniform rules.'

To illustrate the complexity of the system, Professor Conard suggests that if for instance, an American attorney is to give reliable advice to a national corporation doing business throughout the American »common market,« he should have in his library the fifty sets of state company laws, forty nine sets of state securities laws, the fifty sets of state court decisions, not to speak of the extensive federal materials governing corporate securities⁸.

On first sight - and perhaps on the second as well - the picture is one of unmitigated chaos. Are there any ordering forces and instrumentalities that work to reduce the »chaos« in the interest of uniformity?

Uniformity through voluntary process

In what I would call a »voluntary« process, a »lead« state, responding to pressures for a change, may initiate a trend in state legislation (Colorado on legalizing abortion)⁹ toward similar if not identical solutions. Again, states may enter into interstate agreements or »compacts,« with (but often without) the consent of Congress, which have harmonizing effects on the law of the participating states.¹⁰

The movement toward uniformity is abetted by the public or private institutions offering uniform or model acts for consideration by state legisla-

tures. Foremost among the public institutions is the venerable Conference of Commissioners on Uniform State Laws established in 1892 by the legislatures of all the states of the Union. Its triumph (shared with the American Law Institute) has been the acceptance by every state of the Uniform Commercial Code, thus bringing about a substantial uniformity in commercial law on the Continent; but the majority of the currently recommended acts in other fields have been adopted by less than ten states, and quite a few by none.

The uniform laws are often substantially modified in the process of adoption and, after adoption, divergent interpretations by state courts may further dilute the uniformity. However, the influence of the Commissioners' work cannot be measured solely in terms of formal adoptions. Its activities have been particularly helpful to smaller states that are not endowed with expert staff and adequate facilities to engage in studies and to draft legislations.¹²

The Conference operates in conjunction with the voluntary national association of lawyers, the American Bar Association, which generally supports the work of the Conference but also supplements it with its own model acts and »minimum standards,« with varying success in the legislative halls.

The model codes and »restatements« of the law prepared by the American Law Institute, another voluntary institution, have exerted considerable impact, particularly on the judiciary, in a number of fields.

Finally, the codes of federal rules of civil and criminal procedure and evidence promulgated by the United States Supreme Court under a Congressional mandate for use in federal courts, have also served as models for state legislation. About one half of the states have adopted part or all of the federal rules of civil procedure, so that lawyers in many states work in effect with a set of procedural rules that are largely equivalent. At times, states have built their own regulatory system in the image of national legislation such as the National Labor Relations Act. A somewhat analogous radiation effect upon state administrative rules and procedures can be traced to the lively intercourse between state and federal officials, particularly as a result of state administration of federal programs, the new pattern of federal-state co-decision, and the mobility between state and federal bureaucracies.¹³

A myriad of professional organizations, (accountants, brokers, state government officials, etc.) insurance companies and testing laboratories have been an important force in overcoming - outside the prescriptive process - some of the glaring inconveniences of diversity.

Uniformity through federal power (compulsory process)

1. The national rule

Not surprisingly, it is federal power that has provided the most powerful impetus toward uniformity, resulting, in its most radical manifestation, in a uniform national rule. A national rule may take the form of an act of Congress, or by delegation from Congress, of an order of the executive or of a rule by a federal agency; or - last but not least - of a judgment of the United States Supreme Court interpreting federal statutory law or the Constitution. The role of the Supreme Court is dealt with in the following section.

Federal power is circumscribed by the text of the Constitution, by tradition, and above all by important political restraints. Nevertheless, since the late 1930s, owing to the broad construction of federal power by the »New Deal« Supreme Court, the Congress has been able, for all practical purposes, to exercise plenary legislative power, in the economic field at any rate, not unlike the legislature in a unitary state. This has meant a dramatic proliferation of uniform national rules. In areas where Congress may feel barred by the Constitution or by politics from legislating uniform rules it has employed extensively the device of making federal funds available to states on condition that they accept a more or less stringently defined policy.

It must be kept in mind that federal law »rests upon a substructure of state law«¹⁴, »[i]t builds upon legal relationships established by states, altering and supplanting them only so far as necessary for [its] special purpose.«¹⁶

Even where federal power is exclusive, as for instance in federal tax law, in the social security system, or in foreign relations, state law and state authority impinge on its operations. Federal statutes often contain words and embody concepts whose meaning is defined by state law. Where divergence among state-law definitions impairs the uniform application of the federal rule, as in federal income tax law, the Congress steps in and provides its own uniform definition.¹⁶ Where state and federal jurisdictions are concurrent, as in economic regulation (e.g. environmental law, labor law), the two systems interact intimately. Finally, even where state power is »exclusive«, federal power has increasingly intruded as for example in family law.

2. The role of federal judiciary

a. Uniformity and conflicts between the courts

As I have suggested earlier, the overwhelming majority of cases are decided by state courts, and it is the responsibility of the respective state Supreme

Courts to maintain uniformity within each state by resolving conflicts between decisions of the lower courts of the same state.

In only an »infinitely small« fraction of cases may the state courts have to share judicial power with federal courts because they raise federal questions." In the federal system, 94 federal district courts are supervised by 13 circuit courts of appeal with the United States Supreme Court at the apex of the pyramid. The problem of maintaining uniformity has been greatly magnified by the enormous growth in the appellate dockets. The rapid increase in the number of judges required to cope with the overload has made it more difficult within each appellate court to avoid internal conflicts between the panels.¹⁸

More importantly, since no court of appeal is bound to respect the decisions of another, conflicts among these courts occur. Although the Supreme Court takes into consideration the existence of such conflicts in accepting cases for review¹⁹ it does not review a sufficient number of cases to resolve all such conflicts »or indeed even a small fraction of it«.²⁰ As a result, the »non-constitutional« areas of federal law such as the important cases that come out of federal administrative agencies are generally left by the Supreme Court to the courts of appeal.²¹ These courts talk about the need of uniformity and they stress a policy of avoiding conflicts²² but one experienced critic has charged them with a lack of »institutional responsibility« about avoiding conflicts because they know that their decisions will not be reviewed.²³ This leads to »forum shopping« among federal courts and uneven enforcement of federal law in different parts of the country.

There is currently a wide-ranging national debate on whether or not the Supreme Court has the time and will to resolve the divergencies in interpretation that must be resolved. There are controversial proposals to establish a new National Court of Appeals with the jurisdiction to resolve inter-circuit conflicts.²⁴ The opponents of the proposals contend that the persistence of the divergent interpretations over a period of time will enable the Supreme Court to deal with issues »more wisely at a later date«²⁵ and the elimination of regional influence in divergent interpretations would be undesirable.

Whatever may be the merits of the National Court of Appeals proposal, it is not likely to be accepted by the Congress in the foreseeable future. In the meantime, much depends on the willingness of the Courts of Appeals to pay attention to the courts in other circuits. As Judge Lay expressed it:

»Although we are not bound by another circuit's decision, we adhere to the policy that a sister circuit's reasoned decision deserves great weight and precedential value. As an appellate court, we strive to maintain uniformity in the law among circuits, wherever reasoned analysis will allow, thus avoiding unnecessary burden on the Supreme Court docket. Unless our 11 courts of appeals are thus willing to promote a

cohesive network of national law, needless division and confusion will encourage further splintering and the formation of otherwise unnecessary additional tiers in the framework of our national court system.«²⁷

b. Preserving uniformity of national rules

The federal Supreme Court performs another influential function by protecting the integrity of the uniform rules in the Constitution against the other federal branches of government, and, more importantly, by defending the Constitution and federal law against state intrusions.

Although the Court often exalts national uniformity, this goal appears to be more of an inspiration to silvertongued rhetoric than a decisive variable. In wielding the power of constitutional review, for instance, under the clause that gives Congress the authority to regulate inter-state commerce, the Court is concerned more with economic unity of the Continent rather than with normative uniformity. At this state of its history, at any rate, the Court is tolerant of diverse state legislation unless the legislation is motivated by more or less explicit protectionist purpose to discriminate against goods or services from other states. Where, however, national transportation systems are hampered by state regulation of train lengths, truck sizes, mudguards requirements, etc., the Court imposes strictest uniformity and strikes down deviant state laws.²⁸ The Court has been imposing rigorous restrictions on state power when it comes to applying a uniform rule for the protection of individual rights derived from the Bill of Rights of the Constitution. This is the process of »constitutionalization« - unprecedented in its scope in other systems - of traditional areas of state law, as manifested for example in criminal procedure and family law.

When faced with an allegation of a conflict between a federal statute and state law, the Court manipulates the doctrine of »preemption« - a finely-tuned instrument for determining whether Congress »intended« to preclude the exercise of state power on a given subject or in an entire field. After attempting without success to construct a generally applicable preemption standard, the Court now openly resorts to balancing the respective state and federal interests. In areas where in the Court's judgment uniform national policy is needed - as for instance in labor relations, in the interest of preserving industrial peace - the Court generally holds that the federal statute »preempts« the state law.²⁹

In the process of deciding whether to lay down a constitutional rule or whether a federal statute has preempted the field the Court sometimes considers trends in state legislation,³⁰ and occasionally even subordinates uniformity as a value to the utility of social or economic experimentation, with one or more states serving as laboratories.³¹

After the Second World War and through the earlier years of the Burger Court, the controlling emphasis was on preserving and expanding national rules as against the diverse state rules. Recent developments in fields as varied as criminal procedure and corporate securities may signal a slowing down of this trend.³² It would be interesting to observe whether such a trend from uniformity toward greater diversity, if it indeed materializes, could be correlated with the cyclical oscillation between liberalism and conservatism which Schlesinger discerns in American history³³

Forces for legal uniformity: the five syndromes

It would exceed the scope of this study to attempt an economic and social analysis of the advantages and disadvantages of diversity and uniformity, important as such an effort would be in providing an appropriately broad context for a normative inquiry. I trust, however, that some, if not most of the relevant variables can be found, at least implicitly, in the text that follows. It must suffice here to enumerate, in neutral terms and on the basis of little more than intuition, the principal forces working for legal uniformity.

1. *Social and economic change which has created a demand for national guarantees of freedom and equality, and for uniform policy in many areas of life.*³⁴

2. *The »dollars-and-cents« (or »marks-andpfennigs«) syndrome:*

a. Profit-maximization of *private* interest groups including improved standards, increased efficiency through simplification and systematization, etc.

b. Budgetary concerns of *public* institutions.

3. *The bureaucratic centralization syndrome:* The expanding role of the central government in the life of the nation.

4. *The effective law enforcement syndrome:* The need for effective enforcement in inter-state situations, for preventing subversion of local policies and »forum shopping«, which creates a drive to »patch up the holes« in the federal system.

5. *The Cartesian syndrome:* Theoretical concern for comprehensiveness and structural harmony.

The forces for social and economic change of the first syndrome may initially cause the prevailing uniformity to be undermined only to be replaced,

after a period of fragmentation and diversity, by a new uniformity. In contrast with continental Europe, the Cartesian fifth syndrome is the weakest of the five in the United States, where common law mentality and innate pragmatism place little value on systematization as such. It may, however, be present, along with the other syndromes, in the minds of the reporters on uniform state laws, drawn predominantly from among law professors.

The five syndromes do not operate in isolation but interact actively in most instances when a uniform rule emerges. The first four syndromes are discernible, for instance, in the growth of uniform national rules intruding into the state-law-governed relationship between corporate management, the shareholders and the investors: the 1930s scandal of massive fraud causing wide-spread financial disasters and nation-wide indignation; the failure of the states to act with the consequent radical intervention by Congress; and the persistent reach for more power by the supervising bureaucracy imposed by the Congress.

The interplay of the fourth, »gap-filling« syndrome with the first two, is illustrated by the two Acts of Congress, which were designed to deal with »child-snatching« and with absent fathers owing family support in interstate situations beyond the reach of enforcement by individual states.

The important »voluntary« uniformization of commercial law reflects the revolution in transport and communication (first syndrome) and the consequent dramatic growth of nationwide commerce demanding uniformity (second syndrome). However, a threat of federal imposition had loomed in the background and it may have contributed to the success of the voluntary process.³⁶

The syndromes also operate transnationally - with greater or lesser intensity - on the global and regional levels and lead to uniform rules or principles in treaties and resolutions or declarations by international groups and organizations. Their influence upon the United States, while increasing in the last decades, is substantially less pervasive than it is upon smaller countries with less power and more dependent economies. Thus, for instance, the United States has not accepted the bulk of the widely-ratified conventions of the International Labor Organization that have been motivated by both social concerns over workers conditions (first syndrome) and considerations of international economic competition (second syndrome). Nor has the United States adhered to the principal United Nations covenants purporting to provide uniform world rules on fundamental human rights (first syndrome).

Footnotes

- 1 See *e.g.* The Federalist or the New Constitution, Papers by Alexander Hamilton, James Madison, John Jay, Paper Number 10 at 61, Paper Number 56 at 378-379 (New York, The Heritage Press, 1945).
- 2 John Stuart Mill, *Essays on Politics and Society* (J.M. Robson, ed. of the text) (Toronto 1977) 274-275.
- 3 Smelser and Halpern, »The Historical Triangulation of Family, Economy and Education,« 84 *American Journal of Sociology - Supplement* S288, S300-301 (1978).
- 4 *Swift v. Tyson*, 47 U.S. (16 Pet.) 1(1842).
- 5 *Erie von Tomkins*, 304 U.S. 64, 78 (1938).
- 6 Friendly, »In Praise of Erie - and the New Federal Common Law,« 39 *NY.U.L.R.* 383 (1964). See generally E. Scoles and P Hay, *Conflict of Laws* 133-148 (1982).
- 7 Juenger, »Conflict of Laws: A Critique of Interest Analysis,« 32 *Am. J'l Comp. L.* 1 (1984); Kay, »Theory into Practice: Choice of Law in the Courts,« 34 *Mercer L. Rev.* 521 (1983); E. Scoles and P. Hay, *supra* n. 6, *passim*.
- 8 A.F. Conard, *Corporations in Perspective* 49 (1976). The state of Delaware has no securities act. *Ibid.* at 19.
- 9 G.Y. Steiner, *The Futility of Family Policy* 56 (1981). On the process generally, see L. Friedman and G. Teubner in M. Cappelletti, M. Seccombe, J. Weiler (eds.), *Integration through Law - Europe and the American Federal Experience*, Vol.1, forthcoming.
- 10 L. Di Marzo, *Component Units of Federal States and International Agreements* (1980).
- 11 *Handbook of the National Conference of Commissioners on Uniform State Laws and Proceedings of the Annual Conference Meeting in its Ninetieth Year* 470-475 (1983).
- 12 The beneficial effects of the »voluntary process« at its best are illustrated by the unification, for all practical purposes, of the law of commercial transactions in goods (as distinguished from services), resulting from the universal adoption of the Uniform Commercial Code. There have been systemic benefits incidental to the primary business purpose. Thus, in interpreting the Uniform Code, the state courts are more inclined to consider decisions of other states, and they frequently give greater weight to the original text of the Code than to deviations in their own enactment; courses on commercial law in law schools, which form the attitudes of the bar, emphasize uniformity of interpretation; the attraction of the Code is illustrated by the fact that although federal common law governs contracts with the United States the Supreme Court has »incorporated« the relevant Code provisions into federal law; *United States v. Kimbell Foods, Inc., et al.*, 440 U.S. 715 (1972); last but not least, Congress which enacted the Code for the Virgin Islands, the District of Columbia and Guam, has found it unnecessary to enter the commercial arena with broad legislation as contrasted with its role in consumer protection. Finally, divergent state courts' interpretations appear to be limited to a few areas where litigation abounds; when substantial consensus

emerges the Commissioners draft appropriate amendments to the Code for adoption by the Code states. Many of the above ideas were suggested to me by my colleague Professor J.J. White. •

- 13 The interaction between federal and state authorities has contributed to the improvement of state governments.
- 14 Sandalow, »Federalism and Social Change,« 43 *Law and Contemporary Problems* 31 (Summer 1980).
- 15 P.M. Bator et al., *Hart and Wechsler's The Federal Courts and the Federal System* 471 (2nd ed. 1973).
- 16 *E.g.* Internal Revenue Code § 2518 Disclaimers
- 17 R. Stern and E. Gressmann, *Supreme Court Practice*, 262 (5th ed. 1978).
- 18 Marcus, »Conflicts Among Circuits and Transfers within the Federal Judicial System«, 93 *Yale L.Rev.* 677 at 689 (1984).
- 19 At present there are only a few classes of cases allowing appeals to the Supreme Court as of right rather than by application for the discretionary »writ of certiorari«. Stern and Gressmann, *supra* n. 17 at 317 and *passim*. See generally Bator et al., *Hart and Wechsler's The Federal Courts and the Federal System* 631 ff. (2nd ed., 1973). See particularly Rule 19 (b) of the Supreme Court Rules of the Procedure listing inter-circuit conflicts as one of the possible reasons for granting a review. Stern and Gressmann, *supra* n. 17 at 262 ff. See also *Bailey v. Weinberger*, 419 U.S. 953 (1974), dissent by Justices White, Douglas and Stewart; Harlan, »Manning the Dikes«, 13 *Ass'n of the Bar of the City of NY Record* 541 at 550 (1958). Some doubts have been raised as to how much weight the Court gives in practice to the existence of conflicts among lower courts. A 1963 analysis of 3500 Supreme Court cases from the 1947 through 1958 terms named three »cues« as exerting major influence in the selection of cases for review: First, the favoring of the grant by the federal government; second, a conflict among lower courts; and third, the presence of a civil liberty issue. Tanenhaus et al., »The Supreme Court's Certiorari Jurisdiction: Cue Theory« in G. Schubert (ed.), *Judicial Decisionmaking* 111-132 (1963). But a 1972 study based only on cases from the 1958 term, rejected the second and third cues and found that only the fact that the federal government favored the review could be shown to have significant impact. Ulmer et al., »Decision to Grant Certiorari: Further Consideration of Cue Theory«, 6 *Law and Society Rev.* 637 (1972).
- 20 Note, »Securing Uniformity in National Law: A Proposal for National *Stare Decisis* in the Court of Appeals«, 87 *Yale L.R.* 1219 at 1223 (1978).
- 21 *Ibid.*
- 22 Marcus, *supra* n. 18 at 687.
- 23 Griswold, »Rationing Justice - The Supreme Court's Caseload and What the Court Does Not Do«, 60 *Cornell L.Rev.* 335, 341-342 (1975).
- 24 Justices Blackmun, White and Chief Justice Burger favored the idea, *Brown Transport Corp. v. Atcon*, 439 U.S. 1014 (1978). The recently established United States Court of Appeals for the Federal Circuit (replacing the United States Court of Customs and Appeals) was given exclusive jurisdiction to receive appeals in patent infringement matters and this eliminated inter-circuit conflicts

- in that field. Pub.L. 97-164, Apr. 2, 1982, Title 1, § 126, 96 Stat. 37. A similar solution in the federal tax field was blocked by the opposition of the tax bar.
- 25 Justice Stevens' opinion on denial of certiorari in *McCray v. New York*, 103 S. Ct. 2438 (1983). There was however, no conflict of decisions within the federal system in this case. In Justice Stevens' judgment »it is sound exercise of discretion for the Court to allow the various States to serve as laboratories in which the issue receives further study before it is addressed by this Court« (at 2439).
- 26 Marcus, *supra* n. 18 at 690, citing the Hruska Commission.
- 27 *Aldens, Inc. v. Thomas J. Miller*, as Attorney General of the State of Iowa, etc. 610 F. 2d 538 at 541 (1979). As stated above, there are now 13 Courts of Appeals.
- 28 See Stein and Sandalow, Linde, Blasi, Rosberg, Conard in T. Sandalow and E. Stein, *Courts and Free Markets - Perspectives from the United States and Europe* 26-27, 140-221, 276-384 (1982).
- 29 See *e.g.* *Brotherhood of Railroad Trainmen v. Jacksonville Terminal Co.*, 394 U.S. 369 (1969). But cf. most recently *G. Michael Brown v. Hotel and Restaurant Employees and Bartenders*, 104 S.Ct. 3179 (1984), - - U.S. - -.
- 30 *Santosky v. Kramer*, 455 U.S. 745 (1981) considering the law in »a majority of states«.
- 31 Justice Powell concurring in *Johnson v. Louisiana*, 406 U.S. 377 (1972). But see a »pre-New Deal« decision in *New State Ice Co. v. Liebmann*, 285 U.S. 262 (1932), holding (Justice Brandeis dissenting) that a state business regulation cannot be saved from condemnation by calling it experimental (at 278-280). See also Justice Holmes dissenting in *Truax et al. v. Corrigan et al.*, 275 U.S. 312 at 344 (1921): »There is nothing that I more deprecate than the use of the Fourteenth Amendment beyond the absolute compulsion of its word to prevent the making of social experiments that an important part of the community desires, in the insulated chambers afforded by the several States, even though the experiments may seem futile or even noxious to me and to those whose judgement I most respect.«
- 32 In criminal procedure *U.S. v. Leon*, 52 LW 5155 (1984); *Oliver v. U.S.*, 52 LW 4425 (1984); *New York v. Quarles*, 52 LW 4790; responding to voices for a stricter enforcement of »law and order« the Court has been grafting substantial exceptions on its earlier constitutional rulings that imposed strict restraints upon law enforcement authorities. Professor Conard sees a »sharp rightward turn taken [by the Supreme Court] during the 1970's in the Court's approaches to [corporate] securities law«. Here the Court's tendency to restrict the reach of the uniform national rule (and even to disregard the interpretation by the competent administrative agency) reflects »the widespread suspicion that regulation has reached the point of diminishing returns, where further expansion is unlikely to confer economic benefits that exceed its costs,« possible effects on the volume of litigation, and the reluctance to interfere with commercial expectation in a »traditional area of state law.« Conard, »Tender Offer Fraud: The Secret Meaning of Subsection 14 (e),« 40 Bus. Lawyer 87 at 96, 97-99, 101 (1984). *E.g.* *Blue Chips Stamps v. Manor Drug Co.*, 421 U.S. 723 (1975); *Santa Fe Industries v. Green*, 430 U.S. 462 (1977). Also Hazen, »Corporate Chartering and the Securities Markets: Shareholder Suffrage, Corporate Responsibility and Managerial Accountability,« 1978 Wis.

L.R. 391 at 414 and *passim*. At the same time, according to Professor Buxbaum, federal courts currently do not hesitate to strike down state securities regulations as contrary to the federal Constitution or Congressional legislation - thus upholding a uniform rule. He sees the »preemptive slaughter of state securities regulation law spreading to state corporation law,« Buxbaum, »Federalism and Company Law.« in *Festschrift in Honor of Eric Stein*, 82 Mich. L.Rev. 1163 at 1165-1166 (1984).

33 Schlesinger, »Tides of American Politics,« 29 Yale Review 217-230 (1940).

34 Professor Allen speaks of the »pervasive unease [after World War II] about threats to individual liberty« and of the »danger of systems of criminal justice being employed as instrumentalities of tyranny«. Allen, »American Criminal Procedure: Why the Dominance of Judge-Made-Law?« in F.A. Allen (ed.), *Police Practices and the Law*, Essay from the Michigan Law Review 1 at 2 (1982).

35 Parental Kidnapping Prevention Act of 1980, Pub. Law No. 96-611, 94 Stat. 3568 (1980), 28 U.S.C. 1738A; Child Support Enforcement Amendments, Pub. Law No. 98-378 [H.R. 4325], Aug. 16, 1984, 98 Stat. 1305.

36 Dunham, »A History of the National Conference of Commissioners on Uniform State Laws«, 30 Law and Contemporary Problems 233 at 241 (Spring 1965).

Jan Szczepanski

Gesellschaft - Person - Individualität

I

Es gibt in der Geschichte der Menschheit, seit Jahrtausenden, eine lange Reihe von Versuchen, die Gesellschaft und die menschliche Person zu vervollkommen, zu verbessern und damit das Übel (Krieg, Leid, Elend, Ausbeutung, Unrecht, Sklaverei, Ungleichheit, usw.), wenn nicht vollkommen zu beseitigen, dann wenigstens zu begrenzen. Aber es genügt, die Handbücher der Weltgeschichte durchzusehen, um festzustellen, daß diese Versuche durch die Jahrtausende nur einen geringen Erfolg hatten. Auch wenn die Religionen, die Philosophien, die Ideologien, die Reformen und die Revolutionen, die gesellschaftlichen und moralischen Bewegungen, die verschiedenen nationalen und internationalen Organisationen, usw. ihre Ziele teilweise erreichten, so konnten sie die Gesellschaften und die Menschen doch nicht wesentlich ändern und verbessern. Die Eliminierung oder Begrenzung des Übels hat immer neue Gestalten des Leidens mit sich gebracht, so daß die Bilanz des Bösen nicht wesentlich verändert wurde. Warum?

In diesem Essay will ich eine Hypothese präsentieren, die diese Erscheinung zu erklären versucht. Kurz gefaßt kann man diese Hypothese folgendermaßen formulieren: Der Mensch existiert zuerst als einzelne Person. Existere = Individuum esse, haben schon die Scholastiker behauptet. Als empirische Person hat die menschliche Existenz verschiedene Dimensionen: als physikalischer Körper, als lebendiger Organismus, als Psyche, als Gesellschaftsmitglied, als Kulturwert. In allen diesen Dimensionen besitzt der Mensch Eigenschaften und Merkmale, die man in drei Gruppen einteilen kann: • diejenigen, die allen Menschen oder größeren Kollektiven gemeinsam sind, diejenigen, die vielen Menschen ähnlich sind, und schließlich diejenigen, die einem und nur einem Menschen eigen sind. Die gemeinsamen und ähnlichen Merkmale bilden die Grundlage der kollektiven Existenzweise des Menschen, die individuellen machen die Grundlage seiner Individualität aus. Man kann also von zwei Existenzweisen des Menschen sprechen: als Gesellschaft und als Individualität. Die Individualität wird hier etwas anders definiert als gewöhnlich, nämlich als ein Lebensmechanismus, der konstitutiv in allen Bereichen des Lebens der Person wirkt und ihre einmaligen und einzigartigen Eigenschaften zum Ausdruck bringt. Man muß die so defmierte Individualität streng unterscheiden von Indivi-

duum und Persönlichkeit, die beide auch gemeinsame Eigenschaften aufweisen. Die Individualität macht eine Existenzweise des Menschen aus, die Gesellschaft die kollektive Existenzweise. Die Person existiert in beiden. Die hier aufgestellte Hypothese lautet: alle oben erwähnten Arten des Übels haben ihre Ursache in der kollektiven Existenzweise, und die Erfolglosigkeit aller Versuche, es zu begrenzen, folgt daraus, daß die angewandten Methoden immer die Faktoren des Übels intensiviert haben. Dagegen hat man niemals genügend Aufmerksamkeit den Möglichkeiten der Individualität geschenkt. So viel zur Einführung.

II

Einige Worte zum Begriff der Existenzweise. Man kann diese Idee in der Philosophie schon bei den Scholastikern finden, die über verschiedene Arten der Existenz geschrieben haben. Wir folgen hier eher den Ansichten der phänomenologischen Schule in den Sozialwissenschaften, obwohl wir die >Ich-Existenz< nicht als individuelle Existenzweise verstehen, weil die wichtigsten Ich-Eigenschaften auch sozialer Herkunft sind und zur kollektiven Existenzweise gehören. Die individuelle Existenzweise macht nur die Eigenschaften der Person aus und nur die Funktionen, die ihr eigen sind. Deshalb zählen wir die meisten psychischen Erscheinungen und Prozesse, die gesellschaftlich bedingt sind, auch zur sozialen Existenzweise. Alles, was gemeinsam und ähnlich ist in der Person, gehört zur sozialen Existenzweise. Individualität ist dann nur auf das begrenzt, was ein Individuum von den anderen 4800 Millionen Menschen unterscheidet.

Unter dem Einfluß der Sozialwissenschaften hat man das Wesen des Menschen in der sozialen Existenzweise gesucht. Seit Aristoteles haben verschiedene philosophische Schulen den Menschen als soziales Wesen definiert. Und es gab auch in der Philosophie eine Tendenz, die bei Hobbes am deutlichsten aufgetreten ist, die Ursachen des Bösen im Individuum zu suchen und die Quellen des Guten im sozialen Zusammenleben. Man hat selten streng zwischen Individuum und Individualität getrennt. Meistens hat man das Individuum der Gesellschaft gegenübergestellt, die Vervollkommnung der Gesellschaft in der Festigung der sozialen Bindungen gesehen und die Vervollkommnung der Person in der Sozialisierung gesucht. Die Individualität, gleichgesetzt mit der Persönlichkeit oder dem Ich (self), wurde selten streng von der sozialen Existenzweise getrennt. Darum konnte man auch die von den gesellschaftlichen Beziehungen erzeugten Erscheinungen des Übels wie z.B. Egoismus, Neid, Haß, Macht- und Geldgier, usw. dem Individuum zuschreiben, als individuelle Erscheinungen beschreiben.

Unsere Hypothese dagegen betrachtet die individuelle Existenzweise als vollkommen frei von allen Erscheinungen, die zwischen Menschen entstehen und die sich in der sozialen Welt entfalten. In der individuellen Existenzweise gibt es keine Menschen, keine zwischenmenschlichen Konflikte, in dieser Welt existieren nur die Individualitäten und folglich auch keine von der Gesellschaft erzeugten Erscheinungen, seien sie psychischer, sozialer oder kultureller Natur. Darum wollen wir auch die so begriffene individuelle Existenzweise und die Individualität näher analysieren und hier die Kräfte für die Begrenzung des Übels suchen.

III

Porphyrios definierte Individuen als Wesen, die aus Eigentümlichkeiten bestehen, »deren Gesamtheit bei keinem anderen jemals dieselbe ist«. Damals wurde der Begriff nur zur Bezeichnung der einmaligen und unteilbaren Objekte benutzt, nicht für den Menschen. In der Literatur kann man substantiellen Konzeptionen der Individualität begegnen, die sie nach theologischem Muster als so etwas wie eine substantielle Seele begreifen, ebenso wie den funktionellen Theorien und verschiedenen anderen. Wir definieren Individualität als einen Lebensmechanismus, der in alle Bereiche des Lebens koordinierend eingreift und konstitutiv wirkt, die Lebensvorgänge mitgestaltet und dadurch die individuellen Eigenschaften der Person zum Ausdruck bringt. So wie in der gesellschaftlichen Lebensweise die Mechanismen des Zusammenlebens als Daseinsprinzipien wirken, so wirkt in der individuellen Lebensweise die Individualität.

Die so definierte Individualität erfüllt wichtige Funktionen im Leben der Person und der Gesellschaft. Die erste und wichtigste Funktion im Leben der Person ist, daß sie eine innere Welt des Menschen schafft. Die innere Welt ist nicht mit der Psyche zu identifizieren. Unsere Hypothese nimmt an, daß die psychischen Vorgänge, auch diejenigen, die von der Tiefenpsychologie entdeckt wurden, zur äußeren Welt gehören, weil sie allen Menschen gemeinsam sind, weil sie als biologische oder psychische Erscheinungen Gattungsmerkmale sind und von Umweltfaktoren (natürlichen, sozialen oder kulturellen) bestimmt sind. Die innere Welt ist eine rein individuelle Schöpfung, und meistens auch unbewußt. Sie besteht vor allem aus innerem Wissen, in dem die Person die Antworten findet auf die Fragen, die Wissenschaft, Religion, Philosophie und Alltagswissen nicht zu beantworten vermögen. Es könnten auch die »großen« Existenzfragen sein oder die »kleinen« Fragen des Alltags; z.B. verstehen die meisten Menschen nicht, wie manche Maschinen funktionieren, und sie könnten diese nicht erklären, weder wissenschaftlich noch technisch, aber sie haben ein inneres

Wissen, das sie nicht formulieren können, das ihnen aber das innere Gleichgewicht gibt. Dann besteht die innere Welt aus der individuellen Hierarchie der Werte, dann aus einer Hierarchie der Handlungsweisen und einer Hierarchie der Kriterien. Dann hat der Mensch in der inneren Welt die Grundlagen seiner eigenen individuellen Welt, die unabhängig ist von allen äußerlichen (sozialen) Wertungen. Die innere Welt bildet die Grundlage für die innere Autonomie des Menschen, die ihm erlaubt, sich nicht nur dem sozialen Druck zu widersetzen, sondern auch dem Druck der biologischen und psychischen Triebe. Die wichtigsten Funktionen der Individualität im Leben einer Person kann ich hier nur kurz benennen: sie bildet die Grundlage der Identität der Person und gibt der Person das Gefühl des eigenen individuellen Wertes. Bei allen Problemlösungen im Leben kann die Person entweder die sozialen Muster nachahmen, die bekannten Lösungen wiederholen oder neue Lösungen finden, und in diesem Falle ist es eine Ausstrahlung der Individualität, die auch jede schöpferische Erfindung und Innovation ermöglicht. Weiter besteht die Funktion der Individualität darin, daß sie der Person ermöglicht, mit Einsamkeit und vor allem mit Vereinsamung fertig zu werden. Die innere Welt kann dem einsamen Menschen völlig die äußere Welt ersetzen, wenn er sie kennt und auszunutzen weiß. Die Individualität erlaubt auch der Person, diejenigen Probleme zu lösen, die sie notwendigerweise in Einsamkeit lösen muß: die Auseinandersetzung mit dem Leid, die man niemandem mitteilen kann, die Auseinandersetzung mit der Zeit, die ich hier als »registrierte Veränderungen« definiere, also mit der Zeit, die alles verändert in der Person: den Körper, den Organismus, die Psyche, die Mitgliedschaft in der Gesellschaft, usw. Und die Individualität bleibt der Person auch in der höchsten Gestalt der Vereinsamung - im Sterben.

Die Individualität und die individuelle Existenzweise, so wie die innere Welt der Person, haben auch wichtige Folgen im Leben der Gesellschaft und in kollektiven Lösungen der gesellschaftlichen Probleme. Jede Gesellschaft hat zwei Hauptprobleme zu lösen: ihre Kontinuität und ihre Identität zu bewahren, und zweitens - sich zu entwickeln und zu wachsen. In beiden Lösungsprozessen können wir zwei Reihen von Prozessen unterscheiden: die spontanen Prozesse und die bewußt organisierten Prozesse. In allen diesen Prozessen spielt die Individualität eine größere Rolle, als es die Sozialwissenschaften anerkennen. Ich muß hier mit Nachdruck betonen, daß ich nicht die Rolle des Individuums oder die Rolle der Persönlichkeit meine, sondern nur die Rolle der Individualität.

Für die Erhaltung der Identität der Gesellschaft in allen Veränderungen und die Bewahrung ihrer Kontinuität spielen die Funktionen der Individualität auch eine bedeutende Rolle. In Situationen, in denen die Abweichung von den normativen Erwartungen der Gesellschaft die Identität und die

Kontinuität der existierenden Ordnung bedrohen und in denen die Massen unter dem de-individualisierenden Einfluß der Emotionen stehen, können die selbstbewußten Individualitäten sich dem allgemeinen Trend widersetzen. Wie wir von der Sozialpsychologie der Massen wissen, ist die De-Individualisierung eine wichtige Ursache für die Abweichungen, und nur die starken Individualitäten können die Personen zurück zur Norm bringen. Weil nur die auf der inneren Autonomie basierenden Individualitäten sich dem Druck der Massen, der Emotionen und der allgemeinen Stimmung der Menge widersetzen können.

Dann kann in Zeiten der Identitätskrise der Gesellschaft die Person in der Identität seiner Individualität die Grundlage für die Kontinuität des Verhaltens finden, und so kann die innere Identität der Individualität auf die Gesellschaft ausstrahlen. Wenn die starken radikalen sozialen Bewegungen die Gesellschaftsordnung grundsätzlich verändern wollen, sind es immer die Faktoren der Individualität, die die Kontinuität erhalten. Kurz gesagt: wenn in dem kollektiven Existenzbereich die Krisen auftreten, ist es die innere Ordnung der Individualität, die das individuelle Verhalten der Menschen bestimmen, die als wichtiger Faktor der Identität der Gesellschaft erscheint.

Doch die wichtigsten Funktionen der Individualität im Leben der Gesellschaft kommen in den Entwicklungsprozessen zum Vorschein. Sowohl bei spontanen als auch bei geplanten Veränderungen der Gesellschaft bestehen die Funktionen der Individualität vor allem in der schöpferischen Kraft. Die innere Autonomie der Individualität erlaubt der Person die originelle Wahrnehmung der Wirklichkeit, und folglich auch eine neue Vision der Sachlage in der Gesellschaft. Wenn man die Faktoren der Entwicklung der Gesellschaft, wie sie in beliebigen Theorien dargestellt werden, ansieht, so kann man feststellen, daß die meisten von ihnen von der Individualität abhängen. Die Erfindungen sind immer individuell und auch die Anwendung der Erfindungen in Innovationen ist ein Werk der Individualität. Auch der wissenschaftliche und technische Fortschritt wird durch die Kraft der Individualität bestimmt. Wenn auch in modernen Forschungsinstituten die großen Forscherkollektive zusammenarbeiten und die industriellen Methoden der Arbeitsteilung anwenden, ist immer der schöpferische Funke und der seltene Einfall ein Produkt der Individualität. Die Person kann nur so viel Originelles zur Entwicklung der Gesellschaft beitragen, wie sie von ihrer Individualität ausstrahlen kann. In der Wirtschaft ist der kreative Unternehmer (wenn auch nicht genau in Schumpeters Sinne) ein notwendiger Faktor des Wachstums, und hier bedeutet Kreativität auch die Kraft der Individualität. Die Rolle der Individualität in der Wirtschaft kommt besonders in der Bedeutung der wirtschaftlichen Erwartungen (economic expectations) zum Ausdruck, wo sie immer auch individuell dif-

ferenziert sind. Besonders aber bei Entscheidungen in Situationen der Ungewißheit, wo die handelnde Person meistens auf Grund ihres inneren Wissens entscheidet, weil sie kein anderes Wissen hat.

Die Individualität ist eine Klammer, die die Prozesse der Kontinuität und der Entwicklung verbindet und das notwendige Gleichgewicht der Gesellschaft bewahrt.

N

Und nun zurück zu unserer Frage. Wie haben Menschen das Übel zu eliminieren oder zu begrenzen versucht? Man kann feststellen, daß man in der langen Geschichte der menschlichen Versuche in diesem Bereich immer geglaubt hat, daß das Übel im Einfluß des Einzelnen, des Individuums auf die soziale Existenzweise seine Ursache hat. Wenn man den Zustand der Gesellschaft beschuldigt hat, wie das die revolutionären Ideologien gemacht haben, dann hat man doch immer die Verbesserung des menschlichen Schicksals in der Verbesserung der Gesellschaft gesehen. Der Einzelne konnte sein Heil nur in der besseren Gesellschaft finden, und dazu war die Vervollkommnung der sozialen Existenzweise notwendig. Von dieser Diagnose hat man auch Schlüsse auf die Methoden des entsprechenden Handelns gezogen. Es waren die folgenden Methoden:

1) Der Kampf gegen das Böse oder ein Kampf für das Gute. Der Kampf ist immer ein Kampf. Ein Kampf hat immer seine eigenen strategischen und taktischen Notwendigkeiten. Der Kampf wird bis zum Sieg geführt, und der Sieg verlangt die Vernichtung des Gegners. So ist es auch im Kampf für das Gute, weil das Gute ein Abstraktum ist, so wird der Kampf für das Gute gegen den Menschen und die Institutionen geführt, die man als Verteidiger des Bösen ansieht. Also das Wesen des Kampfes besteht darin, dem Gegner so viel Leid wie möglich zuzufügen, damit er kapituliert. Der Kampf wird auch von Spezialisten geführt, die sich wenig um abstrakte Ideen kümmern und nur die technischen Aspekte des Kampfes im Auge haben. Und so kommt es, daß jeder Kampf, der in der menschlichen Geschichte für das Gute geführt wurde, auch eine wichtige und dauerhafte Quelle des Bösen war. Der Kampf kann niemals eine Methode der Vervollkommnung des Menschen und der Gesellschaft sein, aber das werden die Menschen niemals glauben.

Die zweite Methode, die seit Jahrtausenden angewandt wird, heißt Erziehung. Jede neue Religion, jede neue Ideologie, jede postrevolutionäre Gesellschaft hat immer versucht, einen »neuen und besseren« Menschen zu erziehen. Warum sind diese Versuche erfolglos geblieben und warum war demgegenüber die Erziehung zu Krieg und Gewalt wie zum Beispiel

die Erziehung der Janitscharen oder der SS so erfolgreich? Meine Hypothese ist einfach. Weil man immer die Erziehung als Entfaltung der Persönlichkeit gesehen hat, als Entwicklung der sozialen Eigenschaften des Menschen, als Sozialisierung und Vorbereitung zur Mitgliedschaft in der Gesellschaft. Kurz gesagt: die Erziehungsideale in allen Gesellschaften haben den Zögling als Sozialisierungsobjekt gesehen, wollten in ihm die sozialen Merkmale und Eigenschaften entwickeln, das heißt gerade die Eigenschaften, die das Böse erzeugen. Darum ist es der Kirche nicht gelungen, die Christen so zu erziehen, daß sie die Feinde lieben wie sich selbst, während die Erziehung für Krieg und Gewalt immer erfolgreich war. Weil Krieg und Gewalt im sozialen Bereich des menschlichen Lebens ihren Ursprung haben. Die Erziehung, die das Gute fördern wollte, hat nur diejenigen Faktoren, die das Böse erzeugen, intensiviert. Unsere Hypothese behauptet, daß Erziehung zum Guten die individuellen Eigenschaften, nicht die soziale Persönlichkeit, sondern die Individualität entwickeln soll, um die Möglichkeit für ein größeres Eingreifen der inneren Welt der Individualität zu schaffen. Nur weiß man nicht, wie das zu tun wäre, weil man immer die Rolle der Individualität in den Schatten der sozialen Persönlichkeit gestellt hat.

Man hat auch versucht, die Eliminierung des Bösen zu organisieren, wie man so viele Bereiche des menschlichen Handelns organisiert hat. So entstanden die großen nationalen und internationalen Organisationen, die die Erscheinungen des Leidens, des Elends, Hunger, Seuchen, Analphabetismus, Krieg usw. mit den Mitteln der wissenschaftlichen Organisation bekämpfen wollten. Dann gab es auch die Organisationen und Institutionen der sozialen Hilfe, Fürsorge, usw., die dazu berufen waren, das soziale Übel zu vermindern. Aber es ist nicht schwer nachzuweisen, daß die großen Organisationen dem »organisatorischen Imperativ« gehorchen müssen, daß sie von »neutralen Technikern« geleitet sind, die sich für die hohen Ideen wenig interessieren, daß sie statutengemäß handeln müssen. Und die Hilfe kann niemals die Ursache des Übels überwinden, sondern erzeugt meistens nur Abhängigkeit, wie die internationale Hilfe für die hungernden Völker zeigt.

Weder Religionen noch Revolutionen konnten das Übel eliminieren. Die Verfolgungen und Religionskriege haben unendliches Leid gebracht, Revolutionen sind immer ein »Leidensweg« geworden. Die Religionen und alle reformatorischen und revolutionären Ideologien wenden sich und appellieren an die soziale Existenzweise, versuchen die sozialen Bindungen zu festigen, sehen die Quellen des Bösen in der seelischen Schwäche des Einzelnen und wollen ihn »stärken« durch die Bindungen an die Gemeinschaft und übersehen, daß sie damit die Faktoren, die das Böse erzeugen, nur intensivieren. Hier sehe ich die Ursachen der unseligen geschichtlichen

Dialektik, daß die meisten Antithesen des Bösen, die das Gute erreichen wollten, nur die Synthesen hervorbringen, die notwendigerweise das neue Böse erzeugen.

V

Gibt es nun in der individuellen Existenzweise die Kräfte, die das Übel überwinden oder wenigstens begrenzen können? Was kann die Individualität den sozialen Mechanismen, die das Übel erzeugen, entgegenstellen? Meine Hypothese ist folgende: Die Individualität und die individuelle Existenzweise können die Ordnung der inneren Welt und die Kraft der inneren Autonomie ausnutzen. Es ist eine Welt, wo es keine sozialen Triebe, keine Konkurrenz, keine Konflikte, kein Streben nach Macht, Besitz, Ruhm und Prestige gibt. Wäre es denn möglich, daß diese innere Ordnung der Individualität den Menschen bewußt wird, daß sie sich von dem sozialen Druck der Verhaltensweisen, die das Übel erzeugen, befreien könnten, und daß sie die Funktionen der Individualität bewußt ausbauen könnten, dann wäre es vielleicht möglich, eine Begrenzung des sozialen Übels zu erreichen. Kurz gesagt, nicht die Sozialisierung des Einzelnen, sondern die Individualisierung der Masse kann die Begrenzung des Übels herbeiführen. Könnte der Einzelne seinen inneren Wert, die innere Identität, in die äußere Welt »ausstrahlen«, seine schöpferischen Möglichkeiten voll entfalten, dann könnte man vielleicht den Zustand erreichen, den die Religionen und sozialen Ideologien durch den Aufbau der guten Gemeinschaft erhofften. Meiner Meinung nach kann eine Gemeinschaft, die nur die soziale Existenzweise ausnutzt, niemals ohne das Übel existieren. Seit Jahrtausenden sind alle Versuche, die eine Gesellschaft ohne Übel zu schaffen versuchten, kläglich gescheitert. Kann die Menschheit einen Versuch unternehmen, ihr Leben auf die individuelle Existenzweise zu stützen? Das ist sehr schwer vorstellbar. Man müßte zuerst eine »Pädagogik der Individualität« entfalten, dann eine »Technik«, um die bewußt gewordene Individualität für gesellschaftliches Handeln auszunutzen, man müßte neue Beziehungsmuster nicht zwischen sozialen Persönlichkeiten sondern zwischen Individualitäten entwickeln, die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen entsprechend verändern, und das alles ohne eine Organisation, ohne Ideologie, ohne religiöse Erneuerung, und ohne eine Revolution, sogar ohne soziale Bewegung. Kann sich der Mensch von der Herrschaft der sozialen Existenzweise befreien? Höchst wahrscheinlich nicht. Wozu dann neue Hypothesen? Um es zu versuchen.

Percy H. Tannenbaum

The Mass Media as Vicarious Experience Or If a Tree Falls in the Forest and It is not Shown on Television, Did the Tree Really Fall?

Das Fernsehen ist erwiesenermaßen für die meisten Zuschauer ein Mittel zur Unterhaltung. Die Bedeutung der Unterhaltung für den Menschen - ob direkt und partizipatorisch oder indirekt, aus zweiter Hand (z. B. durch die Massenmedien) - bedarf einer systematischen Untersuchung. Im vorliegenden Aufsatz wird ein theoretisches Modell vorgestellt, das sich hauptsächlich mit dem Grad von Emotionen befaßt, die durch die Medien hervorgerufen werden. Hierbei wird davon ausgegangen, daß die Gefühle als solche schon für den Zuschauer wichtig sind, daß sie aber auch die Intensität und zu einem gewissen Grad auch die Richtung seines Verhaltens beeinflussen. Es werden Experimente beschrieben, die sich mit den Implikationen dieser Aussage befassen. Die Ergebnisse werden an Hand der vorgeschlagenen Theorie überprüft und anderen Kommunikationsmodellen entgegengesetzt.

There is something wrong somewhere. For a medium that dominates so much of our personal and social lives, on which we, unwittingly or otherwise, depend so much for the picture of the world about us, repeated research studies -- literally, hundreds of them -- fail to find sufficient evidence of deep and/or lasting inference. This situation is not confined to the area of television effects, so may be characteristic of the inadequacy of social science methodology. But could it be that our theories, our various more-or-less agreed-upon speculations and suppositions, are faulty in the first place?

I assure you these represent something more than the self-conscious self-doubts of an academic in mid-career crisis. There is a real gap between what the seemingly reasonable theories suggest and what the data collectively demonstrate. Perhaps the time is ripe for a re-examination of the various propositions that have guided the work in this area -- at least those I happen to subscribe to -- and to share both the certainties and doubts they engender. Such a retrospective investigation is, of necessity, personal and selective, one not necessarily shared by others in the field. In my case, it is done from the perspective of a social psychologist (one of my legitimate callings) and I ask the reader's indulgence while I re-wind my way through a long past if a rather short history.

An Evolutionary Perspective

I begin with what I regard to be the most basic aspect of humans as a biological species: That they respond to their environment and survive less by some built-in set of mechanisms -- call them instincts, if you will -- than by learning from the experience of others from whom they are separated in both time and space. Along with other related attributes, the ability to receive, process, store and retrieve information and sort it into meaningful relationships provides man with the capacity to adopt and adapt, i.e. with the means of survival. Of critical importance is the fact that not only can he learn from direct, trial-and-error experience but also indirect, remote, already tested --Le., vicarious -- experience. The latter represents a true case of »no-trial learning« and operates largely by virtue of our capacity to communicate, especially in this case as a recipient of messages from others.

Part of this vicarious learning is passed along in more-or-less formal family and school settings and constitutes part of growing into a culture of behavioral and attitudinal norms. Part is more casually acquired in the course of growing up, merely by watching and listening. Not a small amount may come from in-between sources, neither formal nor as a by-product of everyday living, such as through the mass media. These may be deliberately informational messages designed to teach and instruct. But they can also be in fictionalized forms -- relatively familiar genres of programming that, in the course of telling a story, may also impart certain values, ways of behaving in selected contexts, the conduct of social exchanges, etc. To some, the very fact that they are fictionalized stories make such media messages even more potent as sources of influence for current learning and later behavior - they are supposedly accepted less critically and less defensively just because it is entertainment rather than a didactic lesson.

This still strikes me as an eminently sensible rationale for the study of communication behavior at any level. Less a theory, in the formal sense, than an approach, it still contains testable propositions.

Role of Emotion

I also take it as an article of faith that man does not live by intellect alone, but also with feeling and emotion. Whether or not we have emotional »needs« per se, we do have emotional desires and we are quite willing to expend a lot of effort -- often at considerable sacrifice of time, energy and money -- in pursuit of such preferences. Further, just as a communication capacity allows us to learn vicariously so too can we become emotionally involved through indirect, distal experiences. One of the powerful attractions of the mass media, more specifically of television and films, is that they can pro-

vide so many individuals with so much vicarious emotional experience at so little personal investment.

To be sure, vicarious experience is not the »real thing« so there is bound to be some degree of loss -- try kissing somebody over the telephone to get the idea. It can nevertheless compensate, even substitute, for real experience --it may not be the real thing but it's better than nothing. There is abundant evidence, buttressed by our individual experiences, of our feeling elation and despair, of laughing and crying, loving and hating with considerable intensity from exposure to well-depicted events in films and TV, on stage or in books.

There are times when real experience can also be risky, with elements of direct threat and danger to the individual, so that an important advantage of mediated vicarious experience is its relative safety. The distinction is neatly summarized in a taunting expression from our youth: »Sticks and stones can break my bones but names can never harm me.« By the same token, threatening situations depicted in the entertainment fare of television can be emotionally involving but with their intrinsically dangerous content substantially muted by the simple realization that »it is only a story,« akin to waking up from a bad dream and realizing that it wasn't for real. The viewer can, in fact, have his cake and eat it too: By investing himself emotionally, while suspending reality, he can undergo the excitation of suspense without facing the actual danger; by switching to reality as circumstances warrant, he can have »the best of both worlds.«

This was visibly brought home to me some years ago when I witnessed a Disney Studios production of Expo '67 at Montreal. Filmed in the round with nine cameras and projected similarly on nine screens in a circular room, one had the intense feeling of being in the middle of the event being depicted. One segment was particularly impressive: an automobile chase down a busy city street, with the cameras mounted on the second, pursuing vehicle. At a certain point, the leading car goes into a sharp turn and the pursuing car, the one you feel you are in, does likewise. Involuntarily all persons in the room, myself very much included, gasp and scream, with a decidedly uncomfortable feeling in the pit of the stomach. Feeling somewhat chagrined at being manipulated in such a crass manner I determined to stay through successive showings of the same film. These times, forewarned as to what to expect, I could control my gasping response -- but I never did quite shake the uneasy, queasy physiological response, truly a gut feeling, in my stomach.

This type of reasoning impelled me to study emotional aspects of vicarious emotional behavior -- not an altogether satisfactory research experience because of the unforeseen measurement problems, but neither was it totally without reward. I still think there is a lot to this approach and wish others, more inventive than I, would take up the search.

The Television Medium

Among life's more socially embarrassing moments have been the numerous occasions when one happens to be engaged in a conversation in a room with a TV set on but cannot keep from periodically sneaking a glance at the screen. One doesn't want to do it -- even more, one wants not to do it -- but seemingly cannot help oneself, nor can the conversational partner, no matter how engrossing the conversation is.

How to account for this odd involuntary behavior? Are we all so conditioned to the tube that we literally cannot take our eyes off it for very long? Is it the TV screen or what is being depicted? There have been various suggestions for explaining this phenomenon -- ranging from a physiological »alerting« reaction to the mesmerizing effect of the alternating flicker pattern that comprises the TV image on the screen (like a flame, or moonlight on moving water) -- but none is well established. What is of relevance here is that the television *medium qua medium* -- quite apart from the context it carries and conveys, and in keeping with McLuhan's dictum that »the medium is the message« -- may exercise an effect because of a built-in human susceptibility to certain of its characteristics.

Even less debatable is the notion that the technology of the electronic media makes possible an entire new range of stimuli to enhance the perceived image. This is probably most realized in the presentation of live sports events (among the most popular uses of TV the world over) where the medium can put you in the best seat of the house and give you the advantage of multiple views besides. Clearly, the zoom lens gives both the sports aficionados and the casual observer a greater appreciation of the nuances of the game and the way it is played than is available to the naked human eye. And those of us who can be easily distracted or suffer from a faulty memory need not fret unduly if we missed some critical event because the instant replay, replete with slow motion, can dissect it for us a moment later and often from several points of view.

In a way, it is a pity that these and other benefits of electronic technology are not put to more creative use in other TV programming such as news programs, drama and the like; on the other hand, perhaps they would fail in such alien contexts. Perhaps these matters involving the art of television production are best left to the professional producers, whose main job is to make such decisions, but one cannot help but wonder at the stultifying influence of standardized formats and genres that comprise the TV production landscape. Better yet, a producer-researcher team can be used to try out ideas before the show enters production (so-called formative research). I found this to be a rather pleasant and productive working relationship on several such ventures I engaged in while working at the British Broadcasting Corporation in London and with other programs in the U.S.A.

Television as Industry

Standardization is probably to be expected when we consider that, despite some differences between countries, television is essentially a mass production industry. Initially limited by scarcity of spectrum space and relatively high production costs, it became a limited operation -- a virtual monopoly in some nations, at best an oligarchy in others -- catering to the conception of a mass, amorphous, more-or-less homogenized audience, an »anonymous collection of anonymous individuals.« Further, it has to supply that mass audience with a steady, relentless diet of daily programming.

Especially when the main form of economic support for the broadcasting system is advertising -- but also, surprisingly, when it comes from license fees or general revenues -- there is the pursuit of large audiences for the same kinds of programs. This »common denominator« approach leads directly to popular entertainment fare -- simplified formulas of soap opera, drama, humor, sports, etc. -- that cuts across social divisions and that is so much a staple of television prime time programming in most locations. Once it is mastered, it can be produced with reliability and without undue expense, it is accepted uncritically by most of the audience, and the medium lends itself readily to its widespread dissemination.

Even where advertising support is not necessary, program popularity, in the form of ratings (as much a feature of European broadcasting as it is in the United States), plays a significant role in subsequent selection. Decision-making can be vested in selected authorities -- a cadre of professional broadcasters in some cases, designated government officials in others, profit-minded businessmen elsewhere -- but the record of the general audience's past and anticipated preferences have some influence on their judgements.

This naturally tends to make present and future decisions inordinately conditioned to past successes, which is often the case within a given country and across countries as well. But some innovation does creep through occasionally, often only to become the start of a new fad in itself. The fact that certain home-grown programs (mostly American, it is true, but some British as well) become great international favorites must also be taken into account. What is it about »Dallas« that makes it a must-see, top-rated program in so many diverse cultures? Has it struck the common chord of mankind, or is it merely a by-product of slick production tactics, or of pricing policy and marketing techniques as some of those charging U.S.A. cultural imperialism have contended? When one considers the success of a variety of such cross-national American successes over the years it is hard to avoid the impression of either a marketing conspiracy (although it still takes a buyer as well as a seller to make for an exchange) or that Hollywood has

somehow stumbled onto the commonest denominator of them all in popular entertainment fare.

The Shadow of a Doubt

The mass media in general and broadcast television in particular has been both hailed and condemned -- considerably more so the latter than the former -- as important features of our personal and social environments. Clearly one of the scientific wonders of the 20th century, the still fledgling -- barely three decades old -- technology of television has spread to every corner of the globe, to every nation (in fact, an independent television system appears to be one of the claims to nationhood), reaching peaks of over 90 % household penetration in most Western countries -- as universal a social, political, and economic phenomenon as one can cite on the earth. Obviously, it has great intrinsic appeal and application; if it does not exactly meet some vital human need it surely meets one or more human wants.

In spite of -- and probably because of-- its obvious appeal, television has been particularly singled out as either a direct (e. g., in stimulating aggressive behavior) or contributing (e. g., in setting gender or ethnic role prescriptions) agent in promoting what is generally taken as anti-social behavior. It is as if nothing that is so popular can be all that good. Academic researchers and theorists have been in the forefront of such critical attacks. They, along with some governmental officials and other self-acclaimed do-gooders, have recommended a host of reforms in television content and format, especially when it is intended for children and other such presumably vulnerable audiences.

The reformists can cite an arsenal of research studies to back up their claims but, oddly enough, the overall evidence that emerges is far from decisive. None of the studies is robust enough on its own to stand up to standard scientific scrutiny, often leaving as many uncertainties as it answers questions. In some cases, there are contrary findings that just cannot be willed away (more often, as between experimental and field survey investigations, but also within each category). This state of affairs is partly due to inherent limitations in current social science methodology -- poor non-intrusive measures for many of the variables of interest, causality models inadequate to detect and reflect relatively small but consistent differences, etc. -- to which other problems, such as improper selective samples, have often been added.

It is also due to a blatant disregard of the fact that, even in those studies with a »statistically significant« effect, that effect remains a minority one at best. Thus, in some experimental studies, the TV-exposed group may show 14 % of the subjects changing in the hypothesized direction with only 6 % in

the control group; the obtained difference may be significant in the statistical sense but it fails to address why a full 86 % of the exposed group did not behave as predicted. Similarly, in investigations using survey data the obtained correlations usually account for less than 5 % of the total variance in response, still leaving the vast bulk unexplained.

Something is amiss here. The numerous studies provide a proper basis to witness the hypothesized effects but these are hard to find. Clearly, the theories are inadequate, or the methodology inappropriate, or both. Never letting data interfere with a pet theory, investigators nevertheless persist in pursuing the same research problems with the same methods, as if persistence and sheer accumulations of data somehow makes up for the lack of a body of systematic evidence.

Many Eyes, One Image

It is the very commonness, even massness of this across-the-board common denominator approach that makes television so much the despair of a country's cultural elite. Yet it is the basis for much of the appeal of the television viewing phenomenon as an object of sociological study. What is so striking about TV behavior is that so many individuals, representing different strata of society, are doing the same thing at the same time, and do so with some regularity across time. If we ascribe, as we must, any influence of the environment over individuals, and if television is such a salient part of that environment (apparently according for the largest single use of leisure time other than sleep), then surely that commonality of behavior must have some effect. That simple proposition, so obvious on the face of it, has been the main basis for the study of television effects, so far too elusive to demonstrate conclusively.

This phenomenon is most apparent on those rare occasions when virtually everybody does drop whatever they are doing and does gravitate to the TV set to attend the same event -- the landing on the moon, Sadat's visit to Jerusalem come to mind, as does the royal wedding of Britain's Prince Charles to Lady Diana and a World Cup football final. These are truly media events -- not exactly created by the media (they would have occurred without the camera and microphones being present) but given greater character and significance by virtue of television's shaping their staging, if not their nature. It becomes an act of international celebration and is ritualized accordingly.

On the surface at least, one would think that such commonality of stimulus would facilitate social integration. If the hypothesis that similar experiences have similar consequences is at all valid, we would expect the diversified audience of such shared television exposure to have more in common

afterwards, to be able to better appreciate, if not necessarily accept, each other's point of view, and the like. Here again, there is little supporting evidence; if anything, it is to the contrary: social cleavages persist and have become even more sharpened with the introduction of mass television, and religious, ethnic, linguistic and political differences become even more manifest. Again, the paradox of data not according to theory must make us question the theory's validity.

For Each, A Carbon Copy

Beyond the seeming uniformity of many aggregate population statistics often lies a teeming mass of individual differences and contrary trends. So it is with television viewing figures -- the program popularity ratings which are so maligned, often deservedly so, but which, if examined properly and creatively, can be highly revealing.

Consider the following: If one examines the audience of a regular weekly program, either a progressive serial or even individually integrated weekly episodes, the picture is one of stability. *Once* a program series is well established, it tends to have the same audience week in, week out -- the overall rating or share (the proportion of TV viewers tuned in to that program) is fairly constant from one week to another, and the demographic composition of that audience (at least by such relatively simple characteristics as age, gender, socio-economic status, etc.) is pretty much the same. The impression is that the program has developed its distinctive audience and that the same audience sticks with it throughout its tenure.

However, when one scrutinizes the individual viewing behavior more closely, the picture is somewhat different: only five-to-ten percent of the total audience watches every single weekly episode of a consecutive 13-week run of a series. On a week-to-week transition, the data reveal a glass half-empty, half-full phenomenon -- roughly 50 % of this week's viewers watched last week, and another 50 % did not. (They may have watched the episode of two or three weeks ago or they may be totally new to the program, but half did not watch two weeks in a row.)

I believe the juxtaposition of these two sets of figures -- the approximately 50 % transition probability of the same viewers from one week to the next, coupled with a total audience of fairly constant size and composition -- to be one of the more profound sociological aspects of television today. It is as if for each viewer there is another one just like him -- a clone, if you wish -- ready to step in and take his or her place in case they should not be able to attend to their viewing that particular week. How else to explain the constancy of the overall audience with the variability of its individual components?

Incidentally, similar findings emerge from an analysis of individual viewing data at the transition points between programs on a given evening. It has long been a belief in the television industry that once people tune into a given channel they will be inclined to stick with it, other things being equal. It turns out that is true, but again for only approximately half the viewers. The other half either switch to another program on another channel or stop watching TV at that juncture (although sometimes to return again later on in the evening). It is not completely true, as some commentators prone to overgeneralization have claimed, that people don't watch programs, they watch television.

Never too Much of a Good Thing

In recent years, I came across a bit of communication behavior that was a source of considerable surprise. It concerned the tendency of some persons to deliberately elect to watch a television program more than once within a short period of time, and to do so in preference to watching something new that they had not seen before. Just because I would not think of engaging in such behavior on my own (actually I have given it some thought subsequently) made me think this was aberrant behavior but actually it is not that uncommon in some other non-television behavior (e. g., listening to one's favorite musical selections).

Individuals don't do this with just any program, of course, only with their favorites. Apparently, given a choice, they like to relive some pleasant previous experience. While the repeat performance may not be quite up to the original there is enough of a residual effect apparently to make the sheer repetition worthwhile.

That this occurred at all was somewhat of a surprise; that it occurred even when some effort was required is even more so. In this case, I had rigged up a laboratory apparatus by which individuals wanting to watch a given program had to pedal with considerable energy on an exercycle to keep the program on the TV screen; relax on the pedalling and both the image and the accompanying sound would drop away. Even when subjects had seen the same episode of a detective series all the way through just two weeks previously (and hence could be expected to remember the ending) they kept on pedalling right to the end of the repeat performance, apparently relishing every minute of it.

What is particularly impressive about such behavior is that it occurs only for entertainment, not informational, programming. Apparently, once the individuals know something has happened they can rely on memory to go through the same experience or merely to recall the facts. But for emotion-related entertainment programs they prefer a reliving of the same experience.

These people are trying to tell us something, but are we listening? Instead, we seem bent on pursuing the same old ideas with the same old, somewhat flawed methods. Is this any way to operate a scholarly field?

Edna Ullmann-Margalit

Opting: The Case of »Big« Decisions

Diesem Aufsatz liegt folgendes Bild zugrunde: die vorherrschende Entscheidungstheorie hat Geltung hauptsächlich für Entscheidungen von »mittlerer Größe«, während sowohl die äußerst »kleinen« wie die extrem »großen« Entscheidungen gesondert behandelt werden müssen. Der Aufsatz beschäftigt sich mit den letztgenannten. Es sollen Umstände charakterisiert werden, die als »Opting-Situationen« bezeichnet werden und solch »große«, selbsttransformierende (private) Entscheidungen beinhalten. Es wird weiterhin versucht, die Opting-Situationen den Fällen von Bekehrung (Converting) einerseits und Getriebenwerden (Drifting) andererseits gegenüberzustellen. Die These lautet, daß der gebräuchliche Begriff der rationalen Entscheidung in bezug auf die Opting-Fälle nicht hinreichend ist.

I

A long standing, classical philosophical question is the question What Am I to Do. A contemporary approach to this central question of practical reasoning has produced the product known as decision theory. This theory, widely studied and applied in such fields as economics and psychology, has attained an impressive degree of technical mathematical elaboration; it has in fact established itself as an independent field of research.

In what follows I do not propose to deal with decision theory as such. I shall want rather to focus on what I take to be some of its limits, which are of interest to the philosophical concern with practical reasoning.

Let me start with the following analogy. Somewhat as classical Newtonian physics is taken to hold good and valid for middle-sized objects, whereas different concepts and laws apply to the phenomena of the micro and the macro, I suggest that we might think of the theory of decision as relating to what we might term middle-sized, ordinary decisions. There remain the two extremes, the very »small« decisions on the one hand and the very »big« decisions on the other, which may pose a certain challenge to the ordinary decision theory and may consequently require a separate treatment.

Now by »small« decisions I have in mind cases where one is strictly indifferent with regard to the alternatives before him, where one's preferences over the alternatives are completely symmetrical. Like, for example, when someone comes to you with a bowl full of what you take to be identical candies, you are not allowed to take more than one, and you prefer taking one to taking none at all. To the extent that we take choosing to be choosing for

a reason, and choosing for a reason to presuppose preferences, it seems that we have to conclude that in such cases rational choice is precluded. Or, as Leibniz put it in his Theodicy: »In things which are absolutely indifferent there can be no choice ... since choice must have some reason or principle.«

I have elsewhere dealt with this type of cases, referring to them as instances of *picking* rather than choosing.' There is actually something unfair about referring to picking as the realm of »small« decisions. True, many of our trivial daily decisions may be cases of picking rather than choosing. But not all cases of picking need be trivial. What we are to bear in mind, then, is that in speaking of »small decisions« it is not their triviality or insignificance which is referred to, but rather their involving symmetry of preferences and equally-balanced reasons for choice.

Be that as it may, my present topic is not the picking end of the scale but its other end. I should like to start by characterizing the type of big decisions I want to focus on. These will be big *personal* decisions only, such that are critical to the way the individual's own life continues. Excluded from the discussion altogether are big decisions one may take in virtue of one's official position or institutional role and which affect primarily the lives of others, like a statesman's decision to go to war or a judge's decision to sentence the defendant to death.

Let me proceed, then, to delineate the sphere of decisions that will henceforth be referred to as cases of *opting*.

U

The first feature of a case of opting is this: it is a decision situation involving alternatives likely to determine, or transform, the person's future self. The idea is that in facing an opting situation one stands at a critical juncture in one's life. The choice one takes determines, or transforms, one's life project and the inner core of one's person.

Now the broad and vague expressions >future self<, >life project<, and >inner core< are useful at this initial stage of the exposition precisely because they are so suggestive and can be construed in so many different ways. But in order to do the rather more specific job that the notion of opting will be expected to do, the formulation will have to be narrowed down. Namely, I shall now talk of opting as a decision situation involving alternatives likely to significantly affect the person's beliefs and utilities, i. e. his cognitive as well as his evaluative systems. Insofar as our beliefs and utilities shape, at least partially, the core of what we are, we may say that someone facing an opting situation emerges from it a different person.

To be sure, there is a sense in which every choice changes us somewhat. It

is in part the cumulative effect of such incremental changes that makes us change as life goes on and as we grow older. But what I am here calling attention to are the instances where there is a point of sharp discontinuity; where a person's inner core of beliefs and utilities does not simply go on evolving but where it undergoes a more or less abrupt transformation.

Note that people may sometimes face a critical juncture, a point of discontinuity and transformation, which we shall not want to refer to as an instance of opting. This happens when the turning point is not brought about by one's own move or choice but results from an external happening like an accident, or death in the family, a collapse of the stock market, a draft to serve in a war, and so on. Such cases do not concern us here.

Moving on now to the second characteristic feature of opting situations I submit that it is their irrevocability: they are points of no return.

Now again, in a strict, literal sense, *whatever* is done cannot be undone, words said cannot be literally unsaid, an arm raised can be lowered but not unraised. And yet of course we all know that a great many of our deeds, in a rather straightforward sense, are not irreversible. One may apologize, compensate, return, or retreat. There are plenty of devices whereby one may restore the situation to the way it was prior to one's action, or at any rate to something sufficiently similar or equivalent to it. To be sure, this is not without its costs, in terms of time, money, effort or what have you.

So in saying of the opting situations that they constitute points of no return what is meant is to mark them off from these run-of-the-mill cases of decision and action. It is to suggest that they are different, perhaps just in degree but possibly indeed in kind. When opting one is embarking upon a road which, as from a certain point, is one way only: a return is either strictly impossible or else involving prohibitive costs. In addition there is also the following conceptual point. Since opting is being postulated as involving an inner-core change in the opting person, the very notion of going back on one's own decision may, strictly speaking, be meaningless here. One may perhaps *wish* one were back at the pre-opting state, just as one may wish one were a Rothschild; but it is not a real possibility.

Proceeding to the next item on the list of characteristic features of opting situations, we arrive at the element of awareness. It is constitutive of the opting situation that, upon facing it, the person is conscious of its being an opting situation. That is, not only is it, as a matter of fact, a critical juncture and a point of no return, but it is also perceived as such by the person concerned. We may put this more precisely, in terms of a two-clause *epistemic condition*: in an opting situation the person believes (a) that he is called upon to make a genuine choice between two viable alternatives (at least), and (b) that the decision he is called upon to make is core affecting and irrevocable.

The significance of this stipulation will be seen shortly. When either of its clauses is dropped, one gets instances which are no longer ones of opting but rather ones of converting, or of drifting. But this is already jumping ahead.

The fourth and last feature is perhaps only an ancillary to the first three, or possibly a derivative of them. Yet it deserves to be mentioned separately. It concerns the shadow presence of the rejected option.

Let me explain. In an ordinary choice situation there is a set of alternatives from which the person chooses one. Upon his decision the other, non-chosen members of this set ordinarily cease to exist as far as he is concerned. A fairly adequate and cogent account of a person's life can be obtained by simply proceeding to describe the succession of steps taken by this person, without ever having to mention any of the train of rejected, non-materialized alternatives he's left behind.

In the case of opting, however, matters are different. It is characteristic, I suggest, of the type of decision situations referred to as opting situations that the rejected, un-opted-for option maintains a sort of lingering presence for the person. I suggest in other words that what is of significance to the person's *account of his own life is not only the option he's taken, but also the one he's rejected*. The rejected option enters in an essential way into the person's description of his life, the shadow presence it maintains possibly constituting a yardstick by which this person evaluates the success, failure, or worth of the project of his life.

III

Having described the opting situation, we must now ask: are there opting situations?

Well, cases that come to mind may include for example King Edward VIII who made the agonizing decision to leave the throne for the sake of the woman he loved. Or perhaps Father Cardinal in Nicaragua who had recently had to choose between his life in the Jesuit Order and his political mission as a minister of culture in the Sandinista government. One may think of the early Zionist socialist pioneers who, in the 1920s, left everything behind and came to Palestine in order to create, indeed to become, the New Jews of their ideals. Or, *mutatis mutandis*, of those who defect from any of the East-bloc countries to the West. The Biblical Ruth may be said to have opted to tie her fate with that of her mother-in-law Naomi who was returning from Moab to her native land and people in Bethlehem. So also may be the case of a person who is talented enough to face a clear choice, early in life, between two different career options, say between being a concert pianist on the one hand, and a mathematician or nuclear physicist on the other.

I do not intend to pause here to analyze these examples. My interest lies rather in pursuing the conceptual mapping of the terrain. I offer these illustrations tentatively, in the hope that they are suggestive enough to indicate to us the flavour of the »big« decisions I'm after, whether they be options thrust upon us in the name of love, duty or talent, of political or religious convictions, of optimistic idealism or the depth of despair.

A few points may nevertheless be extracted from the suggested examples as they stand.

First, in contrast to ordinary decision situations, opting situations are extraordinary. One may well complete the course of one's life without ever having had to opt. But note: their being extraordinary does *not* mean that opting instances are somehow abnormal, perverse or pathological. Therefore one who is interested in human decision making may not, I believe, validly ignore them by arguing that they lie outside the realm of »normal« decision making. Also, equally invalid in my view is the other, alternative way of treating pathological cases, namely the Freudian approach according to which a better understanding of the pathological sheds a stronger light on the normal. I maintain, rather, that opting situations constitute a limiting case of the normal, ordinary decision situations. Their characteristic features set them apart as less frequent and more dramatic decisions, and as such they may pose their own challenge to the notion of a reasoned choice (as we shall see later). The delineation of their province, therefore, has the potential of enriching our picture of human deliberation.

Secondly, a distinction may be felt to be called for, between what may be termed opting (A, B) and opting (Yes, No). In an opting-(A, B) situation one faces a decision between two new life options. In an opting-(Yes, No) situation the choice is between the Yes, i. e. the new life option, and the No, i. e. the continuation in one's present life path (which may nevertheless not be quite what it was before, owing to the shadow presence of the Yes option).

N

Why were the examples offered tentatively? What is it that stands in the way of a clear-cut determination whether a given case is a case of opting?

In order to approach an answer to these questions, consider these further cases. In making his final move to live as a peasant among his fellow Russian peasants, was Tolstoy opting? In leaving their families and possessions behind and joining Jesus of Nazareth, were the Apostles opting? I suggest that there is a thin, albeit significant, line dividing the cases of opting, as here conceived and presented, from cases of *converting*, which I shall now proceed to discuss.

Regardless of whether and to what an extent we believe that we understand the phenomenon of conversion, it is certainly eminently familiar to us - from literature, from history, and from life.²

Like cases of opting, converting is about a life-transforming, core-affecting, largely irrevocable move. Also, instances of conversion are often dramatic. Now the dividing line between opting and converting pertains in the first place, I suggest, to one clause of what was earlier presented as the epistemic condition.

In converting, like in opting, one is aware that one is about to significantly change one's life. But the other belief conjunct is missing here. In converting it is not the case that one believes that one is called upon to make a genuine decision between equally viable alternatives. From the point of view of the convert he has no choice in the matter; typically he would have a strong sense of being compelled, of there being no other way.

Another feature distinguishing converting from opting has to do with the nature of the shadow presence of the rejected option. Cases of conversion are akin to what was earlier termed Yes-No options, the rejected option being the continuation on the path of one's previous life. Typically, for the person who has undergone conversion, his previous life is not just technically rejected, insofar as a new form of life is being adopted, but also normatively rejected. The convert views his previous life in a negative light, he evaluates it as wrong or wicked.

I have mentioned two points, then, on which instances of converting diverge from instances of opting: the construal of the juncture point as something other than a decision situation, and the negative evaluation of one's previous life. Now it is readily seen that both of these points are perspective oriented. They have to do with the way the person sees his situation. In other words from the point of view of a spectator there maybe much similarity between opting and converting cases, even though from the point of view of the actor they are quite dissimilar.

Hence the aura of tentativeness about the examples. Whether a given instance is one resulting from a reasoned big decision or from a conversion experience is a question that cannot be settled by a mere labeling of the act as, say, an act of defection, or immigration, etc. We need to know more. And as for Tolstoy, or the Apostles, I suspect that, upon a closer look, they are likelier to turn out to have been converts than opters.

Before moving on with the main line of the exposition let me draw attention to the following point: cases of formal, or technical religious conversion may at times count as »normal« decisions, and occasionally indeed as cases of opting. What I have in mind are the numerous instances of Jews who have converted to Christianity so as to remove an obstacle from the path of their chosen career (like Heinrich Heine or Gustav Mahler), or in order to

open up doors for their children (like Abraham Mendelssohn, Felix's father).

The point here is that the actual act of exchanging one's religion need not in every case be a matter of a conversion *experience* in the sense here employed (and so dramatically illustrated by instances such as St. Paul or Ratisbonne). The experience, I suggest, may well at times have been close to that of opting.

Pascal's argument known as the Wager is an interesting case in point. It is an argument designed to convince non-believers to opt for the Catholic faith through a process of a reasoned decision, not conversion.

V

A rather central element is still missing from our picture. In the last section a certain contrast was creepingly introduced, namely that between the result of a cool, reasoned decision process and the result of a conversion experience. What lies behind this contrast?

We come up here against the notion of reasons, and it is with regard to this notion that the phenomena of opting and converting differ markedly. Put briefly, in the case of opting the expectation is that reasons are to prevail. In the case of converting, though, it is typically causes and motives, rather than reasons, which have the upper hand. In saying this I am making use of the tripartite reasons/causes/motives distinction, which is rather well-entrenched in the current philosophical literature. Without too much of a digression, but for the sake of clarity of the exposition, let it just be said that causes are taken to operate on the physical level, motives on the psychological, and reasons on the logical level.

The point, then, is that it is the phenomenon of opting which is continuous with the realm which constitutes the framework of this study, namely the realm of human decision making, or practical deliberation. Conversion, in contrast, while being at certain points, as I have tried to show, a very close neighbour of opting, lies outside this realm. In other words opting lends itself to a cognitive approach, converting to almost any approach but the cognitive.

Let us probe this somewhat further.

In saying that opting is expected to be guided by reasons what is meant is simply this, that one would expect the opter to arrive at his decision in much the same way that his ordinary, »smaller« decisions are arrived at. And this in turn means that one would expect cases of opting to be open to so-called rational-choice explanations.

Concisely put (- I am here following Jon Elster³ -) an ideal explanation

of an action as an expression of rational choice will do the following. It will strive to show the action as the best way of satisfying the full set of the person's desires [utilities], given his set of beliefs formed on the basis of the [optimal amount of] evidence at his disposal. In addition, in order for the explanation to really constitute a *rational-choice* explanation, the further standard requirement is added, that both the set of beliefs and the set of desires of the person be internally consistent.

Now this formulation is not only concise, it is also quite packed. There are layers of theorizing behind it, and it glosses over many difficulties. However, for the purposes at hand there is no need to start unpacking it. Armed with this conceptual equipment, we can go back to our cases of opting.

A plausible initial response to the question of their rationality would, I suppose, be this. Not only is an opting person expected to act rationally, but - if anything - he is expected to be even more rational about his opting decision than about his other, ordinary decisions, because there is of course so much more at stake. This means that one would expect the opting person to take extra time and care in amassing relevant information as his evidence base, to exercise extra caution in assessing the alternatives open to him and in bringing his own set of desires (valuations, inclinations, aspirations) to bear upon them, and soon. In short, one would expect an opting act to be an exemplary candidate for the ideal rational-choice explanations just delineated.

But is this really the case? How rational are opters, and how rational ought they to be?

Well, these are two distinct questions. The first question is empirical, of which I have little to say. I'm told that there is some evidence to the effect that the attitude of people towards what they perceive as their big decisions is quite the opposite of the one our initial, seemingly plausible response would lead us to expect. That is to say, there seems to be evidence that suggests that people are in fact more wanton and slapdash in the way they handle their big decisions than in the way they handle their ordinary decisions.

I don't know whether this is really so: I do not know how conclusive, or perhaps merely impressionistic, the evidence regarding people's behavior in facing big decisions in general really is - and of course I am here most especially interested in the rather narrower group of cases I'm calling opting cases.

Be that as it may, however, we turn now to the second question posed above, viz. How rational ought opters to be. This is a normative question, which goes to the heart of the matter.

To begin with, from some responses I've sampled lately it appears that the idea that one ought to be rational about one's big life decisions strikes cer-

tain people not just as problematic but as simply *wrong*. These people feel that where a critical, life-determining decision is concerned, one ought (- at least beyond a certain point of initial fact-finding -) to be guided by one's instincts and gut reactions. The impression is almost created that by demanding rationality in the sphere of big decisions one in a sense belittles them, detracts from their significance. On this view it is only the temperamental, intuitive leap this way or that which does justice to the weight of the decision.

But still, consider now a person who faces an opting situation and who wants to opt rationally. We suppose then that this person is conscientious, fully informed and well aware of all the relevant aspects, external as well as internal, of the decision before him. This person, we suppose, will do all that he can to opt for that option which he believes more fully satisfies his comprehensive, internally consistent desires, given the consistent set of his beliefs - including of course his present beliefs about his own future states in each of the options open to him. Clearly, no one can do any better than that.

So consider now this admirable person some time after he'd opted. Given that opting involves core-affecting options, our opter is now, by hypothesis, a transformed person. In describing the nature of the transformation involved in opting, it will be recalled, it was not the changes in features like style of life, or standard of living, that was emphasized. Rather what was postulated as being affected was the core of one's sets of beliefs and desires. This means that in our opter some significant shifts, both cognitive and evaluative in nature, have taken place. And even though there is no reason to suppose that his present new sets of beliefs and desires should be internally inconsistent, still there are presumed to be discrepancies between the new and the old ones.

Now since the notion of rational action as presented above was relativized to and based upon the person's beliefs and desires, the following result is obtained: the transformation our opter had undergone affects his rationality base. The opting crossroad represents a point of discontinuity, or break, in the person's biography such that the basis for assessing what is rational for him to do beyond this point is a different one from the basis for the rationality assessment of his actions previous to that point. Somewhat schematically put, the opting situation is now revealed to be one in which a state involving one rationality base is to be exchanged for a state involving another.

This calls for some further elaboration.

In talking about one rationality base being exchanged for another, three possible levels have to be distinguished.

The upper-most level relates to the overarching principles, or canons, of rationality. It is rationality shifts on this level, for example, that Kuhn was

occupied with in his attempt to explicate the notion of a scientific revolution. There, a transition takes place from one paradigm, governed by its own canon of rationality, to another, possibly governed by a different canon of rationality. Kuhn's problem, then, is: »Can scientific revolutions be rational?« - This may be seen as an aspect of the more general question concerning the possibility of a rational conversion.

The ground-floor level has to do with shifts or changes over time in the agent's assignments of probabilities and utilities. These assignments enter into the calculation of what is rational for him to do, where the calculation is governed, say, by the familiar basic principle/canon of rational behavior telling the agent to maximize expected utility. Traditional decision theory was static in the sense that the agent's probabilities and utilities were either assumed to be considered at a given moment only, or were assumed to be constant over time. More recent developments, however, allow for changes in these assignments over time; following Jeffrey they generally go under the title of probability kinematics.⁴ I do not want to get into the details here. But it is important to realize that these developments assume that it ought to be possible to deduce the new assignments of the agent's degree of belief in all of his propositions from (a) his old assignments and (b) his new assignments for those specific propositions in which his change of belief originated, presumably as a result of some new experience or observation that he has had. This means that local shifts in an agent's belief function may effect a general shift in it, which of course enters directly into the rationality assessment of his future actions. But the crucial point is that this general shift is calculable and hence predictable, and that under this shift the structure of the old belief scheme is preserved.

But there is also an interim layer, between the level of the general principles of rationality and that of the concrete values assigned as input to the belief and desirability functions. This level concerns the make-up of these functions themselves, or, if you will, the mode of organizing and processing one's experiences and observations, the way one comes to assign values to one's beliefs and desires in the first place.

It is shifts at this level that are supposed to take place as a result of a big decision of the opting variety. In the new life options open to the agent, the belief and desirability value assignments of too many of his propositions are liable to be affected at once. At the same time the entire web of causal connections between them receives a jolt as well. The assumed change is thus supposed to go beyond a local one, under which the old structure is preserved and from which the overall new scheme can be deduced. When opting one is liable to undergo a transformation which may be viewed as something of a gestalt-switch. There will be shifts of the »figure-ground« type in the person's perception and partition of the world, and in his selective attention to signals which are to be interpreted as evidence.

What all this amounts to is this. Facing an opting situation the person knows that what is at stake is a decision between options each of which is likely to bring about a gestalt-switch-like transformation, affecting the overall nature of his belief and desirability assignments. He knows that, as a result, once embarked on his new life path, the rationality or irrationality of his future actions is likely to be assessed on a different basis from his present one - even though his canons of rationality need undergo no change at all. But as he faces the options there is no way for him to foretell what the new setup (»gestalt«) will be - or »feel« - like. The person knows *that* each option is liable to involve for him what is here termed a new rationality base, but he cannot know *which* it will be or *what* it will consist of.

This then brings us to the problem. How can a person rationally choose between options, each of which involves for him a new, unknown and unknowable rationality base, given that the best one can do is apply considerations from within the prison of his present rationality base? In short, can one opt rationally?

Now if the foregoing is coherent, and if indeed the problem I have tried to outline is a genuine one, then I believe a problem area has been located within the field of rational decision making. I submit, that is, that the notion of rational choice as commonly construed falls short of applying to cases of opting.

From what has been just said it ought not to be concluded, pessimistically, that people are inherently irrational when it comes to opting. Firstly, of course, there is the obvious point that in order to be irrational about something there must also be a rational way of going about it, and it is here the possible lack of such a rational way of going about opting that is the issue. Secondly, let us remind ourselves that in talking of rationality we often have three distinct notions in mind. We may mean 'rational' in the sense of optimal, or in the weaker sense of reasonable, or the yet weaker sense of non-mad. Now in presenting the opting challenge to the notion of rational choice it was employed in the sense of optimality. But we can easily be satisfied that even if the notion of rational choice in the sense of optimal choice falls short of applying to instances of opting, this does not imply that insofar as we are - sometimes - opters we must be - sometimes - mad.

And as to the possibility of opting reasonably, I think I had better leave this matter open. Except that I would like to allude briefly to what might be seen as a possible strategy a person may employ in an attempt to go about his opting situation reasonably.

In employing this strategy the person attempts to downgrade, as it were, the opting situation into an ordinary »middle-sized« decision situation. In practice this is likely to consist of breaking up the big step into several steps, none of which being a dramatic leap and each of which being reversible. Thus, if the decision to marry this man is to you a case of opting, you may try

to arrange for you to live together for a while so that you might get a foretaste of your future life - and of your future self - as his wife. Or again, if the contemplation of the offer of an academic chair in a country you've never been to is to you an opting situation, you may well try to negotiate first for a term of teaching there, and then possibly for a year's stay there with your family, before making the final decision, which by then you are likely not to see as an instance of opting any more.

That is to say, one way of resolving an opting situation is by consciously attempting to neutralize two of its main characteristics as an instance of opting, which are also the two heaviest psychological burdens of the opting situation: namely, its being a point of more or less dramatic discontinuity in one's life, and its involving a point of no return.

To be sure, this strategy of cutting the opting situation down to ordinary-decision size is not available in all instances of opting. But where it is available, I suggest that it is naturally resorted to and I submit that it is reasonably resorted to.



Let us enrich further the vocabulary we use for charting out the territory of big decisions by briefly introducing one more notion, the notion of *drifting*.

A person will be said to be drifting when he makes his big decisions conscious of their being decisions but not of their being at any point big. (This means dropping the second belief conjunct from the epistemic condition characterizing opting situations). That is, a drifting person carries on with the business of his life, making incremental, stepwise decisions only. It is only in retrospect that it can be seen how a certain series of such incremental steps turned out to have been all-important in determining the future shape of his life and the mode of his being.

In their book *Decision Making* (The free Press, 1977) Irving Janis and Leon Mann cite some observational reports regarding decision making on what they refer to as »such vital personal choices« as marriage and career done as succession of small decisions. They say: »Important life decisions are sometimes incremental in nature, the end product of a series of small decisions that progressively commit the person to one particular course of action. A stepwise increase in commitment can end up locking the person into a career or marriage without his ever having made a definite decision about it.« (p. 35) They also report a study indicating that »the careers of law-breakers are often arrived at in the same stepwise, drifting fashion, without any single stage at which the offenders decide they are going to pursue a life of crime.« (ibid.) The case of drug addiction may be added as another type of case in point.

In a somewhat different vein: the brief, ambiguous affair of Effie Briest with the Polish officer Major von Krampas may be seen as an instance of drifting, with catastrophic consequences Anna Karenina's liaison, on the other hand, seems to be more appropriately described in terms of her opting for it rather than having drifted into it.

It is possible that from an outside-spectator's point of view the real nature of the actor's decisions is apparent, but it is not necessary that this be so. Where a person proceeds as a drifter while an informed spectator would judge his situation as one calling for opting, I think that a case can sometimes be made for viewing the actor as engaged in self deception. The actor may be seen to be ignoring aspects of his decision situation which would reveal it for what it is: a first commitment leading down a core-affecting, irreversible road.

Let me end with a speculation.

I have spoken before of the mechanism of resolving an opting problem by dissolving it, or by »cutting it down« to ordinary-decision size. I have hinted just now at the phenomenon of self deception, which may be regarded as a mechanism for resolving an opting problem by pretending that it was an ordinary-size decision (or a series of such).

I have been silent about the more precarious idea that yet another way we may employ to extricate ourselves from an opting problem is by subtly arranging it to appear to us as a case which verges on conversion. That is, instead of labouring to construct the balance of reasons concerning the alternatives we face, we may sometimes channel our mental energies in such a way that one of the alternatives we face comes to loom as compelling and inevitable, overshadowing the other(s).

The speculation, then, is that we find pure, unmitigated opting situations difficult to deal with. We find it difficult to look them straight in the eye, as it were. The speculation also is that we may in fact be badly equipped to deal with opting situations. Infrequent, unique and totally demanding as they are from their very nature, we can hardly draw on past experience of our own, or on the experience of others, in resolving them.

And so, when an opting problem does thrust itself into our lives, we may find ourselves bemoaning the fact that we are mere rational animals and wishing that we possessed that elusive extra bit of super-rationality that could come to our aid. But then again, we might perhaps on the contrary find ourselves bemoaning our being the rational animals that we are and wishing that we were still closer to the instinctive, natural brutes; that we had more of (what William James calls) that »aboriginal marrow« in our bones which we imagine would solve our problems for us - or, indeed, would prevent us from ever having them in the first place.

Well, being neither natural brutes nor super-rational machines, all that is

left to us is to improve our understanding of our endowment of reason so as to be able to better steer the course of our lives.

Notes

- 1 Edna Ullmann-Margalit and Sidney Morgenbesser, »Picking and Choosing«, *Social Research*, Vol. 44, No. 4, 1977. To Sidney Morgenbesser I am privileged to acknowledge my debt of gratitude not just for that past work, but also for the conversations we had last summer in Jerusalem in which some of what follows originated.
- 2 Although one tends to associate >conversion< primarily with religious conversions, the term is by no means restricted to this phenomenon. There is, first, what Starbuck terms >counter-conversion<, where one converts *away* from religion. Also, » ... it may be from moral scrupulosity into freedom and license; or it may be produced by the irruption into the individual's life of some new stimulus or passion, such as love, ambition, cupidity, revenge or patriotic devotion.« (William James, *The Varieties of Religious Experience*, Collin: The Fontana Library, 1960 (1901-2), p. 181. See also his case histories of some non-religious conversions, on pp. 183-185.) Pertinent too are conversions into, and away from, communism.
- 3 Jon Ester, »The Nature and Scope of Rational-Choice Explanation.« To appear in E. Lepore and B. McLaughlin (eds.), *A Companion to Actions and Events: Essays in Honor of Donald Davidson*.
- 4 See Richard C. Jeffrey, *The Logic of Decision*, 2nd edition, University of Chicago Press, 1983 (1965), Chapter 11 and the reference to the pertinent literature at 11.11 (Probability kinematics is supposed to comprise the so-called conditionalization as a limiting case. See Jeffrey, p. 171.)

Nike Wagner

Vom Künstler und seiner Gräfin*

Zur Typologie des Hohen Paares

1795

Von Räubern verwundet liegt ein junger Mann im Schoß einer Schauspielerin. Da erscheint, auf einem Schimmel reitend, eine schöne Amazone. Sie hat einen Wundarzt bei der Hand, der das Notwendige tut, das Wunderbare vollzieht sie selbst: sie legt ihm, mit einem »heilsamen Blick« in den Augen, den eigenen Mantel sanft über den Körper. Wie von Lichtstrahlen scheint ihm ihr Haupt umflossen, es glänzt ihre Gestalt, eine »Heilige« steht vor ihm. Doch er verliert das Bewußtsein, sie verschwindet, und er wird sie mit der Seele und auf vielen Wegen suchen müssen, bis er von der Amazone, die eine Gräfin ist, durch Heirat in den Adelsstand erhoben werden wird.

1830

Ein schönes, hochmütiges Mädchen aus der besten Pariser Gesellschaft, Tochter eines Marquis, verliebt sich in den Sohn eines Zimmermanns aus der französischen Provinz, der bei ihrem Vater in Sekretärsdiensten steht und als ein »Mann von Geist« gilt. Sie setzt die Eheschließung durch, aus Furcht vor dem Skandal nobiliert der Marquis den Sekretär und setzt ihm eine Rente aus, da führen die Enthüllungen einer früheren Geliebten aus dem Provinzadel ein anderes Ende herbei. Der junge Mann, der sein Lebensziel gefährdet sieht, schießt auf seine Ex-Geliebte, wird inhaftiert und guillotiniert.

1928

Der Glanz mystisch verklärter Sexualität, die göttliche Unschuld des großen Pan fällt auf ein anderes ungleiches Paar und scheint sie, nach Überwindung vieler gesellschaftlicher und privater Schwierigkeiten, in eine glückliche Ehe führen zu wollen: die englische Lady und den Waldhüter, Sohn eines Bergbauarbeiters aus dem häßlichsten Kohlenrevier der englischen Midlands.

Diese Geschichten von Liebe und Tod, Karriere und Ehe entstammen der Weltliteratur: Goethes *Wilhelm Meister*, Stendhals *Rot und Schwarz*, und D.H. Lawrence' *Lady Chatterley*. Was aber haben diese Geschichten

*Vortrag bei den Römerbad-Colloquien zum Thema »Hoffart und Würde der Eliten« im Februar 1985.

mit dem Begriff der Elite zu tun, den wir hier untersuchen wollen? Sie haben sehr viel damit zu tun, wenn man den Begriff der Elite mit dem Begriff des Adels, der Aristokratie, in Zusammenhang bringt. Hören Sie eine berühmt gewordene Definition dieser gesellschaftlichen Schicht:

»Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die unteren Stufen der Menschheit hinaushebt, die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abhängigen, nicht durchzugehen ... brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkt werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Überfahrt, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anstatt daß andere nur für ihre Person schwimmende, sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vorteil genießen und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen.« Das ist Goethe, *Wilhelm Meister*, ausgehendes 18. Jahrhundert. Die dreimal Glücklichen sind die Aristokraten. An diesen Aristokratiebegriff möchte ich anknüpfen - die Aristokratie einmal als diejenige Klasse gesehen, die spätestens seit dem ritterlichen Mittelalter die Ideale einer Elite für sich in Anspruch genommen hat und sie immerhin so weit verwirklicht zu haben scheint, daß ihr ein Nimbus von Elite auch nach ihrer faktischen Auflösung nach zwei Weltkriegen geblieben ist.

Lassen wir jedoch den jungen Wilhelm Meister weiter rasonieren, diesmal über den Unterschied zwischen Adligen und Bürgerlichen. Der Edelmann dürfe überall vorwärts dringen, meint er, »anstatt daß dem Bürger nichts besser ansteht, als das reine stille Gefühl der Grenzlinie, die ihm gezogen ist. Er darf nicht fragen: Was bist du? sondern nur: was hast du? welche Einsicht, welche Kenntnis, welche Fähigkeiten, wieviel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darstellung der Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Jener soll tun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei, noch sein dürfe, weil er, um sich auf *eine* Weise brauchbar zu machen, alles übrige vernachlässigen muß.« Nach Goethe scheinen die Unterschiede zwischen den Ständen fast naturgesetzlich unüberbrückbar: Sein, Durch-sich-selber-Wirken, prästabilisierte Harmonie der Persönlichkeit in den Palästen, Tun und Arbeit in den Hütten, ohne Aussicht auf Selbstwertgewinn, und überdies soll der Bürger verurteilt sein zum menschlich Unvollkommenen, zum unausgeglichenen Charakter, bestenfalls zum Fachmann. Es schwant Wilhelm, daß an diesen Zuständen die »Verfassung der Gesellschaft« schuld sein könnte, doch ob oder wie sich etwas daran ändern ließe, kümmert ihn nicht. Daß sich bereits zu Goethes Zeiten etwas zu ändern begonnen hatte, daß das aufstrebende

Bürgertum eine Umwertung vornimmt und die eigenen, die bürgerlichen Werte als vorbildhaft setzt, verändert in der Folge den Begriff von Elite. Tugend und Leistung werden als »erworbener« Elite-Status betrachtet und ausgespielt gegen den »zugeschriebenen« Elite-Status der Aristokratie. Sozialphilosophisch gesehen, gibt es seither einen bürgerlichen Elite-Begriff, der sich auf die *Funktion* und auf die *Qualifikation*, und einen aristokratischen, der sich auf *Wert* und *Substanzberuft*. Daneben existierte immer ein dritter, in dem ein utopisches Element enthalten ist. Als Vorstellung von einer »Herrschaft der Besten« durchzieht der Elite-Gedanke die Philosophie von Platon bis Nietzsche.

Aus dem weiten Feld der Elite Theorien möchte ich eine Konstellation herauschneiden, in der die drei genannten Elemente des Elite-Begriffs, das ideelle, das substanzmäßige und das funktionelle zusammenspielen; es handelt sich um die Symbiose von Geistes- und Geburtsadel, personifiziert im Zusammenschluß von Künstler und Gräfin. Ich verstehe sie als soziales Modell einerseits, an dem sich eine Typologie von sozialen Situationen aufzeigen läßt, und als literarischen Topos andererseits. Weil die Literatur meines Erachtens die beste Gesellschaftswissenschaft ist, möchte ich die Schicksals-Bedingungen und Schicksals-Varianten unseres Modellpaares anhand der schon skizzierten literarischen Beispiele weiter ausführen und damit gleichzeitig die Etappen ihrer Entwicklung beschreiben. Wenn ich Sie dann an verschiedene historische Beispiele erinnere, so geschieht das, um ein gewisses Maß an Wirklichkeit in die Sozialtheorie und Literatur zu bringen.

Vorweg jedoch noch einige Bemerkungen zum mythischen, sozialen und psychologischen Hintergrund, vor dem der Künstler und seine Gräfin agieren werden. Ernst Bloch hat einmal ausgeführt, wie jede Paar-Konstellation, jedes »erotisch fixierte Zwei« von einem unbewußten oder präexistenten Ideal, vom Mythos des hohen Paares angerührt scheint. Es ist das Ideal der Ebenbürtigkeit, der leitbildartigen Union zweier Menschen. Die astralmythischen Religionen haben in der Hochzeit von Mondgöttin und Sonnengott, von Tamit und Baal, diesen Mythos begründet, Perikles und Aspasia sind die Verkörperungen in der Antike, und die Königin von Saba und Salomo in der Bibel. Im Faust-Helena-Stoff lebt das hohe Paar ebenso weiter, wie in der Union von Tamino und Pamina. Die Astralmythen sind zwar erloschen, doch das Bild hat sich erhalten und hat das Wunschbild von der Ehe geschaffen, in dem die Partner aufverschiedener, aber gleich hoher Stufe der ästhetisch-moralischen Vollendung stehen - sie die Anmut und Schönheit, er die Kraft und die Güte. Dieses Wunschbild, diese Utopie nährte fortan die erotisch-sozialen Phantasien von Märchen und Sprichwort bis zum heutigen Boulevardblatt: Gleich und gleich gesellt sich gern, Prinz heiratet Prinzessin, der Räuber kriegt die Räuberbraut. Die Stärke des

Gefühls für den Paar-Mythos erkennt man daran, daß seine Verletzung, daß eine ungleiche oder falsche Kombination von Mann und Frau als Ordnungs- und Stilbruch empfunden wird, als eine Irritation, als Mesalliance.

Meine Vermutung aber geht dahin, daß die soziale Welt es ab einem bestimmten historischen Moment eher verhindert als befördert, daß ein hohes, d.h. ebenbürtiges Paar aus derselben sozialen Schicht entstehen kann. Dazu hätten die jeweiligen Klassen ihren eigenen Aufträgen standhalten müssen, die Aristokratie dem »noblesse oblige« und der Bürger dem Ideal des Citoyen. Wenn man davon ausgeht, daß ein hohes Paar nur aus Trägern unkorrupter Werte konstituiert werden kann, muß es sich in den sozialen Querverbindungen suchen, in den sog. Mesalliancen. Die Mesalliance muß dem Anspruch auf die »wahre« Allianz gerecht werden als der Einheit der Besten. Weil beide Partner aber Deserteure aus ihrer Welt sind, ist ihr Ort immer ein Draußen - die Reise z. B. ist eine solche Form des »Draußen« - daher die äußere und innere Gefährdung dieser Union, daher aber auch ihre Affinität zum Außerzeitlichen, zum Mythischen.

Die utopisch-mythische Dimension gibt dem Modell-Paar die Tiefendimension. Vordergründig bestimmend aber ist die Ebene des Sozialen. Wichtig ist immer das soziale Gefälle zwischen dem männlichen und dem weiblichen Pol, ohne dieses kann kein Spannungsfeld aufgebaut werden, können die gegenseitigen Projektionen und Verheißungen nicht in Bewegung geraten. D. h., je ausgeprägter die gesellschaftlichen Schranken und Trennungen zwischen Aristokratie und Bürgertum sind, desto reicher die Spielmöglichkeiten, desto gefährdeter aber auch ein möglicher Zusammenhalt des Liebesbundes. Die Gräfin und der Künstler sind Figuren innerhalb einer Elite-Theorie, die an ein Gesellschaftsmodell gebunden ist, in dem die Grundkategorien von »oben« und »unten« intakt sind, im hierarchischen Sinne wie im Sinne einer Wertzuweisung. Nur dann ist die Möglichkeit eines »Abstiegs« der einen und eines »Aufstiegs« der anderen möglich, jene Zirkulation von Eliten, die zur Voraussetzung unseres Modells gehört. Diese Bedingungen stecken auch den zeitlichen Rahmen meiner Untersuchung so ziemlich ab: waren in der Feudalordnung des Mittelalters die ständischen Schranken so streng gezogen, daß der Minnesänger die hohe Frau nur besingen, aber nicht berühren durfte, so sind in der pluralistischen Gesellschaft nach dem II. Weltkrieg die Standesunterschiede so weit aufgehoben, daß jeder Künstler sich seine Gräfin auf einer Stehparty holen kann. Ich beziehe mich deshalb auf die Zeit vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Zwischenkriegszeit, auf Zeiten, in denen die Klassenstrukturen noch fest genug sind, um Differenzen zu gewährleisten, andererseits so weit erweicht, daß eine Zirkulation zwischen den Bereichen möglich ist. Mit Blick auf die Rolle des Künstlers sieht eine grobe Skizze der historischen Abschnitte etwa so aus:

In der Zeit der Restauration beherrscht die Adelswelt, nostalgisch dem Ancien Régime zugewendet und gestützt auf ihre soziale und wirtschaftliche Macht auch kulturell die Szene in einem Maße, daß Goethe behaupten konnte, daß es damals »kaum jemandem eingefallen war, diese ungeheure privilegierte Masse zu beneiden oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen«. Der Dichter ist immer noch Domestik. In der Romantik gelingt es dem Künstler allmählich, Gegenposition zu beziehen, Autonomie zu entwickeln und einen eigenen attraktiven Sakral-Raum für die Kunst zu etablieren. Der Künstler will nicht mehr Fürstendiener sein, vom ungebildeten Publikum fühlt er sich aber auch nicht verstanden. Nach Revolutionen und Restaurationen, wobei die Restauration immer weniger die Revolution einholen kann, tritt gegen Jahrhundertende die Relativität der Kategorien von oben und unten derart kraß ins Bewußtsein des Künstlers, daß er Beobachter und Kritiker wird. Seiner Abscheu vor der Welt des häßlich gewordenen Bürgers entspricht der trunkene Blick nach der einen Sphäre, in der man unberührt einem ästhetischen Lebensstil nachgeht, der aristokratischen. Der Künstler will kein Bürger sein. Mit dem I. Weltkrieg bricht die ökonomische und politische Macht des Adels zusammen. Dessen unangefochten behält er seine soziale und ideelle Höherwertigkeit. Der Jammer der Kunst bezieht sich auf die Schäden, die Industrie und Zivilisation angerichtet haben, auf den Fortschritt und die zunehmende Mechanisierung der Welt. Der Künstler wird Kündler neuer, naturmythischer Ideale: fast scheint er solidarisch mit dem verarmten Adeligen, der sich weigert, seinen Schloßpark in ein Industriegelände zu verwandeln.

Auffallend an dieser Skizze ist die verschiedene Dynamik der Bereiche. Der Adel bleibt relativ ruhig und statisch im Wechsel der Zeit, der Künstler ändert seine Rolle. Das hat mit seiner Zugehörigkeit zur bürgerlichen Schicht zu tun, deren wechselnde ökonomische und ideologische Positionen und Probleme er zu einem gewissen Grad immer mitmacht. Trotz Goethes harmonisierender Deutung des Verhältnisses Adel und Bürgertum ist der Bürger seit der Epoche des Merkantilismus aggressiv in Bewegung, er will aufsteigen. Aufsteigen kann man nur in eine Region, die oben ist, doch dort thront bekanntermaßen mit dem ganzen Gewicht von Tradition und Macht, Reichtum und Herrschaft, Prestige und Lebensstil und einer gesicherten Identität die Aristokratie. Wie kommt er da hinauf? Der Adel will ihn nicht, er ist der Klassenfeind, der Adel ist repulsiv, man heiratet unter sich. Die Geschichte des sozialen Aufstiegs in diese besetzte Welt macht die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft aus, der Bourgeoisie. Die frühbürgerlich-revolutionären Ansätze zu einem eigenen, demokratisch-ethisch inspirierten Selbstbewußtsein versagen im Laufe der ökonomischen Etablierung dieser Bourgeoisie. Doch auch mit dem Geld kann der Bürger nur ein Parvenu, ein nouveau riche, ein Snob werden. Verunsichert

in seiner Identitätsbestimmung, bedroht von einem anderen »unten«, dem dritten Stand, verstärkt er seine Orientierung nach oben. Der Adel verklärt sich für ihn zur Elite, auch als dieser keiner ökonomischen Realität mehr entspricht. In der Imitation adliger Sitten und Gebräuche versucht er die Assimilation nach oben - in einer Weise, daß man bis zum I. Weltkrieg von einer Feudalisierung des Bürgertums sprechen kann. Dies gilt vor allem für Deutschland, wo das Bürgertum seine Revolution immer noch schuldig geblieben ist, aber auch für das postrevolutionäre Frankreich, in dem sich eine Geldelite von 200 Familien nach aristokratischem Modell gebildet hat.

Der Künstler macht die bürgerliche Dynamik des Aufsteigen-Wollens mit, will aber gleichzeitig vor der bürgerlichen Norm ausgezeichnet sein und sich seine Sonderform wahren. Thomas Mann läßt in der *Königlichen Hoheit* durchblicken, daß dies nur »im erhabenen oder anrühigen Sinn« geschehen kann. Letzteres ist dem Künstler meist lieber als der Konformismus: als Aussteiger aber ist der Künstler Außenseiter. Und als Außenseiter muß er Doppeltes leisten: sich selbst als Instanz setzen, durchsetzen, kraft der Kunst anders, integrierter aufsteigen als der Handelsmann oder Bankier. Der Außenseiter im »erhabenen Sinn« ist der Künstler, der es geschafft hat, der die Nobilitierung zum Dichturfürsten oder zum Aristokraten des Geistes von der Gesellschaft erzwungen hat, der den Aufstieg zumindest so weit verwirklicht hat, als er »wertmäßig« mehr ist als der Bürger. Obwohl er deshalb noch lange kein Adliger ist, würde der Künstler als die abweichlerische Sonderform des Bürgers sich der existentiellen Sonderform des Adligen am meisten nähern.

Aber eben nur nähern. In seinem »Exkurs über den Adel« von 1908 beschreibt der Kulturosoziologe Georg Simmel wie der Künstler letztlich doch, nicht viel anders als der Bürger, auf seinen eben nur funktionalen, auf seinen Leistungs-Wert zurückgeworfen wird. Denn das Tun und Bewußtsein des Aristokraten, so Simmel, ruhe auf jener überlieferten Substanz der Familie und des Standes, die in ihm nur eine individuelle Form gefunden hat, während das Tun und der Wert des Künstlers ausschließlich aus dem »rätselhaften Einzigartigkeitspunkte seiner Individualität« fließen, hinter dem keine weitere Instanz, die ihn trüge, auffindbar ist. In anderen Worten: Gemeinsamkeit, Substanz hier, Einsamkeit, Haltlosigkeit dort. Nimmt man etwas Goldglanz weg von der »rätselhaften Einzigartigkeit des Künstlers«, so wird die Grausamkeit des Fehlens einer »tragenden Instanz« offenbar. Was fehlt, wird gesucht werden. Die Instanz kann viele Namen haben, Posten oder Institution, Mäzen oder Clique, Gräfin oder reiche Erbin. Mit der Wahl einer tragenden Instanz aber spinnen sich Abhängigkeitsverhältnisse an.

Der Weg über die Frau, über die Liebe, scheint der am wenigsten compromittierende zu sein. Ob sie nun die mütterlich-materielle Schirmherr-

schaft über sein Talent übernehmen soll, ob sie zu einer gemeinsamen romantisch-erotischen Selbstverwirklichung führt oder als die ferne Geliebte ihre schaffensanregenden Strahlen aussendet - der Weg über die Mittlerin aus der als »oben« empfundenen Sphäre ist derjenige, der die spezifisch künstlerischen Aufstiegsträume am besten erfüllt. Die Gräfin erfüllt seinen Anspruch auf Idealität in der Realität, sie hat das Schloß, das er braucht, um unbehelligt, unbelästigt seinem Schaffen nachgehen zu können, doch weit darüber hinaus, bedeutet ihre Komplizenschaft die Anerkennung seiner Ebenbürtigkeit in einem märchenhaften Sinne, auf der phantasmatischen Ebene: Die Prinzessin erkennt im Schweinehirten den Prinzen, in der dürftigen Gestalt den hohen Gehalt. Damit hat er den Bürgern wieder ein Schnippchen geschlagen, er hat ihnen bewiesen, daß er besserer, höherer Abkunft ist, »eigentlich« auch ein Prinz. In der Psychoanalyse, bei Freud, gibt es eine Theorie für dergleichen Wunschkonstruktionen, die Theorie des Familienromans. Dieser entsprechend gehört es zu den Größenphantasien des Knaben, die eigenen durch andere, sozial höhere Eltern zu ersetzen. Da die Mutter »semper certa« ist, könnte das nur über einen anderen, einen »idealen« Vater geschehen sein. Er imaginiert sich als illegitimen Abkömmling eines aristokratischen Fehltritts der Mutter. Durch seine spätere, reale Erwählung durch die Gräfin, findet das Geheimnis, das er immer gehaut hat, seine Bestätigung. Von solchen Seelenmechanismen haben die großen Romanautoren etwas verstanden, wir werden dem »Familienroman« in den Literaturbeispielen noch begegnen.

Daß einer sozial aufsteigen will, sollte eigentlich nicht Wunder nehmen. Was aber könnte eine dazu motivieren, abzusteigen? Ein Blick auf die Sozialgeschichte der Gräfin mag das klären helfen.

Analog zur bürgerlichen Feudalisierung geht eine gegenläufige Entwicklung, die der Verbürgerlichung des Adels. Sie beginnt relativ früh, schon unter Napoleon. Der bourgeoise Aufstiegsterror ist an den Mitgliedern dieser Kaste nicht spurlos vorübergegangen. Von den selbstverständlichen Platzhaltern des sozialen Oben sind sie im Laufe von zwei Jahrhunderten zu obstinaten Verteidigern alter, historisch antiquierter Positionen und Privilegien geworden. Die aristokratischen Damen, als alte Duchessen einst die Hüterinnen der Tradition oder als schöne Gräfinnen die Zentren einer Salon-Kultur, reagierten auf ihre Weise auf die Embourgeoisierung ihrer Männer. In Ehen, die aus dynastischen Gründen geschlossen wurden, gelangweilt und enttäuscht, von ihren Männern mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen betrogen, sind sie doch so weit musisch erzogen worden, so weit mit Literatur und Musik aufgewachsen, um sich vom Glück, vor allem Liebesglück, eine andere Vorstellung zu machen. Das ist ihre Form der Verbürgerlichung: über privates Glück nachzudenken. Wie man festgestellt hat, daß die aristokratische Ideologie seit der Romantik im Bürger virulent

wird, so nistet sich, ebenfalls seit der Romantik, in den Gräfinnen die bourgeoise Künstler-Idee ein. Und in dem Maße, wie sie sich von ihren Männern verlassen und einsam fühlen und nicht selber künstlerisch tätig sind, suchen sie sich im Künstler ihren Seelenverwandten, den Verbündeten ihrer Sehnsüchte. Der Künstler ist die Chance ihrer Emanzipation aus Standesfesseln, ein Helfer auf dem Weg zum verschütteten Ich, er ist Agent ihrer Freiheit und Menschlichkeit.

Mit dem Künstler suchen die Gräfinnen auch das Abenteuer. Anders aber als bei der anderen und berühmteren Variante einer Vereinigung von oben und unten, von Prinz und Tänzerin, von Graf und armem Mädel - sind die Abenteuer der Gräfin unverzeihlich, irreversibel, begründen eine echte Wahl: In Extremfällen, wie dem der Fanny von Reventlow, wird sie zur echten Absteigerin.

Sozialgeschichtlich, aber auch literaturgeschichtlich markiert unser Paar den Punkt, wo sich im Prozeß der Zirkulation der Eliten Aufsteiger und Absteiger begegnen, oder, unserer Terminologie entsprechend, Repräsentanten der Substanz- oder Wert-Elite mit denen der Funktions- und Qualifikationselite. Das erotische Moment, das durch die männlich-weiblichen Rollenbesetzungen hereinkommt, ermöglicht dabei mehr als ein Bündnis, es ermöglicht eine Verbindung, die zur Utopie hin offen ist, zu einer Liebesutopie, in deren privater Konstellation sich die größeren Konturen des hohen Paar-Mythos spiegeln. Als gesellschaftliches Modell gesehen, stiftet die Begegnung der beiden Elite-Abkömmlinge einen Moment der Gleichheit im Sinne der individuellen Ebenbürtigkeit. Sie steht im Gegensatz zu einem sozialistischen Egalitarismus und läßt das Projekt einer Zukunftsgesellschaft spüren, in dem Individualismus und Sozialismus einander nicht ausschließen.

Doch kommen wir nach soviel Theorie zur literarischen Praxis. Daß die Zukunft bei den Künstlern sei, dieser Traum ist keineswegs die Meinung, die der Autor des größten deutschen Bildungsromans vertritt, Goethe. Sein *Wilhelm Meister*, konzipiert als Theaterroman, als Künstlerroman, endet in der großen Absage an die Idee, daß die Welt der Kunst, das Theater und die Dichtung, dem Bürger den Zugang zum Höheren vermitteln können. Mit dem Helden, mit Wilhelm, wird der Leser, dessen Entwicklungsgang folgend und seine Irrtümer verfolgend, belehrt, daß der Drang zur »harmonischen Ausbildung der Natur, die die Geburt versagt hat«, nur von der aristokratischen Daseinsform befriedigt werden könne. Dieses Bildungs-Ziel stand jedoch am Anfang keineswegs fest. Wilhelm, von väterlicher Seite zur Kaufmannslaufbahn bestimmt, scheint echte Neigung, echte Talente fürs Theater zu haben, und die bunte Künstlerwelt, der er sich anschließt, mit der poetischen Figur Mignon und der lockeren Gespielin Philine, ist so offensichtlich lebenssprühender als die auf Erwerb

und Geschäfte ausgerichtetete des Bürgers. Außerdem verspricht das Theater dem Bürger eine ähnliche Persönlichkeitsausbildung, wie sie sonst nur die Aristokratie bietet. Wilhelm: »Auf den Brettern scheint der gebildete Mensch so gut persönlich in seinem Glanz als in den oberen Klassen.« Auch die ersten Begegnungen von Wilhelm und seiner Schauspielertruppe mit dem Adel zeigen diesen nicht so fleckenlos, als daß eine plötzliche Meinungsänderung in Wilhelm sich vollziehen müßte. Wilhelm wird zwar bevorzugt behandelt, insgesamt ist diese Adelswelt jedoch eine müßige, eine auf Befriedigung ihrer Launen und Gelüste gerichtete, keineswegs Vorbild. Als er z. B. zur Gräfin gerufen wird, um seine »geistreichen und empfindungsvollen Stücke« vorzulesen, verhindern die Zeremonien des Levers, der Friseur, der hereingelassene Galanteriehändler, das Besprechen der Diner-Ordnung den ungeduldigen Künstler am Vortrag. Er wird für sein vergebliches Warten mit einem zugesteckten Portefeuille und einer gestickten Weste, die der Mohr der Gräfin ihm nachträgt, abgelohnt.

Dennoch bilden die Standesunterschiede für Goethe unantastbare Grenzen, die auch auf spielerisch-illusionäre Weise nicht überschritten werden dürfen. Als Wilhelm von seiner Freundin Philine dazu überredet wird, in die Kleider des Grafen zu schlüpfen, um mit der Gräfin eine Weile den Ehemann zu mimen, findet diese Komödie des Quidproquo ein tragisches Ende: der eintretende Graf, der im Halbdunkel sein Ebenbild erblickt, wird darüber geistesgestört. Die Kritik Goethes an dem frivolen Platzwechsel als an einem Unreife-Stadium Wilhelms, ist über der spaßigen Darstellung nicht zu verkennen. Er muß sich über »Lehrjahre« hinweg den Einstieg in die Adelswelt erst verdienen. Doch ohne daß eine Gräfin ihm die Hand gereicht hätte, und ohne daß dahinter die aristokratische »Gesellschaft vom Turm« stünde, die das Schicksal Wilhelms beobachtete und lenkte, wäre das nicht geglückt. Der Roman endet mit den bescheidenen Worten Wilhelms, daß er ein Königreich erlangt habe, das er nicht verdiene. Seine Ehe mit der Gräfin - sie heißt Natalie - hat dennoch alle Voraussetzungen, um glücklich zu werden. Schiller freilich, der das Werk reich kommentiert hat, meldete Bedenken an: wie sollte Wilhelm qualifiziert sein, in diesem Verhältnis seine volle Freiheit zu behaupten? Nataliens doppelte Würde des Standes und des Herzens würden ihn immer in einer gewissen Inferiorität erhalten.

Zirka 35 Jahre später, 1830, in einem anderen großen Gesellschaftsroman, in Stendhals *Rot und Schwarz*, ist die Katastrophe da, und sie resultiert nicht zuletzt aus dieser »gewissen Inferiorität«, die der über adlige Frauengunst aufsteigende bürgerliche Held nie los wird. Stendhals entblößender Blick erlaubt keine prästabilierte Harmonie der Seelen und Charaktere mehr; sein Paar überbrückt die sozialen Diskrepanzen durch leidenschaftlich aufeinander projizierte Wunscherfüllungen. Ihre Liebe ist ein kriege-

risches Gewirr aus Taktiken und Strategien, ein grausames Macht-Spiel, in dem die Partner sich nach den sozialen und emotionellen Vorteilen hin auspokern. Und dennoch sind sie einander »promesse de bonheur«: denn sie, die »beneidetste Erbin des Pariser Faubourg«, Mathilde de la Mole, ist das, was Goethe als romantischen Charakter empfunden hat, sie ist überspannt, suchend, zum Abenteuer bereit, unsterblich gelangweilt von ihren sicheren Zukunftsaussichten an der Seite einer ihrer konventionellen gräflichen Verhehrer; sie träumt von großen Gefühlen, großen Taten, heroischen Leidenschaften. Ihre Idole sind der eigene Vorfahr, Bonifaz de la Mole, der in mittelalterlichen Zeiten auf dem Schafott starb, für die Königin Margarete, die den Kopf ihres geschlachteten Liebhabers küßte. Weil ihr Geliebter, der Schreinerssohn, Priesterseminarist und Sekretär Julien Sorel anders ist als ihr steriles, erstarrtes Milieu, weil er stolz ist und ihr durch seinen »Geist« imponiert, sieht sie in ihm den großen Helden, der ihr den Ausbruch ermöglicht, das Mittel zum Zweck, ihre Phantasien zu verwirklichen. Der gesellschaftliche Affront, den ihre Verbindung mit dem Bediensteten ihres Vaters darstellt, reizt sie eher, als daß er sie abschreckt. Außerdem hat sie in Gedanken bereits Juliens eigentlichen Adel erkannt: »Sein Auge glüht von düstrem Feuer, er sieht aus wie ein verkappter Prinz«, findet sie. Damit definiert sie nur, was dieser selbst immer gegargwöhnt hatte. Als der Marquis de la Mole sich gezwungen sieht, den Ehemann seiner Tochter in den Ritterstand zu erheben, um die Schande der Mesalliance zu vertuschen, sieht Julien darin eine Bestätigung seiner alten Familienroman-Phantasien: »Wäre es wohl möglich, dachte er bei sich, daß ich der natürliche Sohn eines großen Herren bin, den der schreckliche Napoleon in unsere Berge verbannt hat? Diese Idee kam ihm jeden Augenblick weniger unmöglich vor ... Mein Haß gegen meinen Vater wäre ein Beweis dafür. Ich wäre kein Ungeheuer mehr ...«. Was Julien Sorel in die Arme der Gräfin treibt, ist ein aus Ehrgeiz und Verzweiflung gemischter Aufstiegszwill. Er sieht das Unverhältnis zwischen seiner Armut, seinen geistigen Fähigkeiten und seinem Ruhmbedürfnis. Doch über seine Eigenschaften als Emporkömmling hinaus, vereinen ihn mit Mathilde romantische Züge, ein maßloses Ungenügen an seinem Zeitalter, das ihm versagt, Soldat und Held zu werden und ihn dazu verurteilt, die Soutane zu nehmen. Das ungleiche Paar trifft sich in seinen Träumen von Heroismus und Größe. Für ihn sind sie schließlich nur im Tod zu verwirklichen, ein eheliches Leben mit Mathilde hätte die Irrealität, die Egozentrik ihrer an Hindernissen aller Art hochgeputzten Leidenschaft zutage gebracht. Er provoziert seine Hinrichtung, es ist öffentlicher Selbstmord. In den Tagen davor ist Julien ruhig und fast glücklich, ein Held. Mit diesem Heldentod erfüllt er auch Mathildes Liebesbedingungen: sie küßt den Kopf des toten Geliebten; d. h. er ermöglicht ihr damit jene Selbsterfüllung in einer den großen Ahnen nachgelebten Vita, von der sie immer geträumt hatte.

Von der Spätromantik bis Ende des 19. Jahrhunderts findet dann eine Dämonisierung jener Komponente der Liebe statt, die in den bisherigen Standestransgressionen immer nur mittelbar sichtbar wurde: der Sexualität. Von allen Varianten tragisch überhöhter Liebestode geht das bis zur höllisch angeleuchteten Demaskierung des Triebverhältnisses - z. B. in Strindbergs »Fräulein Julie« von 1888. Dort gilt: Wer sexuell unterliegt, unterliegt sozial. Die Grafentochter hebt den Diener nicht mehr empor, sondern *er* zieht *sie* hinunter; der rücksichtslose *élan vital* der Unteren siegt über die bereits fallsüchtig gewordenen Oberen. Im 20. Jahrhundert dagegen findet eine Rehabilitierung des Sexus statt: anstatt die Paare zu vergiften, führt er sie zusammen. Die Sexualität wird zum Fluchtpunkt, zum Ort unschuldig ursprünglicher Gemeinschaft, zum Hort des Lebens und der Menschlichkeit. D.H. Lawrence' »Lady Chatterley« ist kein - wie so oft mißverstanden - pornographischer, sondern ein großer zivilisationskritischer Roman. Ausdruck für des Dichters Protest an der lebensfeindlichen Industrielwelt sind die Protagonisten, die Lady hier und der Waldhüter Oliver Mellors dort, Angestellter ihres Mannes und Sohn eines Kohlenkumpels. Zwischen dem ungleichen Liebespaar steht der adlige Ehemann. Symbolisch für die Abgelebtheit seiner Klasse gibt Lawrence ihm einen gelähmten Unterkörper. Wohlerzogen und kaltherzig sitzt er im Rollstuhl, tyrannisch und zugleich regressiv kindlich. Daß er auch der Herr der Kohlengruben ist und sich immer mehr fürs Profitmachen interessiert, macht ihn zum Bindeglied zu der anderen, ebenfalls abgelehnten Welt des proletarischen und ästhetischen Elends, der Welt, aus der der Waldhüter geflohen ist. In der »Lady Chatterley« sind alle sozialen und individuellen Bedingungen so aufeinander abgestimmt, daß eine Kombination der Besten möglich und wirklich werden kann. Zwei Menschen verlassen ihre Klassen, um dem seelischen und sozialen Tod zu entgehen, um dem eigenen Werte-Gefühl gerecht zu werden. Von verschiedenen Richtungen aufeinander zugehend, realisieren die Lady und der Arbeitersohn ihr Ideal einer neuen Liebeswelt, einer »Demokratie der Herzen«.

Lady Chatterley führte ein Leben der Leere, ein verschwommenes Guts-herrinnenleben in Langeweile, Frustration, Beziehungslosigkeit. Ihre Zugehörigkeit zum Adel gibt ihr nichts: »Es machte keine Freude, lediglich einen Standort zu wahren und zu fühlen, daß man der herrschenden Schicht angehörte. Was für ein Sinn lag darin, wenn selbst die feinsten Aristokraten im Grunde nichts positiv Eigenes zu wahren hatten und ihre Herrschaft nur eine Farce war und durchaus keine Herrschaft? Was für ein Sinn lag darin? Kalter Unsinn war das alles«, denkt Lady Connie. Ein erstes Anzeichen ihrer Rebellion ist die kurze Affäre mit dem gesellschaftlichen Aufsteiger, einem smarten Stückeschreiber. Es war der Falsche, ein Rohling. Erst der Waldhüter erfüllt die Bedingungen des Richtigen: denn er ist

ihr auf gewisse Weise ebenbürtig. Mehrfach wird darauf hingewiesen, daß er »angeborene Noblesse« besitzt, literarisch gebildet, ein »Herr« ist, vornehmen Gang habe. Dazu kommen quasi-künstlerische Qualitäten: seine Einsamkeit, seine grübelnde Art, seine »tiefere Erfahrung«, seine Sensitivität, seine Abscheu vor der »männlichen Welt«. Und er steht äußerlich - wie sie innerlich - zwischen den sozialen Klassen, ist klassenfremd. Als Offizier hatte er die Oberschicht kennengelernt, und das hat ihm den Geschmack am »Aufsteigen« verdorben. In der eigenen Klasse findet er auch nichts Attraktives, nur Kleinlichkeiten und Lohngezänk. Er lebt wirklich »draußen« in der Natur. In dieses Draußen kommt sie, die soziale Mittlerschaft übernehmen die Körper. Wieder ist es die Adlige, wieder ist es die »Gräfin«, die die aktive, drängende, mutige Rolle übernimmt. »Ich habe nichts zu verlieren,« sagt sie, die eine ästhetische Heimat zu verlieren hat, Besitz und Sicherheit. Ihr »neues Ich« will durch. Er dagegen, der nur zu gewinnen hat, ist realistisch-skeptisch, er fürchtet die soziale Dimension, ihr Geld, ihre Stellung. Die typischen exotischen Fluchtpläne tauchen auf, Afrika? Australien? Doch sie riskieren die Probe auf die Liebe: die Ehe. Ob sie glücklich wird, wissen wir nicht, hier bricht der Roman ab. Doch das Kind, das unterwegs ist, könnte als symbolisches Zeichen für die Zukunftsträchtigkeit dieser Mesalliance gelten.

Betrachtet man die Biographien hoher Paare, so ist die legale Ehe nur *eine* Form der Symbiose von Geistes- und Geburtsadel, typischer sind Verbindungen, die den Alltag nur begrenzt hereinlassen. Einander »Verheißung« zu bleiben und »Erfüllung« zu sein, verlangt oft genug nach Distanz. Die kann extrem imaginative Formen annehmen wie bei Kaiserin Elisabeth von Österreich und Heinrich Heine, sie kann eine Symbiose auf höchster politischer Ebene sein, wie die Verbindung der Queen of England mit dem Romancier Benjamin Disraeli oder sie kann eine so hindernisreiche Liebe sein, wie die zwischen dem Sozialistenführer Ferdinand Lassalle und der Gräfin Hatzfeld - oder eben die Realität einer Ehe auf sich nehmen - glücklicher bei Karl Marx und der preußischen Adligen Jenny von Westphalen, unglücklicher bei der preußischen Generalstochter Lilly von Kretschman, die mit dem Sozialisten Heinrich Braun verheiratet war.

Als Modellbeispiele für die Typologie Künstler und Gräfin möchte ich jedoch auf folgende hohe Paare eingehen: auf das romantische Ur-Bild Marie D'Agoult und Franz Liszt, das seine Fortsetzung fand in der Verbindung Fürstin Sayn-Wittgenstein-Franz Liszt, auf die Symbiose von Rainer Maria Rilke mit der Fürstin Marie von Thum und Taxis, auf die eigentümliche Liebesbeziehung von Karl Kraus mit der Baroness Sidonie von Nâdherny und auf das außerordentliche Ehe-Paar D. H. Lawrence und Frieda von Richthofen.

»Sie sind für mich der wahrhafte Typus der phantastischen, künstleri-

schen, liebenswürdigen Prinzessin, vornehm in Benehmen, Rede und Kleidung«, schrieb George Sand an Marie D'Agoult, geb. de Flavigny, die einen glänzenden Salon im romantischen Paris führte, die die prominentesten und elegantesten Kreise um sich versammelte. 1834 führt Berlioz den 22-jährigen Franz Liszt in ihren Salon, nicht ohne eindrückliche Warnung vor den Verführungskünsten der Gastgeberin. Prompt entspinnt sich zwischen der in unglücklich-kalter Standesehe lebenden schöngeistigen Gräfin und dem Sohn des esterhazyischen Hofbeamten und einer Krämerstochter, dem pianistischen Wunderkind und strahlend auratischen Künstler eine Leidenschaft. Sie sind einander die Erfüllung eines ästhetisch-geistig-erotischen Ideals. Für die Pariser Gesellschaft bedeutete es einen Skandal, als Marie D'Agoult - statt eines tolerierten, heimlichen Verhältnisses - den offenen Bruch wagt, Mann und Kind zurückläßt und zu dem Künstler in die Schweizer Berge flieht, um ganz der Liebe zu leben. Das exemplarische Paar hat für eine Weile die Idylle. Dann tritt die Wirklichkeit wieder heran, und mit den sozialen Komplikationen kommt die sog. Unvereinbarkeit der Charaktere zum Vorschein. Ihn drängt es zurück in die Welt, er ist mindestens so leidenschaftlich Musiker wie Liebhaber, er will Erfolg, Arbeit, Abenteuer, Zukunft. Sie will die Ausschließlichkeit der Liebe, will ihn ganz für sich, ist eifersüchtig und allzu stolz. Das Paar ist ständig auf Reisen. Nach fünf Jahren sind beide von der Notwendigkeit einer Trennung überzeugt. Marie kehrt aus dem gesellschaftlichen Niemandsland der Liebe zurück nach Paris, kittet allmählich ihr Verhältnis zum alten Milieu, führt wieder Salon, emanzipiert sich, wird Schriftstellerin. Doch Franz Liszt bleibt derjenige, der ihr, wie sie schreibt, »die einzig schönen Gefühle« eingeflößt hatte, die sie in ihrem Leben je gekannt. Liszt, Inbegriff des genialen, aber heimat- und ruhelosen Künstlers konzertiert in der Welt herum, bis ihn eine seiner Verehrerinnen auf ihr Schloß bei Kiew einlädt: die Fürstin Carolyne zu Sayn-Wittgenstein. Daraus entsteht keine leidenschaftliche, sondern eine eher geistig-religiöse Liebe. Im Unterschied zu Marie ist Carolyne ziemlich häßlich, aber mindestens so herrschsüchtig, intelligent und ebenso unglücklich verheiratet. Auch sie verläßt für Liszt ihre Heimat, ihre Ehe, flieht zu ihm nach Weimar. Die Scheidung wird die katholische Carolyne nie durchsetzen; das Paar lebt frei zusammen in der Altenburg, die sie ihm zum Domizil gestaltet. Die Fürstin, eine höchst arbeitsmoralische strenge Natur, bestimmt fortan über Liszts Leben, seine Beziehungen, sein Schaffen, drängt ihn schließlich in die Arme der Kirche. Im musikalischen Genie Liszts findet sie die Kompensation für alle Unbill ihres Lebens, doch waren auch seine Bedürfnisse so auf sie abgestimmt, daß er sagen konnte: »Wenn Sie nicht da sind, kann ich wirklich nichts Rechtes tun ... Ich brauche Sie unbedingt, um zu denken und zu atmen.«

Die drei anderen Paar-Konstellationen beginnen alle etwa zur gleichen

Zeit: Rilke begegnet seiner Fürstin Ende 1909, 1912 geht Frieda von Richthofen mit Lawrence auf und davon, 1913 lernt Kraus seine Baronesse kennen.

Anders als bei Liszt ist es bei Rilke nicht die Frau, die er braucht, um dichten zu können, sondern, in seinen Worten, ein Stück »geschütztes Alleinsein«. Fragil, von weiblich-fließender, einfühlsamer Psyche, entwickelt Rilke doch ein außerordentlich praktisches Geschick, um sich diese Bedingungen immer wieder zu verschaffen, d. h. den Status des Gastfreundes auf luxuriösen Schlössern, die von alten Parks und geschichts-gesättigten Mauern umschlossen sind. Als »Schloßpoet« ist Rilke fast verschrien. Doch die Form adliger Geselligkeit, die eine übertriebene Intimität ablehnt, andererseits aber zwanglose Gemeinsamkeit bietet, ist genau die soziale Zwischenform, die die Vereinsamungs-Tendenzen des Dichters unterbindet, ohne ihm deshalb die notwendige, die schöpferische Einsamkeit zu stören. Die Ehe, die er mit Clara Westhoff geschlossen hatte, keine bürgerliche Ehe, konnte solch diffizilen Bedürfnissen gerecht werden, Rilke entflieht ihren materiellen und personellen Anforderungen. Er lebt ein Reise-Leben und manchmal ist es ein Prinz, der dem »Fahrenden«, wie er sich pathetisch nennt, Aufenthalt gewährt. Öfter jedoch übernimmt eine Gräfin die Mittlerrolle zum ästhetischen Refugium, denn die Gräfin fühlt sich als Frau von Rilke verstanden und »erfühlt«. Die ideale Gefährtin, Freundin, Mäzenin und Nothelferin findet er schließlich in der kosmopolitischen Österreicherin Marie von Thum und Taxis, einer grande dame von großer geistiger und menschlicher Souveränität, die die kränkelnde Empfindsamkeit Rilkes oft genug mit Humor auszugleichen weiß. Und die Gefahr einer freiheitsberaubenden erotischen Bindung ist angenehm vermieden: Marie ist gut verheiratet, die Balance zwischen Ferne und Nähe ist gewahrt. »Ihre Wege sind einsame Wege« schrieb ihm die Fürstin einmal, »Ich kann nur zuschauen und Ihnen sagen: wenn Sie mich brauchen, rufen Sie mich!« Er ruft sie oft genug, ist häufiger Gast auf ihrem böhmischen Schloß und in Duino. Was sie ihm ist, gibt er jedoch auf seine Weise zurück. Wieder behütet eine Fürstin ein Genie. Rilke vertieft, bereichert poetisiert ihr Leben, immer wieder lesen sie gemeinsam, reisen sie, verleben sie »unvergeßliche Tage«. Man kann die folgende Szene der Namensgebung, der Neu Taufe auch symbolisch ansehen für die ungestörte Mutter-Sohn-Beziehung dieses Paares; es ist ein mystisch-nobilitierender Schöpfungsakt ihrerseits und ein Eintauch höchster Herkunft seinerseits: Der Name »Rilke«, meint die Fürstin, sei zu kurz und keinesfalls sein wahrer Name. »Rainer Maria« war ihr nicht respektvoll genug. »Doktor Seraphicus«! nennt sie ihn fortan und er erschauert. »Vielleicht ist es wirklich *mein* Name - der geheimnisvolle Name, der mir gehört.« In den Engeln der Duineser Elegien erhält die Fürstin dann die poetische Bestätigung ihres Schöpfungs-

auftrags. Rilke und die Fürstin stellen zweifellos die sublimste - die sublimierteste - Symbiose von Geistes- und Geburtsadel dar.

Gar nicht seraphisch ist die Figur und das Werk des Satirikers Karl Kraus. Und doch steckt in seiner Liebesbeziehung zu Sidonie von Nádherný ein Körnchen Rilke - seines zeitweiligen Nebenbuhlers in der Gunst der schönen Baronesse. Dieses Körnchen ist mit dem Titel einer seiner Polemiken bezeichnet: »Sehnsucht nach aristokratischem Umgang«. Darin heißt es: »Ich weiß und bekenne ... daß die Erhaltung der Mauer eines Schloßparks, der zwischen einer 500jährigen Pappel und einer heute erblühten Glockenblume alle Wunder der Schöpfung aus einer zerstörten Welt hebt, im Namen des Geistes wichtiger ist, als der Betrieb aller intellektuellen Schändlichkeit, die Gott den Atem verlegt!« Kraus meint den Park von Janowitz, der zum Schlosse Sidonies gehört. Wie immer er diesen Park mit Worten und Versen heiligsprechen wird, er braucht ihn, im Unterschied zu Rilke, nicht als den realen Wall, der seine Geisteskräfte zugleich behaust und erregt - er braucht ihn als Gegenwelt zu Wien. Aus der Spannung, die zwischen diesen Welten besteht, bezieht er seine Kreativität, bezieht er die Fruchtbarkeit seines Hasses hier und seiner Liebe dort. Gegen die Wiener Welt der bürgerlichen Gesellschaft, die für ihn aus korrupten Journalisten und Ästheten, Politikern und Psychoanalytikern, aus Handelsjuden und Börsenjobbern besteht, deren Geld- und Erfolgsstreben, deren Lügen und Intrigen ihn zum Fackel-Anzündenden zwingt, erscheint ihm die aristokratische Welt nicht nur als Inbegriff der Erlösung von dieser Reinigungsarbeit, sondern auch als ästhetische Utopie, als die irdische Verwirklichung einer ursprünglich einmal intakten Harmonie von Natur und Kultur. In der Gestalt der Schloßherrin verdichtet sich diese Utopie, wird real, erotisch, zur Frau, die er die zweite Hälfte seines Lebens leidenschaftlich lieben und umwerben wird. Seinem exorbitanten Ansturm freilich ist die Baronesse nur halbwegs gewachsen: ohne starken eigenen Schwerpunkt und am liebsten auf Reisen, unterliegt sie den Forderungen ihres Milieus einerseits - die eine standesgemäße Ehe vorschreiben -, verlangt aber zugleich nach dem größeren Reiz, der vom geistig überlegenen Künstler ausgeht; nur er kann die Suchende definieren, erkennen. »Denn ich will die echte Versuchung«, schreibt Sidonie in ihr Tagebuch, »will tief erschüttert werden, um zu wissen, wie ich erlöst werden kann ... K.K. (Karl Kraus) hat mir ein neues Reich eröffnet, neue Möglichkeiten. Wie wunderbar hat er das getan!« Sidonies Liebe zu Kraus besteht aus halbem Gewähren, halbem Verweigern, weder entscheidet sie sich für ihn, noch verläßt sie ihn ganz. Das aber erhält ihn in genau der Spannung, die seine Leidenschaft anfeuert: seine Liebesbedingungen sind psychologisch identisch mit seinen Arbeitsbedingungen. Für beides gilt, was er in einem Aphorismus behauptet: »An einem Ideal sollte nichts erreichbar sein als ein Martyrium«. Dieser Zustand

einer schaurig-schönen Unmöglichkeit erlaubt es dem Künstler aber, das versagte Glück anders zu genießen: in der utopisch-mythischen Dimension, im Bild des »ersten Menschenpaares«, das er sich und seiner Geliebten immer wieder tröstend und beschwörend vor Augen stellt.

War das Beibehalten der Standesschranken noch konstitutiv für das Paar-System Kraus-Sidonie und damit gewissermaßen antiquiert für die Epoche der 20-30er Jahre, so demonstriert das Paar Lawrence-Frieda von Richthofen das explosive Niederreißen dieser letzten Klassenbastion. Daraus entsteht kein Martyrium, sondern die Geschichte einer turbulenten, aber sehr glücklichen Liebes-Ehe. Damit diese Ehe zustande kam, waren zwei Erfahrungen ihrerseits Voraussetzung: die verarmte Baronesse steckte in einer trostlos langweiligen Frühehe mit einem englischen und sehr viktorianischen Collegenlehrer in dem mittelenglischen Nottingham; sie hatte drei Kinder. »Ich lebte damals wie eine Schlafwandlerin in einem konventionell festgelegten Leben«, meinte Frieda rückblickend. Aber sie hatte auch eine erste Etappe der Befreiung aus dieser erstickenden Enge hinter sich: ihre Liebesaffäre mit dem verrücktesten Menschen der damaligen Schwabinger Boheme, dem Anarchisten, Freud-Schüler, Mutterrechts-Vorkämpfer Otto Groß, einem sensitiven Künstlertyp, der die sexuelle Revolution predigte und auch lebte. Durch ihn kommt sie zum Bewußtsein ihrer eigenen Natur, ihres mystisch-sexuellen Charismas, das unter den patriarchalischen Moralgesetzen dahinkümmerte. Frieda ist reif zum Ausbruch, als der Bergarbeitersohn und ehemalige Schüler ihres Mannes, als D.H. Lawrence auftritt. Lawrence, selber in ungelösten Mutter- und halbgaren Frauen-Bindungen steckend, ist voller Protest gegen alles, was männlich-starre Wert- und Rollenvorstellungen anbetrifft, doch noch darin verkrampft. Die starke, lebenslustige Frieda wirkte auf den schwachbrüstigen Walliser ebenso befreiend wie er auf sie, im Erotischen wie im Geistigen. Frieda personifiziert für ihn echte Aristokratie, nicht durch Geburt, sondern durch ihren Lebensmut, sie ist Weltanschauung für ihn, Magna Mater und femme inspiratrice. Ihr Einfluß auf sein Werk ist beträchtlich. »Mir war es gegeben, ihn zum Blühen zu bringen«, schreibt sie nach seinem Tod und Lawrence hat es zu Lebzeiten bestätigt. »Die Arbeit ist von uns beiden«, sagte er von dem Roman »Söhne und Liebhaber« und das gilt für sein weiteres literarisches Schaffen; von Frieda stammt auch die Körper-Religion der *Lady Chatterley*. Unter vielen Opfern - ihre Kinder blieben bei ihrem ersten Mann - realisierte die preußische Freiherrntochter mit dem Dichter eine abenteuerliche, mutige Vagabunden-Ehe, die sie achtzehn Jahre lang durch die verschiedensten Kontinente führte und die schließlich in einem realen, außertzivilisatorischen »Draußen«, in der Künstlerkolonie Taos, Neumexico, ihr Ende findet. Im gemeinsamen Protest gegen Gesellschaft und Zivilisation verwirklichten hier der Künstler und seine Gräfin in origineller Ebenbürtigkeit ihr ero-

tisch-mystisch-künstlerisches Kultur-Ideal - ein wunderbares, gegen alle Striche gebürstetes hohes Paar.

Es war ein weiter Weg von Wilhelm und Natalie zu dem Waldhüter und der Lady, von Franz Liszt und seinen Gräfinnen zu dem Lawrence-Paar. Es war auch ein Weg, der die Auflösung von Distanz in Nähe beschreibt, die Auflösung sozialer Kategorien der Stände und Klassen in die Naturkategorien von Mann und Frau. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob damit Idee und Wirklichkeit der Paar-Elite abgeschafft sind oder nur entschärft, oder vielleicht »aufgehoben« - ?

Autoren des Bandes



Jan Assmann, geb. 1938, verh. m. Aleida geb. Bornkamm, 5 Kinder. Studierte Ägyptologie, klass. Archäologie und Gräzistik. Promotion 1965, Habilitation 1971, seit 1976 o. Professor der Ägyptologie an der Universität Heidelberg. Forschungsschwerpunkte: ägyptische Religion und Literatur, Aufnahme thebanischer Beamtengräber der Ramessidenzeit, sowie, zusammen mit Aleida Assmann und dem 1978 gegründeten Arbeitskreis »Archäologie der literarischen Kommunikation«, vergleichende Soziologie kultureller Überlieferungen. O. Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, k. Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts, Mitgl. des Instituts für Historische Anthropologie. Adresse: Ägyptologisches Institut der Universität Heidelberg, Marstallhof 4, 6900 Heidelberg.



Jonathan Barnes, geboren 1942 in der Grafschaft Shropshire, erhielt seine Ausbildung an der City of London School und am Balliol College, Oxford, wo er Latein, Griechisch und Philosophie studierte. Seit 1968 Lecturer in Philosophy an der Universität Oxford, von 1968-1978 und seit 1978 Fellow am Balliol College. Gastprofessuren in den USA, 1972 Fellow des Institute for Advanced Study, Princeton. Artikel und Bücher zum großen Teil zur antiken Philosophie. Hauptforschungsgebiete: Nacharistotelische Logik, Kriegsphilosophie. Adresse: Oriel Balliol College, GB-Oxford OX1 3BJ.



Jacques Brunschwig, geboren 1929 in Paris. Studium an der Ecole Normale Supérieure, Agregation der Philosophie, Professor für antike Philosophie an der Universität Paris X (Nanterre). Veröffentlichungen: Werkausgaben, Übersetzungen und verschiedene Artikel vor allem über Aristoteles und die philosophischen Schulen der hellenistischen Epoche. Adresse: Département de philosophie, Université de Paris X, 200 avenue de la République, F-92001 Nanterre, Frankreich.



Ludwig Finscher, geboren 1930 in Kassel. Studium 1949-1954 in Göttingen: Musikwissenschaft vor allem bei Rudolf Gerber, Deutsche und Englische Philologie, Philosophie, Theaterwissenschaft. Promotion in Musikwissenschaft 1954, danach ein Jahr am Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg und Arbeit als Musikschriftsteller und Musik- und Theaterkritiker. 1960-1967 Assistent bei Walter Wiora an den Universitäten Kiel und Saarbrücken. Habilitation mit einer Arbeit über die Entstehung des klassischen Streichquartetts 1967 in Saarbrücken. 1968 als Nachfolger Helmuth Ostoffs Ordinarius für Musikwissenschaft in Frankfurt, seit 1981 dgl. in Heidelberg. Ordentliches Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Universität Frankfurt und der Heidelberger Universität der Wissenschaften, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz, Honorary Foreign Member der Royal Musical Association London. Hauptarbeitsgebiete: Musikgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts, Musik der Wiener Klassik. Adresse: Musikwissenschaftliches Seminar der Universität Heidelberg, Augustinergasse 9, 6900 Heidelberg.

Klaus Foppa, geboren 1930 in Linz/Österreich. Nach dem Studium der Psychologie an der Universität Wien (1949-1954) und einem Jahr praktischer Tätigkeit 1955 Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung am Psychologischen Institut der Universität Würzburg; dort anschließend Assistent. Ab 1960 Assistent am Psychologischen Institut der Universität Wien, dort 1964 Habilitation im Fach Psychologie. Im gleichen Jahr Ruf an die Universität Bem, wo er bis heute tätig ist. Adresse: Psychologisches Institut, Gesellschaftsstraße 49, CH-3012 Bem.

Michael Frede, geboren 1940 in Berlin, aufgewachsen in Hamburg, promoviert in Göttingen. Assistent in Göttingen, Professor in Berkeley und, seit 1976, in Princeton. Dort Direktor des Programms für antike Philosophie. Veröffentlichungen über Platon, Aristoteles, hellenistische und spätantike Philosophie, antike Medizin und antike Grammatik. Lehrt antike und mittelalterliche Philosophie. Vertritt schwer faßbare skeptische Anschauungen. Adresse: Princeton University, Dept. of Philosophy, 1879 Hall, Princeton, New Jersey 08544, USA.

Bruno S. Frey, geboren 1941 in Basel. Studium der Nationalökonomie an der dortigen Universität. Promotion 1965, Habilitation 1969. 1970-77 ord. Professor an der Universität Konstanz, seither an der Universität Zürich. 1982/83 Visiting Fellow am All Souls College, Oxford. Hauptforschungsgebiete: Außermarktliche Ökonomie, insbesondere Neue Politische Ökonomie, sowie Ökonomie der Kunst. Adresse: Institut für empirische Wirtschaftsforschung, Universität Zürich, Kleinstr. 15, CH-8008 Zürich, Schweiz.



Lawrence M. Friedman, geboren 1930 in Chicago, Illinois, USA. Marion Rice Kirkwood Professor of Law, Stanford University, Stanford, California, USA. Hauptforschungsgebiete: Rechtssoziologie, Amerikanische Rechtsgeschichte, Rechtstheorie. Einige seiner wichtigsten Bücher: *A History of American Law* (1973); *The Legal System: A Social Science Perspective* (1975) (auch deutsche Übersetzung); *The Roots of Justice: Crime and Punishment in Alameda County, California, 1870-1910* (mit Robert V. Percival) (1981); *American Law* (1984); *Total Justice* (1985). Adresse: Stanford Law School, Stanford, California 94305, U.S.A.



Douglas Hibbs, geboren 1944 in Miami, Florida. Ph. D. in Political Science an der University of Wisconsin, Madison, 1972. 1970 bis 1977 Instruktor und später Associate Professor am Massachusetts Institute of Technology. Seit 1978 Professor of Government an der Harvard University. Hauptforschungsgebiet: Ökonometrische Modelle, Politik und makroökonomische Politik in modernen Industriedemokratien. Schrieb mehrere Bücher und zahlreiche Artikel in amerikanischen und europäischen Fachzeitschriften. Adresse: Department of Political Science, Box 5048, Goteborg University, S-40221 Goteborg, Schweden.



Jerzy Holzer, Dr.habil., Dozent am Historischen Institut der Universität Warschau. Publikationen über polnische und deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, u. a.: (in polnisch) Polen im Ersten Weltkrieg; Polnische Sozialistische Partei. Abriß der Geschichte; Mosaik der Politik in der Polnischen »Zweiten Republik« (eigentlich Geschichte der politischen Parteien in Polen 1918-1939); Solidarność - Ursprung und Geschichte; (in deutsch) Parteien und Massen. Politische Krise in Deutschland 1921-1930; Solidarität - Geschichte einer Freien Gewerkschaft in Osteuropa. Stipendiat und Gastdozent in Paris, Mainz, Freiburg, Berlin-Ost, Berlin West. Adresse: Instytut Historyczny, Uniwersytet Warszawski, Krakowskie Przedmieście 26/28, 00325 Warszawa, Polen.



Peter Jelavich, Kulturhistoriker, geboren 1954 in Berkeley, California. Promotion an der Princeton University, Junior Fellow in der Society of Fellows an der Harvard University, 1981-1985 Assistant Professor of History and of Social Studies an der Harvard University, ab 1985 an der University of Texas at Austin. Kulturgeschichtliche Forschungen über München um die Jahrhundertwende (u. a. Buchveröffentlichung »Munich and Theatrical Modernism: Politics, Playwriting, and Performance, 1890-1914«), arbeitet z.Z. über das Berliner Kabarett 1901-1944. Adresse: Dept. of History, University of Texas at Austin, Austin, Texas 78712, USA.



Joseph Kestin, geboren 1913 in Warschau. Studium an der Technischen Hochschule in Warschau und am Imperial College in London. Professor an der Brown University in Providence, Rhode Island, und Gastprofessor am Imperial College und an der University of Maryland. Doctor of Science der Universität London, Doktor h. c. der Universität Claude Bernard. Mitglied der Akademie der Ingenieurwissenschaften der USA. Ehemals Präsident des Internationalen Vereins für Wasserdampfforschung. Über 200 Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Thermodynamik und auf verwandten Gebieten. Verfasser von vier Fachbüchern. Übersetzer von vier Fachbüchern aus dem Deutschen ins Englische. Mitglied und Vorstand in einigen Beratungsausschüssen des National Bureau of Standards, des Energieministeriums, des Vereins Amerikanischer Maschinenbauingenieure u. a. Ehemaliger Mitherausgeber des *Journal of Applied Mechanics* und Mitherausgeber von sechs Fachzeitschriften. Adresse: Box D, Brown University, Providence, RI 02912, USA.



Friedrich Wilhelm Korff, geboren 1939 in Hohenlimburg/Westf. Studium der Germanistik und Philosophie 1962-1967, Promotion 1967 in Basel, Habilitation 1974 in Hannover. Professor für Philosophie an der Technischen Universität Hannover. Wichtigste neuere Publikationen: *Der komische Kierkegaard* (1982), *Drachentanz. Ein Fliegerbuch* (1981), *Auswege, Erzählungen* (1983). Adresse: Philosophisches Seminar der TU Hannover, Welfengarten 1, 3000 Hannover.

Leon N. Lindberg, geboren 1932 in Chicago, Ill. Studium der Politischen Wissenschaft und Soziologie an der University of California, Berkeley, Ph.D. 1962. Seit 1961 Dozent und Professor an der University of Wisconsin, Madison. Zahlreiche Veröffentlichungen zur europäischen Integration, zu Public Policy und Staatstheorie, Energiepolitik und Inflation sowie zu Policy-Making und Neo-Institutional Political Economy. Hauptforschungsgebiet gegenwärtig: die Rolle der Ökonomie in der Politik, Politische Theorie der amerikanischen Ökonomie. Adresse: Department of Political Science, University of Wisconsin, North Hall, Madison, Wis. 53706, USA.

Peter Machinist, geboren 1944 in Philadelphia, Pennsylvania, USA. Studium an den Universitäten von Harvard und Yale, Promotion in Yale. Zur Zeit Associate Professor of Ancient Near Eastern History an der University of Arizona. 1981 Lady Davis Fellow und Visiting Lecturer in Assyriology an der Hebrew University, Jerusalem. Hauptinteressengebiete: Kulturgeschichte des Alten Orients, Geschichte Assyriens, Syro-Palästinensische Geschichte, besonders Alt-Israel, Beziehungen zwischen Mesopotamien und Syro-Palästina. Adresse: Department of Oriental Studies, University of Arizona, Tucson, Arizona 85721, USA.

1 1 1

Christian Meier, geboren 1929 in Stolp/Pommern, ist Althistoriker in München. Er arbeitete über die römische Republik und die griechische Demokratie sowie deren Vorgeschichte. Seine besonderen Interessen gelten der Verfassungs- und Strukturgeschichte, dem politischen Denken, dem griechischen Theater und neuerdings immer mehr der Besonderheit griechischer Anthropologie. Seit einiger Zeit versucht er, neue Formen der Darstellung von Geschichte für ein breiteres Publikum zu erarbeiten. Wichtige neuere Publikationen: *Die Entstehung des Politischen bei den Griechen* (1980), *Caesar* (1982), *Introduction à l'Anthropologie Politique de l'Antiquité Classique* (1984), *Politik und Anmut* (1985). Adresse: Universität München, Institut für Alte Geschichte, Geschwister-Scholl-Platz 1, 8000 München 22.



Günther Patzig, geboren 1926 in Kiel. 1960-63 Professor für Philosophie in Hamburg, seit 1963 in Göttingen, Mitglied der dortigen Akademie. Bücher: *Die aristotelische Syllogistik* ³1969; *Sprache und Logik* ²1981; *Ethik ohne Metaphysik* ²1983; *Tatsachen, Normen, Sätze* 1980. Projekt am Wissenschaftskolleg (gemeinsam mit M. Frede): Text, Übersetzung und Kommentar zu Aristoteles' *Metaphysik Z*. Adresse: Philosophisches Seminar, Universität Göttingen, Nikolausberger Weg 9c, 3400 Göttingen.

John Prausnitz, geboren 1928 in Berlin. Studium an der Cornell University (B. Ch. E. 1950) und Promotion zum [Dr.phil. an](#) der Princeton University (1955); Wissenschaftliche Tätigkeit (chemical engineering) an der University of California, Berkeley seit 1955; Professor in Berkeley seit 1963. Guggenheim Fellow ETH Zürich (1962) und Universität Karlsruhe (1973); Humboldt Senior Fellow Technische Universität Berlin (1976). Mitglied der National Academy of Sciences (1973) und der National Academy of Engineering (1979). Hauptarbeitsgebiet: Thermodynamik der Mischphasen und ihre Anwendung zur Dimensionierung von Trennverfahren in Raffinerien und chemischen Anlagen. Adresse: Chemical Engineering Department, Gilman Hall, University of California, Berkeley, CA 94720, USA.

Wolfgang Rihm, geboren 1952 in Karlsruhe. Komponist. Studium an der Staatlichen Hochschule für Musik in Karlsruhe (Musiktheorie, Klavier und Komposition). Schüler von Eugen Werner Velte, Wolfgang Fortner, Karlheinz Stockhausen, Klaus Huber. Zahlreiche Kompositionen. Seit Herbst 1985 Professor für Komposition an der Staatlichen Hochschule für Musik, Karlsruhe. Adresse: Staatliche Hochschule für Musik, Weberstr. 8, 7500 Karlsruhe 1.



Henning Ritter, geboren 1943 in Seiffersdorf, Schlesien. Studium der Kunstgeschichte, Philosophie, Soziologie und einiger anderer schöner Sachen in Marburg, Berlin und Heidelberg. Seit 1974 freiberuflich tätig als Übersetzer, Herausgeber und Verfasser kleinerer Essays. Herausgeber der Reihe »Hanser Anthropologie« (mit Wolf Lepenies) von 1973 bis 1980, der »Europäischen Bibliothek« von 1980-1982, von J.J. Rousseau, *Schriften* (2 Bde.) 1979 und J. Burckhardt, *Die Kunst der Betrachtung* (1984). Seit August 1985 Mitarbeiter der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (verantwortlich für »Geisteswissenschaften«). Adresse: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Redaktion Geisteswissenschaften, Postfach 2901, 6000 Frankfurt/Main 1.



Ronald Rivlin, geboren 1915 in London, England. University Professor Emeritus und Adjunct Professor an der Lehigh University, USA. Studierte Mathematik und Physik an der Cambridge University. 1967-1980 Centennial University Professor und Director des Center for the Application of Mathematics an der Lehigh University; 1953-1967 Professor of Applied Mathematics, Chairman der Division of Applied Mathematics und L. Herbert Ballou University Professor an der Brown University; 1944-1953 Physiker, Leiter der physikalischen Forschung, Superintendent of Research der British Rubber Producers' Research Association. Mitglied der American Academy of Arts and Sciences und der National Academy of Engineering. Ehrendoktorwürde der Universitäten von Irland, Nottingham, Tulane und Thessaloniki. Hauptforschungsgebiete: nicht-lineare Continuum-Mechanik, die Physik der Elastomere. Veröffentlichte z.T. mit anderen Autoren ca. 250 Aufsätze in Fachzeitschriften. Adresse: Linderman Library, Lehigh University, Bethlehem, PA. 18015, USA.

Jutta Scherer, geb. 1940 in Berlin. Studium der Osteuropäischen Geschichte, Slavistik und Soziologie in Berlin, Zürich, Harvard, Paris. Seit 1980 Directeur d'Etudes an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris und Visiting Professor an der Columbia University, New York. Hauptforschungsgebiete: Die soziale und politische Geschichte der Ideologien in Russland und der Sowjetunion; Probleme der russischen Intelligencija im 19. und 20. Jahrhundert. Adresse: Centre de Recherches Historiques, Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, 54, boulevard Raspail, 75006 Paris, Frankreich.

Herta Schmid, geboren 1942 in Mülheim/Ruhr. Studium der Germanistik, Romanistik und Slavistik, Promotion 1973, Habilitation 1982. Forschungsschwerpunkte: Dramentheorie, Theatertheorie und Methoden der Analyse von Drama und Theater. Literaturtheorie des Prager Strukturalismus. Gegenwärtiges Forschungsprojekt: Das absurde Theater in Osteuropa. Das Absurde als Evolutionsperiode im osteuropäischen Theater. Adresse: Institut für Slawische Philologie, Universität München, Geschwister-Scholl-Platz 1, 8000 München 40.



Laurence Senelick, geboren 1942 in Chicago, Illinois. Studierte Vergleichende Literaturwissenschaft, Northwestern University und Harvard University (M.A. 1965; Ph.D. 1975); war gleichzeitig Schauspieler und Regisseur in Chicago, New York und Boston. Professor für Drama, Tufts University seit 1972; Gastprofessor, New York University, Harvard University; Mitglied des Russian Research Center, Harvard University. John Simon Guggenheim Fellow (1979-1980); Stipendiat des National Endowment for the Humanities (1976). Bücher: *Anton Chekhov* (1985); *Russian Satiric Comedy* (1984); *Serf Actor* (1984); *Gordon Craig's Moscow Hamlet* (1983); *Russian Dramatic Theory from Pushkin to the Symbolists* (1982); *British Music-Hall 1840-1923* (1981); zahlreiche Artikel in akademischen Zeitschriften und Enzyklopädiën. Seine Übersetzungen von Chekhov, Bulgakov, Feydeau et al. werden häufig in den Vereinigten Staaten inszeniert. Stücke: *City Men* (mit Philip Blackwell); *Dead Souls* (aus Gogol) usw. Adresse: Department of Drama, Tufts University, Medford, MA. 02155, USA.

Eric Stein, Hessel E. Yntema Professor of Law Emeritus an der University of Michigan Law School, geboren 1913 in der Tschechoslowakei. Erstes Juristisches Examen an der Karls-Universität Prag. 1942 Dr. jur. an der University of Michigan, danach Dienst in der United States Army in Afrika und Europa. Von 1946 bis 1955 Mitglied des United States Department of State, danach Dozent an der University of Michigan. Lehrte und las an der Haguer Akademie für Internationales Recht und an anderen amerikanischen und europäischen Universitäten. Dr. h. c. der Vrije Universiteit Brüssel und der Université Libre Bruxelles. Preisträger der Alexander von Humboldt-Stiftung 1982. Veröffentlichungen zum internationalen Recht und zur Organisation, zum europäischen Recht und zum Föderalismus. Adresse: University of Michigan Law School, Legal Research Building, Ann Arbor, Michigan 48109, USA.

Juni Striedter, geboren 1926 in Novgorod, Rußland. Studium der Germanistik in Heidelberg, der Slavistik in Paris und Berlin. Promotion 1953, Heidelberg (*Die Fragmente des Novalis*), Habilitation (Slavische Literaturen) Berlin 1960 (*Der Schelmenroman in Rußland*). Professor für Slavische Literaturen, FU Berlin 1960-1966; Professor für Literaturwissenschaft, Universität Konstanz 1967-1976; Professor for Slavic and Comparative Literature, Harvard University seit 1977. Gastprofessuren an den Universitäten Harvard, Yale, Columbia, Zürich. Bücher und Artikel über deutsche und slavische Literatur, Literaturtheorie (*Russische Formalisten, From Formalism to Structuralism*) etc. Adresse: Department of Slavic Languages and Literatures, 301 Boylston Hall, Harvard University, Cambridge, Mass. 02138, USA.



Jan Szczeparski, geboren 1913 in Ustron, Kreis Cieszyn, Polen. Studium der Philosophie und Soziologie an der Universität Poznan. M.A. in Philosophie 1936, Dr. phil. in Soziologie 1939. Im Krieg gewöhnliches polnisches Schicksal. Seit 1945 zuerst Assistent, dann Professor und schließlich Rektor der Universität Lédzki in Lodz. Seit 1963 Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Seit 1968 Direktor des Instituts für Philosophie und Soziologie an der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Seit 1982 emeritiert. Veröffentlichte 28 Bücher und mehrere hundert Aufsätze. Adresse: ul. Mokotowska 46a m 23, 00543 Warszawa, Polen.



Percy H. Tannenbaum, geboren 1927 in Montreal, Kanada. Ph. D. in Kommunikationswissenschaft und Psychologie 1953 an der University of Illinois. Professuren an den Universitäten von Illinois, Wisconsin und Pennsylvania. Professor of Public Policy (seit 1970) und Director des Survey Research Center an der University of California, Berkeley. Er ist Fellow der American Association for the Advancement of Science, der American Psychological Association und der California Academy of Sciences. Neben über 100 Artikeln und Beiträgen in Fachzeitschriften und Fachbüchern ist er Autor bzw. Co-Autor der folgenden Veröffentlichungen: *The Measurement of Meaning*, *Handbook of Cognitive Consistency Theories*, *The Entertainment Effect of Television*, *Tuned-In TV/Turned-Off Voters*. Adresse: Survey Research Center, University of California, Berkeley, CA 94720, USA.

Edna Ullmann-Margalit, geboren 1946 in Jerusalem. Nach der Absolvierung ihres Militärdienstes erhielt sie ihr B.A. 1969 in Jerusalem in den Fächern Mathematik und Philosophie. Dr. phil. 1973 in Oxford. Senior Lecturer an der Hebrew University, Jerusalem. Außerdem seit 1981 Coordinator des Israel Colloquium for the History, Philosophy and Sociology of Science. Veröffentlichungen: *The Emergence of Norms*, Oxford University Press, 1977. Aufsätze u. a. zu Generalization Argument, Invisible-Hand Explanations, Picking and Choosing, the Notion of Presumption. Hauptinteressengebiete: social and moral philosophy, decision theory and practical reasoning, philosophy of science, logical positivism. Adresse: Department of Philosophy, The Hebrew University, Jerusalem, Israel.

Nike Wagner, geboren 1945 in Überlingen/Bodensee. Studien der Theater-, Musik- und Literaturwissenschaft in Berlin, München und den USA. Doktorat in der Germanistik von der Northwestern University, Evanston, Illinois. Von 1975 bis 1982 Wohnsitz in Wien; danach Übersiedlung nach Paris. Freiberuflich publizistisch tätig. Schwerpunkt: Kultur- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, insbesondere der Wiener Jahrhundertwende.



Hannelore Weck-Hannemann, geboren 1954 in Ravensburg. Studium der Volkswirtschaftslehre an der Universität Konstanz. Promotion 1982 an der Universität Zürich. Hauptsächliche Interessengebiete: Politische Ökonomie, Probleme der Wirtschafts- und Finanzpolitik sowie empirische Wirtschaftsforschung. Arbeiten zur Schattenwirtschaft und zum Zusammenhang von Wirtschaft und Politik in der Weimarer Zeit (gemeinsam mit Bruno S. Frey). Adresse: Institut für empirische Wirtschaftsforschung, Universität Zürich, Kleinstrasse 15, 8008 Zürich, Schweiz.



Krzysztof Wilmanski, geboren 1940 in Lodz, Polen. 1965 Promotion, 1970 Habilitation. Von 1970-1979 a. o. Professor, ab 1979 o. Professor am Institute of Fundamental Technological Research (Warschau). Gastprofessuren an der Johns Hopkins University, Baltimore, an der Universität Bagdad, Irak, Alexander von Humboldt-Stipendiat an der Universität-GH-Paderborn und an der TU Berlin. Hauptforschungsgebiete: Kontinuum-Mechanik, Thermodynamik. Ca. 30 Veröffentlichungen, 4 Bücher. Adresse: Institute of Fundamental Technological Research, Świętokrzyska 21, 00-049 Warsaw, Poland.

© 1986 by Wolf Jobst Siedler
Verlag GmbH, Berlin
und Wissenschaftskolleg zu Berlin
- Institute for Advanced Study -
Alle Rechte, auch das der fotomechanischen
Wiedergabe, vorbehalten
Redaktion: Ingrid Rudolph
Satz: Bongé & Partner, Berlin
Druck: Druckerei Gerike, Berlin
Buchbinder: Luderitz & Bauer, Berlin
Printed in Germany 1986
ISSN 0724-326X
ISBN 3-88680-165-9